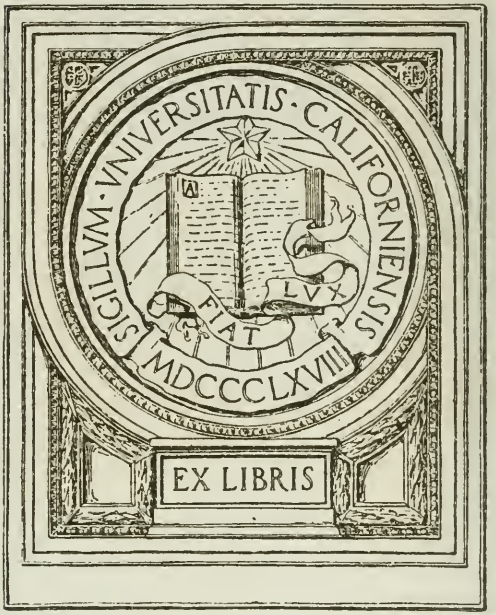
A 000 407 110 6
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
AT LOS ANGELES



ROLF HOFFMANN

UNIVERSITY of CALIFORNIA
AT
LOS ANGELES
LIBRARY

Deutsche Geschichte

von

Karl Lamprecht.

Der ganzen Reihe achter Band.

Erste Hälfte.

Dritte Auflage.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1911.

Deutsche Geschichte

von

Karl Lamprecht.

Dritte Abteilung:

Neueste Zeit.

Zeitalter des subjektiven Seelenlebens.

Erster Band.

Erste Hälfte.

Dritte Auflage.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1911.

133132

Alle Rechte vorbehalten.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Vorwort zur dritten Auflage.

Für diese dritte Auflage des ersten und zweiten Teiles des Achten Bandes der Deutschen Geschichte haben die Herren Dr. A. Koehler, Erster Assistent, und Dr. F. Schulze, Repetent am hiesigen Königlichen Institut für Kultur- und Universalgeschichte, die Durchsicht übernommen und in eingehender Weise erledigt. Der Verfasser hat daneben mit einigen Zusätzen und Veränderungen eingegriffen. Eine Wandlung der grundsätzlichen Auffassung und Stellungnahme ist dabei nicht erfolgt.

Leipzig, 24. Juli 1911.

Karl Lamprecht.

Inhalt.

Einleitung.

Seite

I. Übersicht über den inneren Verlauf des individualistischen Zeitalters . . . . . 3—24

Allgemeiner Charakter des Seelenlebens des 16. bis 18. Jahrhunderts. Seine Perioden. Entwicklung der einzelnen Seiten des Seelenlebens: Sitte, Weltanschauung und Glaube; Wissenschaft; Phantasietätigkeit (bildende Kunst, Dichtung, Musik); Willenstätigkeit (Verfassung, äußere Politik). Grundergebnisse.

II. Der Charakter des subjektivistischen Zeitalters 24—61

Zentralerscheinungen: Freistellung der Persönlichkeit; Überströmen der Persönlichkeit in die Umwelt; Selbstbindung der Persönlichkeit. Wichtigste Auswirkungen: auf dem Gebiete der Verstandestätigkeit (Verständnis des eigenen Inneren: Erkenntnistheorie, Psychologie; Beherrschung der Natur- und Menschenwelt: Universalismus, Historismus; Verhältnis zum Kosmos und Überweltlichen: Philosophie, Religion) — auf dem Gebiete der Phantasietätigkeit (Musik, Dichtung, bildende Kunst) — auf dem Gebiete der Willenstätigkeit (Entwicklung des Demokratismus, Kosmopolitismus und Nationalismus).

III. Das subjektivistische Zeitalter in seinem Verhältnis zu den früheren Kulturzeitaltern der deutschen Geschichte, insbesondere zum individualistischen. . . . . 61—90

Subjektivismus und Individualismus: sekundäre und primäre Gegensätze, höhere Einheiten über diesen. Subjektivismus sowie Individualismus in ihrem Verhältnis zu den Kulturzeitaltern der Urzeit und des Mittelalters: zur Urzeit zunächst, dann zum Mittelalter. Zum inhaltlichen und erkenntnistheoretischen Charakter der Kulturzeitalter überhaupt. Allgemeinster Sinn der geschichtlichen Entwicklung. — Kurze Übersicht über die Epochen und Perioden des subjektivistischen Zeitalters von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Begrenzung der Erzählung auf die erste Periode des Zeitalters (ca. 1750—1870).

Zweiundzwanzigstes Buch.

Erstes Kapitel. Entstehung und erste Entwicklungsperiode des modernen Bürgertums.

Seite

I. Verfall des alten Bürgertums: Verfall des Handels . . . . . 93—111

Unterschied zwischen mittelalterlichem und neuzeitlichem deutschem Bürgertum: Verfall des alten Handels, insbesondere auch am Rhein, aus heimischen Gründen: Feindseligkeit der Fürsten, Gleichgültigkeit und Unfähigkeit des Reiches, Uneinigkeit des Bürgertums; spezieller Verlauf der Entwicklung im Südosten. Verfall des Handels infolge internationaler Einwirkungen: allgemeine Wandlungen des Welthandels seit dem 16. Jahrhundert, Einwirkungen der Engländer im Norden und innerer Verfall der Hanse; Verfall der süddeutschen Geldmächte. Einwirkungen des Dreißigjährigen Krieges; Verfall auch des Warenhandels.

II. Verfall des alten Bürgertums: Verfall der Industrie. Lage der wichtigen Städte des 16. Jahrhunderts im 17. und 18. Jahrhundert . . . . . 111—131

Entwicklung der Manufaktur im Gegensatze zum Zunftwesen vom 14. bis ins 16. Jahrhundert: Entstehungsgründe und verschiedenartige Formen, Ausbreitung auch auf das platte Land bis zum 16. Jahrhundert, Aussichten weiterer Entwicklung gegen Schluß der Periode. Entwicklung und Verfall des älteren Zunftwesens und der Gesellenverbände bis gegen Schluß mindestens des 17. Jahrhunderts. Rückwirkung auf die großen Städte der früheren Zeit, insbesondere die Reichsstädte in Wirtschaftsleben, sozialen Zuständen und Verfassung.

III. Reste und Weiterbildungen der alten Blüte: Städte der nördlichen und südlichen Grenzen . . 131—141

Motive der besonderen Entwicklung dieser Städte. Spezielles über die Ost- und Nordseestädte, Kulmination der Entwicklung dieser in Hamburg. Die oberrheinischen und schweizerischen Städte, insbesondere Zürich und Basel.

IV. Entwicklung eines neuen Handelsstandes in den Großstädten des mittleren Deutschlands . . . . 141—153

Aufblühen eines mitteldeutschen Handels seit Ausgang des Mittelalters: die Straßen Frankfurt—Halle, Köln—

Seite

Braunschweig—Leipzig—Breslau, Nürnberg—Leipzig—Hamburg und ihre Bedeutung. Emporblühen der Städte dieser Handelswege, insbesondere Frankfurts und Leipzigs. Schicksale der Handelsstellung Frankfurts und Leipzigs vom 16. zum 18. Jahrhundert.

V. Die Entwicklung der Manufaktur in den nächsten Menschenaltern nach dem Dreißigjährigen Kriege 153—166

Allgemeine Lage im 16. Jahrhundert und nach dem Dreißigjährigen Kriege. Autonome Bildungsformen der Manufaktur: ländliche Manufaktur ursprünglich kleiner Meister mit Hausiererverlegern; hausindustrielle Manufaktur städtischer Kapitalisten auf dem platten Lande; günstige Entwicklung beider. Fürstliche Förderung der Manufakturen, vornehmlich z. B. in Österreich. Grenzen des Erfolges einer solchen Förderung. Unterschiede der katholischen und der protestantischen Länder in der Förderung der Manufaktur. Bedeutung der Refugiés für die Entwicklung der deutschen Industrie bis hinein ins 18. Jahrhundert.

VI. Erster Aufschwung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; Umgestaltung der Zunft und Reglementierung der Manufakturen . . . . . 166—179

Entwicklungsgeschichtlicher Charakter von Zunft und Manufaktur um 1700; leiser Aufschwung des Wirtschaftslebens. Die Zunftreform seit den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts: Eingriffe des Reiches in die Gesellenverfassung, territoriale Gesetzgebung; freiheitliches Wesen der Reform. Die Reglementierung der Manufaktur: innere soziale Durchbildung der Manufaktur, Drang nach größerer Freiheit bei Unternehmern wie Arbeitern; territoriale Politik gegenüber den Manufakturen, Regalisierung, Reglementierung, Charakter und soziale und wirtschaftliche Einzelbestimmungen des Reglements.

Zweites Kapitel. Neue Gesellschaft, neues Seelenleben.

I. Allgemeiner Entwicklungsgang der neuen bürgerlichen Schichten . . . . . 180—200

Genereller Verlauf der Entwicklung des Wirtschaftslebens: erste Periode des Zeitalters der Unternehmung; Charakter dieser Periode. Um- und Ausbildungen des Bürgertums: die bürgerliche Aristokratie der ersten Hälfte, ihr Verfall in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts; Entwicklung der mittleren Klassen seit dem dritten Jahrzehnte des 18. Jahr-

Seite

hunderts, ihre Zusammensetzung, ihre Blüte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, ihre Bedeutung für das Geistesleben. Anteil der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung überhaupt an dem seelischen Übergange zum Subjektivismus.

II. Entwicklung der gebildeten Gesellschaft des 18. und 19. Jahrhunderts . . . . . 200—230

Allgemeiner Charakter und generelle Entwicklung dieser Bildung. Die soziale Rekrutierung der Gebildeten im 18. Jahrhundert: Bürgertum, Bauerntum, Gelehrte, Beamte, Adel, Fürsten. Bürgerliche Grundlage. Intellektualistischer Kern im Verhältnis zu den früheren Formen geistiger Gesellschaften.

III. Empfindsamkeit und Sturm und Drang. . . . . 230—250

Verlust der alten seelischen Dominante überhaupt. Psychische Dissoziationen infolge Gleichgewichtsstörung durch ein Übermaß neuer Reize. Störungen des Strebens und Wollens. Störungen des Anschauens und Urteilens. Neue Empfindungsnuancen. Mischgefühle. Ausgang.

IV. Neue Anschauung, neues Urteil . . . . . 250—270

Fremde Einflüsse und ihre Bedeutung. Neue Anschauung der Natur: Erweiterung der Naturanschauung, Umgestaltung des inneren Verhältnisses zur Natur. Neue Anschauung der Menschen: Annäherung der Menschen untereinander, Freundschaftsgefühle, Menschenkenntnis und Psychologie, naturalistisches Verständnis des erweiterten Seelenlebens. Neuer Naturalismus überhaupt: in Dichtung, Kunst, Wissenschaft. Umgestaltung des Naturalismus zum Idealismus: neue ästhetische Dominanten.

V. Neues Fühlen und Wollen, neue Frömmigkeit und Sittlichkeit . . . . . 270—302

Auflösung der alten sittlichen und religiösen Dominanten. Neue Frömmigkeitsgefühle: freie Entwicklung, Entwicklung auf dem Boden der Kirche, vornehmlich des Luthertums. Neue ethische Bestrebungen: sittliche Gärung hin zu neuen Gefühlen der Liebe, der Freundschaft, des Kosmopolitismus; Rückwirkung auf die bestehenden sittlichen Institutionen, insbesondere die Familie (Frauenemanzipation); neue theoretische Synthese innerhalb des Bereiches der Einzelpersönlichkeit, noch nicht darüber hinaus in sozialpsychischem Gebiete; praktische Synthese in der Erziehung (früheste Ideale, Philanthropinismus, Gymnasialbildung).

Verbesserung zu Seite 212 302

Einleitung.

I.

Vom Eintritte in das Zeitalter des Subjektivismus ab hat unsere Erzählung über Jahrzehnte und jetzt schon Jahrhunderte nationaler Geschichte zu berichten, die namentlich in ihrem Anfange gleich herrlich und von mindestens gleich großer weltgeschichtlicher Bedeutung waren wie die der Reformation und die der schönen Kaiserzeit des Mittelalters. Um wie viel näher aber liegen diese Zeiten dem lebenden Geschlechte! Und wie gut überschauen wir für sie Keime des Werdens, Wachstum, Fruchtansatz und Reife!

Es sind Zeiten von einer Bedeutung, daß sich ihnen der Historiker nur mit scheuem Schritte nahen wird; und wohl mag ihm zumute werden wie Mose, da er die Schuhe auszog: denn dieser Ort ist heilig. In früheren Jahrhunderten würde er in verdoppelter Inbrunst die Muse angerufen haben. Und auch heute werden wir in keinem anderen Gefühle als dem der Ehrfurcht von den geistigen Großtaten zunächst der Männer der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hören wollen, jener Ahnen, deren persönliches Gedächtnis, von Enkel zu Enkel überliefert, teilweis auch heute noch nicht verschwunden ist, deren Gestalten jedenfalls schon Fleisch waren von unserem Fleisch und Geist von unserem Geiste.

Vergegenwärtigen wir uns, bevor der Versuch gemacht wird, eine allgemeine Charakteristik des subjektivistischen Zeitalters in seinen hauptsächlichsten Zügen zu geben, noch einmal kurz das geistige Wesen des Individualismus, der Zeiten also vom 15. bis zum 18. Jahrhundert.

Man kann von ihnen sagen, daß sie den einzelnen Menschen schon als Individuum kannten und ihm als solchem zum Leben

verhalfen; nicht mehr als Exemplar seiner Gattung, nicht mehr als Typus bloß wurde das menschliche Einzelwesen betrachtet.

Im Mittelalter hatte der einzelne gegolten eigentlich nur im Kreise seines Geschlechtes und seiner Familie und in der eng genossenschaftlichen Standesgliederung der bäuerlichen Nachbarn, der Zunftbrüder, der Gildekaufleute, der Universität oder des Klerus, der Ritterschaft oder des Adels; und in seinen religiösen Bedürfnissen vor allem hatte er sich nicht unmittelbar an Gott gewiesen erblickt, sondern war gebunden gewesen an die kultischen und sakramentalen Einrichtungen der Kirche. Nunmehr dagegen, seit dem 16. Jahrhundert, stand der einzelne viel freier da in all diesen Beziehungen; die Reformation stellte ihn dem Christengotte unmittelbar nur noch unter Christi Vermittlung gegenüber, und Familie wie Genossenschaft umfaßten sein Leben nicht mehr mit der bindenden Bevormundung früherer Zeiten. So erschien er im wesentlichen schon geistig selbständig und auf eigene Füße gestellt.

Aber — und das ist das Bezeichnende der Lage des 16. bis 18. Jahrhunderts — er war isoliert selbständig; es wurde nicht vornehmlich an seine Auswirkung hinein in die Umwelt im Sinne der Betätigung eines lebendigen Subjektes gegenüber dem Objekte der Erscheinungen im Natur- und vor allem im Menschendasein gedacht. Indem die Welt des 16. Jahrhunderts bis dahin lastende Fesseln abstreifte, zerstörte sie die aus der Gebundenheit des Mittelalters her bestehenden allgemeinen Zusammenhänge der Individuen; und soweit sie dieselben nicht ableugnen und aufheben konnte, wie z. B. im Staate, sah sie in ihnen nur durch den freien Zusammenschluß der Individuen geschaffene Summationen von Einzelkräften ohne eigenes Leben, Massen nur von Individuen, deren Eigenschaft allein darin zu bestehen bestimmt schien, eine Summe zu sein, ohne ein Leben, das darüber hinausging und etwa aus der Tatsache der Gemeinsamkeit als solcher und aus der gemeinsamen Durchdringung aller entfaltet war. Es ist der seelische Zustand, der die Möglichkeit zur Entwicklung der absoluten

Monarchie bot, indem er das staatliche Bewußtsein des einzelnen einschläferte, in seiner Entwicklung unterbrach, ja schließlich aufzuheben geeignet schien.

Das Individuum stand also in dieser Zeit für sich da als ein gleichsam mit Grenzsperren gegen andere Individuen versehener, aus sich selbst nur lebender Mikrokosmos: fensterlos, wie es Leibniz bezeichnet hat. Zum Ausdrucke kam das in der Tatsache, daß das Seelenleben nicht als eine Reihenfolge von aktuellen Vorgängen und die Seele selbst als Trägerin einer solchen Aktualität, gegenwärtiger wie festgehaltener vergangener und geahnter zukünftiger, begriffen wurde, sondern als ein in sich abgezirkelter Vorgang auf der Grundlage der Vorstellung von einem ständigen innerlichen Sichgleichbleiben der seelischen Auswirkung.

Dementsprechend erschienen dann, bei der Isoliertheit des seelischen Lebens der Individuen, die Willenskräfte der Seele, wie sie ja wesentlich nur auf einen äußeren Anstoß und nach außen hin wirksam werden, als untergeordnet, als grundsätzlich gleichsam geleugnet, als jedenfalls minder wichtiger Teil der menschlichen Individualität. Und noch geringer wurde das Gebiet der Affekte, das Gemütsleben und die eng mit ihm verknüpfte Tätigkeit der Phantasie, weil ebenfalls von außen bedingt und nach außen trachtend, eingeschätzt. In den Vordergrund traten dagegen die Verstandeskräfte, und auf ihrer Grundlage gipfelten die seelischen Anlagen dem Zeitalter in einer Vernunft, die als konstant und als dem Menschengeschlechte von Gott in besonderer Gnade verliehenes Erbteil angesehen wurde, als eine Gabe, die es von der Tierwelt grundsätzlich scheide; und Wille wie Trieb und Gemüt wie Phantasie galten als nichts denn als von der Vernunft zu beherrschende und ständig zu leitende, ihr also untergeordnete praktische Auswirkungen der Seele.

Da war es denn freilich selbstverständlich, daß die Kultur des 16. bis 18. Jahrhunderts je länger je mehr eine extreme Kultur des Verstandes wurde; in der Tat hat sich darum in ihr nichts gewaltiger entwickelt als die Wissenschaft, während

praktisch-sittliches Handeln, religiöses Gefühl und künstlerische Phantasietätigkeit zurücktraten und schließlich teilweise fast verdorrten. Und so erklärt es sich weiter, daß in der allgemeinen Weltanschauung des Zeitalters allmählich zwei Pole als allbeherrschend und von jedermann angenommen hervortraten: die individuelle und die allgemeine Vernunft: Gott und Persönlichkeit. Dabei hieß Persönlichkeit im Verstande der Zeit eine Seele, die in sich frei, von niemand behindert, dahinlebt, und deren Kern ein in sich weiterhin nicht mehr begreifliches, festes, unabänderliches X, ein Teil der allgemeinen Vernunft ist. Und demgemäß erschien als allgemeinster Ausdruck der Ideale der Zeit allmählich die Formel: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit.

Dies ganze Zeitalter aber, das in seinen engeren Grenzen etwa von 1500 bis 1750 gewährt hat, zerfiel wiederum in zwei Perioden, die etwa durch den dreißigjährigen Krieg geschieden wurden.

In der ersten dieser Perioden war die neue individualistische Psyche noch in Entwicklung begriffen. Die Zeitgenossen waren sich über den Begriff der Individualität noch nicht vollkommen klar; sie lebten sich erst unbewußt in die neue Art der Persönlichkeit ein, taten teilweise enthusiastisch die hierzu nötigen Schritte, strebten unabgeklärt nach demjenigen Grade der persönlichen Ausübung, den dann die spätere Periode aufweist. Sie wurden darin zumeist gefördert, bisweilen auch gehemmt durch den Einfluß der Renaissance, die ihnen Bestandteile einer Kultur zuführte, welche dem von ihnen ersehnten Kulturideale entsprach. Indem sich aber eigenes Streben und fremder Einfluß in dieser Periode so miteinander verbanden, erhielt die Kultur schon dieser Zeit ein etwas buntscheckiges Aussehen, zumal noch starke Reste des Mittelalters fortlebten; und es fällt der Geschichtschreibung bisweilen nicht leicht, in dem Chaos sich kreuzender Strömungen die wesentlichen Richtungen aufzufinden und lückenlos zu verfolgen.

Die zweite Periode, in den weitesten Grenzen die Zeit von 1600 bis 1750, ja in gewissen charakteristischen Ausläufern

noch bis 1840 und länger, zeigte demgegenüber den klaren Ausdruck des Zeitalters vom Vernunftvollen bis zum Nüchternen, vom noch menschlich Vollsäftigen bis zu einem Punkte, da alles, auch die Kunst und die Macht, als auf dem Wege der Verstandestätigkeit erreichbar betrachtet wurde. In ihr erschienen also die Konsequenzen der seelischen Entwicklung deutlich und umfassend gezogen, um so mehr, als der Einfluß des Altertums zurücktrat oder nur noch ins rein Rationale umgebogen fortwirkte. Nun wuchs allerdings demgegenüber und gleichsam zum Ersatze der Einfluß der fremden Nationen, eine Folgeerscheinung jenes Rückganges der deutschen materiellen Kultur wenigstens des Binnenlandes seit der zweiten Hälfte schon des 16. Jahrhunderts, der noch wesentlich durch die Einwirkungen des dreißigjährigen Krieges verschärft wurde; aber dieser Einfluß erfolgte von Kulturen her, die sich schon im selben, nur etwas weiter fortgeschrittenen Entwicklungsgange befanden wie die deutsche und der deutschen auch sonst in wesentlichen Stücken verwandt waren: so daß er den Verlauf unserer Geschichte zwar verwickelte, aber längst nicht in dem Grade eingehend und umgestaltend bedingte, wie dies die Renaissance des 16. Jahrhunderts getan hatte.

Dieser allgemeinste und tiefere Verlauf der seelischen Entwicklung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert läßt sich nun in seinen Einzelwirkungen auf jeglichem Gebiete des Geisteslebens und der einzelnen psychischen Betätigungen verfolgen.

Am tiefsten und klarsten vielleicht im Bereiche des moralischen und religiös-philosophischen Lebens, in Sitte, Weltanschauung und Glauben. Während das sittliche Leben des 16. Jahrhunderts noch einen Wirrwarr der verschiedensten Erscheinungen aufwies — die oberen Stände, selbst die Fürsten, verharrten wesentlich noch in der bürgerlichen Sitte der feinsten städtischen Kreise der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts, die Humanisten lebten halb römisch, die Bauern noch mittelalterlich —, standen das 17. und 18. Jahrhundert in steigendem Grade und in allen Schichten unter dem Einflusse rationaler Nützlichkeitslehren. Und wenn in der Philosophie das 16. Jahr-

hundert und auch noch das 17. in gewissen ihrer geistigen Strömungen unabgeklärte panpsychische Systeme aufwiesen, obgleich auch sie schon ganz in dem Felsen des Selbstbewußtseins als des Kerns der Individualität und des Gottesbewußtseins verankert waren, wie auch noch der mystische Pantheismus Spinozas: — so zeitigte die spätere Zeit dagegen die Versuche einer rationalen Erklärung der Welt von den Gegensätzen der unsterblichen Seele und Gottes aus, am vollendetsten vielleicht in dem Denken von Leibniz.

Nicht ganz so einfach verliefen die Dinge in der Theologie. Auf dem Gebiete des christlichen Glaubens war der entscheidende Bruch mit dem Mittelalter erfolgt; nirgends war darum so frisch und so klar die Freiheit des Individuums proklamiert worden wie in der theologischen Wissenschaft. Indem man aber diese Freiheit aussprach, ließ man doch noch, als einen letzten Rest von Bindung, das Mittlertum Christi zwischen Individuum und Gott bestehen, und zwar nicht im Sinne einer objektiven, sondern einer rein persönlich-willkürlich, sakramental und magisch wirkenden Vermittlung. So wenigstens auf dem Boden des für Deutschland zunächst in Betracht kommenden Luthertums. Damit war die Möglichkeit gegeben, bei der unabweislichen Dogmatisierung der neuen kirchlichen Lehre — denn keine Kirche ohne Dogma — dennoch wieder die Unselbständigkeit des Individuums vor allem gegenüber Gott zu betonen und das Mittlertum Christi an derjenigen Stelle erdrückend einzuschieben, die während des Mittelalters die Kirche mit dem Apparate ihres Klerus und ihrer Heiligen innegehabt hatte. Indem dies im Verlaufe der dogmatischen Kämpfe der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geschah, gewann die lutherische Kirche zwar einen konservativen Anschluß an das mittelalterliche, keineswegs mit einem Male verschwundene Denken, stieß aber anderseits die neuen, freier Individualität zustrebenden geistigen Kräfte von sich ab.

Die Folge war, daß zunächst in der ersten der beiden Perioden die reformierte Kirche, die in ihrer Abendmahlslehre von der vollen Würdigung der Individualität des 16. Jahr-

hunderts ausgegangen war, dem Luthertum in der Nutzbarmachung der neuen Seelenkräfte für ihr Gebiet, wie in der Durchsäuerung der neuen Kultur mit religiösen und sittlichen Kräften den Vorsprung abgewann; zum Teil mit hierauf beruht die Rolle, welche vielfach England, vor allem aber die Niederlande und die Schweiz, sowie auch das protestantische Frankreich in der Geistesgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts gespielt haben.

Aber auf dem Boden des Luthertums selbst erfolgte eine Reaktion gegen die dogmatische Festlegung des 16. Jahrhunderts. Freilich nicht in dem Sinne, daß diese selbst nun beseitigt worden wäre; das geschah so wenig, wie die Mystik des Mittelalters auf ihrer Suche nach der Unmittelbarkeit persönlicher Beziehungen zu Gott die Kirchenlehre ihrer Zeit hatte umstürzen wollen. Vielmehr fand man unter Anerkenntnis der einmal bestehenden Lehre der Kirche in gewissen frommen Kreisen einen unmittelbareren Weg zu Gott. Es geschah in dem etwa seit 1670 erwachenden Pietismus und einigen ihm verwandten Begleit- und Folgeerscheinungen, nachdem mannigfache Vorzeichen, die persönlichere Fassung z. B. von Text und Melodie des evangelischen Kirchenliedes, schon seit etwa 1600 die kommende Bewegung vorgedeutet hatten. Und dieser Strömung auf evangelischem Boden lief eine ähnliche, nur schwächere innerhalb der katholischen Kirche parallel. Es waren Bewegungen, die bis auf einen gewissen Grad den Vorgängen auf philosophischem Gebiete während des 16. und teilweise 17. Jahrhunderts entsprachen; wie in der panpsychischen Philosophie die Absicht dahin gegangen war, einen alle Tore zugleich öffnenden mystischen Schlüssel zur Erschließung des Alls zu entdecken, so wurde hier der Versuch einer unmittelbarsten noch unabgeklärten, teilweise mystischen Annäherung des Selbstbewußtseins an das Gottesbewußtsein gewagt.

Aber auch auf diesem Gebiete war die weitere Entwicklung durch das Einschlagen mehr rationaler Wege gekennzeichnet. Während das Herrnhutertum wenigstens teilweise noch auf

dem vom Pietismus betretenen Boden weiter schritt, entstand, diese Bewegungen auf dem Gebiete des Gemütslebens überholend, spätestens seit etwa 1730 die Strömung der theologischen wie der allgemeinen Aufklärung; und eine natürliche Theologie, in ihren Anfängen bis auf den Einfluß des antiken Stoizismus seit dem 16. Jahrhundert zurückreichend, brachte das Individuum in unmittelbaren, rational vermittelten Zusammenhang mit dem Prinzip der allgemeinen Vernunft.

Wurde damit auf dem Gebiete des Glaubens, wie leicht begreiflich, verhältnismäßig erst spät der Kultus des Verstandes zugelassen, so war dessen eigentliche Domäne von vornherein das Gebiet der Wissenschaften. Vor allem natürlich der Naturwissenschaft; denn hier störten am wenigsten die schwer aufzulösenden und deshalb auch unseren Tagen noch so vielfach grundsätzlich irrational erscheinenden Einwirkungen der menschlichen Seele. Allerdings begann auch hier das Zeitalter alsbald mit dem Drange nach verstandesmäßigem Wissen und befriedigte ihn in der ersten Periode fast durchweg durch magische, panpsychische, astrologische Annahmen oder Aufnahme antiker, vielfach recht fabulöser Überlieferung; nur in der Mathematik begann die Reihe der eigentlich rationalen Fortschritte. Ganz anders dagegen in der zweiten Periode, seit Galilei und Descartes. Jetzt wurden nicht durch Suchen unmittelbaren und traditionellen Wissens, sondern forschungsgemäß, und zwar zunächst deduktiv die Mathematik, experimentell und induktiv dagegen die Mechanik so gewaltig gefördert, daß wenigstens die Mechanik mit dem Abschlusse des Zeitalters als im einzelnen vollendet, wenn auch noch nicht auf die letzten Prinzipien der einmal eingeschlagenen Betrachtungsweise zurückgeführt gelten konnte, und daß aus ihr auf rationalem Wege schon die wichtigsten astronomischen und physikalischen, ja auch teilweise bereits chemischen Kenntnisse als ableitbar erschienen. Daß diese Kenntnisse freilich, mit ihrer vollkommenen Verschiebung zunächst des geozentrischen, dann sogar des heliozentrischen Standpunktes zugleich eine unwiderrufliche Umbildung jeder anthropozentrischen Betrachtungsweise und damit im tiefsten

Grunde eine Aufhebung des individualistischen Selbstbewußtseins des 16. bis 18. Jahrhunderts unbedingt zur Folge haben müßten, das ahnten im 18. Jahrhundert doch nur wenige.

Inzwischen aber hatte der Individualismus des Zeitalters auch jene Wissenschaften ergriffen, die man sich im 19. Jahrhundert gewöhnt hat als Geisteswissenschaften zusammenzufassen. Diese Wissenschaften werden der tiefsten Wurzel ihrer Entwicklung nach immer stark von den jeweiligen psychologischen Anschauungen bestimmt; den Charakter des jeweils herrschenden psychologischen Wissens und Meinens gilt es also vor allem festzustellen, will man ihre Entfaltung verstehen. Da stößt man nun im 16. Jahrhundert noch auf eine ganz mystische Anschauung vom Wesen der im übrigen individuell gefaßten Seele; ihre Kräfte gelten als indefinit, unter Umständen über menschliches Vermögen hinausragend und dann verknüpft mit Gott und Teufel; die weiße und schwarze Magie spielen noch eine Rolle; doch wird für das Wirken der seelischen Kräfte schon das Individuum verantwortlich gemacht. In der zweiten Periode dagegen erscheint die mystische Auffassung des individualen Seelenlebens ganz einer rationalen gewichen; die Seele ist jetzt im tiefsten Kerne zur Vernunft geworden; denn die Vernunft regiert ihre anderweitigen Äußerungen als Betätigungen ihr untergeordneter Kräfte. Über der individualen Vernunft aber wird, wie wir schon wissen, eine allgemeine Vernunft angenommen, ein Absolutes, das die individuale Vernunft in ihren Einzelerscheinungen, den jeweils lebenden Personen, leitet und die Welt zu ihrem Besten regiert.

Diese psychologische Anschauung wurde nun sowohl in der geisteswissenschaftlichen Betrachtung der Vergangenheit wie in den wissenschaftlichen Wertungs- und Regelungsversuchen der Gegenwart lebendig; Geschichte also und Rechtswissenschaft wie Ethik und Nationalökonomie standen auf ihrem Boden.

In der Geschichte überwog dabei allerdings noch das antiquarische Element; man versank rettungslos im Stoffe, die Philologie lebte im ersten Zeitraum wesentlich noch der durch die Renaissance praktisch gestellten Aufgabe einer ge-

nügenden Interpretation der Alten und einer Ansammlung des hierzu nötigen Materials an systematisiertem Wissen, während man in der zweiten Periode, ohne zu höheren Anschauungen zu gelangen, noch mehr in der zum Selbstzweck gewordenen Stoffanhäufung verkümmerte. Aber neben alledem stand doch auch schon eine Geschichtschreibung mit leisen Ansprüchen an eine höhere Auffassung. Wir sehen sie in der ersten Periode das geschichtliche Geschehen durchaus als Schöpfung irrationaler Einzelpersonen begreifen, während sie in der zweiten Periode der Vernunfttätigkeit dieser Einzelpersonen das teleologische Moment göttlicher Fügung von einem höchsten Nützlichkeitsstandpunkte aus zufügt. Und damit war denn für dieses Gebiet, das zunächst als dasjenige des isolierten praktischen Handelns vornehmlich in den Ereignissen der äußeren Politik begriffen wurde, soweit, als dieses bei der Geringschätzung der Willenstätigkeit überhaupt möglich war, der Anschluß an den allgemeinen Verlauf des Denkens gewonnen.

Im Rechte, dessen Wissenschaft anfangs noch die Ethik, soweit sie von der Religion unabhängig war, sowie die ethische Seite der Nationalökonomie mit umschloß, muß zwischen der wissenschaftlichen Behandlung der privaten und der öffentlichen Materien unterschieden werden. Das Privatrecht wurde über den römischen Leisten geschlagen, und die Wissenschaft erschöpfte sich damit so ziemlich in der philologischen Wiederbelebung antiken Wissens. Im öffentlichen Rechte dagegen folgte die Durchführung der tieferen Strömung der Zeit, wie denn auf diesem Gebiete der wissenschaftliche Fortschritt unmittelbar mit dem Handeln der praktischen Politik des Zeitalters verknüpft wurde. Das 16. Jahrhundert hatte da bereits jene Erschlaffung des Interesses für öffentliche, d. h. eminent gemeinsame Angelegenheiten gezeigt, die für das Zeitalter des Individualismus charakteristisch blieb; daher der Zerfall der inneren Reichspolitik in Streitigkeiten der Reichsglieder, der Rückgang der Verfassungen in den städtischen Republiken, und in den Territorien das Emporkommen des Absolutismus. Erhielt dieser

dabei einstweilen einen patriarchalischen Ausdruck, so geschah das unter der allgemeinen Nachwirkung der religiösen Interessen noch in diesem Zeitraume, wie denn die gleichzeitigen nationalökonomischen Lehren noch ganz mit Theologie verquickt auftraten. In der zweiten Periode dagegen erschien einerseits das öffentliche gemeine Interesse so gesunken, daß sich der Absolutismus widerstandslos entfalten konnte, und war anderseits der Individualismus sich so seiner selbst bewußt geworden, daß er in der nunmehr voll entwickelten naturrechtlichen Lehre vom Staatsvertrage das Mittel fand, von seinem Standpunkte aus, ohne diesen anscheinend aufzugeben, sogar den Staat zu konstruieren. Und dem Wirken der privaten und individuellen Vernunft in dieser Konstruktion entsprach auf volkswirtschaftlichem Gebiete das System des Merkantilismus: der Versuch, die Staatswirtschaft nach der Analogie eines nützlich haushaltenden Privatmannes zu betrachten.

Wie aber stellte sich nun zu all diesen Bewegungen die Entfaltung der Phantasietätigkeit? Es ist klar, daß die Entwicklung des 16. bis 18. Jahrhunderts auf diesem Gebiete je länger je mehr ungünstig verlaufen, ja daß sie unter der erkältenden Einwirkung des Verstandeslebens mindestens in ihren leidenschaftlichen und besonders phantasievollen Tiefen je länger je mehr absterben mußte. In der Tat kam in ihre Schöpfungen auf allen Gebieten allmählich ein Zug des Verstandesgemäßen, Tändelnden, Schwülstigen, unter Umständen Frivolen, überwog allmählich die Form den Inhalt, war Glätte und absichtliche Munterkeit oder gemachte Bedeutung Vorbedingung des Beifalls, ging der Ernst verloren, hörte die Problemstellung auf.

Nirgends aber zeigte sich diese Entwicklung deutlicher als auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Die bildende Kunst ist an sich fast stets der beste Gradmesser des ästhetischen Vermögens einer Zeit. Schon aus der besonderen Evidenz ihrer Denkmäler folgt das: denn diese bieten im Raume zwei- und dreidimensionale und daher mit besonderer Eindringlichkeit unterrichtende generische Merkmale dar, die alle anderen Formen der Phantasietätigkeit erst im Verlaufe einer gewissen

Zeit, sukzessiv, vielfach auch unanschaulich und darum minder sicher entwickeln können. Zu diesem Umstande aber kam für das 16. bis 18. Jahrhundert noch ein spezielles Moment, welches die bildende Kunst als Wertmesser der individualistischen Entwicklung besonders geeignet erscheinen läßt. Es ist in der Geschichte des individualistischen Zeitalters bereits erzählt worden[1], wie das Absterben des Individualismus auf vielen Gebieten, vor allem aber auf denen der Literatur und Musik schon früh von immer stärker werdenden Gegenströmungen begleitet wurde, die sich im Bürgerstande bildeten und die das neue Zeitalter des Subjektivismus einzuleiten bestimmt waren. Diese Gegenströmungen machten sich nun auf dem Gebiete der bildenden Kunst minder bemerkbar, da diese, wie gewöhnlich, noch lange Domäne vornehmlich der sozial einstweilen noch herrschenden Schichten, der Fürsten und des Adels blieb; und so erscheint eben sie zur Beobachtung des Ablaufes der individualistischen Strömungen ebenso geeignet, wie sie das Emporkommen des neuen Subjektivismus besonders schwer zu verfolgen gestatten muß.

Die Führung aber hatte innerhalb der bildenden Künste des 16. und auch noch des 17. Jahrhunderts entwicklungsgeschichtlich wiederum die Malerei übernommen. Denn die Architektur und das Kunsthandwerk dieser Zeit standen noch lange unter den entgegengesetzten Tendenzen der forthallenden Gotik und der volksfremden Renaissance, und die Plastik ging fast im Kunstgewerbe auf. So rang sich unter diesem Fortwuchern des Hergebrachten und des Antiken der neue Baustil der Zeit, das Barock, erst langsam empor. Die Malerei aber hatte die Führung inzwischen um so mehr erreicht, als in dieser Zeit teilweise noch der alte Bürgerstand des 15. bis 16. Jahrhunderts der soziale Träger der Kunstbestrebungen gewesen war; die Lieblingskunst dieses Standes aber war von Anbeginn eben die Malerei gewesen.

In der Malerei erfolgte jetzt entwicklungsgeschichtlich, in

[1] Bd. VII, 1, S. 282 ff. der Deutschen Geschichte.

Fortsetzung der Errungenschaften des 15. Jahrhunderts, der Abschluß der Fähigkeit, die Gegenstände der Außenwelt künstlerisch voll plastisch, d. h. dreidimensional zu sehen und wiederzugeben. Er wurde gewonnen, indem man der realistischen Wiedergabe des Umrisses die Wiedergabe der Lokalfarbe und dieser die Wiedergabe des Lichtes einfügte. Erreicht wurde aber dabei jene Wiedergabe des Lichtes, welche die heutige Kunst kennzeichnet, auch durch Rembrandt und Rubens, die den Höhepunkt der Entwicklung des Zeitalters bezeichnen, noch nicht. Denn beide setzten die Dinge noch nicht in das natürliche, die Dinge umfächelnde Tageslicht, sondern vielmehr erst in ein künstliches, sie mit besonders intensiven Reflexen umspielendes, sie damit zugleich aber auch isolierendes Licht. Beide Maler sahen mithin künstlerisch die Welt noch nicht in dem gemeinsamen Fluidum eines in unendlichen Dimensionen — oder wenn man will dimensionslos — lebenden Lichtes, wie es die moderne Freilichtkunst wiederzugeben sucht als das eigentlich aktivste Element der Malerei, hinter dem das Körperhafte zurücktritt, sondern sie suchten die Körper, die ihnen noch immer die Hauptsache blieben, nur durch ein künstlich geschaffenes und künstlich geleitetes Lichtfluidum nach unserer Anschauung mehr äußerlich zu verbinden. So waren ihnen im Grunde die Gegenstände, die sie plastisch voll erfaßten, doch noch so isoliert, wie dem Psychologen die Individualitäten der einzelnen Personen, und nur durch künstliche Mittel, dort das Licht, hier etwa die Theorie des Naturrechtes, wurden hier die Gegenstände, dort die Personen miteinander verbunden.

Während aber so das Problem der Lichtführung maßgebend wurde in der Entwicklung der Malerei schon von Dürer bis auf Rembrandt, um dann auf der Höhe der Lösung, welche die großen Meister des 17. Jahrhunderts gefunden hatten, während des 18. Jahrhunders ungefördert, nur mehr in bloßen Übertragungen ins Geleckte, Verstandesmäßige, Nüchterne zu verharren, war inzwischen in der Architektur der neue, für die Zeit charakteristische Stil gefunden worden: das Barock.

Die Malerei hatte im Verlaufe der Lösungsversuche der Lichtführung etwas Pathetisches und Großartiges angenommen, jene maniera grande, die als zunächst inhaltliches Ideal der Kunst in diesem Zeitalter bekannt ist. Und in der Tat läßt sich der Charakter des Erhabenen in der Malerei am ehesten durch eine verständnisvolle Behandlung der Lichtprobleme erreichen, da diese den Umrissen jenes Unbestimmte gibt, das eine bevorzugte Voraussetzung des Erhabenen zu sein scheint. Außerdem aber wurde der Zug zur maniera grande eben in dieser Zeit durch eine ganze Anzahl anderer Tendenzen unterstützt: durch den zunehmend aristokratischen, ja höfischen Charakter der Gesellschaft, durch die Fortschritte des Katholizismus in der Gegenreformation und am tiefsten wohl durch jenen Zug zum rein Repräsentativen, der jeder Zeit abnehmender Macht des Gemütes und steigender Kräfte des Verstandes eignet.

Die maniera grande war damit der Hauptsache nach ein ähnliches Charakteristikum der Baukunst, wie es zu gleicher Zeit der Schwulst war der Musik und Dichtung. Zur Folge hatte sie, daß im Barock die baulichen Glieder der Renaissance einerseits ins Überladene getrieben, anderseits wuchtig zentral zusammengefaßt wurden. Dazu kam dann aber ein fast noch Wesentlicheres. Auch die Baukunst unterlag schließlich dem Problem der Lichtführung; das Barock verdankte ihm bald das Hineinziehen der Außenarchitektur in das Innere zur Erzielung starker Licht- und Schattenwirkungen, das Bestreben, im Inneren geheimnisvolles Helldunkel mit magischer Beleuchtung wechseln zu lassen, sowie überhaupt die Sorge für packende Reflexe. Vor allem aber vollzog sich vom Problem der Lichtführung her die Weiterbildung des Barocks in das Rokoko. Indem die Lichtzufuhr des Barocks durch kleine Fenster, wie sie in Italien, dem Ursprungslande des Barocks, unter dem Einflusse südlicher Hitze und grellen Lichtes eingeführt worden war, in Frankreich und Deutschland weitflutendem, durch große Fenster hereinbrechendem Lichte wich, bedurften die schweren Barockmassen einer Umbildung in die leichter schattenden Formen eines neuen Stils, dessen Eigen-

heiten durch einen tändelnden Geschmack, der den Kunstbetrieb längst als Sache des Verstandes ansah, in der Ornamentik des Rokokos noch des weiteren ausgebildet wurden. Und eine Reaktion erst des natürlichen Gefühls und des Gemütes gegen diese Belustigungen eines heiteren Witzes hat dann den Klassizismus und in ihm eine neue Architektur, wenn auch unter Aufnahme antiker Formen, heraufgeführt.

Der Entwicklung der bildenden Künste überaus ähnlich war die der Dichtung. Auch hier bildete den Kern der Vorgänge der Versuch, die Welt, vor allem die seelische Welt des Menschen, möglichst plastisch, gleichsam mehrdimensional als bisher zu erschauen: und daher die Blüte der Satire und die Anfänge des Dramas. Freilich, die Satire erhob sich am Ende noch nicht viel über das Typische trotz reichster Begabung einiger Dichter des 16. Jahrhunderts; es fehlte ihr noch die ausreichende Erfahrung, und ihr Horizont verengerte sich sogar mit dem Rückgange der äußeren Stellung der Nation, statt sich zu erweitern. Im Drama aber versuchte das 16. Jahrhundert zunächst in Binnendeutschland, unterstützt von Erfahrungen, die aus den klassischen Überlieferungen gezogen wurden, in naivster Weise sich der Charaktere vornehmlich einer literarischen Gattung zu bemächtigen, die der Regel nach eine grobe Charakterzeichnung gleichsam in zwei Dimensionen schon in der Erzählung aufwies, des Schwankes. Es war ein an sich verheißungsvoller Anfang, wäre es gelungen, hier zu vertiefen und damit zum ernsten Drama volkstümlicher Gattung fortzuschreiten.

Aber dieser Fortschritt, ja schon diese Vertiefung blieben aus, trotzdem daß ihre subjektiven Momente, Tendenz zur Stimmungsmalerei und Neigung zum repräsentativen Pathos vorhanden waren. Es fehlten die objektiven Elemente. Es gab in Binnendeutschland, dessen große Städte verfielen, nirgends eine Theaterluft und nirgends ein Theaterpublikum. Es gab folglich auch keinen Schauspielerberuf. Nur an zwei Stellen auf deutschem Gebiete waren die Umstände vielleicht günstiger, freilich an den Grenzen deutschen Wesens, in Hamburg

und in Amsterdam. Aber in Hamburg bildete sich der Sinn für das Schauspiel erst aus, als die Anfänge des Dramas im ganzen vertrocknet waren, und so verfiel die reiche Stadt, wie Handelsmetropolen so gern, einer leichten Oper. In Amsterdam wiederum erwuchs um 1600 zwar eine ziemlich hochstehende Posse, aber das ernste Schauspiel lehnte sich zu sehr an Beispiele der Alten, vor allem an das des sogenannten Senecas an, um sich eigenständig, ja auch nur lebenskräftig zu entfalten. So fand Vondel keine Nachfolger, und die vorzeitige Blüte verdorrte. In Binnendeutschland aber waren inzwischen die Fürsten Pfleger des Schauspiels geworden; und deren nirgends fast durch ein großstädtisches Publikum beeinflußte Bühnen wurden einstweilen nur zu Schauplätzen individueller, meist der Pflege des Fremden gewidmeter Laune, nicht aber zu Pflegstätten nationaler Dichtung.

So waren denn die Keime einer großen individualistischen Dichtung, wie sie im Drama vornehmlich und in der Satire hätten aufgehen können, um die Mitte des 17. Jahrhunderts schon nirgends mehr unversehrt; wo sie aber getrieben hatten, da wurden ihre jungen Schößlinge von dem Geistesleben der nunmehr beginnenden zweiten Periode des Zeitalters nur noch verstandesmäßig gepflegt. Die Satire wurde damit im ganzen gutmütig, salonmäßig, witzig, munter und galant, gelegentlich auch wohl ehrbarlich frivol; und die in dieser neuen Zeit feststehende Lehre, daß die Dichtung eine Kunst der Vernunft und der Dichter ein kenntnisreicher Reimschmied sei, verscheuchte jeden Gedanken an die großen Leidenschaften des Dramas. Wo auf diesem Gebiete daher noch Größeres geschaffen wurde, nahm es eine Ausnahmestellung ein; und um 1730 gab es überhaupt kein deutsches Drama mehr.

Freilich war darum die Dichtung als Ganzes um diese Zeit keineswegs völlig abgeblüht. Indes stand dem Drama und der Satire in ihrem Verfalle eine Lyrik nicht minder traurigen Charakters zur Seite, die nach der Vorstellung gefertigt wurde, die Poesie sei eine „Wissenschaft, ein Gedicht zu machen, an welchem kein gelehrter Poet etwas Erhebliches

auszusetzen finden kann“[1]. Aber daneben hatten sich doch schon längst die Keime von etwas Neuem geregt: im Kirchenlied, in einer frommen Persönlichkeitslyrik, im Kneip- und Gesellschaftslied: bis Dichter wie Günther oder Haller mit einer neuen Poesie ganz aus den Vorstellungen des ausgehenden Individualismus heraustraten. Man strebte zum Gefühl, zur Empfindung hin und leitete damit eine volle Annäherung zum jugendlichsten, früheſten Subjektivismus ein, bis der volle Schritt zur literarischen Revolution getan wurde.

Und schon hatte neben alledem vom 16. Jahrhundert ab ein Gebiet der Phantasietätigkeit geblüht, das sich, reicher entwickelt, den seelischen Anforderungen des Individualismus überhaupt nur schwer fügte: das der Musik. Denn die Musik ist die ausgesprochene Kunst der gestaltungslosen Empfindung, die konkrete Gedanken, ja individuelle Vorstellungen abwehrt — jener Empfindung, deren volle seelische Gültigkeit ja eben das individualistische Zeitalter mit steigender Hartnäckigkeit verneinte. Freilich ist sie auch anderseits eben besonders die Kunst individualistischer und subjektivistischer Zeitalter, indem sie Gefühle durch Töne symbolisiert und damit die Zurückführung der von ihr gefundenen Tonsymbole in Empfindungsreihen ganz dem künstlerischen Nachleben und damit dem persönlichen Geschmacke des einzelnen Zuhörers überläßt.

Diese Doppelstellung der Musik erlaubte es, sie im Verlaufe des 16. bis 18. Jahrhunderts trotz alles Absterbens der Zeit gegen das Gefühl schon glänzend zu entwickeln und eben von ihr aus in gewissem Sinne am früheſten von den letzten Stufen einer individualistischen auf die Höhe einer subjektivistischen Kultur überzutreten.

Das 15. Jahrhundert hatte auf musikalischem Gebiete in der vollsten virtuosen Entwicklung des Kontrapunkts eigentlich nur Tonexerzitien gekannt. Das 16. Jahrhundert, überhaupt die erste Periode des Individualismus brachte dagegen schon die Freude am schönen Ton, wenn auch noch in den herben

[1] So Teuber, ein Anhänger Gottscheds; Borinski S. 375.

Akkorden einer Harmonielehre, die man sich heute am einfachsten an den protestantischen Choralsätzen der Frühzeit vergegenwärtigen kann. Von hier schritt dann die Freude am Gefälligen unter Ausscheidung aller herberen Dissonanzen in der zweiten Periode des Zeitalters zu jener Harmonielehre fort, die den Werken der großen Klassiker der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zugrunde liegt, und das volle Behagen am Bel canto entwickelte sich.

Indes gleichzeitig gelangte man innerlich schon viel weiter. Bereits dem größten Musiker am Schlusse der ersten Periode, Schütz, war die Musik keineswegs bloß mehr Ohrenschmaus, und die Helden am Schlusse der zweiten Periode, ein Händel, ein Johann Sebastian Bach, erreichten, bei aller Anwendung noch der Mittel strenger alter Kunst, doch schon jene Beseelung der Musik, von der ein nur kleiner Schritt hinübertrug zu Gluck und mit ihm in die Anfänge des Subjektivismus.

Hier also, auf dem Gebiete der Musik, hatten sich Gemüt und Empfindung auf die Dauer doch nicht als Komplexe nur unterer Seelenvermögen behandeln lassen: es lag im Charakter eben dieser Kunst wie in dem allgemeinen, dem Wesen der Entwicklung innewohnenden Vordrängen zu neuen, subjektivistischen Zielen, daß sie Anerkennung fanden eben in den Zeiten, da sie von der vollendeten Theorie des Individualismus, der Aufklärung und dem Rationalismus des 18. Jahrhunderts, besonders entschieden geleugnet wurden.

Und gilt nicht etwas Ähnliches auch von der geschichtlichen Entwicklung des Trieblebens und der Willenskräfte? Sicherlich waren sie seit dem 16. Jahrhundert gegenüber dem ständig wachsenden Intellektualismus zurückgetreten; vor allem auf den Gebieten öffentlichen Handelns hatten sie immer mehr versagt: die alten Ordnungen des Mittelalters, in denen sie sich nach gewisser Umbildung der mittelalterlichen Form weiter hätten entfalten können, waren aufgegeben und entweder verknöchert oder zerschlagen worden. Neue Formen aber öffentlichen Handelns hatten sich nicht gebildet. So war denn Platz geschaffen worden für eine absolute Monarchie, die je

länger je mehr sich gegenüber nur noch die Individuen, die Einzelnen sah. Das ist der Zustand, den schon die ersten mehr ausgebildeten Theorien des Naturrechts voraussetzten, insbesondere da, wo sie von Philosophen bis auf die untersten seelischen Bildungselemente der Zeit hin abgeteuft wurden. Und hier war denn das Ergebnis, gleichgültig von welchen metaphysischen Voraussetzungen aus man operierte, in bemerkenswerter Weise immer dasselbe. Zieht man zum Nachweis die großen Philosophen der westlichen Nationen schon des 17. Jahrhunderts heran, da für diese Zeit und in dieser Richtung das deutsche Denken versagt, so erklärte Hobbes: nur der einzelne sinnlich wahrnehmbare Körper sei reale Substanz, und sah von diesem materialistischen Standpunkte aus in den Einzelpersönlichkeiten die individualen Kernpunkte des Staates; Descartes aber, der Spiritualist war und darum in der individuellen Seele eine übersinnliche Substanz erblickte, kam darum in der Konstruktion des Staates, bei der er jede Einwirkung von Gemeingefühlen ausschloß, nicht minder zu einem dem bestehenden Absolutismus entsprechenden Ergebnis gleich Hobbes.

Auf deutschem Boden erhielten diese Anschauungen und Tatsachen durch das Übereinander von Reich und Einzelstaaten einen besonderen Charakter. Innerhalb des Reichsverbandes mußten die einzelnen staatlichen Glieder doch immer noch nach dem alten Genossenschaftsprinzip des Mittelalters angesehen werden: hier erhielt sich also ein Rest von politisch-altruistischen Gefühlen. Aber man weiß aus der Geschichte des inneren Zerfalls des Reiches in dieser Zeit, wie gering er schließlich wurde und wie schwach er von dem Gedanken an das Ganze der Nation getragen gewesen ist. Zudem: hatte die Reichsgesetzgebung, indem sie nur das Verhältnis der Stände zum Reiche und untereinander regelte, nicht von vornherein rein partikularistische und aristokratische Aufgaben? Nichts trug sie dazu bei, in den Einzelstaaten auch nur den Begriff des Staatsbürgers im Sinne eines Trägers von Pflichten und Rechten gegenüber dem öffentlichen Wesen auszubilden; und ein Anonymus, der gegen Ende des 18. Jahr-

hunderts vom deutschen Nationalgeiste sprach, hatte recht mit der zusammenfassenden Bemerkung: „Das Recht der Oberen war fest genug gesetzt, an das Recht der Untertanen dachte niemand."

Dieser Verlauf und Ausgang hing, sehen wir auf die Entwicklung nunmehr der Einzelstaaten allein, damit zusammen, daß sich im Verlaufe des 16. bis 18. Jahrhunderts die Vorstellungen über öffentliches Recht und Ziel der staatlichen Entwicklung schließlich ganz ins Individualistische abgewandelt hatten. War dem mittelalterlichen Staate schließlich Friede als oberstes Ziel gesetzt gewesen, so hätte man daraus leicht die spätere und heutige subjektivistische Staatsidee ableiten können, wonach als Zweck einer Staatsordnung das Gesamtinteresse in jedem Sinne, wenn auch unter möglichster Wahrung persönlicher Entwicklungsfreiheit gilt: hier wie an tausend anderen Stellen scheinen gewisse Fäden der Entwicklung unmittelbar aus dem Mittelalter zur Gegenwart der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und zum 19. Jahrhundert herüberzuführen — nur daß nun bewußt gehandhabt und frei erworben erscheint, was früher unbewußt und unfrei bestand. Aber das 16. bis 18. Jahrhundert hat diesen Entwicklungsgang mit nichten eingeschlagen. Schon seit dem 16. Jahrhundert wurde der Schwerpunkt des Staatsbegriffes, nicht ohne Anschluß an gewisse Lehren der Alten, in die obrigkeitliche Gerechtigkeitspflege gelegt, und die spätere Zeit setzte dann an Stelle dieser Anschauung, teilweise unter starkem Einfluß der Naturrechtslehren und der Theorien des ethischen Utilitarismus, gar nur noch das Prinzip des zweckmäßigen politisch-autoritären Handelns.

Nun soll nicht geleugnet werden, daß auch unter diesem Systeme bei wohlwollender Handhabung der Staatsgewalt außerordentliche Fortschritte der inneren Politik gemacht werden konnten. Um ein wichtiges Gebiet zu berühren, so ist das zweifellos auf dem Gebiete des Strafrechts und der Strafrechtspflege geschehen. Die letzten Reste der Blutrache wurden unterdrückt, der alte Symbolismus in der Strafvollstreckung,

vor allem die Talion verschwanden; wo noch das 16. und 17. Jahrhundert gelegentlich die Zunge des Gotteslästerers geschlitzt oder verschnitten oder den Arm, dem ein Frevel nachgewiesen war, abgehauen hatte, empörte sich das Menschlichkeitsgefühl schon des 18. Jahrhunderts. Nun wurden Folter und Verstümmelungen abgeschafft und Untersuchungshaft und Strafhaft unterschieden; und die Strafe erschien nicht mehr lediglich als Rache. Und auch auf die strafrechtlichen Bestimmungen an sich griff diese Bewegung über, wenn deren Milderung und Veränderung schließlich auch weniger bestimmten Willenseinflüssen als der sich auswirkenden Folgerichtigkeit juristischer Gedankensysteme verdankt wurde.

Doch sieht man von dergleichen Sondererscheinungen ab, so bleibt für das Ganze bestehen, daß das Recht der Teilnahme des einzelnen an der öffentlichen Gewalt und damit eine der entscheidendsten Willensäußerungen des Individuums unterdrückt erschien zugunsten einer von den Fürsten allein nach besten Zweckmäßigkeitsgründen ausgeübten, beinahe rein persönlichen Macht; noch in Engelhards Versuch eines allgemeinen privaten Rechtes vom Jahre 1756 ist die Wahrung der individuellen Rechte auch im Strafrecht ausschließlich einer absolutistischen Staatsgewalt zugesprochen.

Daß unter diesen Umständen die auswärtige Politik in steigendem Maße nichts anderes sein konnte als, an heutigen Begriffen gemessen, private Fürstenpolitik, braucht wohl kaum noch ausgesprochen zu werden, wie man denn dieser Entwicklungsstufe auch den stigmatisierenden Namen der Kabinettspolitik zu geben pflegt; nur der persönliche Wille des Fürsten entschied, und alle sozialen, geschweige denn nationalen Gefühle schwiegen. So fiel es nicht auf, daß das Kaiserhaus Österreich eine nach unseren Begriffen Deutschland fremde, ja oft deutschfeindliche Politik betrieb; sang- und klanglos wurde der Verlust der Niederlande und der Eidgenossenschaft hingenommen; und die Begeisterung, welche Österreichs große Zeit während des Türkenkrieges oder das Preußen Friedrichs des Großen weckte, beruhte nicht auf einem kräftigen, fruchtversprechenden Anbau

aller oder wenigstens der wichtigsten Gebiete öffentlicher Sittlichkeit, sondern sie war eine bloße Surrogaterscheinung eines wahren Patriotismus, die dem Enthusiasmus für Einzeltaten und Einzelpersonen verdankt wurde.

II.

Soll jetzt dem Allgemeinbilde des Verlaufes des individualistischen Zeitalters ein gleiches Bild der subjektivistischen Entwicklung seit etwa Mitte des 18. Jahrhunderts gegenübergestellt werden, um die Möglichkeit zu erhalten, durch den Vergleich dieser Bilder Wesen und Unterschied beider Zeitalter möglichst tief zu erfassen, so versteht es sich, daß dies zweite Allgemeinbild nicht in gleicher Art gezeichnet werden kann wie das erste. Die Geschichte des individualistischen Zeitalters ist in früheren Bänden unserer Erzählung eingehend dargestellt worden: darum war es hier möglich, schon Gesagtes in einer kurzen, wenn auch zugleich weiter fördernden Gesamtbeleuchtung zusammenzufassen. Das Buch der Geschichte des Subjektivismus dagegen liegt noch nicht aufgeschlagen vor uns; es können keine Erinnerungen mobil gemacht werden; ins Unbekannte hinein gleichsam ist zu zeichnen. Und so wird die Darstellung stärker einer gleichsam impressionistischen Methode folgen müssen: über den Einzelheiten werden vor allem die charakteristischen Massenerscheinungen entscheidend und breit hervortreten.

Da ist denn das erste Wort, die Losung gleichsam der neuen Zeit die Freistellung der Persönlichkeit in noch ganz anderem Sinne, als die individualistischen Jahrhunderte eine seelische Freiheit der Einzelperson gekannt hatten. „Sei wie du willst!“ ruft Karl Moor in Schillers Räubern aus, du „namenloses Jenseits — bleibt mir nur dieses mein Selbst getreu. — Sei wie du willst, wenn ich nur mich selbst mit hinübernehme — Außendinge sind nur der Anstrich des Mannes — Ich bin mein Himmel und meine Hölle“. Was hier, im Momente revolutionären Emporbrechens der neuen Zeit emphatisch betont wird, blieb ruhiger, ständiger und tiefster

Ausdruck des ganzen Zeitalters. Und eben in dem Punkte der religiösen Freiheit des einzelnen, dem höchst und letzthin entscheidenden, werden schon früh die ganzen Folgerungen des neuen Seelenlebens gezogen. Jeder sein Pfadfinder zum freien Himmel, jeder Bildner seiner Weltanschauung, jeder wahrhaft und wirklich sein Priester und darum vollste Gewissensfreiheit: das wird der Kriegsruf. So konnte schon Mendelssohn es an der Schwelle des neuen Zeitalters für nötig erachten, die Frage des Selbstmordes nach dreifacher Adresse hin zu erörtern: für die Offenbarungsgläubigen, für die ungläubigen Leugner der Unsterblichkeit und für die Anhänger der natürlichen Religion. Und zu der Zeit, da in Frankreich der Religion durch Dekret und in Deutschland dem Christentum auf Grund philosophisch-literarischer Erörterungen die Abschaffung drohte, konnte Friedrich August Wolf die Worte sprechen: „Glückselig sind wir Philosophen, daß uns weder Götter noch Menschen hindern, in den Tag zu leben, d. h. frei und ungebunden nach allseitiger Erwägung so oder anders uns zu entscheiden."

Neben die Freiheit des Intellekts aber trat nicht minder grundsätzlich die Freiheit des Trieb- und Willenslebens wie die Freiheit phantasievollen Schaffens. Mit dem Zurückgehen des Subjekts nur auf sich selbst schien die Moral eine dieser Isolierung entsprechende Gestalt erhalten zu müssen; der Egoismus begann zu herrschen, und Wirtschaftstheorien entstanden, denen wirtschaftliche und soziale Entwicklung unwandelbar bestimmt und darum auch regulierbar erschien durch die Triebfeder des Eigennutzes. Auf dem Gebiete der Kunst aber fielen allmählich die alten kanonischen Regeln der christlichen Malerei, die Ikonographie verlor ihre alte Bedeutung, die Alleinherrschaft eines allgemeinen Stiles schien zum Untergange bestimmt; und persönlicher Stil und freie Wahl der Art phantasievoller Wiedergabe auf jeglichem Felde der Kunst wurde Ziel höchsten Strebens.

So schien denn das Individuum nur auf sich selbst gestellt; und schon in den siebziger und achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts versuchte M. J. Schmidt in seiner Geschichte

der Deutschen die ganze Summe der nationalen Entwicklung unter dem Gedanken einer Geschichte des Selbstgefühls zu begreifen.

Freiheit und Selbständigkeit der Individuen aber hieß zugleich deren Verschiedenheit. Und wie wurde diese schon im Beginne des neuen Zeitalters aufgesucht und anerkannt und in welcher Höhe gar in seinem weiteren Verlaufe entwickelt. Im Sinne von etwas Neuem konnte Haller in seiner Vorrede zum dritten Teile von Buffons Allgemeiner Naturgeschichte äußern, kein Mensch sei im inneren Bau dem anderen ganz ähnlich; er unterscheide sich im Laufe seiner Nerven und Adern in Millionen von Millionen Fällen, so daß es fast schwer erscheinen könne, das Gemeinsame aller Menschen festzustellen. Hallers physiologische Beobachtungen aber übertrug Herder in immer wiederholten Ausführungen ins Psychologische: bei keiner Gattung des Lebendigen herrsche eine so große Verschiedenheit genetischer Charaktere wie beim Menschen; da fehle zwar der hinreißende blinde Instinkt, aber dafür liefen alle Strahlen der Gedanken und Begierden auseinander. Und schon ins Feinere ergießt sich die Beobachtung Herders; er sieht, daß jeder Mensch gleichsam sein eigenes Maß, seine eigene Stimmung der Gefühle habe, so daß in außerordentlichen Fällen oft die wunderbarsten Äußerungen zum Vorschein kämen und gelangt von diesen Beobachtungen aus zu einer besonderen Theorie der Idiosynkrasien. Gleichwohl: welcher Fortschritt noch von alledem bis zu den Beobachtungen der neueren Psychologie, die mit etwa 13000 unterscheidbaren Qualitäten der Empfindungen arbeitet und damit die unendliche Verschiedenheit der Individualitäten aus dem ungeheuren System der Kombinationen und Permutationen solcher Qualitäten und der ihnen zugrunde liegenden Lebensprozesse zu erklären gestattet.

Indem sich aber so die Verschiedenheit der Individuen aufdrängte, ergab sich zugleich die Beobachtung der Mannigfaltigkeit der Einzelseele in sich und damit wiederum die Forderung einer neuen Lebenslehre und Pädagogik, um diese

Mannigfaltigkeit für neue, höhere Daseinsformen zu nützen. Was verlangt von diesem Standpunkte aus nicht schon Goethe für die Entstehung eines Kunstwerkes: Abgründe der Ahndung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen: nichts von alledem kann nach ihm entbehrt werden. Besondere Schwierigkeiten und Probleme aber tauchten in diesem Zusammenhange für die Pädagogik, das Wort im weitesten Sinne der Menschenerziehung genommen, auf. Das Entscheidende war dabei, daß im subjektivistischen Menschen mehr wie früher an sich unvereinbare Eigenschaften in derselben Person nebeneinander stehen und als solche erkannt wurden. So zeigte sich z. B. das Sinnliche, gleichsam ein fest abgetrennter, aber wohlbekannter Bestandteil besonderer, niedrigerer seelischer Aktualität, bei mancher sonst hochstehenden Persönlichkeit als schwer geschädigt, namentlich nach der sexuellen Seite hin: ja es konnte sich in weiten Kreisen die Meinung bilden, Unsittlichkeit auf diesem Gebiete schädige nicht. So gab es und gibt es ferner Persönlichkeiten, bei denen die Verstandessphäre alles zu überwuchern schien, so andere, bei denen ein früher kaum erhörtes Übergewicht der Gemütssphäre hervortrat. Das Endergebnis dieser außerordentlichen Differenzierung war dann, daß mit der Empfindung auch das Urteil so abschattiert wurde, daß nicht bloß Gemütszustände, sondern auch Wahrheiten subjektiv und schwankend erschienen; und eine auf so besonderem Boden aufgebaute Einseitigkeit, ja Bizarrerie des Charakters mußte als moderne Erscheinung gelten. Kein Charakter aber konnte unter diesen Umständen mehr als ganz gut oder als ganz böse betrachtet werden; und jedermann erschien als ein Mikrokosmos zu grundsätzlich eigenem Rechte. Diese Weite und Intensität der Entwicklung zugleich gestattete nun auch die Vorstellung von der Möglichkeit, an sich schlechte Eigenschaften in gute umzubiegen, so wie sich hohe Kulturen die stärksten Gifte zunutze zu machen wissen. Damit wurde denn das Menschlichkeitsgefühl ein anderes: und der

Erziehungskunst von der eigentlichen Pädagogik bis zur Strafrechtspflege eröffneten sich mit den neuen Perspektiven niemals gekannte Aufgaben. Was nun Trieb hieß, sollte nicht mehr unterdrückt, sondern veredelt werden und damit, wenn auch vielleicht ursprünglich verwerflich, doch in Wahrheit ein Teil dessen sein, das stets das Böse ist und stets das Gute schafft.

Indem aber so aller Fortschritt menschlicher Bildung auf das spezifische Innere des Menschen abzuzielen begann, wollte der subjektivistische Mensch nur als sittliche und geistige Persönlichkeit geschätzt, nicht aber mehr oder doch nur nebenher als ästhetische Erscheinung bewundert werden. Da führte denn ein vollentwickeltes subjektivistisches Selbstbewußtsein zu der Vorstellung, daß man nicht Objekt, sondern durchaus Subjekt sei ästhetischen Genießens, und ein verfeinerter Geschmack verwarf die äußerlichen Mittel persönlicher Wirkung, erzwungenes Zermoniell und das Abzeichen der Trachten. Die Kleidung ging damit zusehends ins Einförmige, Gleichartige, Nüchterne, Farblose, Unpersönliche über, und nur die Frauen blieben Verehrerinnen einer an ihren Körper gebundenen praktischen Ästhetik. Ja in besonders demokratischen Gesellschaftssphären ging man noch weiter: die glänzende Uniform wurde, wo sie nicht umgangen werden konnte, zur bloßen Tracht der Amtsstunde, und Prahlen mit Rang und Reichtum, ja Schönheit erregte Anstoß. Es war eine Richtung der Entwicklung, die nur — und zwar in steigendem Maße — durch eine andere Bewegung scheinbar gegengewogen wurde, welche die Form und damit auch die äußere Lebens- und Daseinsform des Individuums für eine noch sicherere Wehr zum Schutze innerster persönlicher Freiheit erachtete als die Schlichtheit. Und ist die Schlichtheit der Männertracht der letzten Generationen schließlich nicht schon an sich zur Form geworden?

Hinter dem im Vergleiche zur Kultur früherer Jahrhunderte unscheinbaren Äußern steht nun aber diese unendlich reiche moderne Persönlichkeit mit der ganzen Tiefe der Erkenntnis ihres Selbst wie ein Leben, das fast nicht mehr in nur einem Schrankenpaar verlaufen zu können scheint, wie ein Dasein, das kaum noch fähig ist, von einem einzigen Mittel-

punkte aus beherrscht zu werden. Und immer in Gefahr, aus Überfluß psychischer Aktualität in sich zu zerfallen, zeigt es in vielen, wenn nicht allen ausgesprochenen Fällen seiner Entwicklung die merkwürdige Erscheinung einer gleichsam elliptischen Existenz; neben dem Aktionsmittelpunkt steht ein Mittelpunkt bewußter Beobachtung dieser Aktion, und zwei Seelen scheinen in der einen Brust zu wohnen.

Die eigenartigste Folge dieses ständigen Registrierens eines Selbstbeobachtungspostens im eigenen Innern ist zunächst eine merkwürdige Änderung des Wahrheitssinnes: früher mehr moralisch charakterisiert und abhängig von dem Bewußtsein transszendenter Mächte wird er jetzt gleichsam immanent und fatalistisch; ein Sinn der wahrhaftigen Beobachtung von Tatsachen und Vorgängen, der sich, nicht selten mit im übrigen ausgesprochener sittlicher Indifferenz, ja Gleichgültigkeit, jeglichem Menschlichen und Natürlichen in gleicher Liebe zuwendet: eines der tiefsten seelischen Fundamente moderner Wissenschaft[1].

Und auch die Phantasietätigkeit wird unter den Einwirkungen dieser Selbstbeobachtung eine andere. Sie wendet sich der bewußten phantasievollen Reproduktion des eigenen Innern zu, und Musik und Dichtung werden Selbstbekenntnis, bildende Künste Ausdruck persönlichen Stiles. Was bedürfte das an der Hand der Poesie Goethes noch weiterer Ausführung? Goethe aber hat den neuen Standpunkt auch als den literarischen überhaupt des Subjektivismus formuliert: „Die größte Achtung, die ein Autor für sein Publikum haben kann, ist, daß er niemals bringt, was man erwartet, sondern was er selbst, auf der jedesmaligen Stufe eigener und fremder Bildung, für recht und nützlich hält." Dabei prägt sich der allgemeine Standpunkt bald in die beiden Möglichkeiten einer naturalistisch und einer idealistisch gewendeten Phantasiewirksamkeit aus, und dem Naturalisten erscheint die eigene Beobachtungstätigkeit gegenüber seinem Innern nur als einfache Reproduktion, während der Idealist eine symbolisierende Wiedergabe an-

[1] Dazu vergleiche man neuerdings die tief gründende Charakteristik von Brüggemann, „Die Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment" (1909) S. 70, S. 402, 407—8 und sonst.

nimmt. In diesem Sinne hat sich schon Goethe geäußert; in späterer Zeit vertritt z. B. Hebbel den idealistischen Standpunkt: „Als die Aufgabe meines Lebens betrachte ich die Symbolisierung meines Innern, soweit es sich in bedeutenden Momenten fixiert, durch Schrift und Wort.“ Den naturalistischen aber mag, aus gleicher Zeit etwa mit Hebbel, Herwegh zum Ausdrucke bringen:

Laß steigen Schmerz und Wonne,
Laß steigen Leid und Lust,
Wie aus dem Meer die Sonne
Empor aus deiner Brust.

Natürlich aber wird durch diese intensive Selbstbeobachtung nun auch der Inhalt der Phantasietätigkeit reicher; eine große Anzahl von Gefühlen und Empfindungen, die früheren Zeitaltern unbewußt blieben, treten jetzt ins Bewußtsein; und der seelische Reichtum des neuen Lebens wird zarter schattiert, wie seine Träger zugleich mehr als die früherer Zeitalter von Gefühlen und Empfindungen, kurz elementaren psychischen Vorgängen abhängig erscheinen. Darauf beruht die Vorliebe des neuen Zeitalters für die Musik als die spezifische Kunst der Stimmungswiedergabe, sowie für die Malerei, die ihre Schöpfungen ebenfalls zusehends mehr in das Stimmungsvolle einsenkt; wie denn in jüngster Zeit auch die Schwarz-Weiß-Künste, ja sogar die Plastik desselben Weges gezogen sind.

Und ist in diesem Zusammenhange nicht auch am ehesten das Naturgefühl der modernen Zeiten verständlich? Ist nicht auch hier die phantasievolle Beobachtung der Außenwelt der Erscheinungen ähnlich wie die des menschlichen Innern mit Gefühlen und Stimmungen verwebt; erscheint uns nicht an erster Stelle die Natur als Objekt unserer Beseelung?

Gewiß ging der Anfang des modernen Naturgefühls um 1750 vor allem von der Reaktion gegen die seelisch verknöchernde Abwendung von der Natur aus, wie sie gegen Schluß des individualistischen Zeitalters herrschte. Und indem die Verfeinerung des modernen Seelenlebens zu jener uns schon bekannten Zerspaltung der Individuen führte, die

ohne eine gewisse gekünstelte Form der Lebensführung kaum denkbar ist, ist von diesen Reaktionsgefühlen durch das ganze Zeitalter des Subjektivismus hindurch bis zur Gegenwart immer etwas, ja sogar viel erhalten geblieben. Aber daneben führte doch vor allem die innerste Seelenanlage der neuen Zeit zur Beseelung der Natur. Wer sich so selbständig als Mensch fühlte und so empfindungsfähig zugleich, der sollte nicht den Überfluß seines psychischen Daseins in geistiger Herrschbegier über diese Welt der Erscheinungen haben hinströmen lassen? Schon Herder lebte in diesen Gefühlen. „Das Fiberngebäude des Menschen ist so elastisch fein und zart und sein Nervengebäude so verschlungen in alle Teile seines vibrierenden Wesens, daß er als ein Analogon der alles durchfühlenden Gottheit sich beinahe in jedes Geschöpf setzen und gerade in dem Maße mit ihm empfinden kann, als das Geschöpf es bedarf und sein Ganzes es ohne eigene Zerrüttung, ja selbst mit Gefahr derselben leidet."

Sehr natürlich aber, daß diese Art aktuellen Naturgefühls sich vor allem der unorganischen, gleichsam passiven Natur zuwandte. Und so trat das Landschaftsgefühl an die erste Stelle. Dabei knüpfte man zunächst an das Landschaftsgefühl des Individualismus an, das flache Gegenden und, als höchsten Ausfluß seines Wesens, regulierte Parkanlagen und damit eine mehr horizontale Betrachtung der Natur geliebt hatte. Und welche Wandlungen führte hier alsbald, schon seit etwa 1760, das neue Gefühl herbei! Die steife Symmetrie der Kunstlandschaft wich fein berechneter Regellosigkeit; an Stelle ebener Flächen mit gradlinigen Wegen trat wechselndes Terrain mit bunt verschlungenen Pfaden, an Stelle abgezirkelter Teiche mit uniformen Springbrunnen ein frischer Wasserlauf mit dem Rausch- und Gurgeltone kleiner und großer Kaskaden; die verschnittenen Hecken und Baumreihen verwandelten sich in malerisch freie Baumgruppen mit wechselnder Farbe des Laubes; verschnörkelte Blumenbeete wurden durch saftige Rasenplätze ersetzt, und das ganze Heer der kleinen Pavillons, der künstlichen Ruinen, der Vexierhäuschen und der Glorietten verschwand vor Bänken an Stellen weiter Aussicht und lauschigem

Waldplatz. Zugleich schwärmte man hinaus über Park und Ebene; das Behagen an der großen freien Natur und ihren elementar-einfachen Zügen wuchs von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und die unendlich wechselvolle Schönheit des deutschen Mittelgebirges wurde entdeckt; was ist in diesem Zusammenhange Thüringen den Heroen unserer Dichtung, vor allem Goethe gewesen! Und schon hatte man weiter gegriffen. Noch im Jahre 1775 konnte Goethe keinen Geschmack finden an den „wilden Felsen, Nebelseen und Drachennestern" des Alpenlandes. Doch bereits ein Menschenalter zuvor hatte Haller, ein Sohn des Landes, die Schönheiten der Schweiz besungen. Und wenn Goethe im Jahre 1779 die Größe der Alpen aufging, wenn gegen Ende des Jahrhunderts sein zunächst sentimentales Interesse für sie in eine mehr objektive, aber darum nur noch um so mehr unmittelbare Anschauung umschlug, so bezeichnete dieser persönliche Entwicklungsgang im allgemeinen die Entfaltung des modernen Naturgefühls überhaupt. Hatte die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Schönheit der freien Natur in ihren besonders harmonischen Gliederungen durch enthusiastisches Versinken in sie, das doch zugleich ein Beherrschen bedeutete, gefunden, so zog mit der Romantik der Sinn für das Unsymmetrische der Naturerscheinungen sentimental herauf: bis der Realismus schon der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts, vor allem aber des modernen Großstadtlebens jenen beinahe wissenschaftlich indifferenten Sinn für jegliche Schönheit der Natur erstehen ließ, der alles genießt, indem er sich, ungewohnt selbst des einfachsten Glanzes einer einsamen Natur, in allem zu finden weiß.

In der Entwicklung des Naturgefühls aber erscheint zugleich eine der elementarsten Seiten der modernen Psyche überhaupt zunächst nach einer bestimmten Richtung hin entfaltet, die im Grunde für alle Arten seiner Äußerung charakteristisch ist: das Bedürfnis, der Umwelt etwas zu sein, sich in sie hinein zu erziehen, sie zu erfüllen, zu beherrschen. Welch Unterschied der Auffassung gegenüber dem in sich abgeschlossenen, in sich zurückgezogenen Individuum des vorhergehenden Zeitalters, wenn

schon Goethe seinem Prometheus auf die Frage: „Wie vieles ist denn dein?“ die stolze Antwort in den Mund legt:

Der Kreis, den meine Tätigkeit erfüllt, —
Nichts drunter und nichts drüber.

Einem der trefflichsten Sänger der angehenden zweiten Periode des Subjektivismus, Gottfried Keller, erscheint der Mensch des 19. Jahrhunderts

geschaffen, durch das All zu schweifen
Mit hellem Mute und gestählten Sinnen,
Zu wünschen, wo des Lebens Quellen rinnen,
Und forschend jeden Abgrund zu durchstreifen.

Dies eben ist es: Erkenntnis der Welt und Beherrschung der Welt im weitesten noch eben möglichen Umkreise: das schlummert im letzten Grunde jeder Seele des neuen Zeitalters tief eingebettet bis zu dem Grade, daß dem naiven Sohne dieser Zeit die Annahme eines gleichen Grundgefühls für alle Zeiten und Ereignisse menschheitlicher Entwicklung als selbstverständlich erscheint, ja, daß er selbst Dichtung und Kunst voll nur glaubt genießen zu können, wenn sie die Eigenschaft besitzen, seine schöpferische Selbstaneignung aufs stärkste, auf Kosten seiner Nervenkraft und sogar seiner Lebenszeit, hervorzurufen.

Der vornehmste Gegenstand dieses Überströmens und Übergreifens der modernen Persönlichkeit auf die Umwelt aber war von Anbeginn der Mensch. Wie oft ist doch im 18. Jahrhundert Popes Wort „The proper study of mankind is man“ auch in Deutschland wiederholt worden! Wie strebte man demgemäß seit 1750, sich gegenseitig näher zu kommen, wie galt für diese Zeit und alle folgenden Menschenalter Lessings freundliche Mahnung an seine Frau: „Bedenken Sie fein, daß der Mensch nicht bloß von geräuchertem Fleische und Spargel, sondern, was mehr ist, von einem freundlichen Gespräche, mündlich oder schriftlich, lebet!“ Es sind die Zeiten, da die enthusiastischen Freundschaftsbünde der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges geschlossen werden, denen eine Periode so enger Gemeinschaften wie die Goethes und Schillers folgt: und weitgehende und wohlverstandene Interessengemeinschaften auch sehr ver-

schiedenartiger Charaktere, von den tausend Formen modernen Vereinslebens zu schweigen, werden zum charakteristischen Ausdruck des 19. Jahrhunderts. Dabei glaubte man sich vor allem im Sinne beiderseits verstärkter geistiger Herrschaft über sich und andere fördern zu können. In dieser Richtung äußert sich schon Garve: „Freunde müssen die Beichtväter und Seelsorger voneinander sein ... Und was würde nicht Menschenkenntnis, Philosophie und Tugend dabei gewinnen, wenn oft genug zwei gute und auf sich achtgebende Leute einander alles, was sie von sich und von den anderen gelernt haben, mitteilten."[1])

Steckt in diesen Worten noch viel von der Lehrhaftigkeit des Rationalismus, so ist doch klar, daß eine solche ständige Disposition wie zu vertiefter Kunst der Menschenbeherrschung, so zu erweiterter Wissenschaft vom Menschen führen mußte. Psychologie ist darum die Losung des Zeitalters: Psychologie von den naiven empirischen Anfängen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Experimentalpsychologie und der Psychologie vertiefter Selbstbeobachtung sowie der Soziologie des heutigen Tages. Und schon im Beginne der neuen Zeit werden die weitestgehenden Forderungen auf diesem Gebiete gestellt. Man übt nicht nur Selbstbeobachtung bis zur Hypochondrie, um die „Historie des eigenen Herzens" zu schreiben, man sucht nicht bloß auf dem Wege der Physiognomik der Seelengestaltung durch Zergliederung der äußeren Erscheinung nachzuspüren, man treibt nicht bloß Charakterologie und die Anfänge einer rein beobachtenden Individualpsychologie: Männer, wie Herder, gehen schon weiter. „Da in den neuesten Zeiten," heißt es in den Ideen zur Geschichte der Menschheit, „der edle Bemerkungsgeist auch für unser Geschlecht wirklich schon erwacht ist und man von einigen, wie wohl nur von wenigen Nationen Abbildungen hat, gegen die in älteren Zeiten de Bry, Bruyn, geschweige die Missionare nicht bestehen, so wäre es ein schönes Geschenk, wenn jemand, der es kann, die hier und da zerstreuten treuen Gemälde der Verschiedenheit unseres

[1] Diese allgemeinen Angaben über den Subjektivismus werden im Detail durch eine Fülle gut gesichteten Materials in Brüggemann, „Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment" (Jena 1909) bestätigt.

Geschlechts sammelte und damit den Grund zu einer sprechenden Naturlehre und Physiognomik legte." Wie viele psychologische, ethnologische, kulturgeschichtliche Bestrebungen des 19. Jahrhunderts gelangen in diesen Worten zu ahnungsvoller Andeutung.

Indem aber der Mensch des neuen Zeitalters über sich hinweg in breiteste Einflußsphären seines Geistes und Willens strebte, erhielt sein Wesen etwas ewig Unbefriedigtes: denn da andere der gleichen Anlage waren und sind wie er, so ergab sich alsbald ein unendlich verschärfter Wettbewerb, und da sich zudem passive Widerstände der breiten Umwelt einstellten, so störte zugleich die „Tücke des Objekts". Schon Goethe hat diese Empfindung von gemindertem Glücke, gehemmter Tätigkeit und unbefriedigten Wünschen als allgemeinen Zug der neuen Zeit erkannt und zuerst, wenn auch in einem pathologischen Extrem, in Werthers Leiden zur Darstellung gebracht.

Eine verhältnismäßig milde Form dieses Unbefriedigtseins trat dann ein, wenn das Individuum, das darnach strebte, sich ein besonderes Weltbild im eigenen Inneren zu erbauen, um es nach außen wirken zu lassen, die Erfahrung machte, daß die Welt, wie sie ist, hinter dem geschaffenen Bilde zurückblieb. Dann zog der Weltschmerz in ihm ein: Verzweiflung an der Welt und Verzweiflung an dem Schöpfer des falschen Bildes: Verzweiflung am eigenen Selbst. Es ist eine Form, die in fortgeschrittenen Zeiten des Subjektivismus vornehmlich jugendlichen Köpfen eigen ist; in den Anfängen des Zeitalters war sie für eine ganze Periode bezeichnend. Indem nun aber im Verlaufe des Zeitalters das neue Weltbild, wie es dem allgemeinen Fortschritte eines mit wachsender Breite sich entwickelnden Seelenlebens entsprach, immer klarer wurde, und damit zugleich die individuelle Konstruktion einer Weltanschauung von immer konkreteren Gegebenheiten ausging, wurde bei einem Fehlgriffe der individuellen Zeichnung die Kollision immer heftiger, schwerer, verhängnisvoller. Und so entstand neben dem Weltschmerz des Pessimismus und schließlich neben dem Pessimismus das Prometheusgefühl als Zeitausdruck, der Satanismus.

Es sind seelische Krankheiten oder wenigstens pathologische Auswüchse des Subjektivismus, die am Ende nur dadurch überwunden werden können, daß der einzelne trotz alles Ausdehnungstriebes seine innere Bedingtheit anerkennt, möge er sie nun als praktische Forderung der Zeit verstehen oder aus dem Wesen der menschlichen Seele ableiten: wobei beide Motive im letzten Grunde miteinander zusammentreffen. Und so tritt denn der Expansion des Subjektivismus ein Streben der Selbstbindung, ein besonders hoher Grad der Selbsterziehung als eine weitere charakteristische Eigenschaft des neuen Zeitalters gegenüber.

Diese Selbstbindung äußert sich auf allen Gebieten: auf denen der Kunst in dem freilich erst spät erfolgreichen Streben nach den Anfängen einer neuen objektiven Stilbildung, wie sie namentlich Architektur und Kunstgewerbe der Gegenwart aufweisen, auf dem der Verstandestätigkeit in der überaus regen Wirksamkeit in der Bildung idealistischer Systeme der Philosophie und in den zunehmenden Regungen kirchlicher Frömmigkeit sowie in den ersten Stadien, da diese neuen Auswirkungen erst noch zu erwarten waren, in der merkwürdigen Um- und Heimkehr so vieler besonders freier Geister in die Gebundenheiten des Katholizismus. Am lebendigsten aber und anschaulichsten hat sie sich selbstverständlich doch auf dem Gebiete der Willenstätigkeit entfaltet.

Hier ist das eigentlich Bezeichnende alsbald die Entwicklung starker und immer stärker werdender Gemeingefühle gegenüber dem grundsätzlichen Ichgefühl, das Stern und Kern des Subjektivismus zu sein schien. Aber trägt das Subjekt, indem es gegenüber den Objekten der Natur und Menschenwelt lebendig wirksam wird, nicht unauslöschlich in sich eben auch altruistische Gefühle? Und erscheint sich das Subjekt, indem es sich als lebendigen Mikrokosmos betrachtet, nicht jeden Augenblick auch als Durchgangspunkt unendlich vieler, an sich doch auch aktueller Beziehungen, die es mit Natur und Willenswelt verknüpfen? Und mußte nicht endlich das zunehmende Bewußtsein der auflösenden Wirkungen eines rein

egoistischen Subjektivismus zur Betonung gerade der sozialen Seite des Daseins führen? Oder wem unter den denkenden Zeitgenossen der Gegenwart liegt die Befürchtung fern, daß unsere Kultur zugrunde gehen könnte, wenn nicht die altruistischen Triebe der Träger dieser Kultur gestärkt würden?

Und so erschien die subjektivistische Persönlichkeit wohl als das grundlegende Element der neuen Welt, aber diese selbst als Organismus mußte sozial gestaltet werden, wenn auch die neue Gestaltung nicht mehr als geistig gebunden, sondern als seelisch frei und darum unendlich wandelbar erscheinen mochte. Und damit zogen in diese neue Welt tausend neue Gemeingefühle ein, von dem Gefühle einer neuen Freundschaft bis zum Kosmopolitismus, von dem Gedanken eines konstitutionellen Staatsbürgertums bis zur Idee der staatlichen, sozialen und wirtschaftlichen Gleichheit aller, vom Nationalismus bis zum weltpolitischen Idealismus jüngster Zeit. Und sie kämpften insgesamt gegen die alten sozialen Gebundenheiten und die drohende Freiheit der Willkür zugleich: alle schließlich unter dem Gesichtspunkte, daß durch Staat und Gesetz der freiesten Bewegung der individuellen und auch der kollektiven Persönlichkeit nur eine äußerste Schranke gezogen werden dürfe, während innerhalb dieses weitabgesteckten Gebietes der neuen Kultur das Recht der Selbstentwicklung zu wahren sei.

Doch wir haben hier nicht schon der Durchbildung der Gemeingefühle nachzugehen, die auf Grund dieser allgemeinen Tendenzen in einer unerhörten Mannigfaltigkeit von Institutionen erfolgt ist. Was uns fesselt, ist die Rückwirkung auf den Charakter der allgemeinen Persönlichkeit, der Psyche überhaupt. Und da ergibt sich alsbald ein wiederum neues Verständnis dieser Persönlichkeit. Sie ist nicht bloß insofern Subjekt, als sie sich organische und unorganische Welt als Objekt zu unterwerfen sucht, sie ist es auch insofern, als sie sich selbst die Normen setzt, die für ihr Leben und dieses Leben im Verhältnis zu dem Dasein der Umwelt objektiv gültig sind: sie ist mithin keine willkürliche, sondern eine gefestigte Persön-

132752

lichkeit. Dabei liegt es nicht bloß im Sinne, sondern fast schon in den Worten der letzten Ausführungen, daß diese Erscheinungen des Subjektivismus erst langsam völlig zutage treten konnten: die ersten Menschenalter der neuen Zeit haben mehr Programme von Normen gebracht, als daß diese dem tätigen Leben bindend entwachsen wären: und sittliche Vorstellungen, wie die der Nationalität, des objektiv Wahren der Naturwissenschaft, des subjektivistisch Christlichen haben erst im 19. Jahrhundert und auch dann teilweis erst in dessen späterem Verlaufe in voller Klarheit eingewirkt.

Was aber von vornherein feststand, war die bewußt vorgetragene oder unbewußt bestehende Überzeugung, daß der Mensch nunmehr durch Selbstbestimmung ein persönlicher Charakter werden müsse. Es war eine Vorstellung, die dem Begriffe des Berufes, wie er sich in frühester Ausbildung schon seit dem 12. Jahrhundert eingestellt hatte, sofort eine neue Wendung, ja einen ganz neuen Inhalt gab. Indem jetzt die Arbeit zu einer freien Tätigkeit erhoben wurde und zugleich für jeden über alle möglichen Gebiete ersprießlichen Wirkens ausdehnbar erschien, fand sich erst eigentlich recht die Berufstreue als innerlichstes sittliches Pflichtgefühl ein. Ja mehr. Goethe hat einmal die tiefgreifende Bemerkung gemacht: „Wir bilden uns nicht, wenn wir das, was in uns liegt, nur mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit in Bewegung setzen. Jeder Künstler wie jeder Mensch ist nur ein einzelnes Wesen und wird nur immer auf eine Seite hängen. Deswegen hat der Mensch auch das, was seiner Natur entgegengesetzt ist, theoretisch und praktisch, insofern es ihm möglich wird, in sich aufzunehmen." Was Goethe hier von der Natur der Menschen seiner Zeit sagt, gilt erst recht von ihrem Berufe. Der subjektivistische Mensch begnügt sich nicht mit dem ihm zunächst eigenen Berufe, er sucht vielmehr über dessen notwendige Einseitigkeit hinaus den Ausgleich einer Beschäftigung freier Wahl. Es ist der Ursprung des modernen Dilettantismus, es ist zugleich eine der tiefsten Wurzeln auch des modernen Sports, die hier zutage tritt. Dilettantismus und Sport ergänzen den

Beruf und heben eben dadurch dessen Sittlichkeit in eine freiere Sphäre.

Erschien nun mit alledem die soziale Einordnung der subjektivistischen Persönlichkeit gewährleistet? Man glaubte es lange Zeit. In jugendfrohem Optimismus sah man die Harmonie der Entwicklung gesichert, wenn jeder sich nach Kräften auswirke: es waren die Zeiten des laissez aller, laissez faire nicht bloß auf wirtschaftlichem Gebiete. Aber schon die Erfahrung weniger Generationen zeigte, daß dieser Glaube nur ein Anfangsglaube des Subjektivismus sein konnte. Nicht bloß, daß gewisse Folgen einer solchen Lebenshaltung äußerlich unleidlich hervortraten. Vor allem zeigten innere Abwandlungen der Psyche, daß ein höherer Grad der Selbstbindung erreicht werden müsse. Um nur einige Momente zu erwähnen, so entwickelte sich z. B. in dem modernen Ehrgefühl eine wenig erfreuliche Mischung von Gewissen und Selbstsucht, und schoß allmählich aus fatalistischen Keimen das wuchernde Gestrüpp eines frivolen Skeptizismus hervor, der ebensowenig wie die früher erwähnten Erscheinungen des Weltschmerzes, des Pessimismus, des Satanismus, durch eine bloße würdige Resignation, jene humorvoll-wehmütige Selbstbegrenzung der eigenen Persönlichkeit, die namentlich hohe Geister der Mitte des 19. Jahrhunderts oft geübt haben, beseitigt werden konnte. Was hier nottat und noch nottut, war und ist die Entwicklung von neuen objektiven Werten, sittlichen Normen, frommer Lebenskunst, staatlichem Hochgefühl, von Werten, die naturgemäß erst in langem Ringen um eine neue Dominante des Zeitalters überhaupt zur Entfaltung gelangen konnten.

Kein Zweifel indes, daß schon in den wichtigsten Auswirkungen der neuen Kultur seit Mitte des 18. Jahrhunderts die wertvollsten Vorarbeiten für solche höchste Ziele vorliegen, denen auch unsere Gegenwart zunächst nur sehnsuchtsvoll nachjagt.

Vor allem auf dem Gebiete der Verstandestätigkeit ist das der Fall. Denn am Ende konnte sich der neue Mensch doch noch mit nichts leichter orientieren als mit dem Verstande. Eine neue Regelung phantasievoller Tätigkeit, noch mehr eine neue

Bindung des Willens, geschweige denn eine neue Selbstorientierung der Triebe bedarf, vor allem bei hoher Kultur, des Intellektes als voranschreitenden Pfadfinders hinein in das Dickicht urwüchsiger Erscheinungen einer neuen Zeit: was nicht ausschließt, daß der Verstand sich zunächst in enthusiastischen, ja dithyrambischen Formen äußert.

Bei dem Übergange von den letzten Zeiten des individualistischen Zeitalters zu den Anfängen des subjektivistischen freilich trat dies nicht ein. Indem die alte Kultur vornehmlich rational gewendet war, bestand, unter der Fortdauer gewisser alter Tendenzen, die besondere Möglichkeit, den Inhalt der veränderten inneren Erfahrung alsbald in klare begriffliche Formen zu gießen. Es ist die Entwicklung, aus welcher her die besondere geschichtliche Stellung Kants begreiflich wird. Mußte bei dem ungeheuren Andrange neuer Reize und Vorstellungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wie er den Übergang zu dem neuen Kulturzeitalter hervorrief und von diesem Übergange wiederum wirksam hervorgerufen wurde, die geistige Durchdringung dieser Erfahrungen alsbald durch mühsame Abstraktionen eines Verstandes erfolgen, der eben in dieser Arbeit eine höhere Ausbildung seiner Entwicklung erhielt; führte weiterhin die Durchbildung des absolutistischen Staates zu einem Frieden der Untertanen untereinander, in dessen Bereich die nackte Vergewaltigung eines überschäumenden Wettbewerbs der Einzelpersonen durch gesellschaftliche List, diesen Krebsschaden des Subjektivismus, ersetzt werden mußte, was eine außerordentliche Fortbildung des praktischen Verstandes veranlaßte, wie sie auch sonst durch wirtschaftliche Fortschritte eingeleitet ward; erwuchs aus diesen und anderen Gründen eine höhere Verstandestätigkeit, die Goethe den Kausalbegriff schon als den „angeborensten und notwendigsten" des Menschen bezeichnen ließ und Lichtenberg zur Benennung desselben Menschen als eines „rastlosen Ursachentieres" führte: so ist es Kant gewesen, der die Erkenntnistheorie dieses neuen Verstandes in früher Vollendung geschaffen hat.

Kants Kritik der reinen Vernunft läuft auf eine Wert-

kritik des reinen Verstandes hinaus und ist insofern eine Fortsetzung der verhältnismäßig erst spät entwickelten Wertkritik des Verstandes überhaupt, die auf dem Boden der neueren europäischen Geschichte eigentlich erst mit Locke und Hume, den großen Philosophen des englischen Subjektivismus, begonnen hat, während ästhetische und ethische Wertkritik viel früher geblüht haben. Die Folge dieses Umstandes ist, daß noch heute die Zeitgenossen die Kantsche Verstandeskritik als eine absolute zu betrachten gewohnt sind, während die zeitliche Relativität jeder ethischen oder ästhetischen Wertkritik viel leichter und oft ohne weiteres eingesehen wird. Allein auch jener Verstand, den Kant, vor allem in seiner Kategorienlehre, analysiert hat, ist nur der des angehenden Subjektivismus, und nur in einem durch diese Erkenntnis beschränkten Sinne kann von unserem Philosophen wie einst von Sokrates gesagt werden, daß er die Philosophie vom Himmel gerufen habe.

Was Kant erkenntnistheoretisch charakterisiert, ist vor allem die Zerstörung der realen Gewißheit der gegebenen Wirklichkeit. Es ist der philosophische Ausdruck der entwicklungsgeschichtlichen Tatsache, daß die Persönlichkeit der neuen Zeit sich in der Welt nicht mit einer passiven Rolle begnügte, sondern aktiv wurde im höchsten Grade; es ist das Eingeständnis und die stolze Behauptung, daß der Mensch als ein empfindendes, denkendes Wesen zum mindesten eine Mitbedingung sei alles dessen, was ihm als Wirklichkeit erscheinen mag.

Indes bei dieser Kritik des Verstandes, die sich noch bis in die psychischen Bedingungen der Gegenwart hinein als wesentlich zutreffend bewahrheitet, blieb die Untersuchung der menschlichen Seele nicht stehen. Vielmehr wurde schon früh in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunders, wenngleich langsamer und tastender, auch eine volle Psychologie des neuen Seelenlebens entwickelt. Da hatte man sich freilich erst aus der fein ausgearbeiteten Vermögenslehre des Rationalismus herauszuschälen, und das ist weder Kant noch auch den enthusiastisch-ästhetischen Anfängen der subjektivistischen Psychologie gelungen, deren später, zum Teil im Zusammenhange mit dem

Freundschaftskulte dieser Zeit, eingehend Erwähnung getan werden soll. Doch war man schon damals auf dem rechten Wege des Suchens nach einer Kausalpsychologie, und selbst dem Gedanken des psychologischen Experiments stand man nicht mehr fern, wie denn das Wort zum erstenmal schon in Krügers Versuch einer Experimentalseelenlehre vom Jahre 1756 vorkommt. Trotz aller feinsinnigen Ahnungen und aller entschiedenen Ablehnung des Rationalismus, wie sie namentlich von Herder und Jacobi ausging, kam man nicht zu einer befestigten Lehre, bevor die aus den Voraussetzungen der Kantschen Philosophie her entwickelte mystische Identitätsphilosophie die ganze Breite höheren Denkens beherrschte. Und nun, in den spekulativen Zeiten Fichtes, Schellings, Hegels, kam es natürlich auch zu keiner reinen Psychologie, sondern die Wissenschaft des Seelenlebens trat noch einmal in den Kernschatten metaphysischer Vorstellungen. Dann aber, seit Herbart, erfolgte die Befreiung: der positivistische Sinn reiner Wissenschaft siegte, und eine Individualpsychologie wie Sozialpsychologie wurde entfaltet, die den seelischen Voraussetzungen der Gegenwart und leise auch schon denen aller bekannten menschlichen Vergangenheiten gerecht zu werden sucht und damit in einen konstitutiven und einen biologischen Zweig zu zerfallen beginnt.

Wie verschieden nun auch die Ergebnisse dieser neuen Wissenschaften sein mögen, die sich eben erst anschicken, ihr drittes Menschenalter zu vollenden: so viel ist gewiß, daß sie schon jetzt die entscheidende Grundlage aller Geisteswissenschaften bilden. Sind sie es aber nicht schon weit früher, seit Beginn des neuen Zeitalters, für alle wissenschaftliche Beherrschung der Natur und namentlich der Menschenwelt gewesen? Sie waren es mindestens in dem Grade, in welchem sie das Eigenste des Seelenlebens des Zeitalters zu klarem und vollständigem Ausdrucke brachten.

Nach den frühen Ahnungen und späteren Gewißheiten dieser Lehren wie nach der modernen Erkenntnistheorie seit Kant gibt es nun für uns kein sinnliches Sein, das nicht

Wahrnehmung und Vorstellung wäre; und alles Verhältnis von Wahrnehmung und Vorstellung zur Wirklichkeit ist daher immer wieder nur ein Verhältnis von Wahrnehmung und Vorstellung zu Wahrnehmung und Vorstellung, so daß die sinnliche Welt für uns in Wahrheit in einem Relationssysteme von Wahrnehmungen und Vorstellungen besteht. Aber dieses System ist nicht starr und von fester Gebundenheit. Wenn die Beobachtung des modernen Seelenlebens einen Satz mit höchster Sicherheit festgestellt hat, so ist es der, daß unsere Vorstellungen nicht als etwas fertig Vorhandenes, in unser Bewußtsein Eintretendes und aus ihm wieder Verschwindendes angesehen werden können: in stetiger Kombination vielmehr des Werdens und Vergehens bilden sie sich als vorübergehende Resultanten, erzeugen sie sich neu gleich den tausendfarbigen Widerscheinen der fallenden Kaskade, sind sie wechselvollstes Geschehen, sind sie Werden und Vergehen zugleich. Und so ist ihr Sein Entwicklung, und die Welt verwandelt sich aus einem Schauplatze des Lebens in das Leben selbst.

Das Leben daher und die Entwicklung als die Form des Lebens werden jetzt nun zu den eigentlichen großen Problemen der subjektivistischen Wissenschaft; und durch tausend Schattierungen hindurch, von sehr einfachen Vorstellungen im Anfang beginnend, bis hinauf zu den verwickelten Ansichten der Natur- und Geisteswissenschaften der Gegenwart, sind die hierher gehörenden Probleme fortgebildet worden bis auf den heutigen Tag.

Selbstbewußtsein aber und Weltbewußtsein sind Korrelate, und so begreift sich, daß als Objekt dieses evolutionistischen Denkens alsbald eine Welt erschien, die nach Zeit und Raum der Unersättlichkeit subjektivistischer Persönlichkeit zu entsprechen hatte:

„Und wie der Pilger, flüchtend vor Welt und Schicksalswucht
Heil'ge Wanderstätten wallfahrend fromm besucht,
So nachts in alle Weiten zieht meines Sehnens Traum:
Zeiten- und Völkerformen sind meiner Andacht Tempelraum."
(R. Hamerling.)

So ward vor allem der irdische Kosmos in jeder Hinsicht dem Denken, der Forschung, dem menschlichen Besuche er-

schlossen, und schon Herder rief triumphierend aus: „Unsere Erde ist nicht mehr auf ewige Pfeiler gegründet; der menschliche Geist hat getan, was Hiob ihm nicht zutraute: über die Erde von Pol zu Pol die Meßschnur gezogen; sie wie in der Faust gewogen; er hat den Lichtstrahl geteilt; er schickt Blitze aus, und sie gehen und sagen: hier sind wir!" Dabei trat der Eroberung des Erdenraumes wie seinem Ergebnisse, einem terrestrischen Universalismus, die Eroberung der Erdenzeit und damit ein bis in tiefste geologische Perioden hinein erstreckter Historismus zur Seite. Es war einer der merkwürdigsten Unterschiede gegen die ablaufende Zeit eines geschichtslosen Rationalismus, und so lag es nahe, daß seine Entwicklung zunächst im Sinne starker Reaktion gegen diese verlief. Dazu kam der Instinkt, daß eine neue Zeit angebrochen sei; eben er ließ die verflossene alsbald geschichtlich begreifen. Noch stärker wirkte dann die Tatsache der sich in Staat und Gesellschaft weit auswirkenden Individuen: erschienen diese in der Gegenwart ihrer Tätigkeit nach in alle Breiten verzweigt, so mußten sie auch tief in die Vergangenheit reichen: und so brachen Jahrzehnte historischer Erforschung des Staats- und Verfassungslebens herein. Am tiefsten aber entfaltete sich historischer Sinn doch da, wo der Entwicklungsgedanke aus ihm unmittelbar hervorleuchtete. Es war zuerst in den Naturwissenschaften der Fall; auf biologische Anfänge folgte die Entwicklungslehre Darwins, die paläontologisch und geologisch gestützt wurde, und neuere Zeiten haben deren Kritik und Weiterbau erlebt: bis auch in den Geisteswissenschaften das Zeitalter eines letzten Grades rein entwicklungsgeschichtlicher Forschung mit der modernen Kulturgeschichte hereinbrach.

Diese Anfänge und Übergänge aber waren ohne die Folge einer völlig neuen Orientierung der menschlichen Seele im allgemeinsten Kosmos der Erscheinungen auf die Dauer nicht denkbar: neue Systeme metaphysischen Deutens und Anschauens, neue Frömmigkeitsgefühle, neue Ansichten der bestehenden Religion mußten hervortreten. So wurde schon der Begriff der Menschheit aufs weiteste ausgedehnt; zunächst in dem Idealismus des 18. Jahrhunderts, für dessen Anschauung

sanfte Gefühle der Humanität auch schon die Naturvölker durchleuchteten; konkreter dann in der wissenschaftlichen Erforschung und praktischen Verbindung der Völker des Erdballs, wie sie das 19. Jahrhundert bis zur Verwirklichung erster Anfänge der Weltpolitik gebracht hat. Und daneben erschien nun zugleich das Universum als unendlich; das Widerstreben, die Kopernikanische Lehre anzuerkennen und vor allem ihre Folgerungen völlig zu ziehen, das noch das ausgehende individualistische Zeitalter gekennzeichnet hatte, verging in nichts, und gleichsam raum- und zeitlose Anschauungen des Universums gewannen unter voller Einführung des Entwicklungsgedankens selbst für die Weltkörper den Sieg, von der Kant-Laplaceschen Hypothese bis zu den jüngsten spektralanalytischen Vermutungen der Gegenwart.

Indem aber der erhabene Gedanke eines ewigen Fortganges gleichsam der Schöpfung durch fortdauernde Bildung selbst neuer Welten in unendlichen Fernen des Raumes gefaßt wurde, weiteten und festigten sich auch die Ansichten vom Werte und von der Bedeutung der Persönlichkeit. Da fragte schon Kant am Schlusse seines astronomischen Werkes, ob denn die unsterbliche Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab selbst nicht unterbricht, sondern nur verändert, an diesen einen Punkt des Weltraumes, an unsere Erde, jederzeit geheftet sein solle? Und während hier frommer Sinn an der Unsterblichkeit der Seele festhielt, kam der entgegengesetzte realistische Sinn eines Gottfried Keller zu einem zwar völlig anderen, aber für die Anschauung der neuen subjektivistischen Persönlichkeit nicht minder bezeichnenden Schlusse: „Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgendeinem Winkel der Welt nachzuholen." In beiden Fällen aber war das Ergebnis das gleiche: eine Vertiefung der Bedeutung der Persönlichkeit, eine stolz-bescheidene Haltung

menschlicher Subjektivität, die bei aller unübersteiglichen Begrenzung ihres Wesens von der oft halb unbewußten Anschauung durchdrungen ist, daß sie in menschlichen Schranken freier Herr sei aller Dinge.

Es ist die Zentralvorstellung, von der alle Metaphysik und alle Frömmigkeit, alle Ethik und alle Ästhetik, alle Phantasie- und alle Willenstätigkeit des subjektivistischen Zeitalters getragen ist.

Das Erscheinungsjahr der Kritik der reinen Vernunft (1781) war das Todesjahr Lessings, das Jahr, in dem Schillers Räuber gedruckt wurden, das Jahr der Toleranzedikte Josephs II. und im Grunde auch das Geburtsjahr der subjektivistischen Metaphysik. Denn indem Kant sich von den Objekten der Philosophie wegwandte zu dem erkennenden Subjekt und dessen Erforschung in den Mittelpunkt seiner philosophischen Tätigkeit stellte, wies er der Metaphysik die Stellung an, die sie seitdem behalten hat: die Stellung einer von der menschlichen Erkenntnistheorie und damit der Methodologie der Wissenschaften abhängigen Funktion. Entscheidend aber für die Durchbildung dieser Funktion war doch wieder der spezifische, soeben festgestellte subjektivistische Charakter der Persönlichkeit. Indem für diese die Vorstellung eines ständigen Werdens die eines bloßen Seins früherer Zeiten abgelöst hatte, indem die moderne Persönlichkeit damit sozusagen jeden Augenblick dem Nichts gegenüberstand und sich von neuem als wirklich erzeugen mußte, mußte sie auch metaphysisch mit höchster Kraft und Selbständigkeit ausgestattet werden, sollte sie, in ihrem Wirklichkeitsbewußtsein nur auf ein Geschehen angewiesen, das sich im letzten Grunde allein in ihr ereignete, nicht schwächlich straucheln.

Kant war der erste, der eine diesen Forderungen entsprechende Metaphysik geschaffen hat. Ihm stand über der Welt der Erscheinungen, die wir durch unsere Verstandeskräfte kennen lernen, und der wir durch den Charakter der Funktionen dieser die Gesetze geben, welche sie uns verständlich machen, eine andere Welt: die Welt der selbstherrschenden Vernunft, der Ideen. Es ist eine, an sich betrachtet, ideologische Welt;

es gibt von ihr keine unserem Verstande adäquate Erkenntnis. Aber gleichwohl, ja um so mehr lebt diese Welt in uns, und Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sind ihre unbedingten Forderungen. Indem diese Forderungen unser Handeln bestimmen, soll es anders ein sittliches sein, sind sie, Geschöpfe unserer Vernunft, zugleich die Beherrscher unseres an sich freien Willens durch das Gebot der Pflicht, und indem sie über uns herrschen, beherrschen sie, selbstgewählte Souveräne unseres Innern, die Welt. So wird diese Welt in der Art, wie wir sie erkennen, theoretisch, der Ausdruck unseres Verstandes und unserer Anschauung, in der Art aber, wie wir sie in sie hineinwirken, praktisch, der Bereich unserer selbstgeschaffenen sittlichen Mächte und damit uns untertan in jedem Betracht. Das Bibelwort, daß der Mensch herrschen solle über die Welt der Erscheinungen, über die Tiere des Waldes, die Vögel der Luft, die Fische im Wasser, jene primitiv anschauliche Lehre von der geschichtlichen Entwicklung im Sinne eines Fortschrittes äußerer menschlicher Beherrschung der Umwelt, hier erhält sie die tiefste Wendung auf die geistige Abhängigkeit dieser Außenwelt von uns, unserem Subjekt, unserem Verstand und Willen. Es ist die triumphierende Lehre von der anthropozentrischen Entfaltung aller Kultur: noch nie war der Mensch in seinem theoretischen Vermögen wie in seinen praktischen Bedürfnissen so sehr als beherrschender Mittelpunkt höchster Entwicklung begriffen worden.

Zugleich aber wurde durch diese Lehre die Sittlichkeit in gewissem Sinne von der Religion gelöst. Gewiß sind aktive Willenskräfte des Menschen immer noch erst in Verbindung mit Ideen über das Unsichtbare vollends entbunden worden; und auch der Ethik Kants fehlt diese Verbindung nicht. Aber ihren Zusammenhang speziell mit der christlichen Offenbarungsreligion wird man doch nur durch Heranziehung einer losen Verwandtschaft der Postulate Gott, Freiheit und Unsterblichkeit mit christlichen Ideen herstellen können. Und eines war jedenfalls etwa zu derselben Zeit erreicht worden, da in der französischen Revolution der Staats- und Rechtsbegriff der neuen Zeit zum erstenmal ent-

schieden ausgeprägt wurde: neben jenem Pflichtenkreise, dessen Inhalt durch den äußeren Zwang staatlicher oder kirchlicher Gesetze eingeschärft werden muß, war, unabhängig von jeder Offenbarung, rein aus den Bedürfnissen der subjektiven Persönlichkeit heraus eine Summe von Pflichten proklamiert worden, deren Gefühl als uns einfach eingeboren behauptet wurde. Es ist im Grunde eine Summe nicht transzendenter Natur, sondern der Niederschlag des sittlichen Empfindens aller früheren Kulturzeitalter und des jüngsten zumal; es ist der Ausdruck der Tatsache, daß die sittliche Erziehung der Persönlichkeit innerhalb der nationalen Entwicklung bis zur Mündigkeit gediehen war. Indem aber der Kreis dieser autonomen Pflichten, der sich nun in kräftigem Wachstum neben dem Kreise des heteronomen Pflichtenkodex des Rechtes, des Staates und der Kirche aufbaute, schon so groß war, daß es seiner begrifflichen Zusammenfassung unter wenigen transzendent erscheinenden Ideen bedurfte, wurde zum erstenmal etwas wie ein Kodex der Humanität entwickelt: erschienen die innersten Pflichtengebote als Ausdruck einer, wenn auch noch in begrenzten Kreisen großgewordenen geschichtlichen Menschlichkeit.

Wird es dabei möglich sein, schon jetzt aus einer bloßen, dazu noch skizzenhaften Betrachtung nur Kants die Hauptelemente subjektivistischer Weltanschauung überhaupt abzuleiten? Es bezeichnet die überragende Stellung des Philosophen, wie sie sich ja auch in der nicht enden wollenden Nachblüte des Neukantianismus ausspricht, daß dies mindestens für die Charakteristik jener Menschenalter möglich ist, die seit Kant bis zum heutigen Tage verflossen sind. Und da ergeben sich denn zwei Grundnormen der Betrachtung. Einmal wird von der Welt des Seienden mit ihren besonderen Gesetzen eine Welt der Werte unterschieden, deren Vorstellungen von denen der Welt des Seienden so getrennt sind, daß beide gar nicht in Konflikt geraten können. Und zweitens wird die Annahme eines Überweltlichen und Unbedingten auf Postulate der praktischen Vernunft und Bedürfnisse des Gemütes zurückgeführt.

Nach alledem ist klar, in welchem Sinne sich Frömmigkeit

und christliche Offenbarungsreligion in dem neuen Zeitalter entwickeln mußten. Sie konnten zunächst ihre engverwandte und beherrschende Stellung zur Ethik vielfach beibehalten. Denn da deren Inhalte nicht zum letzten Forderungen des Gemütes verdankt wurden, Forderungen, die auch im religiösen Leben, wenngleich zumeist unter anderem Gesichtswinkel, auftraten, so ergab sich, daß religiöse Vorstellungswelt und philosophische Begriffswelt im Grunde vielfach nur verschiedene Mittel waren zur Erreichung des gleichen Zieles: zur Schaffung des sittlich-subjektiven Menschen.

Freilich, eine einseitige Herrschaft der Offenbarungsreligion konnte der neue Subjektivismus auf dem Gebiete der Willenstätigkeit ebensowenig zulassen wie auf dem der Weltanschauung. Vielmehr erscheinen beide durch die ganze Breite der beiden allgemeinen Entwicklungstendenzen, von denen oben die Rede war, grundsätzlich getrennt. Hieraus ergeben sich dann für Religion und Philosophie als Weltanschauung Folgen, die im Verlaufe des neuen Zeitalters immer umfangreicher und tiefer hervorgetreten sind.

Die Metaphysik als philosophische Weltanschauung wird Ergänzung vor allem unseres Wissens, indem sie auf Grund der tatsächlichen wissenschaftlichen Bewältigung der Welt, die Grenzen dieser noch sehr unvollkommenen Bewältigung überschreitend, den Weltzusammenhang auf dem Wege der Vermutung als Ganzes herzustellen sucht, und zwar als Konsequenz und Auswirkung irgendeines obersten Prinzipes, das den Zusammenhang der Erscheinungen zwar bedingt, aber sich nicht unmittelbar in ihm zu erkennen gibt. Die Religion dagegen wird vor allem Ergänzung des dem Diesseits zugewendeten Gemütslebens; und indem sie die Frage nach dem allgemeinen Werte des Lebens aufwirft, strebt sie nach dem subjektiv sicheren Bewußtsein eines höchsten Gutes, und nach Erkenntnis des Weltzusammenhanges höchstens insofern, als eine solche Erkenntnis den inneren Besitz des Glaubens an ein höchstes Gut zu sichern geeignet ist. Das höchste Gut aber erscheint ihr als etwas Jenseitiges, dem unser Gemüt zuflüchtet, das

es in sich zu erleben bestrebt ist, als wirkendste aller Mächte, die aus den Schranken des Gemütslebens der Zeitlichkeit unmittelbar in ein höheres Dasein entreißen.

Es ist selbstverständlich, daß in diesen durch das Seelenleben des neuen Zeitalters aufs tiefste motivierten Zusammenhängen die christliche Religion nicht mehr die alte gebundene und bindende Offenbarungsreligion des Mittelalters, ja auch nicht mehr die Religion der Kirchen des 16. Jahrhunderts sein kann. Die neue Religion ist im Grunde überhaupt nicht mehr kirchlich und insofern auch nicht christlich: sie ist reine subjektivistische Frömmigkeit. Und gewinnt sie in der einzelnen Persönlichkeit, wie das der Regel nach der Fall ist, Beziehungen zum Christentum, so sind diese doch eben rein persönlicher Art und insofern wechselnd:

Es ist der Glaub' ein schöner Regenbogen,
Der zwischen Erd' und Himmel aufgezogen,
Ein Trost für alle, doch für jeden Wandrer,
Je nach der Stelle, wo er steht, ein andrer. (Geibel.)

Und so sollte denn Toleranz eine der hervorragendsten Erscheinungen des Subjektivismus sein, soweit zu religiösen Fehden zwischen Person und Person Anlaß gegeben erscheint. In der Tat ist das grundsätzlich anerkannt und wird auf dem Gebiete der Adiaphora auch leidlich geübt: in Erfurt steht Luthers Statue gegenüber dem katholischen Ursulinerinnenkloster. Der inneren Durchführung aber setzt sich doch jegliche Art von Niederschlagsbestand der alten Kirchen entgegen während das praktische Prinzip eines folgerichtigen Subjektivismus kein anderes sein kann als das der freien Kirche im freien Staate.

Für Gegenwart und Zukunft aber könnte bedacht werden, daß der religiöse Subjektivismus nicht in Antireligion ausmündet, sondern in Kirchenlosigkeit, in eine religiöse Gesetzlosigkeit mithin, die nicht das letzte Wort der Entwicklung sein kann: denn jegliche Frömmigkeit bedarf zur vollen Auswirkung ihrer Erlebnisse der symbolischen Sprache von Mythus und Dogma; und selbst die Transzendenz der Philosophen ist nichts

als ein symbolischer Notbehelf höchster, die Naturbegriffe überschreitender sittlicher Erfahrung.

Philosophie und Religion, Weltanschauung und Frömmigkeit werden immer tiefster, wenn auch nicht stets klarster Ausdruck eines Zeitalters sein; sie sind darum in diesen einleitenden Bemerkungen in den Vordergrund gestellt; und es ist nicht die Aufgabe, über die anderen großen Gebiete seelischen Lebens, konkrete Phantasie- und konkrete Willenstätigkeit, gleich ausführlich zu berichten.

Hierzu könnte am ehesten die Phantasietätigkeit verlocken: denn sie hat das Besondere, dem Verständnis am leichtesten zugänglich zu sein, die Ergebnisse und Motivierungen des Neuen gleichsam in einfachster, anschaulichster, schönster Form zu vermitteln. Dazu würde der weitere Vorteil kommen, daß sich auf keinem Gebiete deutlicher und vielleicht auch stärker als auf diesem die neue Kultur im Gegensatze zu der vorhergegangenen entwickelt, mithin gerade anfangs nirgends breiter und voller entfaltet hat. Trat doch jetzt dem Rationalismus Goethes Spruch entgegen:

> Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünft'gen Diskurse
> Unvermögend; durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor.

Und verlief doch anfangs selbst das Denken in halbdichterischen Formen; der gedankenstrenge Kant ist es gewesen, der das Symbol als Erregungs- und Ausdrucksmittel gesteigerten Empfindungslebens wieder zu Ehren brachte, und Dichtungen waren die philosophischen Systeme in romantischer Zeit.

Dennoch soll hier von der Phantasietätigkeit nur kurz die Rede sein. Denn gerade ihre anschaulichste Verkörperung, die bildende Kunst, entwickelte sich doch besonders langsam und lange Zeit besonders unvollständig. Hängt das mit der öfters beobachteten Tatsache zusammen, daß sich die Kraft der Phantasie mit wachsender Kultur gern auf die tiefere Menschendarstellung als ihr eigenstes Gebiet und damit zum guten Teile auf Musik und Dichtung zurückzieht? Wir werden später jedenfalls auch andere Gründe kennen lernen.

Von Musik und Dichtung aber wurde jetzt im Grunde

doch vor allem die Musik die führende Kunst. Was haben sie nicht eben die großen Dichter dieser Zeit schon unendlich geliebt! Von den Denkern aber hat Leibniz bereits mit allem Entzücken von ihr gesprochen, bis sie in späterer Zeit, bei Schopenhauer z. B., geradezu als wichtiger Bestandteil philosophischer Spekulation in metaphysische Systeme eingegangen ist. In der Tat ist sie insofern die subjektivste aller Künste, als sie mehr als jede andere Phantasietätigkeit nur Symbole von Empfindungen und Gefühlen schafft, die sich jeder Hörer in sein Gefühl und seine Empfindungen umzusetzen hat: so daß dem Genießenden die vollste Fülle seiner Subjektivität erhalten bleibt, insofern sie aktuell ist und die Umsetzung vornimmt. Die Dichtung dagegen und selbst die Lyrik gibt menschlichen Gefühlen doch stets bereits eine unmittelbar und konkret umrissene sprachliche Form und prägt also die Empfindung schon immer mit stärkerer Bezugnahme auf persönliche Auffassung aus. Und insofern zwingt sie den Hörer, sich als Subjekt doch immer bis zu einem gewissen Grade in sie hinein zu verlieren: entspricht mithin nicht in gleich hohem Grade den Anforderungen eines strengen seelischen Subjektivismus.

Aber freilich, soweit die Dichtung die Mitwirkung und gleichsam sekundäre Autorschaft und Schöpferkraft des Genießenden in Anspruch nehmen kann, so weit hat sie das in dem neuen Zeitalter auch getan, und gerade im Verfolge dieses Weges besteht seit Mitte des 18. Jahrhunderts ihre innerste Geschichte. Ein erstes, alsbald entwickeltes Mittel war es hier, Dichtung überhaupt als Selbsterlebnis zu empfinden. Damit war nicht bloß ein persönlicher Stil mit dem besten aller Förderungsmittel zu ihm hin eingeführt; der subjektive Dichter durfte auch hoffen, bei den subjektiven Bedürfnissen der Hörer den Anklang zu finden, der das Stehen gleichsam auf dem gleichen seelischen Resonanzboden verbürgte. Unter diesen Umständen ist es denn nicht zu verwundern, wenn man schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei den Ästhetikern, z. B. bei Eberhard, tiefgreifende und einsichtsvolle Bemerkungen über persönlichen Stil und Subjektivismus der

Dichtung antrifft. Aber die Dichtung des 19. Jahrhunderts, vor allem der späteren Jahrzehnte dieser Zeit, ging weiter. Durch Mittel, die vielfach den Wirkungsmitteln der Musik nachgebildet wurden oder ihnen wenigstens innerlich entsprachen, hat sie ihren Schöpfungen etwas Suggestives gegeben, etwas, das Substitutionsgefühle und Reaktionsgefühle des Hörers erweckt, vermöge deren er das Objektive der Dichtung persönlich nachfühlt und in sich subjektiv poetische Wirkungen schöpferisch entwickelt.

Vermochte nun die bildende Kunst auf ihrem Gebiete leicht in die Entfaltung analoger Wirkungen einzutreten? Längst nicht mit den Tiefen des Wortes, geschweige denn der abgründigen Einflußgewalt des Tones ausgestattet, konnte sie den ästhetischen Anforderungen des neuen Zeitalters erst nach den stärksten Anstrengungen auf technischem Gebiete gerecht werden; und im Grunde erst mit der Entwicklung der Freilichtmalerei haben diese Bestrebungen zu einem vollen Ergebnis geführt: denn erst mit einer so hochstehenden Bewältigung des Lichtes als eines Elementes, das die feinsten seelischen Stimmungen wiederzugeben ermöglicht, war ein volles Ausdrucksmittel für die psychischen Aktualitäten des neuen Zeitalters gewonnen. Ehe man aber dies Mittel errungen hatte, ist die Malerei des Subjektivismus, jetzt noch mehr als bisher die führende der bildenden Künste, eigentlich in der Wiederholung früherer Entwicklungsstufen malerischen Könnens stecken geblieben: von den Gotikern des 14. und 15. Jahrhunderts an bis auf Rubens und Rembrandt, ja Watteau und Boucher. Es war eine Vorbereitungszeit auf das Neue, die mehr als zwei Menschenalter gewährt hat und die in der Bildnerei, wie auch in der Baukunst, selbst heute noch nicht ganz überwunden ist: denn erst ganz neuerdings wurden vornehmlich durch energische Zusammenfassung und Erweiterung der Lichtwirkungen in der Plastik wie in der Architektur Mittel subjektivistischer Kunstwirkung aufgesucht.

Von alledem aber, wie von der Freilichtmalerei, war in den Anfängen des neuen Zeitalters noch nicht die Rede. Und

noch ein anderes fehlte. Die bildende Kunst bedarf einer gewissen Anzahl feststehender und allgemeiner bildlicher Vorstellungen, Ideenverbindungen, Symbole, um über die äußere Form hinaus den tieferen seelischen Inhalt einer Zeit zur Anschauung zu bringen. War nun diese Masse konkreter Hilfsmittel für eine neue Darstellung der bildenden Kunst selbst erst um 1800 bereits geschaffen? Keineswegs — um so weniger, als sich schon das vorhergehende Zeitalter des 16. bis 18. Jahrhunderts auf diesem Gebiete meist mit Anleihen aus der Antike beholfen hatte. So schleppte man sich denn mit diesen nirgends völlig passenden Anleihen zunächst noch mühsam weiter: und die Gründe, die es veranlassen, daß sich der geistige Gehalt der bildenden Kunst in jedem neuen Kulturzeitalter verhältnismäßig spät erst voll entwickelt, wirkten hier fort mit doppelter Gewalt.

Endlich mag ein Drittes auch hier schon angedeutet sein. Die soziale Führung der neuen Kultur übernahmen zunächst vornehmlich Kreise des bürgerlichen Mittelstandes: Kreise, die wirtschaftlich nicht in der Lage waren, das Mäcenat auszubilden, dessen eine sich reich entfaltende bildende Kunst bedarf, die vielmehr anfangs zumeist der Philosophie und Dichtung lebten und sich später vor allem der Durchbildung der höchsten Willensmomente der neuen Kultur, der Begründung eines subjektivistischen Staates und Rechtes, zuwandten.

Auf dem Gebiete der öffentlichen Sittlichkeit und der dem Staate und der Gesellschaft gewidmeten Willenstriebe ist die bei weitem ständigste Eigenschaft des neuen Zeitalters sein Demokratismus, falls man darunter die allgemeine Neigung zu gleichartiger öffentlicher Behandlung und Einschätzung der Individuen versteht. Sehr natürlich; denn eine solche Art demokratischen Sinnes ist eine der unmittelbarsten Konsequenzen des Subjektivismus; Individualitäten als Subjekte können nur mit gleichem Rechte nebeneinanderstehen und werden aus gleichem Rechte alsbald gleiche Lebensgrundlagen und gleiche Voraussetzungen mindestens öffentlichen Wirkens zu folgern und zu fordern bereit sein.

Der Demokratismus war in der frühesten Zeit vor allem ein solcher der gesellschaftlichen Gesinnung. Als eines seiner schönsten Denkmäler kann der bekannte Brief des Herzogs Friedrich Christian von Augustenburg und des Grafen Schimmelmann an Schiller betrachtet werden: „Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn miteinander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie" usw. Und der edle, wenn es erlaubt ist zu sagen aristokratisch-demokratische Sinn, der hier in dem Einzelakte eines Unterstützungsangebotes hervortritt, war die Lebensluft, in der auch die Freundschaft Goethes und Karl Augusts von Weimar gediehen ist; von ihm getragen, hat der Herzog den Dichter seinen lieben alten Freund und Waffenbruder in dieser stürmischen Welt genannt.

Natürlich wurde der demokratische Ton der Großen, der fast die ganze spätere Zeit des 18. Jahrhunderts auszeichnete, von den Niedrigerstehenden mit respektvoller Offenheit erwidert; hier kann wiederum das Antwortschreiben Schillers an seine Holsteiner Gönner als Musterbeispiel dienen, während noch Gellert Fürsten gelegentlich in kriechender Unterworfenheit genaht ist. Doch lag es in der Natur der Dinge, daß eben dieser hochstehende, gleichsam fast abstrakte Demokratismus, wenn auf die große und umfassende Wirklichkeit bezogen, in Radikalismus entartete: und so wurde er namentlich, politisch gewandt, leicht republikanisch. Aber anderseits konnte nur ein spielender Republikanismus aus ihm hervorgehen. Aus einem solchen geistigen Zusammenhange heraus haben die Grafen Stolberg in der Göttinger Hainbundszeit Mord den Tyrannen gepredigt, sind epigrammatische Sätze Herders wie der folgende aus dem Jahre 1779 zu verstehen, daß die kühnsten, göttlichsten Gedanken des menschlichen Geistes, die schönsten und größten Werke in Freistaaten vollendet worden seien, — in dieser Atmosphäre endlich spricht Posa in Schillers Carlos.

Später, nach den harten Schicksalsschlägen der Revolutions- und Freiheitskriege, in einer Periode schon tatsächlicher Auswirkung eines neuen Freiheitsbegriffes in neuen Staats-

verfassungen, hat dann der grundsätzliche Demokratismus des Zeitalters neue Formen angenommen: er bezog sich jetzt mehr auf die Auffassung des Geisteslebens und die Durchbildung der sozialen Schichtung. Auf geistigem Gebiete ist dabei vielleicht nichts bezeichnender, als daß der alte aristokratische, ja despotische Begriff des Genies, wie er den ganzen Verlauf des 18. Jahrhunderts und auch noch manches Jahrzehnt des 19. beherrscht hatte, verloren ging: Richard Wagner hat später an seine Stelle etwas mystisch eine „kommunistische" Volkskraft gesetzt: „eine gemeinsame Kraft, die in ihrer einzig ermöglichenden Wirksamkeit die individuelle Kraft, die wir blödsinnig bisher mit der Bezeichnung Genie ergründet zu haben glaubten, als solche in sich schließt". In seiner Wirkung auf die Entwicklung der Stände und Berufe aber führte der demokratische Gedanke ohne weiteres zu einem irgendwie genauer charakterisierten Sozialismus. Wie der Zusammenhang mit am schönsten und in dieser Allgemeinheit frühesten in einer der Ausführungen des Dr. Braun in Spielhagens Problematischen Naturen (1860—1861) dargestellt ist: „Wer die Solidarität aller menschlichen Interessen — das oberste Prinzip aller moralischen und politischen Weisheit — begriffen hat, der weiß auch, daß seine individuelle Existenz nur ein Tropfen in dem ungeheuren Strome ist, und daß diese Tropfenexistenz weder das Recht noch die Möglichkeit der absoluten Selbständigkeit hat. Wir dürfen uns nicht länger sträuben, zu sein, was wir wirklich sind: Menschensöhne, Kinder dieser Erde, mit dem Rechte und der Pflicht, uns hier auf diesem unseren Erbe einzuleben nach allen Kräften mit den anderen Menschensöhnen, unseren Brüdern, die mit uns gleiche Rechte und folglich auch gleiche Pflichten haben."

Diese Stimmung, die man wohl — in einem anderen als dem politischen Sinne — als eine sozialdemokratische bezeichnen kann, ist dann freilich in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts anscheinend durch eine ganz andere abgelöst worden. Man wollte nichts mehr wissen von der Masse, von den „Vielzuvielen", man schrie nach „Riesennaturen", und ein

Geniekultus brach herein, dem gegenüber Richard Wagner, hätte er ihn noch erlebt, vielleicht ein grobes Epitheton wiederum nicht gespart haben würde. Zugleich fühlte man sich erdrückt von der Überlieferung der Jahrhunderte und den übergroßen Massen neuer Reize der Gegenwart, wie ein „Fossil" und wie ein „Zermalmter", und die Literatur begann „die Abhängigkeit des Menschen von Zeit und Umgebung, mit einem Worte: die völlige Unfreiheit des Menschen" zum Mißfallen mancher Kreise zu erörtern.

Diese Kreise erkannten nicht, daß es sich hier, wie in den Ergänzungsbänden der Deutschen Geschichte schon geschildert worden ist[1], um Übergangserscheinungen, die zu einer neuen, zweiten Periode des Subjektivismus hinüberführten, handelte — Erscheinungen, die, wie das heute schon unwiderleglich ist, in einer höheren Stufe der Entwicklung den Erscheinungen der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges des 18. Jahrhunderts entsprachen: — und so haben sie erleben müssen, daß, aus den eingeborensten Wesenszügen des Subjektivismus her, allem Emanzipationsdrange die wenn auch noch nicht völlig ausgebildete Zeit eines neuen Demokratismus gefolgt ist, den man einstweilen als Sozial-Aristokratismus bezeichnen mag.

Nun versteht es sich, daß der Abwendung dieser öffentlich-sittlichen Grundstimmung des Subjektivismus konkretere Ausprägungen auf dem Gebiete des Staatslebens und der politischen Geschichte wie des Familienlebens und der Gesellschaft parallel gelaufen sein müssen.

In letzterer Hinsicht ist namentlich die volle Umwandlung des Familienlebens im Sinne freiheitlicherer Entwicklung und die fortschreitende Emanzipation des Frauendaseins seit der Mitte etwa des 18. Jahrhunderts charakteristisch. Indes führt ihre Geschichte so tief in tausend Verzweigungen der psychischen Entwicklung überhaupt, daß sie hier ausführlich nicht erzählt werden kann.

[1] Vgl namentlich Bd. I, 464 ff.

Gröber und leichter faßbar ist dagegen die Abwandlung der politischen Grundmaximen.

Natürlich entsprach dem verschwommenen, rein geistig-gesellschaftlichen Demokratismus des 18. Jahrhunderts ein grundsätzlicher Kosmopolitismus: ja eben in ihm hat er sich am sichtbarsten ausgewirkt. War die älteste Art der Nächstenliebe, jener früher gleichsam patriarchalischen Auswirkungsform des Demokratismus, an die Kreise des Geschlechtes und der Familie bis zu dem Grade gebunden gewesen, daß eben die Geschlechtsgenossen die „Nachbarn" waren; hatte dann die mittelalterliche Kirche die Nächstenliebe als eine Form der Askese und der zumeist äußerlichen Charitas gepredigt, die man in den Schenkungen pro salute animae als vor allem dem eigenen Ich zugute kommend ansah: so gründete sich der praktische Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts auf die Humanität: auf den Gedanken der innerlichen Gleichheit und darum Einheit eines zu höchsten Zielen bestimmten Menschengeschlechts. In dieser Begründung vor allem ist er enthusiastisch gehegt und gefeiert worden:

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Man höre Schillers Verse in der triumphierenden Ekstase des vierten Satzes von Beethovens neunter Symphonie: und man wird sich lebendig umrauscht fühlen von dem Flügelschlage dieses lebensfrohesten aller Kosmopolitismen.

Und es war ein Kosmopolitismus doch schließlich nicht ohne starken realen Hintergrund. In welch umfangreicher Stärke hatte doch schon ständiger geistiger Austausch zwischen den großen europäischen Nationen des Westens und der Mitte zum erstenmal ein immer internationaler werdendes Geistesleben gefördert! „Wir klagen über den engen Kreis der Ideen, die im Mittelalter Nation von Nation trennten; bei uns sind gottlob alle Nationalcharaktere ausgelöscht. Wir lieben uns alle, oder vielmehr keiner bedarf's, den anderen zu lieben; wir

gehen miteinander um, sind einander völlig gleich, gesittet, höflich, glückselig, haben zwar kein Vaterland, keine Unseren, für die wir leben, aber sind Menschenfreunde und Weltbürger." Es sind übertreibende Worte Herders aus dem Jahre 1774; doch konnte Goethe in den Greisenjahren seines Lebens mit Recht von einer beginnenden Weltliteratur sprechen. Und auch die politischen Faktoren fehlten nicht ganz. Nachdem sich das Jahrhundert von 1650 bis 1750 in Handels- und Industriekriegen erschöpft hatte, lernte man einsehen, daß es über all dem Streit ein Höheres gebe: die Gemeinsamkeit aller wirtschaftlichen und sozialen Interessen. Und indem diese Erfahrung durch die Lehren des nationalökonomischen Subjektivismus zunächst in England und Frankreich, dann auch in Deutschland eine wenigstens den Frieden Europas fördernde Gewähr erhielt, konnte man sich einem ruhigen internationalen Fortschritte hingeben, der eigentlich erst mit der Freihandelsära von 1860 bis 1875 sein Ende erreichte.

Inzwischen war aber das eigentlich erst klassische Gemeingefühl des Subjektivismus der ersten Menschenalter des 19. Jahrhunderts erwachsen: der Nationalismus. Derselbe Herder, der für einen unbedingten Kosmopolitismus schwärmte, hatte sich doch schon mit Stolz der Taten der Ahnen gerühmt: von den Germanen an bis herab auf die Tage Friedrichs des Großen. Denn historischer Nationalstolz ist das eigentliche Grundgefühl des Nationalismus; schon im Prolog zur Lex Salica hat er sich in der Form des Stammesgefühls in berühmten Worten ein Denkmal gesetzt. Dazu kam dann die Empfindung der anschwellenden Kraft des neuen Seelenlebens: im Grunde fühlte man sich in den Tagen der klassischen Dichtung und der individualistischen Philosophie allen Völkern überlegen und sprach das auch aus. Als dann aber der Fremdling von Westen her eindrang, als die Jahre der Bedrängnis in den Freiheitskämpfen ein erstes kriegerisches Heldentum der neuen Welt zeitigten: da flammte der Nationalstolz auf in dem herrlichsten seiner Brände, um in dieser Glut, wenn auch gelegentlich unter Aschen glimmend, bis heute nicht zu erlöschen.

Sind aber diese äußeren Ereignisse und andere verwandter Art die eigentlichen Ursachen des Nationalismus? Die Frage bejahen, hieße soviel wie die Erklärung der seelischen Tiefen eines Individuums in den Äußerlichkeiten seines Lebensganges suchen. Nein: weit mehr im unmittelbaren Wesen des Subjektivismus ist der Nationalismus verankert. In subjektivistischen Zeiten führt die steigende Erweiterung des Lebenskreises, in der recht eigentlich sich jedes Subjekt auswirkt und auswirken kann, allmählich jedem eine unendliche Fülle und Verschiedenartigkeit der Lebensbeziehungen, den aufeinanderfolgenden Geschlechtern aber zugleich eine ebensolche Fülle und Verschiedenartigkeit der Vererbungen zu: eine ungeheuere Durchflechtung der Interessen ist die Folge. Es ist klar, daß ein solches Leben nur in der Freiheit gedeihen kann. Klar ist aber auch, daß es seine Begrenzung haben muß, soll es nicht dem Siechtum und dem Tode der Zersplitterung verfallen. Dies ist nun die Stelle, wo der nationale Rahmen wirksam wird: er allein noch, in seinem weiten Umfange, hält dies Leben zusammen. Und so erklärt es sich, daß sich auf seine Erhaltung oder, wo er noch nicht erreicht ist, seine Erringung alle großen Interessen einstellen, alle begeisternde Liebe, aller Nationalstolz der Vergangenheit einwirkt. Indem aber der ersehnte oder errungene Gesamtzustand nicht ohne ungezwungenste innere Bewegung erhalten werden kann, vereinigt sich die Liebe der Freiheit mit der zum Vaterland: werden Nationalismus und Liberalismus zu Kampfrufen des Jahrhunderts.

Aber sie sind nicht letzte Worte des subjektivistischen Zeitalters. Die Jahre nahen, da der Nationalstolz nach errungener Einheit und Freiheit von den früheren Schlacken der Bewegung gereinigt wird: nur das Bewußtsein eines besonderen Wertes der Nation und besonderer Volksgaben soll er nun noch sein, von Gaben, deren Bestand zu ihrer Entwicklung, ihrer Behauptung und Mehrung in der Welt verpflichtet. Es ist ein Nationalstolz, der, indem er die eigene Nation als besondere Persönlichkeit und darum als notwendiges Glied der weltgeschichtlichen Entwicklung erachtet, sich nun auch in neuen,

nicht mehr bloß ideologischen, sondern sehr realen, ja materiellen internationalen Beziehungen, und vor allem in einem neuen Kosmopolitismus dieser Beziehungen bewähren kann.

Dieser neue Kosmopolitismus aber ist seit den späteren Zeiten des 19. Jahrhunderts immer reicher entfaltet worden. Jetzt erscheint die Nationalität nicht mehr in dem Grade wie früher als das höchste, noch denkbare Gefäß menschlicher Gemeinschaftsentwicklung. Jetzt wird es denkbar, daß mit immer entschiedenerer Überwindung der Raumhindernisse auf Erden größere Gemeinschaften wenigstens in gewissen Lebensbeziehungen an die Stelle der Nationen treten könnten; und schon scheinen einige der wichtigsten Vorbedingungen einer solchen Fortbildung erfüllt oder der Erfüllung nahe.

Werden da nicht ganz neue Gemeingefühle mehr internationaler, bis zu einem gewissen Grade kosmopolitisch-praktischer Art auftreten? Die Nationen schaudern in Chauvinismen, in Paroxysmen des Nationalstolzes, vor der Möglichkeit ihres Nahens. Denn soviel ist klar: mehr als je werden sie dann arbeitsteilig und damit berufsunfreier eingeordnet werden in den ehernen Gang der universalen Entwicklung.

Aber wir brechen ab; ein rückwärts gewandter Prophet zu sein, ist allein die Rolle, die dem Erzähler zukommt.

III.

Versucht man das Seelenleben des individualistischen Zeitalters mit dem des subjektivistischen auch nur in den größesten Erscheinungen zu vergleichen, so ergibt sich alsbald, daß das zwar in jedem Punkte möglich, bei der fast unendlichen Zahl dieser Punkte aber im ganzen wiederum ungemein schwierig, ja in einem kurzen Rahmen einleitender Bemerkungen unmöglich ist: schließlich wird die ganze Erzählung der nächsten Bände innerlich immer wieder auf eine solche Vergleichung hinauslaufen oder sie wenigstens zwischen den Zeilen nahelegen.

Dennoch ist es nicht ohne Berechtigung, hier, noch vor den Eingangspforten der Darstellung des neuen Zeitalters,

einige der auffallendsten Unterschiede zu erwähnen: zur Feststellung der Bedeutung des subjektivistischen Zeitalters im Ablaufe der nationalen Geschichte, wie zum besseren Verständnis seiner später mehr im einzelnen zu schildernden Eigenschaften.

Zu unterscheiden ist bei einem solchen Vorhaben vor allem zwischen primären Gegensätzen, in denen sich der Gesamtverlauf der beiden Zeitalter des Individualismus und Subjektivismus jederzeit und grundsätzlich vollzieht, und sekundären Kontrasten, deren beide Glieder nur die letzten Zeiten des Individualismus und die Anfänge des Subjektivismus umfassen. Solche sekundäre Kontraste sind überaus zahlreich, wie auch an sich noch immer tiefgreifend genug; und ihr reicher Bestand wird den nicht wundernehmen, der sich erinnert, daß der Übergang von einem Zeitalter zum anderen unter allen Umständen nach dem psychologischen Prinzipe der Kontrastverstärkung verläuft. Denn alle geschichtliche Entwicklung schon, vor allem aber jene spezifisch starke, die in Übergangszeiten wahrgenommen werden kann, beruht mit auf dem Umschlagen von Gefühls- und Willensrichtungen in ihre Gegensätze, der Lust in Unlust, des Begehrens in Widerstreben usw. Ja es ließe sich eine, wenn auch hier nicht vertretene und an sich gewiß einseitige Geschichtsauffassung denken, der menschliche Entwicklung als nichts denn eine Resultante aus den Schwankungen erscheinen könnte, die fortwährend zwischen jenen zwei entgegengesetzten Phasen vermitteln.

Zu diesen sekundären Gegensätzen gehört nun vor allem der zwischen dem Rationalismus des endenden individualistischen und dem Mystizismus des beginnenden subjektivistischen Zeitalters; denn wenn auch nicht zu leugnen ist, daß das individualistische Zeitalter sich von vornherein durch eine Bevorzugung, ja fast einen Kult des Intellekts auszeichnete, so bleibt doch bestehen, daß seine erste Periode alles andere als rein rationalistisch gewesen ist: es war die Zeit der enthusiastischen Verstandeskultur des 15. und 16. Jahrhunderts, der halb mystischen Frömmigkeit des ursprünglichen Luthertums, der

hohen Blüte der Phantasietätigkeit in Malerei und Plastik, des naturwissenschaftlichen und philosophischen Pandynamismus. Erst die zweite Periode des individualistischen Zeitalters hat demgegenüber die volle Entfaltung einer Rationalisierung des Seelenlebens gebracht; wie denn jedes Kulturzeitalter in seinem späteren Verlaufe zur Rationalisierung seiner früher in schöpferischer Un- und Halbbewußtheit entwickelten Errungenschaften neigen wird. Aber wird nicht, eben in diesem Zusammenhange, der Beginn auch jedes neuen Zeitalters mystisch gerichtet sein, wie es der frühe Subjektivismus in Dichtung und Religion, vor allem aber in spekulativer Philosophie gewesen ist? So ergeben sich denn die Gegensätze von Rationalismus und frühsubjektivistischem Mystizismus nur als besondere zeitliche Ausprägungen eines allgemeinen Gegensatzes, der der psychischen Mechanik von Übergangszeiten der Kultur überhaupt eignet.

Was aber umschließt dieser einfache Kontrast nicht alles an gewaltigen und ausgedehnten Kulturerscheinungen des 18. und 19. Jahrhunderts: hier nüchtern-teleologische Anschauung der Welt — dort enthusiastisches Erfassen des kausalen Entwicklungsgedankens; hier das Nützlichkeitsprinzip der Moral Wolffs — dort Kants ethischer Rigorismus; hier die Lehre von der Lernbarkeit der Phantasietätigkeit — dort die Vorstellung von organischem Wachstum von Dichtung und Kunst und von einem unpersönlichen Stile der Zeiten: sind es nicht Gegensätze, die ganze und höchste Lebensgebiete so gut wie beherrscht haben? Und viele tausend andere ordnen sich ihnen darum wieder unter; es sei auf dem Gebiete der Phantasietätigkeit nur an den Gegensatz zwischen Pedant (Philister) und Kraftgenie erinnert.

Wesentlich für all diese sekundären Kontraste ist, daß ihre Polarität nicht so groß ist, als daß sich nicht für sie noch während ihres verhältnismäßig kurzen Verlaufes, der selten mehr als einige Menschenalter umfaßt, starke innere gegenseitige Beziehungen positiver Art und verbindende Elemente mit Sicherheit nachweisen ließen. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht namentlich die Stellung der Antike, dessen, was man

helleniſche Renaiſſance genannt hat, von etwa 1720 bis 1830. Dieſe Renaiſſance iſt bekanntlich dem Rationalismus und dem Frühſubjektivismus in gleicher Weiſe eigen geweſen; die Renaiſſancebeſtrebungen begannen noch im Zeitalter der Perücke und des Zopfes auf der Grundlage älterer Renaiſſanceformen ihren Aufſchwung zu nehmen, und ſie gingen erſt lange nach den Freiheitskriegen einer ſtärkeren Abſchwächung entgegen. In der Tat konnten auch Rationalismus und Frühſubjektivismus in gleicher Weiſe von ihnen zehren. Denn entnahm der Rationalismus ihrem Einfluſſe vor allem den Gedanken, daß Kunſt und Dichtung lehr- und lernbar ſeien vom ſchlichten Gebrauche des Gradus ad Parnassum bis zu den Konzeptionen höchſter Phantaſie, und begeiſterte ſich der Frühſubjektivismus ganz im Gegenſatze hierzu an der phantaſievollen Urſprünglichkeit Homers und dem Genius eines Sophokles, ſo lag doch beiden Strömungen der Gedanke gleich nahe, im tieferen Fortſchritte der eigenen Kultur ſich vor allem auf das Vorbild der Alten zu ſtützen, ſich von ihnen fördern zu laſſen. Und nebenſächlich war es dabei, daß am Ende doch auch für den Subjektivismus das lehrhafte Element überwog, daß dem unter ſeinem Einfluſſe entwickelten Bedürfniſſe nach Kunſtgeſetzen, nach ſtarker gedanklicher Klarheit, nach beſtimmender philoſophiſcher Bildung ſchließlich ein Zuſtand folgte, in dem die Sucht der Vertreter der Antike, die Poeſie über alle Gebiete des Geiſtes auszudehnen, zu einer pragmatiſchen Wiſſenſchaft wenigſtens des Geiſtes, und die Neigung, dieſelbe Poeſie praktiſch zu verwerten, zur Rhetorik führte: denn dieſe Entwicklung gehört erſt dem reifen 19. Jahrhundert und damit einer Zeit an, in der auch der allgemeine myſtiſche Charakter der Frühzeit des Subjektivismus einer anderen Stimmung, dem Realismus der dreißiger bis ſiebziger Jahre, gewichen war.

Eines aber ergibt ſich doch auch aus dieſen Zuſammenhängen: die ſekundären Gegenſätze, wie ſie ſoeben nur kurz geſchildert ſind, während ſie ſich den beiden erſten Abſchnitten dieſer Einleitung leicht in der vollen Breite ihrer Wirkung entnehmen laſſen, bargen in ſich auch ſchon ein grundſätzliches,

ein primäres Element. Um es an einem einzelnen Beispiel noch deutlicher zu kennzeichnen: wenn man es in den Zeiten des Rationalismus nicht zu einer Erkenntnis des Begriffes des Stiles brachte, so hing das gewiß mit der rationalen Anschauung von der Lehrbarkeit der Phantasietätigkeit zusammen, entsprach doch aber auch tiefer noch der Eigenart des Individualismus, sich die vielen seelischen Bedingungen eines phantasievollen Schaffens ausschließlich an das Einzelindividuum gebunden zu denken — während der Subjektivismus diese Isolierung des Individuums grundsätzlich nicht kannte und darum schon in seinen Anfängen auch enthusiastisch-mystischen Auffassungen der Phantasietätigkeit freie Bahn schuf.

Und wie sollte es denn auch anders sein? Sekundäre Gegensätze werden mit einem Teil ihrer Spannung stets in primären wurzeln. Diese aber sind für den Unterschied zwischen Individualismus und Subjektivismus natürlich in dem Charakter der Persönlichkeit als dem Diapason des gesamten seelischen Lebens überhaupt gegeben.

Auf diesem Gebiete ist das, was äußerlich am meisten als unterschiedlich zwischen Individualismus und Subjektivismus auffällt, zunächst wohl in der Äußerungsfähigkeit der beiderseitigen Persönlichkeiten zu suchen: hier ein grundsätzliches Sichbeschränken auf sich selbst und den nächsten Umkreis dieses Selbst; dort ein reiches Auswirken nach außen, wie nachher ins eigene Innere zurück: ein Überströmen der Willens- und Gemütselemente der Seele in Natur und vor allem Menschheit, und im Gegensatze zu dem isolierenden Individualismus die reichste Entwicklung der Gemeingefühle. Aber dieser Unterschied führt doch noch nicht ganz in das Kernhafteste der beiderseitigen Abweichungen. Näher treten wir diesem schon, wenn wir die Frage nach der spezifischen Freiheit des Diapasons, der Kollektivpersönlichkeit beider Zeitalter erheben. Hier läßt sich auf dem Gebiete, das die freiheitliche Entwicklung am besten zu übersehen erlaubt, auf dem religiösen, wahrnehmen, wie allerdings zugunsten des Subjektivismus ein wichtiger Unterschied besteht, der einen Fortschritt der Entwicklung be-

deutet. Auch die Seelen des Individualismus waren religiös noch gebunden, im Luthertum an Dogma und Sakrament, in den reformierten Kirchen schließlich doch auch an ein dem Sakramentalen nahe stehendes Dogma. Und Sakrament und Dogma galten als unverbrüchlich. Das Zeitalter des Subjektivismus dagegen kennt keine dieser Bindungen mehr: ganz als ihre eigene Priesterin und Lehrerin, völlig frei soll die Seele des einzelnen ihre Lebens- und Weltanschauung bilden, ihren Gott suchen, fürchten, lieben, verfluchen. Es ist eine Freiheit, die nur höchster Selbsterziehung gewährt werden kann, und darum setzt ihre Erringung Persönlichkeiten aktivster Natur voraus, die sich selbst wie andere zu beeinflussen, zu bilden und zu binden wissen.

Allein ist zu verkennen, daß, neben diesen Unterschieden der Psyche des Individualismus von der des Subjektivismus, zwischen beiden doch auch wieder viele Übereinstimmungen bestehen, die sie beide — und mit ihnen den Charakter der ganzen Neuzeit — als gemeinsam abweichend von früheren psychischen Ausgestaltungen — und damit von dem seelischen Charakter des Mittelalters und der Urzeit — erscheinen lassen? Als Untergrund dieser Übereinstimmungen wird sich vor allem jene stärkere Hinneigung zur Wissenschaft herausstellen, die allen höheren Kulturen eigen ist, und das heißt jene intellektuell-kausale Formgebung alles Seelenlebens, die mit dem Übergange zum häufigeren Gebrauche des induktiven Schlusses aufzutreten pflegt und wie eine größere seelische Freiheit, so ein rascheres Wachstum des Erfahrungsreichtums bedeutet.

Von dieser gemeinsamen Grundlage aus läßt sich dann der wesentlichste Unterschied des Individualismus und Subjektivismus nochmals tiefer begreifen. Je reicher die Erfahrungen sind, deren sich die Einzelperson zu bemächtigen hat, um voll zu leben, um so stärker und allseitiger muß ihre psychische Energie entwickelt sein, um so mehr muß sie sich als Mittelpunkt wichtiger Beziehungen anzuschauen wissen, um so mehr muß damit auch ihre persönliche Daseinsempfindung wachsen. Es sind die nunmehr eigentlichsten Unterschiede des Subjektivismus vom Individualismus auf der gleichen all-

gemeinen Entwicklungsgrundlage: eine höhere Freiheit, ein breiteres Wirken in sich selbst hinein und in die Welt, ein bewußteres Hervortreten der sogenannten unteren Seelenkräfte, des Gemütes, des Willens, der Triebe, der Empfindungen: eine allgemeine Intensivierung des seelischen Diapasons überhaupt gegenüber der individualistischen Zeit bezeichnet den Subjektivismus.

Soll nun nach alledem noch der Unterschied des jüngsten Kulturzeitalters von den früheren Zeitaltern des Mittelalters und der Urzeit mit zwei Worten erörtert werden, so begreift sich ohne weiteres, daß die wichtigsten Unterschiede dann am einfachsten und anschaulichsten herausspringen werden, wenn man die entferntesten Zeitalter, das der letzten anderthalb Jahrhunderte und das der Urzeit, sich gegenüberstellt. Dabei wird es bei der, in dieser Perspektive gesehen, engeren Verwandtschaft des Subjektivismus und Individualismus wiederum möglich sein, in die Betrachtung auch gelegentlich Bemerkungen über die Stellung des Individualismus einzustreuen. Haben doch besonders fortgeschrittene Geister schon der ersten Menschenalter des Individualismus gelegentlich Lichtblicke bis in subjektivistische Fernen hinein getan: so Zwingli, wenn er mit dem Ausspruche „Vom Himmel ist das ‚erkenne dich selbst' herabgestiegen" Kants praktische Philosophie, so Servede, wenn er mit dem Satze, daß für die menschliche Erkenntnis das Erkenntnisobjekt jederzeit in der Anschauung gelegen sein müsse, Kants theoretischen Kritizismus in bestimmterer Ahnung vorweg nahm.

So allgemeine Betrachtungen über den historischen Verlauf, wie sie nunmehr nötig sind, werden aber immer an erster Stelle von der Tatsache auszugehen haben, daß der Mensch als geschichtliche Kraft ein gesellschaftliches Wesen ist. Ja man kann in diesem Zusammenhange vielleicht geradezu von einem grundsätzlichen Element der menschlichen Geistesanlage reden, das in den Regungen des Gewissens wie den Idealen der Kunst auf Einheit von Gott und Welt, auf Zusammenwirken wenigstens aller Menschen gerichtet wäre, und kann in der

Ausbildung dieses Elementes, in der Verbürgerung gleichsam der Menschen, eine höchste Aufgabe der Kulturgeschichte erblicken wollen. Wie dem aber auch sei: die Kultur selbst gipfelt sicherlich nicht in dem persönlichen Wohlbefinden des einzelnen, sondern im schöpferischen Zusammenwirken aller; und nur die sozialpsychischen Mächte erhalten das Individuum auf die Dauer in ungebrochener sittlicher Kraft. Insbesondere wird auch die moderne sittliche Lebenssphäre, so sehr sie als eine persönliche der bewußten Ausbildungspflicht des einzelnen überlassen ist, innerlich doch durch die Sozialisierung dieses einzelnen bedingt. Denn jeder hat heute tausend und abertausend Beziehungen; und verfolgt er individuelle Zwecke, so ist das unmöglich, ohne tausend Fäden dieser Beziehungen in Bewegung zu setzen: und das heißt: sich sozialer Vermittlungen zu bedienen, die das allgemeine Interesse schon versittlicht hat.

Wie anders erscheint gegenüber dieser persönlichen Freiheit sittlicher Bewegung bei aller Moralisierung der ihr zu Gebote stehenden Mittel die empirische Freiheit der Urzeit! Es war die Freiheit der Recken, der Helden, die wilde Freiheit der großen Persönlichkeit noch unserer ältesten Heldensagen. Denn wer ist zu Urzeiten frei? Der Ungebundene. Wohin wir auch schauen in den Urzeiten der verschiedensten Völker und nicht zum mindesten in der Urzeit unserer eigenen Nation, da erblicken wir eine gesellschaftliche und staatliche Kultur, in der der einzelne noch kaum organisches Glied des Ganzen ist: als die Glieder, die Staat und Gesellschaft bilden, erscheinen vielmehr noch Familie und Geschlecht. Innerhalb dieser schon einigermaßen individualisierten, mit besonderen Kennzeichen und Eigenschaften ausgestatteten Verbände aber erscheint der einzelne doch nur als Exemplar und darum noch nicht als individuell, sondern als fungibel. Nichts ist in dieser Hinsicht charakteristischer, als daß es bei Blutrache eines Geschlechts gegen das andere dem beleidigten Geschlechte ursprünglich gar nicht darauf ankam, den dem anderen Geschlechte angehörigen Mörder, sondern überhaupt nur einen Angehörigen dieses Geschlechts dem Rachegedanken zu opfern:

eine Auffassung, die, praktisch durchgeführt, natürlich zu immer wiederholtem gegenseitigen Totschlag und damit nicht selten fast zur Vernichtung der Geschlechter führen konnte. Es ist wie ein Kriegszustand von heute; niemand ist des anderen persönlicher Feind; es gibt keine individuellen Beziehungen selbst der Freundschaft und Feindschaft; Masse ist Masse entgegengesetzt. Und wie heutzutage sich ein solcher Ausnahmezustand nur einleiten und durchführen läßt bei strengster Drillung der Masse, derart, daß in der Masse, hinter der Uniform die Persönlichkeit verschwindet: so war der gesamte Zustand der Urzeit überhaupt auf solch ein Verschwinden, richtiger Ungeborensein der Persönlichkeit gestellt; in härtesten, allgemein gültigen Ordnungen lebte der einzelne dahin, noch nicht innerlich individuell durcharbeitet und durchpulst, sondern ein Herdenwesen, einer dem anderen gleich, ja sogar äußerlich gleichend; römische Zeugnisse berichten uns von dem Erstaunen, das immer wieder die zum Verwechseln starke Ähnlichkeit der Germanen untereinander bei den Kulturvölkern des Mittelmeeres hervorrief.

Wenn nun eine einzelne Person sich dieser allgemeinen Gebundenheit entwinden konnte oder wenn sie ihr irgendwie entzogen wurde: dann allerdings war sie auch frei: aber frei im Sinne der Ungebundenheit. Keine tiefe innerliche Erziehung aus den Zeiten der Gebundenheit her gab ihr noch Maß und überlegene Bildung; auf Willkür gestellt, war sie wie das Tier, wie ein Wolf, ein Gänger des Waldes. Was ihr noch blieb, das war fast nur noch das Moment anererbter Tüchtigkeit; mit ihm mochte sie wuchern.

Hält man diesem seelischen Zustande das Bild der subjektivistischen Freiheit entgegen, so sieht man wohl den Unterschied. Das subjektive Leben hat jede äußerliche Gebundenheit abgeworfen, und die Freiheit der Personen zu gehen und zu wandeln, zu tun und zu handeln erscheint, von außen betrachtet, unbedingt. Aber wie ist es doch umgrenzt von sittlichen Handlungsmöglichkeiten, die an sich schon eine Willkür auszuschließen scheinen, und denen es sich im Sinne des Gewinnes höherer Variabilität und Verselbständigung anzupassen hat. Und

wie ist es schon von unzähligen solcher Handlungsmöglichkeiten durch zahlreiche Generationen der Vergangenheit herab innerlich erzogen worden zu einer Freiheit, die eben eine Freiheit der Erziehung ist und darum innerliche Gebundenheit an ein persönliches wie ein soziales Gewissen voraussetzt.

Und so erhält man für jüngste und älteste Zeiten einen merkwürdigen Entwicklungsgang der Freiheit und damit der alle Willenstätigkeit regelnden Elemente: die Urzeit kennt bloß eine Freiheit der Willkür für solche Individuen, die sich den starken äußerlichen, wenn auch unbewußten Zwangseinrichtungen jener Kultur entziehen; innerhalb dieser aber erscheint der Wille unbewußt gebunden, da die Zahl der Ursachen und Ursachenkombinationen, die ihn bestimmt, gering ist; — das Zeitalter des Subjektivismus dagegen und verhältnismäßig auch schon das des Individualismus kennt nur eine bewußte Gebundenheit, dagegen eine äußerlich gewährleistete Freiheit des Handelns, da die Zahl der Ursachen, die den Willen bestimmen, gewaltig gestiegen ist. In dem einen Zeitalter herrscht Willkür neben engster äußerlicher Gebundenheit, in dem anderen ein Wille, vor dem die Willkür schweigt, neben weitester äußerlicher Freiheit des Handelns: die Freiheit des Handelns ist in niederer Kultur real und unbedingt, in hoher Kultur dagegen formal und bedingt: Abwesenheit von störendem Zwang in der Ausübung innerlicher Erzogenheit.

Dabei versteht sich, daß durch die Feststellung dieses Gegensatzes der Beantwortung der philosophisch-metaphysischen Frage nach Freiheit und Notwendigkeit nicht vorgegriffen wird. Denn da im Bereiche historischer Forschung und Erzählung niemals alle Determinanten eines Willensaktes aufgesucht und geschildert werden können, so bleibt in diesem Bereiche, gleichviel welches die Ergebnisse für die einzelnen Kulturzeitalter sein mögen, noch immer die Alternative der philosophischen Lösung möglich: daß nämlich die Determinanten entweder noch ein unauflösliches persönliches Element bergen, oder aber, daß sie sämtlich einfachste außerpersönliche Ursachen sind.

Das eine aber ergibt sich ohne weiteres aus der so ver-

schiedenartigen empirischen Ausbildung der Willenstätigkeit auf hoher und niederer Kulturstufe: daß auch der Intellekt in beiden sehr verschieden entwickelt sein muß. Denn sicher ist der Satz richtig, daß der Mensch eine Freiheit genießt, deren Charakter davon abhängt, bis zu welchem Grade er sich daran gewöhnt hat, sich bei seinen Handlungen von der Überlegung statt von unmittelbaren Eindrücken leiten zu lassen. Oder sollte es gar der Intellekt sein, der von sich aus, aus eben seiner Entwicklung her, vorwiegend die Entwicklung der Willenstätigkeit leitet? Man steht da vor einer Frage, die das Zeitalter des Subjektivismus zugunsten einer primären Stellung des Willens zu entscheiden geneigt sein wird; die individualistischen Köpfe des 16. bis 18. Jahrhunderts dagegen würden sie mit Bestimmtheit zugunsten des Intellekts beantwortet haben.

Bedenkt man nun aber, daß die Möglichkeit und Tatsächlichkeit der Überlegung sich mit der wachsenden Zahl der Vorstellungen verstärkt, die ihrerseits wiederum von der Zunahme der Reize abhängt, die der Seele zugeführt werden, so versteht man, wie mit dem Emporschnellen der Reizmassen von Kulturzeitalter zu Kulturzeitalter auch Gefühl und Empfindung sich wandeln müssen: denn diese erscheinen um so freier, je größer die Zahl der Vorstellungen ist, durch die sie nüanziert werden. Daher steht denn der massiven Leidenschaftlichkeit der Urzeit die äußerliche Ruhe und Abtönung der modernen Empfindung gegenüber; das Gefühl erscheint jetzt gleichsam vom Willen losgelöst, so namentlich auf ästhetischem Gebiete; und wo dem Menschen der Urzeit gleichsam von Zeit zu Zeit elektrische Funken unter lauten Detonationen entsprangen, da phosphoresziert die Seele des subjektiven Menschen fast nur noch von innen heraus, und Empfindsamkeit und Reizbarkeit werden zu charakteristischen Bezeichnungen ihrer Gesamtverfassung in gewissen Momenten ihrer Entwicklung. —

Mit diesen wenigen Bemerkungen soll die Schilderung des Gegensatzes zwischen frühester und jüngster Zeit deutscher Geschichte keineswegs erschöpft sein. Das reiche Leben dieses Gegensatzes läßt sich nicht in ein paar Formeln bannen; dem

Historiker zudem wird es immer näher liegen, zu erzählen, als zu definieren; und seine Philosophie, der die mehr oder minder starke Begrenztheit der Gedankenbauten der verschiedensten Zeitalter gegenwärtig ist, bleibt gern die des Aphorismus.

Immerhin aber mögen diese Andeutungen genügen, um zeigen zu können, wie sich nun zwischen die Gegensätze von Urzeit und Neuzeit die Kultur der mittleren Zeiten einschiebt.

Wenn wir uns dabei zunächst auf dem Gebiete der intellektuellen Entwicklung umsehen, so wird dadurch zugleich das bisher gezeichnete Bild ergänzt. Spricht man für die jüngste Zeit von einer Freiheit der Willenstätigkeit in der Wahl des Berufes, wie in der Ausübung sozialer und politischer Rechte, die früher nie bestand, so läßt sich daneben eine Freiheit des Denkens und der Meinungsäußerung wahrnehmen, die ebenfalls in früheren Zeiten, geschweige denn in der Urzeit, keinerlei Gegenbild findet. Und wiederum wie bei der sozialen und politischen Freiheit spielt hier das Moment des Bewußt-Unbewußten herein. Der heutigen Freiheit des Denkens sind wir uns in hohem Grade bewußt, denn sie ist erkämpft worden und muß gelegentlich noch erkämpft worden; die Gebundenheit ihres Denkens kam den Menschen der Urzeit nicht zum Bewußtsein.

Unter diesen Umständen nahm nun das Denken dieser Zeit eine sehr eigenartige Form an. Da die Einheit des Denkenden und der Welt als Denkstoff noch durch keinerlei Bewußtsein der Denkfreiheit aufgehoben war, so wurde die Welt nach Analogie des menschlichen Daseins, in gleichsam unbewußter Einverleibung in menschliches Dasein, verstanden: und ein durchgehender Symbolismus bevölkerte Baum und Strauch mit konkreten, dem Menschen analog gestalteten Bildungskräften, wie er den Donner Thor, das Wehen des Windes Wotan, das Blitzen der Sonne Ziu zuschrieb. Es ist genau der Gegensatz zum Denken des Kantschen Kritizismus und der Philosopheme, die diesem folgten. Während diese die Welt bewußt zu einer solchen der Vorstellung machen und in diesem Sinne der menschlichen Seele einschreiben, vollzieht

die Kultur der Urzeit diesen Prozeß unbewußt: und demgemäß ist der Symbolismus für die Urzeit ein natürliches Denkmittel, während er für den Subjektivismus eine Form bewußter Mystik darstellt.

Zwischen diesen beiden Welten steht nun die Form des mittelalterlichen Denkens. Dieses Denken vollzog noch nicht die subjektive Inkorporation der Welt in die menschliche Seele: das subjektiv Beobachtete galt ihm unbedingt noch als das auch objektiv Seiende. Aber es stand auch nicht mehr mit der unbewußten Naivität der Urzeit in der Welt; doch hatte es aus deren Identifikation von menschlichem und weltlichem Wesen noch die Vorstellung beibehalten, daß menschliche Zwecksetzung von den Dingen nicht zu trennen sei; und so verharrte sein Denken und seine Wissenschaft noch unter streng anthropozentrisch-teleologischem Zeichen.

Wie klar aber läßt sich gerade auf diesem Gebiete auch wiederum die Stellung des individualistischen Zeitalters zu Mittelalter und Subjektivismus darlegen: sehr natürlich, handelt es sich doch um das vom 16. bis zum 18. Jahrhundert besonders gepflegte Gebiet des Verstandes. Da war nun die Philosophie dieser Zeit gewiß noch nicht hinabgetaucht in die Tiefen des menschlichen Seelenlebens, die durch die Kultur und Psychologie des Subjektivismus erschlossen worden sind, so sehr gelegentlich schon einmal die Frage aufgeworfen wird, ob denn das bloße Vermögen lebendiger Tätigkeit nicht am Ende doch den Urquell psychischen Seins bilde. Gleichwohl galt das Individuum doch schon als eine von der Natur in jedem Betrachte geschiedene Einheit, und der Versuch, ihm die Welt einzuverleiben, wurde daher auch schon, zwar noch nicht mit den Mitteln des Kantschen Kritizismus, doch aber durch die Statuierung einer höheren intellektuellen Auswirkungsfähigkeit des Individuums in der Vernunft gemacht. Diese Vernunft galt nämlich als das Mittel, die Welt zu beherrschen, indem man diese rationalisierte, in Begriffe auflöste. So kam es zu der Lehre von den der menschlichen Seele eingeborenen Ideen, von deren Summe aus

einerseits die Welt deduktiv entwickelt, anderseits die Einheit des Seienden mit scheinbar unwiderleglicher Logik zumeist in einem geistigen Prinzipe, in der absoluten Form des individualen Ichs, in Gott gefunden wurde. Es ist eine Lösung, die das Denken des 16. bis 18. Jahrhunderts näher zu dem des 19. Jahrhunderts herandrängt, so wenig gewisse Beziehungen zu dem früheren, mittelalterlichen Wesen des Denkens verkannt werden können: und in diesem Zusammenhange spiegelt der Intellekt des 16. bis 18. Jahrhunderts die gesamte geschichtliche Stellung des individualistischen Zeitalters vorbildlich wider.

Aber auch auf dem Gebiete der Willenstätigkeit läßt sich der Charakter des mittelalterlichen Kulturzeitalters als ein mittlerer zwischen Urzeit und Individualismus und insbesondere Subjektivismus nunmehr leicht erfassen: folgt er doch, bei dem engen Zusammenhange zwischen Verstand und Willen, im Grunde wiederum schon aus der soeben dargestellten Stetigkeit der intellektuellen Entwicklung.

Der voluntaristische Charakter der Urzeit war am deutlichsten und sichtbarlichsten durch die Tatsache der großen gebundenen Lebensgemeinschaften, vor allem des Geschlechtes, bestimmt gewesen: ihnen gegenüber war die Einzelpersönlichkeit noch kaum individuell entfaltet. Demgegenüber geht die neuere Zeit seit dem 15. und 16. Jahrhundert von dem Pol des Individuums aus. Das Individuum so frei, wie sich das mit der Freiheit der anderen Individuen noch eben verträgt: daher auf geistigem Gebiete immer vollere Freiheit des Denkens und Bindung auf sozialem Gebiete nur, soweit es das Heil der ganzen Gesellschaft erfordert, das ist das Ideal dieser Zeiten. Und in ihm treffen sich daher auch die Zeitalter dieser Jahrhunderte: kennt der Individualismus noch einige Bindungen an geistige Autoritäten namentlich der Kirche, so daß er autonomen sozialen Zusammenschlusses der Individuen entbehren kann, so ist der Subjektivismus der neuesten Zeit dieser Autoritäten entledigt, zu sittlicher Begrenzung durch praktische soziale Rücksichten in einer ungemein lebendigen freien Vereinsbildung übergegangen.

Das Mittelalter aber steht zwischen den genealogisch charakterisierten und so besonders stark gebundenen Lebensformen der Gemeinschaft und der freien Vereinsbildung des Subjektivismus, wie er von dem Freundschaftskult der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu den Interessengemeinschaften der Gegenwart geführt hat: und sein Wesen heißt Genossenschaft: Genossenschaft in mittlerer Bindung des Lebens von den Markgemeinden des ausgehenden ersten Jahrtausends ab bis zu den Gilden und Zünften der Städte der späteren Kaiserzeit und zu den Adels- und Bildungsgenossenschaften des 14. und 15. Jahrhunderts, den Ritterbünden, freieren pädagogischen Gemeinschaften auf kirchlichem Boden, Universitäten. Und so ergibt sich auch hier ein großer Zug der Entwicklung des Gemeinschaftslebens hin durch die Kulturzeitalter und Jahrhunderte: der natürlichen Gemeinschaft von stärkster Bindung folgt die mittelalterliche Genossenschaft und dieser die naturrechtliche und sozialautonome Vereinigung jüngerer Zeiten.

Es ist ein Zug, in dessen Verlauf, da er das individuelle Korrelat zur Entwicklung der sozialen Freiheit darstellt, sich auch die Entfaltung der sozialen Schichtung bewegt hat und bewegt haben muß. Die Urzeit hat Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende der Standesbildung nach Geburtsrecht, dem natürlichen Rechte gebundener Individuen, gesehen: und so war derjenige Teil der Bevölkerung des Landes, der nicht nach Geburt germanisch war, unfrei im schlimmsten Rechtssinne des Wortes und Objekt nur von Rechten. Dann nahten mit dem Mittelalter die Zeiten genossenschaftlich-sozialer Rechtsbildung, und das heißt einer Ständeentwicklung nach dem Prinzipe des Berufsrechtes, und gottgesetzt und unveränderlich erschien ihrem Ausgange im 15. Jahrhundet die Scheidung der sozialen Welt in gelehrt-geistlich und laienhaft-weltlich und, innerhalb der Welt der Laien, in Bauer, Bürger und Edelmann. Aber die kommenden Jahrhunderte hoben diese Unterschiede auf, das Individuum mit seinem besonderen Besitz und Interesse wurde unter der Herrschaft persönlichen Rechtes auch die sozial maßgebende Gewalt, und eine freie Standesbildung nach den

Kategorien des vom Besitze her wirksamen wirtschaftlichen Vermögens und des im Personalkredit sich ausdrückenden Interesses wurde zum Grundzuge der gesellschaftlichen Entwicklung, wenn auch in der Geburts- und Geistesaristokratie noch Motive der älteren Standesbildung nach Geburt und Berufszusammenhang fortwähren.

Dieser ganze Verlauf aber hat wiederum auch auf die Entwicklung der Einzelpersönlichkeit mächtig eingewirkt: sicherte ihr das Geburtsrecht in frühen Zeiten schon von Kindesbeinen an die nötigen Unterlagen der Lebenshaltung im nationalen Verbande, so daß sie in sehr jungen Jahren selbst auch politisch mündig erschien, so verschob das Berufsrecht des Mittelalters diese Grenze an den Schluß der Jünglingszeit, und die neuesten Zeiten mit ihrem Recht des Besitzes und der Auswirkung erst völlig ausgebildeter, bewährter und vertrauenswerter Persönlichkeit haben den Termin erst recht bis in die kräftigen Mannesjahre verzögert. Braucht aber noch gesagt zu werden, daß durch diesen Verlauf Erziehung und autonome Einwirkungsfähigkeit des Individuums von Jahrhundert zu Jahrhundert einem ganz bestimmten Entwicklungsgange unterworfen worden sind? —

Wir stehen in einem gewissen Sinne am Ende der Betrachtungen, die dem inneren Zusammenhange der Kulturzeitalter der deutschen Entwicklung gelten sollten, soweit diese geschichtlich erhellt werden kann. Es sind nicht vollständige und ununterbrochene Linien dieser Entwicklung, die sich hier, innerhalb des schmalen Rahmens einleitender Worte zur Geschichte der letzten anderthalb Jahrhunderte, vorführen ließen. Aber auch bei größerem Spielraume würde es nicht an der Zeit gewesen sein, so verlockend die Aufgabe an sich sein mag, das beabsichtigte Bild noch um vieles zu erweitern. Denn geschähe dies, so wäre zu bedenken, daß die Kulturentwicklung des deutschen Volkes nur eine ist der vielen nationalen Entwicklungen, die die Welt sieht und gesehen hat, und daß es zu ihrem tiefsten Verständnisse daher der Anwendung nicht bloß nationaler, sondern universaler Maßstäbe der Betrachtung bedürfen würde. Wo

aber sind diese bisher schon zu finden? Ganz in den Anfängen noch stehen Studien und Erörterungen der Art, wie sie hier erfordert werden; und tastend und aphoristisch soll man darum vorläufig verfahren, wenn der Drang der Übersicht eine allgemeinere Äußerung erfordert. Soviel aber hat sich immerhin ergeben, daß die Kulturzeitalter durch den Verlauf von großen Entwicklungslinien aufs innigste aneinander gekettet sind — von Entwicklungslinien, deren allgemeiner psychischer Charakter offen zutage tritt — und daß weiterhin innerhalb der einzelnen Linien der Entwicklung keine so gewertet ist, daß sie die anderen völlig beherrschte: daß vielmehr ein allgemeines Durcheinander der Wechselwirkung stattfindet.

Eben diese letzte Erscheinung ist für die Forschung beschwerlich, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß ein voller Überblick, eine entscheidende geistige Herrschaft über sie aus der Betrachtung der Entwicklung bloß einer einzigen großen menschlichen Gemeinschaft kaum gewonnen werden kann. Vielmehr bedarf es hier universalgeschichtlicher Kenntnisse und eines universalen Horizonts, um ganze Klarheit zu erreichen. Von diesem Standpunkte aus aber ist der Überblick auch bald errungen. Denn als dominierende Faktoren der einzelnen menschlichen Gemeinschaftsentwicklung können von ihm aus nur diejenigen Elemente in Betracht kommen, die in die universalgeschichtliche Entwicklung regelmäßig und reichlich eingehen. Dies aber sind die spezifisch geistigen, die Elemente der Religion, der Kunst, der Dichtung, der Wissenschaft, denn eben sie vornehmlich erweisen sich als durch Zeiten und Räume übertragungsfähig, wenn auch die Übertragung anderer Elemente nicht gänzlich ausgeschlossen erscheint. Darum sind die nationalen Entwicklungen nach ihrem Verlaufe zu orientieren, und deren Kulturzeitalter erscheinen daher vor allem als Zeitalter der Willenstätigkeit und der Weltanschauung, der Phantasietätigkeit und des Fortschritts des Intellektes. Freilich: die Betrachtung dieser geistigen Vorgänge führt alsbald in die Tiefen auch der sozialen und wirtschaftlichen, wie der politischen und selbst der äußeren Entwicklung: kein Moment der nationalen Geschichte bleibt ihr fremd, und

indem sich das zweidimensionale Bild zu plastischer Tiefenwirkung erweitert, erfordert es eine Kunst der Erzählung, die mit stets wechselnden Mitteln den wandelnden Aufgaben des Moments und der Periode, des Zeitalters und der Jahrhunderte gerecht wird.

Soll es aber dem Historiker, der nichts vermag als zu erzählen, nicht vergönnt sein, in besonderen Augenblicken seiner Epopöe einmal inne zu halten und hinter den Vorhang zu schauen, auf den er die bunten Bilder des Lebens fallen läßt? Soll er nicht eine Wißbegier pflegen dürfen, die fragt, was denn eigentlich der Inhalt dieser Vorgänge sei und welches die Mittel, durch deren Wirkung sie hervorgezaubert werden?

Die erste Frage, die sich solcher Wißbegier darböte, möchte wohl die sein, in welcher Weise denn eigentlich die einzelnen Kulturzeitalter innerlich miteinander zusammenhängen. Und da ließe sich denn wohl sagen: es wirke sich in ihnen eine wachsende Intensität des Seelenlebens aus. Freilich: ist mit einer solchen Antwort viel mehr erreicht, als ein zusammenfassender Oberbegriff? Sind die Kammern des Lebens damit erschlossen?

Wenn aus dem Wahrnehmungsinhalte eines Kulturzeitalters der Wahrnehmungsinhalt des nächstfolgenden nicht abgeleitet werden kann, wenn es sich hier im Grunde nur um anschauliche Kenntnisnahme, nicht um Verständnis handelt, so liegt darin nichts Wunderbares. In einem neuen Zeitalter frisch auftauchende psychische Erscheinungen verknüpfen sich mit denen eines früheren Zeitalters auf ebensowenig vorauszusehende Weise, wie vorauszusehen ist, daß aus der Verknüpfung der Wahrnehmungsinhalte Sauerstoff und Wasserstoff der Wahrnehmungsinhalt Wasser hervorgehen werde. Denn ein Ding entsteht aus zweien oder mehreren anderen: heißt doch eben nur, daß sich zwei oder mehrere Wahrnehmungsinhalte in einen zusammenhängenden, den ersteren gegenüber für uns durchaus neuen, verwandelt haben.

Das tiefste Leben ist in der Geschichte für uns gleich unerkennbar wie in der Natur. Ein lebendiges Blatt bildet

unter dem Einflusse von Licht Zucker, ein totes nicht. Warum? Es ist ein Geheimnis für Weise wie für Toren. Ein neues Zeitalter des Seelenlebens bildet sich aus einfachen Vorgängen verstärkter Reizaufnahme bis zur Höhe seiner Vollendung. Warum? Du suchst wohl seine Bedingungen oder Ursachen auf: warum aber das geschichtliche Leben diesen Bedingungen oder Ursachen gerade diese und keine anderen Wirkungen folgen läßt: wirst du es je ergründen?

Und so bleibt als Rest wohl nur der bescheidene Versuch, den Verlauf der Intensitätszunahme menschlichen Seelenlebens innerhalb großer Gemeinschaften zu beschreiben — zu erzählen. Und da ließe sich, provisorisch, aus den geringen Anfängen vergleichender und universaler und nicht bloß nationaler Erforschung dessen, was man mit vollem Rechte menschliche Kulturgeschichte nennen mag, etwa folgendes sagen. Als primitives, zusammenfassendes Element des Seelenlebens kann ein konkretes, rein anschauliches Selbstbewußtsein angenommen werden, als ein Ganzes von Gefühlstatsachen, deren jede zur Identität zwischen Subjekt und Objekt verdichtet ist. Der in einem solchen konkreten Selbstbewußtsein vorhandene Bestand von Empfindungen, Reflexen, Funktionen des sogenannten automatischen Handelns, aus denen erst Vorstellungen, Urteile, Gemütsbewegungen, Willensakte erwachsen, wird dann, eben in diesem Prozesse des Anwachsens, im Laufe der aufeinander folgenden Kulturzeitalter steigend in Verstandes- und Vernunftbewußtsein umgesetzt. Und diese Umsetzung erneuert sich im Verlaufe des Seelenlebens jeder menschlichen Gemeinschaft so lange, bis eine gewisse Leerung des Urbestandes erreicht und statt dessen erkennendes Bewußtsein eingetreten ist. In diesem Sinne setzt das Selbstbewußtsein hoher Kulturen Weltbewußtsein mit ausgedehnter Erinnerung, ja Gattungserinnerung, und das heißt geschichtliches Bewußtsein voraus, und kann man behaupten, daß ein gewisses Ziel der Entwicklung menschlicher Gemeinschaften auch in der Erkenntnis der ihm angehörenden Individuen bestehe, daß sie geschichtliche Wesen seien.

Daß dabei freilich noch starke Reste des Primitiven auch in sehr hoch entwickelten Kulturen bestehen bleiben, daß es sich in der Entfaltung primitiven „unbewußten" Bewußtseins zu hohem „bewußten" nur um polare Gegensätze handelt, darüber bleibt für den geschichtlich Denkenden kein Zweifel. Welche Bedeutung hat z. B. in unserer Sprache, unserem Denken und Dichten nicht noch heute das Symbolische der germanischen Urzeit! Kann man nicht geradezu sagen, daß auf den meisten Gebieten auch heute noch die Synthese des Inneren und Äußeren, die Verinnerlichung des Äußeren, die Verkörperung des Geistigen nur metaphorisch gewonnen wird?

So heißt es denn auch auf diesem Gebiete letzter Synthese, zu dem ein Historiker sich heutzutage wird äußern wollen, vorsichtig sein — vorsichtig und bescheiden. Denn hohe intellektuelle Werte werden nur sehr schrittweise, unter stärkster Anstrengung und bei größter Nüchternheit des Denkens trotz aller heuristischen Phantasie gewonnen.

Gewiß haben frühere Zeitalter, und je weiter man zurückblickt, um so mehr, zahlreichere allgemein feststehende Wahrheiten gehabt oder zu haben geglaubt als wir; die Gegenwart ist ihnen gegenüber arm; und man könnte ihr wohl den Vorwurf dieser Armut machen. Aber wie ungerecht würde er sein! Was ist denn Wahrheit? Wahrheit besteht schließlich aus Wahrheiten, und jede einzelne dieser ist doch am Ende nichts als eine unter einem bestimmten Gesichtspunkte zutreffende Übereinstimmung einer Anzahl von Tatsachen oder Erscheinungen. Da ist denn doch wohl klar, daß solche Übereinstimmungen sich bei mangelhafter Erfahrung, mithin geringerer Zahl beobachteter Tatsachen und Erscheinungen viel eher einfinden werden, als bei weit ausgedehnter Kenntnis. Denn diese weitere Kenntnisnahme zeigt erst recht die Ausnahmen und hebt dadurch viele alte Wahrheiten auf. Gewiß: eine bestimmte Anzahl von Erfahrungen bleibt darum gleichwohl bestehen, ja wird in der Feuerprobe einer erneuten Prüfung erst recht noch fester. Auch treten zugleich aus dem immer mehr erhellten Horizonte neuer Tatsachen und Erscheinungen auch neue Wahrheiten

hervor: und so vereinfacht und vertieft sich nicht nur, so erweitert sich auch die Erkenntnis. Aber es ist ein langsamer Prozeß, der sich hier vollzieht, und nur dann erscheint die Teilnahme an ihm des Schweißes der Edlen wert, wenn er jeglicher Überstürzung fern gehalten wird.

* * *

Galt es in diesen einleitenden Worten vor allem, das Wesen des subjektivistischen Zeitalters gegen die Vergangenheit der anderen Zeitalter, insbesondere des nächstvorhergehenden, abzugrenzen, so wird es zum Schlusse von Nutzen sein, auch einen kurzen Blick in die Zukunft des Subjektivismus, in die Stufen seiner Entwicklung bis hin zur Gegenwart zu werfen. Es ist das Programm der letzten vier Bände dieses Werkes; mit zwei Worten sei es hier gezeichnet.

Mit den Jahren 1740 etwa und 1750 verschwindet der alte Gegensatz des Rationalismus und Pietismus, jener Strömungen, die in den Zeiten ihrer reinen Bildung für den Ausgang des individualistischen und die Vorzeit des subjektivistischen Zeitalters so bezeichnend waren. Der Rationalismus wird zur Aufklärung, die in die weitesten Kreise dringt. Der Pietismus lebt in ursprünglicher Haltung nur noch als Separatismus einzelner Kreise fort; im allgemeinen geht er in eine mehr ästhetisch als religiös charakterisierte Sentimentalität über, die das Gemüt neben der verstandesmäßigen Aufklärung zu seinem Rechte kommen läßt. Beide neuen Äußerungen bedeuten in diesem Zusammenhange einen aller dogmatischen Fesseln entkleideten Individualismus: und damit den Übergang zu dem neuen Zeitalter des Subjektivismus. Wie durchaus aber in diesem neuen Zeitalter tiefste Regungen nationaler Fortbildung zum Ausdruck gelangen, ergibt sich aus der Tatsache, daß beide Strömungen schon in dieser Übergangszeit besonders das Deutschtum betonen.

Mit dem Emporblühen der Periode der Empfindsamkeit, die zumeist nur aus der Literaturgeschichte bekannt ist, aber

eine ganz allgemeine psychische Erscheinung war, beginnt dann recht eigentlich das Zeitalter des Subjektivismus: gesteigerte Empfindungen, mit subjektiven Gefühlsmomenten geschwängert, rufen eine neue, noch unruhig und unsicher tastende Kultur des Herzens und teilweise auch schon des Verstandes und Willens hervor. Dem folgt dann der volle Durchbruch des Neuen in Sturm und Drang, in vulkanisch wallenden und gärungsreichen Formen: bis in dem Idealismus oder Klassizismus der reifen Zeit Goethes und Schillers eine erste Höheerscheinung des neuen Zeitalters erreicht wird. Das, was diese Zeit kennzeichnet, war eigentlich eine Art Notreife des Sturmes und Dranges: gegenüber der auflösenden Wirkung der neuen Elemente wurde nach einer raschen Entfaltung rettender Dominanten der neuen Kultur sowohl auf dem Gebiete der Willenstätigkeit wie der Verstandeskultur wie endlich auch des Phantasielebens gesucht: und sie fanden sich ein in der Philosophie Kants wie in der klassischen Dichtung wie in der Musik eines Haydn und Mozart und auch noch Beethovens: der Abschluß schon des neuen Zeitalters in hohen Werten einer für den Subjektivismus unvergänglichen Kultur schien gesichert.

Allein es war doch nur ein schnell herbeigeführtes Zusammenfassen, das bloß durch Heranziehung fremder Mächte zu rascheſter Klärung der Elemente des Sturmes und Dranges erreicht werden konnte: so stützte sich das Denken Kants noch auf den Rationalismus, so wurde für den dichterischen Klassizismus der Einfluß der Antike und zum Teil auch der älteren Zeitalter der deutschen Dichtung von Bedeutung, und nur in der Musik fand, trotz gelegentlichen Hineinragens fremder, namentlich romanischer Einflüsse, ein durch keinerlei Umbiegung umgestalteter rein nationaler Entwicklungsgang seine Vollendung.

Immerhin war am Schlusse dieser Periode schon eine völlig klare Vorstellung von dem Wesen der neuen, subjektivistischen Persönlichkeit gewonnen. Sie ist es, die die Ethik Kants belebt; aus ihrer Vorstellung erwächst eine neue Erziehungslehre in der Pädagogik Pestalozzis und in der praktischen Ästhetik Schillers; und von ihren Grundvesten her

beginnt Wilhelm von Humboldt den Aufbau eines Staatsideals des Subjektivismus. Ja selbst die Grundanschauungen einer subjektivistischen Frömmigkeit werden durch Schleiermacher schon entwickelt, was eine volle Tiefe der Erkenntnis subjektivistischen Seelenlebens voraussetzt: „Der ewige Verstand befiehlt es, und auch der endliche kann es einsehen, daß diejenigen Gestalten, an denen das einzelne am schwersten zu unterscheiden ist, am dichtesten aneinander gedrängt stehen müssen; aber jede hat etwas Eigentümliches; keiner ist dem anderen gleich, und in dem Leben eines jeden gibt es irgendein Moment, wo er, sei es durch die innige Annäherung eines höheren Wesens oder durch irgendeinen elektrischen Schlag, gleichsam aus sich selbst herausgehoben und auf den höchsten Gipfel desjenigen gestellt wird, was er sein kann." (Reden über die Religion, 1799.)

Aber dieser Abschluß war, wie gesagt, nur ein vorübergehender. In den Tiefen der Anteil nehmenden Gesellschaft dauerte die Gärung fort; Goethe ist in den Zeiten seiner höchsten Klärung keineswegs populär gewesen. Und ergriff nicht selbst die Dioskuren von Weimar der weiterwallende Strom von neuem, wenn sie, Goethe seit etwa 1795, Schiller seit etwa 1800, neben dem Klassizismus Neigungen zur Romantik verrieten? Denn die Romantik ist die ganz legitime, in ihren tiefsten Tiefen ganz nationale Fortsetzung des Sturmes und Dranges: wie sie denn an diesen unmittelbar in all den Gegenden anschloß, in welche die Einwirkungen des Klassizismus nicht gelangt waren.

In der Romantik recht eigentlich verbinden sich erst alle emanzipatorischen Formen des neuen Seelenlebens: der Punkt wird erreicht, in welchem sich das Neue, nur dem Genius seiner eigensten Freiheit folgend, am entschiedensten auslebt. Und wie verschieden erscheint da doch das Persönlichkeitsideal auch noch von dem des Klassizismus! Man geht wohl gelegentlich schon von dem Grundsatze aus, daß das höchste Sittlichkeitsprinzip nur dem Quell der reinsten persönlichen Intuition entspringen könne: so gibt es denn keine normative Ethik mehr, denn jedes Sittengesetz mache den Menschen zum Automaten;

der freie Geist dagegen möge nach den freien Impulsen seiner moralischen Phantasie handeln: und nur der Trost bleibt noch, daß diese Freiheit nicht für unreife und unproduktive Naturen, sondern nur für die „wirklich" Freien gefordert wird.

Waren damit bedenkliche Folgen eines radikalen Subjektivismus offen ausgesprochen, so kann es fast als eine Wohltat des Schicksals erscheinen, daß der Verlauf der Romantik nahezu in seiner Mitte durch die ungeheuere Umwälzung des äußeren Geschickes unserer Nation unterbrochen ward, die durch die französische Revolution und das Wirken Napoleons I. herbeigeführt wurde. Da trat der raschen und gefahrdrohenden Entwicklung im Reiche des mehr abstrakten und kontemplativen Seelenlebens der Ernst und das Schrecknis schwerer Schicksalsschläge des äußeren Daseins entgegen und lehrte Einkehr, Begrenzung und Selbstzucht. So gewannen die selbstbindenden Tendenzen der neuen Kultur höhere Kraft; und durch ihren seit etwa 1808 bis 1810 immer stärker wachsenden Einfluß wird die Zeit des romantischen Seelenlebens geradezu in zwei Abschnitte zerlegt, die durch je etwa ein Menschenalter bezeichnet sind: einen Abschnitt der Frühromantik (etwa 1785 bis 1815), die als ein abklärender Sturm und Drang, unter Verlegung des Mittelpunktes der Entwicklung vom Dichten in das Denken, bezeichnet werden kann, und in einen Abschnitt der Spätromantik (etwa 1810 bis 1830), in dem das Zentrum der Entwicklung schon auf die Wissenschaft, besonders die Pflege der Geisteswissenschaften, übergeht.

Dieser zweite Abschnitt hat dann leise und in mancher Hinsicht beinahe unmerklich in eine neue Phase des Subjektivismus übergeführt: die realistische. Der Ausdruck Realismus ist für das Seelenleben der dreißiger, wenn nicht teilweise schon zwanziger bis fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts gebräuchlich: und deutlich in der Tat prägt sich in ihm das Emporkommen eines Zeitalters der Naturwissenschaften und der rein empirisch gemeinten Geisteswissenschaft aus, sowie einer Hinwendung zur Lösung der politischen und auch schon sozialen

Fragen des neuen Lebens, die auf sittlichem und rechtlichem Gebiete eine normative Bindung und eine Festigung zur Freiheit zugleich der subjektiven Persönlichkeit zur Folge haben mußte. So ist es denn diese Zeit gewesen, die in manchem Betracht die frohe Erbin all der nun zu reiferem Ergebnis gediehenen Mühen der vorhergegangenen Phasen des Subjektivismus geworden ist: in ihr gewann das Sehnen der Väter Gestalt, und die bisher enthusiastisch gemeinte Freiheit erwuchs in einer den Bedürfnissen der Nation angepaßten Form, wenn auch noch nicht zur Wirklichkeit, so doch schon zu einem klarer und klarer umschriebenen, der Wirklichkeit sich nähernden Ideale. Da begreift es sich denn, wenn bis in diese Jahrzehnte hinein vieles von dem geistigen Tone gleichsam der früheren Phasen des Subjektivismus fortlebte: noch war man gefühlsinnig und weich, geistvoll und empfindungsreich, den Interessen vor allem der höchsten geistigen Zivilisation und in erster Linie wiederum der dichterischen und philosophischen Kultur zugewendet: es sind die Jahre der ästhetischen Tees, der breiten Briefwechsel, die Blütejahre der Leihbibliotheken.

Aber so sehr in dieser Zeit neue Dominanten des Lebens für Kunst und Wissenschaft, für Individuum und Familie und in gewissem Sinne auch für die Gesellschaft gefunden wurden, in dem herben Bereiche des öffentlichen Lebens, in der Verwirklichung eines neuen Staats- und zugleich des Einheitsideales scheiterte die Zeit.

Es wird später eingehend zu erzählen sein, wie das geschah, und welches die inneren Gründe des Mißerfolges im einzelnen waren, sowie in welcher Weise die Führung der preußischen Politik die Unfähigkeit der Nation schließlich wenigstens zum Teile ausglich: hier muß nur betont werden, daß der allgemeine Verlauf des deutschen Seelenlebens nach etwa 1850 die Wiederaufnahme von Versuchen politischer Neubildung durch die Nation selbst sehr unwahrscheinlich machte. Denn mit der Kultur des Realismus hatte sich der Subjektivismus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und der ersten Jahrzehnte 19. des Jahrhunderts in seinen eigensten Formen aus-

gelebt: und was ihm folgen konnte, wenn nicht von außenher gleichsam, aus Vorgängen starker neuer Reizbildung, neue Impulse des Seelenlebens gegeben wurden, konnte nichts sein als ein schaler Nachtrag. In der Tat hat sich die Kulturentwicklung der fünfziger bis siebziger Jahre in dieser Richtung bewegt; und die Angehörigen dieser Zeit selbst haben mit richtiger Einsicht schon von einem Epigonentum der großen Zeiten des Subjektivismus gesprochen.

Aber war damit die Entfaltung des Subjektivismus überhaupt abgeschlossen und vollendet?

Wer wollte das heute noch behaupten wollen! Schon längst hatten sich Spuren eines neuen, höheren Subjektivismus gezeigt: jenes Seelenlebens, das sich auch heute noch erst auf dem Wege zu seiner vollen Entfaltung befindet. Die Unsummen neuer Reize, die dies neue Seelenleben auslösten, indem sie die Vorstellungswelt und in ihrem Gefolge auch die Welt der Phantasie und des Gemütes, der Triebe und der Willensakte von Grund aus änderten, sind bekanntlich der Hauptsache nach von den gewaltigen wirtschaftlichen und bald auch sozialen Umwälzungen ausgegangen, welche die deutsche Welt seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts zu bewegen begannen, um in der Zeit der großen Kriege, im siebenten und achten Jahrzehnt etwa, zu vollem Siege vorzudringen. Von da ab begann mithin eine neue Entwicklungsperiode des Subjektivismus: jene, in deren Mitte wir groß geworden sind und heute atmen.

Nicht als ob nicht bereits die erste große Entwicklungsreihe der Zeit von 1750 bis etwa 1870 mit unter dem Einflusse der Entfaltung wirtschaftlicher und sozialer Faktoren gestanden hätte. Im Gegenteil: es wird sehr bald genauer erzählt werden, wie das Zeitalter des modernen Wirtschaftslebens, die Volkswirtschaft des Unternehmertums, auf deutschem Boden nicht eben viel später, als auf dem westeuropäischen Englands und Frankreichs Fuß gefaßt hat, und wie ein erster Höhepunkt dieser Entwicklung schon in die Jahre etwa 1720 bis 1730 oder 1740 fällt. Und schon damals sind aus dieser

Entwicklung her Reize hervorgegangen, deren Einfluß auf das Seelenleben sich in der frühsubjektivistischen Kunst der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wiederspiegelt. Indes diese erste Höhenbewegung gleichsam in der Durchbildung des modernen deutschen Wirtschaftslebens war, wenn auch entwicklungsgeschichtlich von höchstem Interesse, doch quantitativ und dynamisch nicht von allzustarker Wirkung; und so erschöpft sich, wenn man das Ganze der deutschen Geschichte der letzten Jahrhunderte betrachtet, ihre vornehmste Bedeutung fast darin, daß sie aus ihrer ganzen inneren Struktur her den Beweis erbringt, daß die Zeit seit etwa 1730 bis 1750 bis zur Gegenwart auch wirtschafts- und sozialgeschichtlich einen innerlich aufs innigste zusammenhängenden Verlauf von Tatsachen darstellt. Von wie anderer Bedeutung sind dagegen die wirtschaftlichen und sozialen Schicksale gewesen, die unser Volk seit den dreißiger Jahren etwa des 19. Jahrhunderts erlebt hat! Aufs tiefste haben sie in den ganzen Bau unseres Volkslebens eingegriffen, und niemand wird daran zweifeln, daß ihrer Einwirkung vor allem jene neuen Reizmengen verdankt wurden, die eine völlig neue Periode des Subjektivismus herbeigeführt haben. Denn noch zittert in dem modernen Seelenleben allenthalben dieser Ursprungscharakter aus dem rastlosen Treiben vor allem des Wirtschaftslebens nach:

Flügel weit, den Blick nach oben,
Windgesellen, hoch erhoben,
Fliegen wir den Sternen zu,
Und an Paradiesesküsten
Neuer Welten rastend, lüsten
Höher wir. Unruhige Ruh.
(Falke, Tanz und Andacht, 1893.)

Dabei weist diese neue Zeit, soweit sie bisher verlaufen ist, der älteren Zeit analoge Einzelphasen der Entwicklung auf: der Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts entspricht die Reizsamkeit der siebziger und achtziger Jahre des neunzehnten; wie das 18. Jahrhundert haben auch wir einen Sturm und Drang erlebt; und wer wird verkennen, daß die Gegenwart,

wenn auch nicht in der persönlichen Größe des Schaffens, so doch in dessen Gesamttendenz merkwürdige Analogien zeigt zu den Tagen des Klassizismus? Bilden doch selbst die neuesten physiologischen und psychologischen Untersuchungen zum Seelenleben nur die Kantsche Erkenntnistheorie weiter; knüpft doch, um ein ganz disparates Gebiet heranzuziehen, die jüngste kriminalistische Bewegung an Ideen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts an; ist doch Herder der Führer fast aller jener neuen Richtungen der geisteswissenschaftlichen Forschung, denen heute die Zukunft siegversprechend zuwinkt. In zahlreichen Beziehungen also erscheint diese neue große Periode des subjektivistischen Zeitalters im Sinne einer nur auf eine höhere Stufe gehobenen Analogieentwicklung zu der früheren; und es bleibt schon heute nichts mehr übrig, als das Zeitalter des Subjektivismus demgemäß in zwei große Perioden zu zerlegen: eine erste der Jahre 1730/1750 bis etwa 1870 und eine zweite der Jahre 1830/1870 bis hin zur Gegenwart.

Ist es aber Aufgabe der Geschichtsschreibung, auch schon Umfang und Entwicklung der zweiten Periode darzustellen? Man kann am Ende zweierlei Aufgaben der Historie unterscheiden: die eine bestände im Festhalten des geschichtlichen Momentes und widmete sich so wesentlich der Gegenwart, der anderen fiele die monumentale Darstellung des mehr schon Vergangenen zu; die eine schüfe gleichsam auch Material für die monumentale Geschichtsschreibung der Zukunft, die andere brächte die Auffassung der Zeitgenossen von der Vergangenheit zum treffendsten Ausdruck; von der einen würde gelten, daß sie als historische Quelle ständig fortfließend gleichsam zeitlos und jedenfalls über ihre Zeit hinaus lebt, auf die andere würde, wenn auch in begrenztem Sinne, das resignierende Wort zutreffen, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht.

Unterscheidet man in dieser Weise, so sieht man wohl, daß es eine Zielveränderung bedeuten würde, käme auch die jüngste Vergangenheit unseres Volkes, die Entwicklung der zweiten Periode des Subjektivismus, in dem hier gegebenen Zusammen-

hange mit zum Vortrag: denn dieser Zusammenhang ist ein monumentaler, und die monumentale Geschichte unseres Volkes schließt einstweilen mit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Und so wird denn die zeitgenössische Geschichtsschreibung, die Momentaufnahme gleichsam der Ereignisse und des Seelenlebens der Nation in der zweiten Periode des Subjektivismus, einer besonderen Darstellung zu überlassen sein, die sich der hier verlaufenden Erzählung nur anhangsweise und insofern ergänzend anreihen kann[1].

Diese Erzählung aber, nach dem Gesagten die Schilderung der ersten großen, nunmehr ganz vollendeten Periode des subjektivistischen Zeitalters, erscheint jetzt in der Gliederung ihrer einzelnen Momente schon anschaulich vor unseren Blicken. Dem Schattenriß eines vollendet schönen vulkanischen Kegels gleich steigt sie innerhalb der beiden letzten Menschenalter des 18. Jahrhunderts in den Phasen der Empfindsamkeit, des Sturmes und Dranges und des Klassizismus, sowie auch schon in Anfängen der Romantik auf bis zu höchsten Höhen eines enthusiastischen und dennoch schon durch zurückhaltende Elemente der Vergangenheit wie innere Selbstbesinnung gemäßigten Subjektivismus. Dann erfolgt ein jäher Zusammenbruch der äußeren Lebensformen der Nation, und ernste Sorgen für ihren erneuten und besseren Aufbau erheben sich, nachdem die bürgerlich-gebildeten Schichten, die Träger der geistigen Bewegung, den äußeren Feind in den Jahren eines Heldenzeitalters ihrer sozialen Entwicklung vertrieben haben. Nach alledem aber treten dann wieder die geistigen Seiten der Entwicklung in den Vordergrund; jenseits des revolutionär gärenden und zischenden

[1] Eine solche Darstellung liegt vom Verfasser dieser Erzählung schon vor in den Ergänzungsbänden zur Deutschen Geschichte: Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, erster Band (Tonkunst, bildende Kunst, Dichtung, Weltanschauung) 1902; zweiter Band, erste Hälfte (Wirtschaftsleben, soziale Entwicklung) 1903; zweiter Band, zweite Hälfte (innere Politik, äußere Politik) 1904. Die Ergänzungsbände, inzwischen wiederholt neu abgedruckt, gehen seit Herbst 1911 einer umgearbeiteten Neuauflage und einer Fortsetzung bis zur Gegenwart entgegen.

Kraters der Zeit von 1795 bis 1815 erscheinen neue reine Umrisse der Bergsilhouette, und in reich entwickelten Stufen fällt deren Linie während zweier Menschenalter über Romantik und Realismus zu der Epigonie der Ausgangszeiten herab.

Der Schilderung dieses Verlaufes werden die letzten vier Bände und Bücher unserer Erzählung gewidmet sein.

Zweiundzwanzigstes Buch.

I.

Entstehung und erste Entwicklungsperiode des modernen Bürgertums.

1. Das 16. und 17. Jahrhundert ist in der deutschen Geschichte gekennzeichnet durch den tiefen Verfall des Bürgertums, nachdem sich dieses vom 15. bis zum 16. Jahrhundert zur Höhe einer wirtschaftlichen und auch geistigen Kultur entfaltet hatte, deren Formen geeignet scheinen konnten, unmittelbar in die Formen der zweiten Hälfte des 18. und 19. Jahrhunderts hinüberzuführen[1].

Die Ursachen dieses Verfalls sind mannigfach; neben allgemeinen ganz Deutschland treffenden Schlägen gehen besondere für die einzelnen Landschaften her: und die ersteren wenigstens ist es möglich in ihren hauptsächlichsten Momenten kurz zusammenzufassen. Eine solche Zusammenstellung aber ist hier nötig, denn erst aus der Art des Verfalls dieses älteren Bürgertums erklärt sich das Wesen des Aufschwunges jenes neuen,

[1] In den Darlegungen dieses Abschnittes finden sich Gegenstände mit berührt, die zum Teil schon in Buch VII S 282 ff. behandelt worden sind. Die Erzählung konnte nicht anders, als geschehen, gegliedert werden, sollte der Abteilung III (Bd. 8—11) des Gesamtwerkes ebenso wie den beiden früheren Abteilungen eine selbständige Stellung in dem Sinne, daß ihr Inhalt rein aus sich allein verständlich ist, gewahrt werden. Um gleichwohl Wiederholungen zu vermeiden, ist schon in Bd. VII der Text derart gestaltet worden, daß er sich, mit dem jetzt gegebenen Texte zusammengehalten, mit diesem zu einem noch vollständigeren Gesamtbilde ergänzt.

zweiten, modernen deutschen Bürgertums, das die deutschen Geschicke seit Mitte des 18. Jahrhunderts zu beherrschen begonnen hat.

Die Erscheinungen, welche die deutsche Volkswirtschaft des 15. Jahrhunderts aufweist, kann man, insoweit sie für die Schicksale des älteren Bürgertums von Wichtigkeit waren, auf die eine Anschauung zurückzuführen suchen, daß zunehmender innerer Verkehr wie wachsender internationaler Handel die mittelalterliche geschlossene Stadtwirtschaft zu sprengen drohten. Diese Stadtwirtschaft war eigentlich lokalisiert gedacht gewesen; sie hatte zunächst allein der Stadt und einem begrenzten Wirtschaftskreise um sie herum dienen sollen. Sie besaß daher etwas Selbstgenügsames, sie hatte nicht die Tendenz, auch nur die Wirtschaftsinteressen der einzelnen deutschen Städte, geschweige denn auch noch die des Auslandes untereinander eng verflochten und in Lebensfragen voneinander abhängig zu sehen.

In diese Auffassung und Praxis hatte natürlich ein zunehmender Handel und das heißt bis zu einem gewissen Grade ein Erzeugnis dieser Stadtwirtschaft selbst Bresche legen müssen: es war im Laufe des 15. Jahrhunderts zu immer entschiedeneren interurbanen, interterritorialen, internationalen Beziehungen gekommen. Und diese Beziehungen hatten sich in den ersten, noch glücklichen Zeiten, ja fast in der ganzen ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch vergrößert.

Waren das Vorgänge, welche die ursprünglich engräumige Wirtschaft der einzelnen Stadt zu sprengen drohten und hinwiesen auf eine einheitliche regionale, ja wenn möglich nationale Ordnung der Handelspolitik, so widersprach dem aber der allgemeine Gang der deutschen Geschicke außerhalb des Bereiches der städtischen Interessen. Während in England und Frankreich, ja selbst in Spanien und Portugal und auf deutschem Gebiete wenigstens in den selbständig werdenden Niederlanden kräftige Regierungen den raumverbindenden Bedürfnissen des erweiterten Verkehrs grundsätzlich den Anlaß entnahmen, eine Politik entschiedener staatlicher und nationaler

Einigung einzuschlagen, geschah dergleichen im eigentlichen Bereinge der deutschen Reichsgrenzen so gut wie nicht.

Soweit da die Territorien in Betracht kamen, hatten diese im 16. Jahrhundert allerdings den Sieg über die großen Städte errungen. Aber sie waren damit noch weit davon entfernt, sie verschlungen und ihren Machtbestrebungen eingeordnet zu haben. Dagegen war bei den Fürsten noch hier und da einige Bitterkeit aus früheren und teilweise noch andauernden Kämpfen zwischen Territorien und Städten zurückgeblieben. Waren das Verhältnisse, welche eine kräftige territoriale und regionale Politik zugunsten einer Volkswirtschaft gestatten konnten, die den kräftig eingeschlagenen Weg zu einer industriellen und kommerziellen Entfaltung weiter verfolgt haben würde, wie sie dann zweifelsohne zunächst den Städten zugute gekommen wäre? Von den Fürsten war eine solche Politik nicht zu erwarten: sie unterbanden vielmehr, soweit es in ihren besonderen Interessen lag, alle weiträumigen, auf große Verkehrsbeziehungen gerichteten Bestrebungen der Städte. Zur Veranschaulichung sei in dieser Hinsicht nur an die Verhältnisse am Rhein erinnert. Hier erlebte man, seitdem mit dem Jahre 1519 die Zollhoheit den Territorialherren endgültig preisgegeben war, eine beständige Steigerung der Rheinzölle bis zu dem Grade, daß der große Verkehr dauernd der Landstraße zugetrieben wurde. Da verbanden sich denn freilich die rheinischen Fürsten in den Jahren 1557 und 1571 gegen die Benutzung der Nebenwege von Straßburg bis Rheinberg am Niederrhein; sie wollten sie mit gleichen Zöllen belegen wie die Rheinstraße. Infolge davon wie infolge technischer Verbesserungen hat sich dann der Flußverkehr wieder ein wenig gehoben, — blieb aber immer einer furchtbaren Belastung unterworfen, die sich sogar von Jahrzehnt zu Jahrzehnt noch gesteigert hat.

Bestimmungen des westfälischen Friedens beseitigten dann allerdings wieder einmal alle während des Krieges reichsverfassungswidrig eingeführten Zölle und sonstigen Belastungen des Handels und erklärten die völlige Freiheit und Sicherheit des Verkehrs im Reiche wiederhergestellt. Auch sollte jeder neue Kaiser

in der Wahlkapitulation versprechen, nach Kräften auf diese „Freiheit der Kommerzien" zu halten. Aber wie hob sich von dem guten Willen dieser papierenen Aktenstücke die Wirklichkeit ab!

Von Straßburg bis zur holländischen Grenze gab es im 18. Jahrhundert auf dem Rhein mehr als dreißig Zollstätten; in dem engen Tale von Bingen bis Koblenz, wo eine Umgehung der Wasserfahrt zu Lande besonders schwierig war, allein neun — fast jede Stunde eine! Zudem lagen sie auf verschiedenen Ufern: die Schiffe mußten also kreuzen, um an die Zollstätten zu gelangen, und so mußten bei der Bergfahrt die Leinpfadpferde wiederholt übergesetzt werden. Dabei trugen die Rheinzölle damals im ganzen jährlich nur etwa 600 000 Taler.

Aber auch in anderen Flußgebieten sah es um diese Zeit nicht besser aus. An der Weser gab es auf einer Strecke von 27 Meilen oberhalb Bremens 26, an der Elbe zwischen Hamburg und Magdeburg 19 Zollstätten, zwischen Dresden und Magdeburg wiederum 16. An der Elbe hat es sogar noch bis zum Jahre 1858 als Rest früherer Praxis 16 Zollstätten gegeben, bei denen im Durchschnitt jährlich etwa 2 Mill. Mark gezahlt wurden; das meiste an Mecklenburg und Hannover, die wahre Raubzölle erhoben.

Indes im 16. und 17. Jahrhundert wurde der nationale Handel noch durch ganz andere Maßregeln behindert: die Territorialfürsten bemächtigten sich des Stapelrechts und anderer Formen einer längst veralteten mittelalterlichen Handelspolitik und benutzten sie zu kommerziellem Kampfe untereinander. Indem sie dann außerdem die Mittel des langsam aufkommenden Merkantilismus zur wirtschaftlichen Verselbständigung ihrer Territorien anwandten, ergab sich ein wunderliches Gemisch von Maßregeln, die sich doch alle zu dem einen Ende verbanden: den Territorien und besonders auch den großen Landstädten derselben die kommerzielle Übermacht über die Nachbarn und besonders über die benachbarten Reichsstädte zu sichern.

Es war eine Entwicklung, die in der Tat vor allem die alten Reichsstädte tödlich traf. Denn deren Politik hatte bis-

her eben darauf beruht, sich kommerzielle Vorteile über ihre engere und weitere Umgebung zu sichern, auch wenn sie diese Umgebung nicht politisch beherrschten — fast alle hatten ja nur ganz kleine Gebiete —: und das war ihnen gelungen durch Privilegien des Kaisers und eine Anbahnung gegenseitiger, ein geschlossenes System gemeinsamer Vorteile herbeiführender kommerzieller Zugeständnisse. Diese Politik versagte jetzt. Ihre Mittel wurden von den Territorien zugunsten der Landstädte angewandt; und ihre Durchführung in diesem Sinne wurde durch die politische Beherrschung der in Betracht kommenden kommerziellen Räume seitens der Fürsten gesichert. Das war der Punkt, wo die Reichsstädte, gebietslos, sterblich waren: sie unterlagen. Wie es Möser einmal ausgedrückt hat, „die Landeshoheit der Fürsten stritt gegen die Handlung; eine von beiden mußte unterliegen, und der Untergang der letzteren bezeichnet den Aufgang der ersteren. Wäre das Los umgekehrt gefallen, so hätten wir jetzt zu Regensburg ein unbedeutendes Oberhaus, und die verbundenen Städte und Gemeinden würden in einem vereinigten Körper die Gesetze handhaben, welche ihre Vorfahren, mitten im heftigsten Kampfe gegen die Territorialhoheit, der übrigen Welt auferlegten. Nicht ein Lord Clive, sondern ein Ratsherr von Hamburg würde am Ganges Befehle erteilen".

Nun hätte man gegen diese Entwicklung das Reich ausspielen, die territoriale Gegenwirkung durch eine große nationale Wirtschaftspolitik übertrumpfen können. Allein bei der Ohnmacht des Reiches ist an diese Möglichkeit selbst in den Städten kaum noch gedacht worden. Gewiß hat sich das Reich noch im 16. Jahrhundert in handelspolitischen Versuchen ergangen; indes sie waren entweder von den Kaisern in fiskalischem Interesse unternommen und scheiterten dann am Widerspruche der Stände, oder sie wurden von den Ständen eingeleitet und stießen dann mindestens unter Max I. und Karl V. auf Gleichgültigkeit oder unfreundliche Behandlung seitens der Kaiser. Unter Ferdinand I. besserte sich dann allerdings die Lage: aber nun ergab sich die Reichsmaschinerie schon als für handelspolitische Aktionen überhaupt nicht mehr brauchbar. Den

Beweis hierfür lieferten einige Vorgänge bereits gegen Schluß des 16. Jahrhunderts, vor allem der mißlungene Feldzug des Reiches gegen die Merchant Adventurers (1582 ff.) in Hamburg. In diesem Falle konnte es schon als charakteristisch gelten, daß die den Merchant Adventurers feindlichen deutschen Interessenten, die Hansen, die Hilfe des Reiches überhaupt erst nach Erschöpfung aller sonstigen Mittel anriefen. Und was speziell den deutschen Seehandel, also die Blüte eines für diese Zeit zu erwünschenden nationalen Handels, angeht, so hat ihn das Reich unmittelbar anscheinend überhaupt nur ein einziges Mal, durch ein Mandat vom Jahre 1597, halb mit juristischen, halb mit handelspolitisch-merkantilistischen Gründen, nicht aber mit Gewalt zu schützen gesucht.

Aber auch diese schwachen Versuche des 16. Jahrhunderts schliefen in den folgenden Zeiten noch ein; während die Territorien den alten städtischen Betrieb der nationalen Industrie und des Handels immer mehr vergewaltigten, wurde das Reich stumm: so mißlangen sogar vereinzelte Versuche, eine Münzeinheit im Reiche einzuführen, wie sie noch 1660 und 1738 angestellt worden sind.

Im Grunde blieb also das Bürgertum schließlich auf Selbsthilfe angewiesen. Aber da ist nun wiederum bezeichnend, daß auch diese versagte. So fanden z. B. die Hansen, als sie Ende des 16. Jahrhunderts gegen den englischen Handel auf deutschem Boden vorgingen, nicht die Hilfe der Oberdeutschen; diese pflegten vielmehr in Nürnberg, Augsburg, Ulm, Straßburg, bis wohin die Engländer schon gedrungen waren, mit diesen einen ertragreichen Sonderverkehr weiter. Es war eins der sichersten Zeichen für den unwiderruflich eingetretenen Ruin des mittelalterlichen Bürgertums.

In der Tat konnte man schon um 1620 sagen, daß dieses in großen Teilen Deutschlands vernichtet war. Es war das freilich noch nicht in den entscheidenden Gegenden der Fall, und der Grund völligen Unterganges war auch noch nicht unmittelbar in dem allgemeinen Gegensatz der Territorien und großen Städte gegeben, sondern nur in einer besonderen An-

wendung desselben auf die inneren Verhältnisse gerade der größten Territorien, Bayerns und Österreichs.

Die bayrischen Fürsten, neben ihnen auch die Habsburger, sind bekanntlich die eigentlichen Vertreter des katholischen Widerstandes gegen den Protestantismus gewesen. Damit hatte aber die territoriale Politik im Südosten zugleich einen besonderen Zug gegen das Bürgertum angenommen. Der Zusammenhang wurde im allgemeinen zunächst dadurch hergestellt daß der Katholizismus der Fürsten in Bayern wie in Österreich zugleich, ja fast der Hauptsache nach als Widerstandsgefühl erschien gegen die Stände, deren Reformfreundlichkeit in beiden Ländern feststand. Nun waren aber die großen Städte dieser Gegenden fast ohne Ausnahme Landstädte, gehörten mithin den Ständen mit an und unterlagen darum der ständefeindlichen Politik der Fürsten um so mehr, als sie der schwächere Teil der Stände waren. Die Folge war die Unterdrückung des Bürgertums in Bayern von vornherein — gab es doch in Bayern im 18. Jahrhundert nur 39 Städte, in Kursachsen dagegen 200 — in Österreich aber im Verlaufe des 16. und 17. Jahrhunderts: welche Massen bürgerlicher Existenzen sind dort damals vernichtet, welche Anzahl von Familien zur Auswanderung gezwungen worden. Es waren Vorgänge von solchen Folgen, daß sich ihre Nachwirkungen noch bis in die Gegenwart erstrecken: wie ist von ihnen allein schon die Geschichte unseres geistigen Lebens berührt worden! Zunächst aber bedeuteten sie das Ausscheiden des Südostens überhaupt aus den nächsten Jahrhunderten der Entwicklung des deutschen Bürgertums.

Indes auch jener größere Teil dieses Bürgertums außerhalb des Südostens, der von einem besonderen Schicksale nicht betroffen wurde, ist doch nicht bloß an der unglücklichen Entwicklung der politischen Kräfte des Reiches zugrunde gegangen. Ebenso sehr, wenn nicht mehr, haben von auswärts kommende Übel zu seinem Verfalle beigetragen.

Da ist vor allem an den ungeheueren Umschwung zu erinnern, der in den europäischen und internationalen Handels-

beziehungen an erster Stelle durch die Auffindung des Seewegs nach Ostindien, an zweiter durch die Entdeckung Amerikas herbeigeführt wurde. Die internationalen Handelswege, die bisher vom Orient her wenigstens zum großen Teile über Italien und Deutschland in das Abendland geführt hatten, wurden dadurch ihrer Bedeutung beraubt; schon um 1580 bewegte sich der internationale Verkehr vornehmlich an den westlichen Rändern Europas hin, und statt Italien und Deutschland wurden Frankreich und vor allem die Niederlande und England die Träger des Welthandels.

Litten unter diesem Wechsel zunächst die oberdeutschen Städte, so haben doch auch die Hansen durch ihn große Verluste gehabt. Indes hätten gerade sie sich unter seinem Einfluß halten, ja sich gleich den Niederländern wenigstens an der Nordsee zu neuer selbständiger Größe entwickeln können, hätte ihnen hierzu nicht zweierlei gefehlt: die eigene kaufmännische Vorbereitung und die genügende politische Selbständigkeit und Festigkeit gegenüber den Völkern, deren Handelsvormundschaft sie im Mittelalter groß gemacht hatte.

Der hansische Handel war von jeher überaus gewinnreich gewesen, hatte aber unter der Einwirkung der mittelalterlichen Genossenschaftsidee, der der rasche Großgewinn ein Greuel, ja ein Unding war, nicht zugleich zur Entstehung weniger wirklich großer Vermögen geführt: dem Reichtum der Fugger, Welser oder Imhofs, überhaupt der oberdeutschen Häuser hatten die Hansen nichts Ähnliches zur Seite zu stellen. Die Folge davon war, daß sie, als die mächtigen Kapitalanforderungen des großen ozeanischen Handels an sie herantraten, sich ihnen nicht gewachsen zeigten: suchten sie sich doch sogar in dem machtvoll anschwellenden niederländischen Verkehre gegenüber den neuen freiheitlichen Formen des Geschäftslebens wesentlich nur durch Berufung und Versteifung auf ihre alten Pergamene und deren Inhalt von nunmehr völlig veralteten Monopolen zu helfen.

Allein auch wenn die Hansen kaufmännisch besser gerüstet gewesen wären, würden sie sich doch in der neuen inter-

nationalen Handelslage schwerlich zu größerer Geltung haben bringen können. Denn der Hauptsache nach wurden sie aus dem Westen, der ihnen seiner geographischen Lage nach allein die Teilnahme an dem neuen Weltverkehre hätte verbürgen können, ganz unabhängig von den großen Entdeckungen durch Niederländer und Engländer verdrängt. Durch die Niederländer, insofern sich diese unter dem Schutze und Einflusse der gewaltigen burgundischen Herrschaft, der sie seit dem 15. Jahrhundert angehörten, schon in dieser Zeit von den hansischen Einwirkungen zu befreien begannen. Durch die Engländer aber mit der steigenden wirtschaftlichen Größe Englands seit dem 16. Jahrhundert.

England ist gewiß auch im 16. Jahrhundert noch weniger reich und bevölkert gewesen als Deutschland oder gar die Niederlande. Aber schon seit Jahrhunderten hatte damals der englische Staat vor den kontinentalen Staaten den Vorteil größerer finanzieller Stärke voraus; und die Tudors, jene gekrönten Nachkommen des schlichten Mr. Owen Tudor, die man mit vollem Rechte „Bürgerkönige" genannt hat, die ersten folgerechten Handelspolitiker Europas, hatten schon im 15. Jahrhundert in hartem Kampfe mit den niederländischen Protektionisten dem englischen Tuche wenigstens einen Teil des Weltmarktes in Antwerpen verschafft. Dann hatte Heinrich VIII., einer der drei großen Magier Bacons, den Thron bestiegen, die Handelspolitik des 15. Jahrhunderts fortgeführt und zugleich eine dem Absolutismus mehr als je zueilende Staatseinheit geschaffen. Der Ausbruch der niederländischen Wirren hatte darauf dem aufblühenden englischen Handel freilich zunächst eine Periode der inneren Auflösung und des Schwankens gebracht. Aber der Aufstand stärkte doch auch das englische Wirtschaftsleben durch massenhafte Einwanderung niederländischer Handwerker und Kaufleute und drängte dadurch vorwärts zu einer weiteren Ausdehnung eben auch des englischen Handels. Und in diese Lage griff nun die englische Staatsgewalt seit der Zeit der Königin Elisabeth entscheidend ein. Damals wurde den Hansen ein zunächst in England, dann aber auch an den Nordsee-

gestaden und darüber hinaus unüberwindlicher Wettbewerb geschaffen, indem der nationalen Handelsgesellschaft der Merchant Adventurers die Staatsgewalt zur Verfügung gestellt wurde. Zum Verständnis der besonderen Bedeutung der Geschichte der Merchant Adventurers ist zu bedenken, daß im Grunde alle nationalen Wirtschaftsinteressen Englands überhaupt hinter dieser einen Kaufmannsgenossenschaft standen: denn ihnen fiel vor allem der Export des Tuches, der fast einzigen internationalen Ware des Landes, zu. Außerdem aber verfügten die Merchant Adventurers über eine besonders straffe Organisation, eine straffere, als die Hansebrüder sie jemals besessen haben. Unter deren Wirkung erwarben sie zuerst in Antwerpen, dann auch in Hamburg ein faktisches Monopol für den Verkauf der englischen Waren und erlangten schließlich auch in England gegenüber den fremden Konkurrenten ein faktisches Monopol durch differentielle Behandlung dieser bei der Verzollung der Einfuhr.

Und während so die Gilde der Merchant Adventurers Deutschland und Deutsche monopolistisch auszubeuten suchte als Siegerin über die Hanse, wurden nach ihrem Muster in England neue Handelskompagnien begründet, 1554 die Russia Company, 1579 die Eastland Company mit dem Monopol für den Handel an den deutschen Ostseeküsten, 1581 die Turkey Co., 1585 die Marocco Co., 1588 die Guinea Co. — und im Jahre 1600 faßten die Londoner Kaufleute den kühnen Entschluß, mit Ostindien in direkte Verbindung zu treten.

In diesem ungestümen Vorwärtsdrängen des englischen Handels bedeutete nun die Einnistung der Merchant Adventurers erst in Emden, dann in Hamburg (1567) einen ersten wichtigsten Erfolg: es war die Festsetzung im Herzen des noch immer stärksten Konkurrenten; der deutsche Handel konnte von hier aus wenigstens zum Teile aus einem Aktivhandel in einen Passivhandel verwandelt werden; und die Möglichkeit bestand, gerade von Hamburg her weiter tastend verschiedene Nachbarländer skandinavischen wie slavischen Charakters zu gewinnen.

Was tat man da nun in Deutschland dagegen? Es zeigte sich, daß kein Widerstand mehr möglich war: fast un-

gestört haben die Engländer ihre Hamburger Offensivstellung entwickelt.

Während dieser Fortschritte des englischen Handels in der Nordsee, die in das alte hansische Abschlußsystem eine dauernde Bresche legten, war aber auch Lübeck und damit ein großer Teil des deutschen Handels in den Ostseeländern ins Hintertreffen geraten. Lübeck war damals an der Seite Dänemarks in einen verlustreichen Kampf gegen Schweden zur Aufrechterhaltung des Narwahandels verwickelt worden; und es war aus diesem Kampfe im Stettiner Frieden (1570) zwar rechtlich erfolgreich, in Wirklichkeit aber als besiegt hervorgegangen.

Diese Überholung Hamburgs durch die Engländer und dieser Rückgang Lübecks waren die entscheidenden Ereignisse für den völligen Zerfall der Hanse.

Gewiß sind noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Versuche unternommen worden, die Hanse zu erhalten, ja sie in veränderten Formen auf die großen süddeutschen Städte auszudehnen. Bei einer hansischen Zusammenkunft im Jahre 1669 waren noch Lübeck, Bremen, Hamburg, Braunschweig, Osnabrück, Köln, Rostock und Danzig vertreten. Aber es war nur noch das letzte Todeszucken eines Verendenden. Diese wie andere Versammlungen blieben erfolglos, die Annäherung der süddeutschen und norddeutschen Städte kam nie über die Stufe eines bloßen Projektes hinaus; und schließlich erstreckte sich der hansische Bund nur noch auf Lübeck, Bremen und Hamburg.

Inzwischen aber waren die Geldmächte in den oberdeutschen Städten, die ähnlich wie in Genua oder Florenz die Entwicklung ihrer Plätze wesentlich mit bestimmten, schließlich aus denselben Ursachen zugrunde gegangen, wie die Hansen in Norddeutschland oder in Italien die Venetianer, die sich auch in Geldgeschäften nicht vornehmlich betätigten: der Rückgang der regelmäßigen nationalen Erwerbstätigkeit hatte ihr Geschäftsleben ertötet.

Der Unterschied war für Deutschland nur der, daß die Hansen im Norden, ähnlich wie die Venetianer in Italien, langsam im Dunkel verschwanden, während die Oberdeutschen, gleich den

Florentinern und Genuesen, dank ihren engeren Beziehungen zu dem neu befruchteten europäischen Westen, im hellsten Glanze der allgemeinen Handelsentwicklung zugrunde gegangen sind.

In Oberdeutschland hatte eine Anzahl von Handelshäusern schon im 15. Jahrhundert mit steigendem Reichtum die alte Bahn des mühsamen, aber soliden Warenhandels verlassen, dessen Mittelpunkt damals Venedig war. Sie hatten sich zuerst auf Kapitalgeschäfte und den Silberbergbau in Tirol geworfen: so seit Mitte des 15. Jahrhunderts; sie nahmen aber auch am sächsischen Silberbergbau teil und reichten mit ihrem Einflusse noch weiter nach Thüringen, Böhmen, Ungarn. Es war eine im einzelnen höchst lehrreiche Form primitiven Unternehmertums.

Aber bald wurde ein für diese Zeit noch bedenklicherer Abweg eingeschlagen. Angehörige großer Kaufmannsgeschlechter nahmen wohl Hofdienste bei einem großen Herrn und liehen ihm; eine solche Stellung hat z. B. Hans von Stetten bei Kaiser Max I. gehabt. Lag es da nicht nahe, da ein eigentlicher Staatskredit noch nicht vorhanden war, durch ständiges Leihen an große Herren, die meist enorme Zinsen zahlten, besonders gewinnreiche Geschäfte zu machen? Und schon das zweite Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts brachte in dieser Hinsicht in der Wahl Karls V., deren außerordentliche Kosten zum größten Teil durch deutsche Häuser finanziert wurden, ein glänzendes Geschäft; und diesem folgten bei der Geldbedürftigkeit Karls in den Kriegen gegen Franz I. nicht minder günstige Gelegenheiten. Zwar stellte man gegenüber diesen Geschäften bald die Maxime auf Nolite confidere in principibus: doch sah man sich trotzdem binnen kurzem soweit hineingezogen, daß ein rettender Ausweg nicht mehr möglich war. Und so hat denn z. B. von allen großen Nürnbergern Geldhäusern des 16. Jahrhunderts eigentlich nur eins sich von den hochverzinslichen, aber gefährlichen Anleihen der großen Potentaten grundsätzlich fern gehalten: das noch heute blühende Haus der Tucher.

Allein längst ehe man recht in die neuen fürstlichen Beziehungen hineingewachsen war, hatte sich dem deutschen Handel

auch aus ganz anderen Zusammenhängen her nur zu sehr die Nötigung aufgedrängt, immer mehr zum Geldhandel überzugehen.

Die große Ursache, die hier wie für Italien so für Deutschland, vor allem Oberdeutschland, verderblich eingriff, war der Übergang des Weltwarenhandels von Zentraleuropa an die europäischen Westküsten. Konnten die mitteleuropäischen Handelshäuser dieser Bewegung ohne Schaden dauernd folgen? Es war nur möglich für einige Waren, die besonders dauerhaft und im Verhältnis zum Gewicht und Umfange kostbar waren, nicht aber für den Verkehr eben der größten, der Stückgüter. Auf diesem begrenzten Gebiete haben denn die oberdeutschen Häuser allerdings durch spanische und portugiesische Faktoreien noch energisch eingegriffen.

Aber selbst hier zeigte sich doch schließlich, daß die neue Konstellation alle diese nunmehr vom eigentlichen Handelsstrom entfernten Häuser zum Geldhandel herüberdrängte: ein großer Teil des in Deutschland angesammelten und Verwendung suchenden Kapitals konnte nicht mehr im Warenhandel angelegt werden; und der Verdienst auf diesem Gebiete wurde geringer, wenn er auch bei den Imhofs, einem Geschlecht, das sehr lange Zeit ziemlich ausschließlich Warenhandel getrieben hat, in den Jahren 1525—36 noch immer 8 % jährlich betragen hat.

Nun ließ sich allerdings ein Teil der brach liegenden Kapitalien immer noch in Spanien und Portugal unterbringen: denn weder das eine, noch das andere Land nutzte die Gunst seiner Lage in der Weise, wie das später Holländer und Engländer getan haben, zur Begründung eines höheren nationalen Wirtschaftslebens aus: beide entnahmen vielmehr die Kapitalien zum Betrieb ihres Handels den Handelsplätzen der voll gesättigten mitteleuropäischen Völker und lieferten diesen dafür noch Löwenanteile ihres Gewinnes aus.

Allein auch diese Absatzstelle zur Nutzung deutscher, vor allem oberdeutscher Kapitalien genügte auf die Dauer nicht. Es blieben noch gewaltige Restmassen übrig, und diese suchten nunmehr erst recht die gefährliche Verwendung im Dienste der Fürsten.

Es ist der Zusammenhang, in dem die ersten beiden großen mitteleuropäischen Börsen zur Höhe ihrer Entwicklung gelangt sind, Antwerpen für Spanien und England, Lyon für Frankreich. Auf ihnen war die in Antwerpen seit alters her aus der niederländischen Entwicklung abgeleitete, in Lyon durch das französische Königtum gewährleistete volle Handels- und Verkehrsfreiheit eine Triebkraft, die alle Kapitalien und Kapitalisten anzog: und sie wirkte damit, eine Ausnahme im 16. Jahrhundert, im Verhältnis noch stärker als die großartigen, den Raum teilweise fast aufhebenden Verkehrsverbesserungen des 19. Jahrhunderts.

Von diesen beiden Börsen hat nun Lyon verhältnismäßig erst spät und niemals in dem Umfange wie Antwerpen deutsche Kapitalien aufgenommen; im Vordergrunde stand Antwerpen. Das Besondere der Kaufmannschaft Antwerpens war es wohl von jeher gewesen, daß sie eigentlich keinen großen Eigenhandel hatte, wie sie auch wenig Reederei trieb. Ihre Bedeutung beruhte vielmehr darauf, daß sich hier vermöge der völligen Freiheit des Handels zum erstenmal jene Entwicklung vom Stapelverkehr zum Börsenverkehr vollzog, die den Übergang vom mittelalterlichen zum modernen Handel kennzeichnet. Dementsprechend erfloß der Hauptgewinn der Handeltreibenden aus Bewirtungs- und Maklergeschäften, aus dem Bankgeschäft und einem Handel, der sich nur dem Binnenlande zu interlokal zu einem Großhandel entfaltete. Vor allem aber war die Stadt der erste große Platz in Europa, auf dem die Vertreter aller Kapitalmächte zusammenströmten, um Geldgeschäfte zu machen, unter ihnen an erster Stelle die reichsten Angehörigen der absterbenden kapitalreichen Handelsvölker, der Italiener und der Oberdeutschen. Von ihnen verlegten viele geradezu ihr Hauptgeschäft hierher; andere hatten hier wenigstens Vertreter. Um welche Kapitalien es sich dabei handelte, soweit die Deutschen in Betracht kamen, ergibt sich z. B. aus den Angaben eines venetianischen Botschafters, der 1548 den Reichtum der Fugger auf 4 Millionen Gulden, den der Welser und Paumgartner auf 2—3 Millionen veranschlagte. Und wie neuere Forschungen

ergeben haben, blieb er dabei für die Fugger noch immer um eine Million hinter der Wirklichkeit zurück; die Welser und Paumgartner dagegen sind wohl von ihm überschätzt worden. Das Schicksal dieser großen Geldkapitalien des 16. Jahrhunderts klärte sich nun um etwa 1530 durch italienische Vorgänge. Der Sieg des Hauses Österreich in Italien trieb damals das Florentiner Kapital, das immer schon große Neigung in dieser Richtung gehabt hatte, völlig in das französische Lager, während das Genueser Kapital sich auf die kaiserliche und spanische Seite stellte. Dementsprechend wurden die Florentiner Bankiers binnen kurzem in Neapel und Rom von den Genuesen, in Antwerpen durch die Genuesen und die Oberdeutschen, in London durch englische Kaufleute verdrängt. Hiermit hängt es zusammen, wenn eine englische Denkschrift vom Jahre 1564 berichten konnte: „Es ist noch nicht viel länger denn dreißig Jahre her, daß es in Antwerpen nicht mehr als zwei oder drei Kaufleute gab, die Geld auf Zinsen ausliehen, und diese konnten aus ihren eigenen Mitteln kaum 20000 L. fl. oder 80000 Taler hergeben; jetzt dagegen gibt es dort 30 oder 40 große Kaufleute, die 300000 L. ohne Belästigung für ihr sonstiges Geschäft verleihen können." Und all diese für die damalige Zeit überaus großen Kapitalien stellten sich nun je länger je mehr dem kriegerischen Ehrgeize der großen Fürsten, vor allem der spanischen und englischen, zur Verfügung — während sich inzwischen Lyon, namentlich unter dem Einfluß der Florentiner, zu einer Börse besonders des Königs von Frankreich entwickelt hatte.

Es waren Zusammenhänge, die etwa seit 1542 den Höhepunkt ruhiger und kräftiger Entfaltung erreichten. Denn jetzt folgte ein Jahrzehnt (bis 1551/52 etwa), in dem Lyon und Antwerpen alle größeren Geldgeschäfte, die etwa noch in Augsburg, Genua oder Florenz gemacht wurden, an sich zogen: so daß die beiden Städte nunmehr ganz und gar als Zentren des großen internationalen Geldverkehrs, als eigentliche Kapitalmärkte Europas erschienen.

Zugleich aber war der große Geldverkehr damit ganz fis-

kalisch, und zwar ausschließlich fürstlich geworden. Denn fast nur die Fürsten kontrahierten schwebende Anleihen; die Städte und andere öffentliche Gewalten taten es nur in äußerster Not, während sie sonst, und so namentlich die Städte, bei der herkömmlichen soliden Ausgabe von Rentenbriefen blieben: so hat z. B. Nürnberg nur einmal im Markgrafenkriege, als rasch ungewöhnliche Geldmittel flüssig gemacht werden mußten, eine schwebende Anleihe aufgenommen.

Innerhalb des fiskalischen Geldverkehrs aber ergab sich bald eine für Oberdeutsche und Genuesen, im weiteren Sinne aber überhaupt für Deutsche und Italiener verhängnisvolle Entwicklung. Während nämlich die deutschen Fürsten auf den internationalen Geldmärkten wenig Anleihen aufnahmen, da sie nicht den entsprechenden Kredit genossen, und während damit Deutschland auf diesen Märkten ebensowenig in Betracht kam als Italien, versuchten Frankreich und England, ihr Finanzwesen immer mehr zu nationalisieren. Für das deutsche und auch das italienische Kapital blieben daher, wenn auch namentlich an Frankreich noch lange geliehen wurde, je länger, je mehr doch nur Portugal und vor allem Spanien große Kunden, denn dort gab es nur wenige Kapitalisten, die der Regierung des Landes mit größeren Anleihen dienen konnten und wollten.

Nun stellte es sich aber bald heraus, daß insbesondere Spanien der unsolideste und kreditunwürdigste aller Staaten war: nicht weniger als sechsmal während des Verlaufes noch nicht eines vollen Jahrhunderts, 1557, 1575, 1596, 1607, 1627, 1647, hat es Staatsbankrotte erlebt und Zwangskonsolidationen durchgeführt.

Bedarf es da noch einer genaueren Schilderung der Rückwirkung dieser Vorgänge auf den deutschen Nationalreichtum? An Spanien, in zweiter Linie auch an Frankreich hat die Nation den größten Teil der Summen verloren, die sie die blühenden Zeiten ihrer Volkswirtschaft im 14. und 15. Jahrhundert hatten ersparen lassen.

Die erste Periode dieser Verluste wurde eigentlich schon mit dem Jahre 1552 eingeleitet: damals begann jener erste

große Kredittaumel, aus dem nach fünf Jahren die Finanzkrise hervorging, die Frankreich, Spanien und Portugal zum Staatsbankrott und die niederländischen Rentmeister zur Zahlungseinstellung veranlaßte. In Deutschland insbesondere verursachte diese Krise eine ganze Reihe von Fallimenten vornehmlich in den Jahren 1561—64; die Passiva betrugen etwa 2—3 Millionen Gulden. Welche Summen im ganzen schon damals verloren wurden, ergibt sich daraus, daß man die Verluste allein in den großen Staatsbankrotten auf 200 Millionen Mark heutiger Währung, wenn nicht mehr, geschätzt hat. Die Edelmetallproduktion der ganzen Welt aber während der Jahre 1521—1560 ist nur auf ca. 115 Millionen Mark veranschlagt worden. Dabei übertrugen sich die Verluste der großen Geldhäuser zum großen Teile auch auf das weitere Publikum. Denn wer hatte sich schließlich nicht an diesen fürstlichen Anleihen auf irgendeine Weise, mittelbar oder unmittelbar, beteiligt? Es handelte sich schon früh keineswegs bloß um die großen Bankhäuser mehr; die anfangs enormen Gewinne hatten auch die minder bedeutenden Häuser zur Nachfolge gereizt, und am Ende hatte auch die große Masse der kleinen Kapitalisten desselben Weges zu traben begonnen.

Und wenn man nun aus dieser ersten furchtbaren Krisis noch ernstlich und genügend gelernt hätte! Ja wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, jetzt den einmal eingeschlagenen Weg rasch zu verlassen! Das Jahr 1575 brachte einen neuen spanischen Staatsbankrott mit furchtbaren Wirkungen. Zu den nächsten Folgen gehörten u. a. auch die Meutereien der spanischen Soldaten wegen rückständiger Soldzahlungen, die zu der Plünderung Antwerpens führten und damit zur Auflösung des Antwerpener Handels und Geldmarkts.

Dem nun bereits zweimal bankrotten Spanien aber kamen jetzt die Italiener im Jahre 1577 mit jener überaus vollkommenen Organisation des internationalen Geld- und Kreditverkehrs zu Hilfe, die in den Genueser Wechselmessen entwickelt wurde. Die Geschäfte wurden hier durchweg von Italienern betrieben, vor allem von Genuesen; daneben finden

sich noch einige Mailänder und Toskaner, später auch Venetianer in wechselnder Zahl beteiligt. Bedeutete das für die Deutschen an sich schon eine Abdrängung selbst von dem spanischen Geldhandel, so haben sie doch trotzdem immer wieder an diesem teilgenommen, wenn auch unter steigenden Verlusten. Schon die Jahre 1571—1574 haben eine weitere Reihe bedeutender Bankrotte gebracht; und bereits damals hieß es: „Wie jetzt alle unsere Handlungen beschaffen sind, bedeuten für uns 100000 Kronen soviel wie vor Jahren eine Million." Allein damit stand die fallende Entwicklung noch nicht still. In den ersten zwei Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts häuften sich vielmehr die Bankrotte derart, daß nur noch wenige Häuser von Bedeutung übrig blieben. Vor allem Augsburg und Nürnberg litten jetzt und haben sich von diesen Schlägen auf lange nicht mehr erholt. Mußten doch selbst Häuser wie das der Welser liquidieren.

Mit der Nationalisierung des französischen Finanzwesens durch Colbert ist dann endlich das letzte Feld verloren gegangen, das dem internationalen Geldhandel der Deutschen noch verblieben war. Es war zur selben Zeit, da in Spanien die traurigen Überreste des Fuggerschen Geldhandels zu Grabe gingen.

Gesamtergebnis dieser unglücklichen Entwicklung war, daß von dem deutschen Großkapital so gut fast wie nichts mehr übrig geblieben war. Um welche Verluste es sich dabei selbst für weniger bedeutende Firmen schon gehandelt hat, zeigt z. B. das erhaltene Handlungsbuch der Neidhardtschen Erben. Danach hatte diese Firma 1564 Forderungen an den französischen Hof von ca. 630000 Livres, an den König von Portugal von ca. 120000 fl., dazu große Forderungen an den Kardinal von Lothringen und den Herzog von Guise, an den Infanten Don Carlos und den Herzog von Florenz: das ganze Vermögen der Firma, das sich Ende 1570 auf fast ½ Million fl. bezifferte, bestand fast nur in schließlich uneinbringlichen Ausständen.

Was aber von großen kaufmännischen Kapitalien trotzdem in einzelnen Resten noch erhalten war, ist bald darauf im

Dreißigjährigen Kriege zugrunde gegangen oder hat eine andere Anlage, sei es in Immobilien, sei es im militärischen Soldgeschäfte gesucht.

Der Dreißigjährige Krieg zerstörte dann aber auch noch einen großen Teil des übriggebliebenen größeren soliden Warenhandels. Auf diesem Gebiete war, absolut betrachtet, immerhin noch ein gewisser Aufschwung im 16. Jahrhundert eingetreten; namentlich die Technik des Handels, insofern sie auf Besuche möglichst vieler Messen und Märkte hinauslief, war unter der zunehmenden Sicherheit des Landes stärker entwickelt worden. Und daneben lassen sich andere Fortschritte wahrnehmen: die Einführung ordentlicher Lernzeit für die Handelsbeflissenen, das Auftreten der doppelten Buchführung „nach wälscher Manier" u. dgl. m.

Nunmehr, im Verlaufe des Dreißigjährigen Krieges brach aber auch diese Entwicklung bis auf spärliche Reste ab; und was übrig blieb, war so schwach, daß z. B. in dem handel- und auch schon gewerbreichen Sachsen die Notwendigkeit eintrat, 1670 die Besteuerung der inländischen Kaufmannsware aufzuheben, damit der Kleinhandel erhalten bleibe; erst 1682 wurde die Verakzisierung der inländischen Kaufmannsware wiederum eingeführt[1].

Zieht man aus alledem die Summe, so ergibt sich: der Aufschwung des großen kapitalistischen Handels des 15. und 16. Jahrhunderts war seit spätestens Mitte des 17. Jahrhunderts in der deutschen Geschichte so gut wie ausgelöscht; die Blüte des mittelalterlichen Bürgertums, des Trägers der großen ästhetischen und intellektuellen Kultur des 15. und 16. Jahrhunderts, war zerfallen.

2. Nicht minder aber war inzwischen auch die Industrie zurückgegangen: und mit ihr waren neben den oberen auch die mittleren Schichten des alten Bürgertums von schwerer Heimsuchung betroffen worden.

[1] Genaueres s. schon Bd. VI, 355 ff.

Die mittelalterliche Industrie war Zunftindustrie gewesen; sie hatte für ein begrenztes Gebiet, den Bereich der Stadt und ihren wirtschaftlichen Einflußkreis ringsum, gearbeitet. Dementsprechend war sie, in Übereinstimmung mit der inneren ursprünglich kommunistischen Organisationsidee, auf begrenzten Absatz hingewiesen gewesen; zum Ideal ihrer Tätigkeit war daher nicht möglichst starke, sondern möglichst edle Erzeugung geworden: die Qualität, nicht die Quantität kam in Betracht: und das Ergebnis war jene hohe Blüte des Kunstgewerbes seit dem 14. und 15. Jahrhundert, die in ihrem weiteren Verlaufe noch hinein bis ins 16. und 17. Jahrhundert gewährt hat.

Dem Systeme dieser Industrie mußte nun im Grunde ein gering entwickelter wirtschaftlicher Verkehr entsprechen; denn jede stärkere Durchbildung des Transportwesens und jeder lebhaftere Handel führt mit Rücksicht auf den weiten Vertrieb und das durch ihn vergrößerte Absatzgebiet zu einer industriellen Erzeugung von Waren, für welche die Quantität und somit die Gleichwertigkeit des einzelnen Produktes mit anderen den Ausschlag gibt.

Konnte sich demgemäß das ursprüngliche System der industriellen Erzeugung noch halten, als im 14. und 15. Jahrhundert der Handel immer mehr zunahm? Langsam begann an seine Stelle ein anderes System zu treten, das der Manufaktur.

Das Wort Manufaktur besagt seinem Wortsinne nach nichts anderes als Handwerk. Indes hat man sich daran gewöhnt, unter ihm etwas anderes zu verstehen; genau so wie für uns Bourgeoisie etwas anderes bedeutet als Bürgertum, obwohl der reine Wortsinn beider Ausdrücke der gleiche ist. Als Manufaktur bezeichnet man diejenigen mit der Hand (oder unter wesentlicher Mithilfe der Hand) hergestellten gewerblichen Erzeugnisse, die nicht nach dem jeweiligen Geschmack eines einzelnen Kunden gearbeitet sind, sondern, in gleichmäßiger Wiederholung erzeugt, den Markt suchen.

Bei einer solchen gleichmäßigen Erzeugung, wie sie nun mit steigendem Verkehr stärker eintrat, ergab sich dann leicht auch eine andere Arbeitsteilung, als es die ursprüngliche war.

Die ursprüngliche industrielle Arbeitsteilung war eigentlich mehr eine Arbeitszerteilung gewesen: entsprechend den qualitativ verschiedenen Bedürfnissen der Kunden hatte man die einzelnen Berufe als ganzes längsgespalten, z. B. aus Schuhmachern Korduanschuster, Maroquinschuster, Schuster in gewöhnlichem Leder usw. entwickelt. Demgegenüber drängte sich jetzt aus quantitativen Bedürfnissen her vielmehr eine Querspaltung auf: im Prozeß der Schuhbereitung hatte sich z. B. eine besondere Leistenfabrikation, Sohlen- und Absatzfabrikation, endlich eine Tätigkeit des Zuschneidens der anderen und des Zusammennähens aller Stücke zu entwickeln. Dem entsprach es, daß in der Manufaktur immer eine nicht zu kleine Anzahl von Manufakturarbeitern unter die Direktion eines kapitalreicheren Führers treten mußte, der dann seinerseits, wie er die Arbeiter mit Rohmaterial versah, so den Vertrieb der Erzeugnisse auf dem Wege des Handels in Händen hatte.

Innerhalb der so arbeitsteilig gestalteten Manufaktur aber konnte man dann bald wieder zwei verschiedene Systeme unterscheiden: das der Hausindustrie und das der Fabrik. Ihre allgemeinen nationalökonomischen Voraussetzungen waren dieselben: nämlich daß eine weite Absatzmöglichkeit für Produkte gleicher Art gegeben und daß Kapital genug vorhanden sei, um die zur Ausnutzung dieser Absatzmöglichkeit notwendigen Vorkehrungen zu treffen. Aber innerhalb dieser allgemeinen Voraussetzungen bezeichnet die Hausindustrie jenen Zustand, in dem es den kapitalistischen Führern noch nicht gelang, die Arbeitskräfte, deren sie zur Herstellung von Massenprodukten bedurften, an eine Stelle zu konzentrieren; die Fabrik dagegen ist der Ausdruck einer industriellen Arbeitsweise, in der dies möglich zu werden begann. Insofern war die Fabrik die entwicklungsgeschichtlich jüngere Wirtschaftsform. Und sie war es auch insofern, als sie die Verwendung größeren Kapitals erfordert: namentlich mußte jetzt ein Fabrikhaus gebaut werden. Indes hat es an besonders kapitalreichen Orten, wie in Genua und Venedig, doch schon im Mittelalter Fabriken gegeben. Ein wirtschaftsgeschichtlich sekundäres Moment war es an sich, wenn

sich mit der Konzentration der Arbeiter in ein Haus, die zunächst genauere und besser beaufsichtigte Erzeugung ermöglichte, auch die Beschaffung einer allen Arbeitern zur Verfügung stehenden Arbeitskraft eines Motors verband, mochte dieser nun auf die Verwendung einer Wasser- oder Luftkraft oder einer Dampfkraft zurückgehen. Insbesondere ist die Fabrik als sogenannte Dampffabrik entwicklungsgeschichtlich von anderen Formen der Fabrik zunächst nicht geschieden; sie bedeutet grundsätzlich nur die quantitativ überaus erweiterte Anwendung einer schon gegebenen Betriebsform.

Von den verschiedenen Arten der Manufaktur hatten sich nun in dem Deutschland des 14. und 15. Jahrhunderts bereits die ursprünglichsten Formen eingefunden. Sie gehörten im wesentlichen den Webeindustrien an; daneben kamen vielleicht schon Anfänge der Kleineisenmanufaktur in Betracht.

Im ganzen entfalteten sich diese ältesten Formen in jener Zeit und zumeist auch noch im 16. Jahrhundert aus der industriellen Betriebsform des eigentlichen Mittelalters, der Zunft. Dabei war eine große Anzahl verschiedener Entwicklungsmöglichkeiten denkbar; die gewöhnlichsten Wege aber waren etwa die folgenden:

Innerhalb einer Zunft, deren Mitglieder ursprünglich gleichberechtigte und wirtschaftlich auch so viel wie möglich gleichgestellte Meister waren, sanken zunächst einzelne Meister in ihrem Vermögen tiefer, während andere reicher wurden. Dann konnten die ärmeren Meister von den reicheren Arbeit nehmen, während die reicheren sich vornehmlich darauf legten, diese Arbeit, wie vielleicht auch noch die eigene, anfangs mehr auf näher gelegenen Märkten, später auch in weitere Fernen zu vertreiben. Unter diesen Umständen zerfiel dann die Zunft langsam in ärmere Lohnarbeiter, sogenannte Hausindustrielle, und reichere Unternehmer, konnte aber trotzdem als Ganzes fortwähren.

In einem zweiten Falle zog sich dagegen die Zunft bei fortgeschrittener Arbeitsteilung zur Herstellung der ihr nötigen Halbfabrikate, wie sonstigen Vor- oder Nebenarbeiten haus-

industrielle Arbeiter groß, so namentlich auch Frauen. Beispiele bieten die Woll- und Baumwollweberei, die Hosenstrickerei, die Hutmacherei, die Klingen- und Messerschmiede u. a. m. Bei einer solchen Entwicklung wurde die fertigstellende Zunft eine Verlagszunft über hausindustriellen Arbeitern. So wurde z. B. die Klingenschmiederei in Solingen im 15. Jahrhundert von drei Zünften betrieben: den Schwertschmieden, den Härtern und Schleifern und den Schwertfegern und Reidern; und von ihnen wurden die Schwertfeger und Reider auf lange Zeit fast die alleinige Verlagszunft.

Eine dritte Möglichkeit der Entwicklung endlich ergab sich, wenn die Handwerker, die nach außen exportierten, es verschmähten oder verlernten, unmittelbar von sich aus abzusetzen. In diesem Falle traten vermittelnde Kaufleute an ihre Stelle, die unter Umständen auch in genossenschaftlichem zunftgemäß entwickeltem Zusammenhange leben konnten.

All diese Formen kamen nun in Deutschland schon im 15. Jahrhundert vor; doch waren die beiden letzten immerhin mehr der Entwicklung des 16. Jahrhunderts eigen und bedeuteten insofern einen gewissen Fortschritt.

Jedenfalls aber gab es im Verlaufe der Zeit immer mehr Gewerbe, die dem Manufakturbetriebe anheimfielen. Und es waren zum Teil Gewerbe von der größten Wichtigkeit. Vor allem gehörten dahin die Industrien der Gewebe. Hier hatten auf dem Gebiete der Wollenindustrie die Gewandschneider teilweise schon im hohen Mittelalter den Charakter der Verleger angenommen; später wurde dann die ganze Wollenindustrie von Manufakturelementen durchsetzt, und neben sie trat als eine immer wichtigere Manufaktur die der Leinwand. Was der Übergang gerade dieser Industrien zur Manufaktur besagte, erhellt erst dann völlig, wenn man sich erinnert, daß vor dem modernen Zeitalter des Eisens und der Steinkohle die feinere Gewebeindustrie überhaupt den Höhepunkt der gewerblichen Entwicklung darstellte.

Daneben ging aber auch eine ganze Anzahl anderer Industrien in Anfängen schon im 14. Jahrhundert, stärker

im 15. Jahrhundert zur Manufaktur über; so vor allem in den Hansestädten mit ihren verhältnismäßig leicht zu erobernden und zu bewältigenden großen Ausfuhrgebieten die Böttcherei, die Paternostermacherei, die Kannengießerei, die Goldschmiederei, die Seilerei, sogar die Schneiderei und Schuhmacherei; und in den oberdeutschen Städten, z. B. in Ulm, Augsburg und St. Gallen, manche verwandte Gewerbe.

Gleichzeitig aber begann sich jetzt eine andere Art der Manufaktur stärker zu entwickeln, die in den ersten Anfängen auch schon bis in frühe Zeiten zurückreicht: eine Manufaktur, die unabhängig von der herkömmlichen gewerblichen Betriebsform der Zunft emporwuchs. Sie lief darauf hinaus, daß bürgerliche Kapitalisten in freier Form, unabhängig von der Zunftorganisation, Arbeitskräfte für gewisse von ihnen beabsichtigte Manufakturen anwarben: und so führte sie zu den Ursprüngen zugleich des heutigen vierten Standes.

In die Reihen der Unternehmer dieser Manufaktur gehören in den frühesten Zeiten die Papierer — so in Nürnberg Ulman Stromer schon gegen Ende 14. Jahrhunderts — und die Buchdrucker und Buchverleger: überhaupt Vertreter von Gewerben, die unter Anwendung eines für die Zeit sehr bedeutenden maschinellen Werkzeuges betrieben wurden. Im 16. Jahrhundert wuchs dann die Neigung zur Entwicklung solcher freieren Manufakturen beträchtlich; und in manchen Städten namentlich der westlichen und südlichen Grenzlande wurde sie unter dem Einflusse italienischer und französischer Religionsflüchtlinge besonders gefördert, da diese das neue System von ihrer Heimat her kannten und vielfach mit dem nötigen Kapitale, es auf deutschem Boden einzuführen, versehen waren.

Die Folge war, daß eine ganze Anzahl bisher mehr zünftiger Hausindustrien allmählich der Einwirkung dieser Betriebsform verfiel. In welcher Art, das zeigt sich vielleicht am schlagendsten bei der Seidenindustrie, die von jeher vermöge des hohen Wertes ihres Rohstoffes, der feinen Technik, des geringen Gewichtes ihrer Erzeugnisse und des aristokratischen Charakters ihrer Abnehmer eine Ausfuhrindustrie ersten Ranges

gewesen war; und mit der sich sehr leicht gewisse andere Industrien, z. B. die Strumpfindustrie, die Gazeweberei, die Goldfädenfabrikation, verbanden.

Diese Industrie trat nun in Deutschland verhältnismäßig erst spät auf: in Köln im 14. und in Brügge im 15. Jahrhundert, im 16. Jahrhundert in Antwerpen, wohin sie von Köln und Brügge aus gelangte, ferner auf nordniederländischem Gebiete, wohin sie wiederum Antwerpener Refugianten trugen, in Amsterdam und Haarlem und Utrecht; von Holland kam sie dann auch nach Straßburg. Ein zweites Verbreitungsgebiet neben dem niederrheinischen und niederländischen bildete dann die Schweiz: hier wurde die Seidenindustrie in Basel und Zürich durch niederländische, italienische und französische Refugianten begründet. Und da sieht man denn deutlich, namentlich unter Erweiterung des Blickfeldes auf die frühere italienische und französische Entwicklung, wie in dieser Industrie zuerst Weber und Verleger in einer Zunft stehen und wie sie dann als Glieder zweier übereinander stehender Zünfte erscheinen: bis die freie kaufmännische Verlegerschaft neben und über einer Anzahl freier Meister und Gesellen auftritt, die sich dann für sich wiederum zünftig organisieren.

Indem sich nun diese Entwicklung vollzog und damit die in der Industrie ihr Brot suchenden Menschenkräfte frei und vielfach ohne die Fesseln der Zunft Verwendung fanden, brauchte die Industrie nicht mehr nur an die Städte, die klassischen Standorte der Zünfte, gebunden zu bleiben; es war möglich, daß sie ihre Arbeitskräfte auch auf dem platten Lande suchte: und so wanderte sie tatsächlich vielfach hinaus aufs Land. So sieht man in Süddeutschland und sonst die Leinwand- und Barchentwebereien das platte Land aufsuchen; die große Barchentmanufaktur der Fugger z. B. lag in Weißenhorn. Und neben sie traten jetzt auf dem platten Lande Hammerwerke, Drahtziehereien, Papiermühlen u. dgl.; ja die industriellen Unternehmungen der Nürnberger und Augsburger Kaufleute verbreiteten sich allmählich fast über alle wirtlicheren Mittelgebirge des südlichen und mittleren Deutschlands.

Im oberrheinischen Lande insonderheit, wo sich, vornehmlich wiederum auf schweizerischem Gebiete, die Entwicklung vielleicht am ungestörtesten vollzog, traten zu den Papierer- und Druckerknechten schon spätestens um die Mitte des 16. Jahrhunderts als ländliche Manufakturisten ärmere französische und italienische Refugianten, einheimische bäuerliche Kräfte, Gesellen aus den Städten, welche aufs Land zogen und dort heirateten und sich selbständig machten; und später hört man geradezu von einer „freien uneingeschränkten löblichen Manufaktur" sowohl des platten Landes wie der Stadt, die teilweise von „Weibspersonen und Maidlin ab dem Lande" betrieben wird.

Am frühesten zog dabei anscheinend das Stricken auf das Land; schon Ende des 16. Jahrhunderts klagen in diesem Gewerbe die Zünfte der Städte Basel, Straßburg, Freiburg, Breisach über unleidlichen Wettbewerb. Dann folgte im 17. Jahrhundert die Bandweberei, die Passementmacherei, überhaupt die Textilindustrie, die Färberei, die Strumpffabrikation, vor allem seit Aufkommen der seidenen Strümpfe (ca. 1680), die Herstellung lederner Handschuhe, die Tabakindustrie und die Knopfmacherei. Es waren Industrien, die jetzt in gleich freier Weise in Stadt und Land getrieben wurden, und die im kleinen auf sozialem Gebiete schon die heutigen Verhältnisse des vierten Standes hervorriefen[1].

Wir haben den Entwicklungsprozeß der Manufaktur bis zu einer Stufe verfolgt, die schon völlig modern anmutet; in dieser Höhe ist er im engeren Deutschland selbst im Laufe des 17. Jahrhunderts erst an wenigen, besonders begünstigten Stellen, z. B. in Kursachsen, eingetreten. Kehren wir aber ins 16. Jahrhundert zurück, so konnte doch darüber kaum ein

[1] So klagen z. B. schon im Jahre 1687 hausindustrielle Meister um Basel gelegentlich einer Geschäftsstockung: „Während die Kaufherren selbst die Ursache sind, daß unser so viele sind, so geben sie uns doch viel zu wenig Arbeit und noch schlechteren Lohn. Früher haben wir ihnen kaum genug arbeiten können, jetzt aber sehen sie uns über die Achsel an, lassen uns am Hungertuche nagen und müßig gehen."

Zweifel sein, daß unter Hinblick auf den kräftig fortschreitenden Verkehr noch der ersten Dezennien dieses Jahrhunderts bei sich gleichbleibender Entwicklung das Aufblühen der Manufaktur für alle haltbaren und leicht transportabeln Massenartikel und auch für alle Luxusartikel bei bequemer Verfrachtung zu erwarten war. Es wäre ein Vorgang gewesen, der zugleich zu einer außerordentlichen Revolution im zünftigen Gewerbe und im Verfolg dieser Revolution zu ganz neuen Betriebsformen und sozialen Bildungen für die nicht manufakturfähige Industrie geführt haben würde.

Aber diese Entwicklung trat nicht ein, wenn auch die Manufaktur hie und da noch die Zünfte verdrängte: so vergingen z. B. in Nürnberg die Blechschmiede noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die Manufaktur hielt sich vielmehr nur an wenigen Orten, schrumpfte an vielen zusammen und machte an den meisten mindestens keinerlei Fortschritte. Und das alte Zunftwesen wurde infolgedessen nicht zerstört, sondern sah sich reichliche Zeit gegeben, um völlig zu verknöchern. Woher nun diese unerwartete Wendung?

Man darf da zunächst nicht verkennen, daß die im 16. Jahrhundert herkömmliche nationalökonomische Gesamtanschauung von mittelalterlicher Auffassung her noch ganz folgerichtig den hausindustriellen, den Manufaktur- und den Fabrikunternehmer — und eben die Form des Unternehmens war das eigentlich Neue an der Entwicklung — verabscheute: Verkauf aus zweiter oder weiterer Hand war ihr „böser Verkauf"; der Satz „Pfennig ist Pfennigs Bruder" galt ihr als ein Greuel; und die Reformation Kaiser Friedrichs III. aus den ersten zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts verlangte noch für alle die Handwerker, „die gemeine und gemengte pfenwert uf den kaufmann und täglichen kramer machen", eine besondere Ordnung, in der ihr Verhältnis zu diesen Verlegern geregelt werden sollte, mit der Motivierung: „wann in diesen kleinen pfenwerten mag viel eignes nutz gesucht werden". Ja von diesen Anschauungen hat sich gewiß noch sehr viel tief ins 16. Jahrhundert hinein und darüber hinaus

erhalten; erst das ausgehende 18. Jahrhundert ist an die vorurteilsfreie wissenschaftliche Untersuchung des wirtschaftlichen Begriffes des Unternehmens herangetreten, und erst das 19. Jahrhundert hat diese Untersuchung zu einem gewissen Abschluß gebracht. Indes diese Anschauung allein würde doch die Entwicklung der Manufaktur nicht aufgehalten haben; wäre die Manufaktur aus anderen Gründen glücklich emporgeblüht, so würden sich auch andere Ansichten durchgesetzt haben, wie denn die ältere Anschauung nicht Ursache, sondern Wirkung war der kommunistischen Lebensziele der Zünfte.

Vielmehr standen der Entwicklung der Manufaktur weit greifbarere und mehr reale Mächte entgegen: dieselben Mächte, die wir als Zerstörer des nationalen Handels kennen gelernt haben: die unglückliche Entwicklung der inneren politischen Lage und der Verlust des auswärtigen, insbesondere des Weltverkehrs. Der Weltverkehr hörte, indem er sich von Mitteleuropa abwandte, auf, den nationalen Handel zu befruchten; und mit dessen Verfall und den ungeheueren Kapitalverlusten, die ihn begleiteten, schwanden die wirtschaftlichen Voraussetzungen dahin, die für das Erblühen eines Wirtschaftslebens der Manufaktur unerläßlich waren. Und sie schwanden um so mehr, als der Zerfall des Reiches in eine Unsumme kleiner Territorien den freien Export unterband oder wenigstens zu unterbinden drohte, auf den die Manufakturen angewiesen waren, und eine Hilfe hiergegen beim Reiche nicht zu erwarten stand.

Und was sollte etwa der höhere Gewerbestand gegen die Drohnisse dieser traurigen, scheinbar unabwendbaren Lage tun? Es blieb ihm zunächst kaum etwas übrig, als sich an die alte, im Verhältnis zum Fortschritt anderer Nationen veraltete Gewerbeverfassung der Zunft anzuklammern und von deren weiterer Entwicklung sein Heil zu erwarten; nur an verhältnismäßig wenigen Stellen, da, wo die Folgen der Verlegung des Welthandels nicht eintraten, ist ein anderer Weg versucht worden. Es war von vornherein ein verzweifelter Entschluß. Aber man hat ihn durchgeführt.

Nun war allerdings auch das Zunftwesen seinerseits von dem Aufschwunge des Handels im 15. Jahrhundert und dem unendlich erweiterten Horizonte der neuen Verkehrsbeziehungen im 16. nicht unberührt geblieben. Es hatte, ganz gegen den Geist seiner ursprünglichen Zeiten, soviel wie möglich seinen lokalen Charakter zugunsten einer, wenn auch nicht nationalen, so doch regionalen Prägung abzustreifen versucht.

Die ersten Versuche auf diesem Gebiete waren aber bezeichnenderweise nicht von den Meistern, dem seßhaften Teil der Zunft also, ausgegangen, sondern von den fluktuierenden, von Stadt zu Stadt forttreibenden Elementen der Zunftverfassung, von den Gesellen[1]. Diese hatten schon im 15. Jahrhundert große interurbane Verbände gebildet. Zunächst in Südwestdeutschland waren sie entstanden, dann hatten sie sich über den ganzen deutschen Boden verbreitet: äußerst zäh und lebendig waren sie entwickelt worden in der Ausbildung einer Fülle von Bräuchen, die Gemüt und Phantasie beschäftigten, und in einer straffen Erziehung zu handwerklich-gesellenhafter Ehrlichkeit: um 1500 konnte ihre Organisation als vollendet gelten. Dabei war die Tendenz ihrer Wirkung nach außen unverkennbar; Arbeitsbedingungen und Arbeitsrecht wollten sie gegenüber den Meistern durchbilden und beherrschen. Und auch dieses Ziel wurde im Verlaufe des 16. Jahrhunderts in genügender Weise erreicht, und ein zumeist nicht unbefriedigendes Verhältnis zu Meistern und Zünften war die Folge.

Inzwischen aber war es, an einzelnen Stellen schon sehr früh, im ganzen aber doch erst seit dem 16. Jahrhundert, auch zu einer interlokalen Verbindung der Meister und der Zünfte, insofern diese durch die Meister vorgestellt wurden, gekommen. Es war in der Tat eine sehr notwendige Fortbildung des alten Zunftwesens: der Verkehr, die Arbeitsteilung, der Handel wiesen jetzt über den engen Rahmen der Stadtwirtschaft hinaus auf die gemeinsamen Interessen ganzer Verkehrsgebiete und Länder. Und so kam es denn zuerst

[1] Vgl. schon Bd. VI S. 70 f.

meistens zur Zusammenfassung zerstreut lebender Meister namentlich solcher Gewerbe, die nebenbei etwas vom Wesen des Hausierens hatten: der Kessel- und Kaltschmiede, der Kupferschmiede, der Hafner, der Bader, der Pfeifer und Spieler. Aber daneben und darnach wurden auch große und angesehene Zünfte anderer Art, Messerschmiede, Schlosser, Steinmetzen, Tuchmacher, regional zusammengefaßt. In diesem Falle wurden die wichtigsten Zünfte an Orten, wo das Handwerk besonders gut betrieben wurde, zu Mittelpunkten der Organisation; sie erhielten den Charakter einer Art wirtschaftlichen und sozialen Oberhofs, von dem aus sich gleichmäßige Lehre und gleichmäßiger Brauch des Handwerks verbreiteten.

Vor allem aber kam es jetzt darauf an, in welcher Weise sich diese neuen Organisationen in die bestehenden staatlichen Verhältnisse einordnen sollten. Und hier wurde nun die Einordnung an sich schon fast nur in einem Territorium versucht, in Württemberg: und auch hier schließlich erfolglos; das Problem einer staatlichen Regulierung des Gewerbewesens auf umgebildeter zünftlerischer Grundlage ward also nicht gelöst.

So war denn das Regelmäßige vielmehr eine ganz lose und freie Eingliederung in territoriale Grenzen ohne starken Einfluß der Staatsgewalt; in dieser Weise sind nicht wenige Zunftvereine in Süddeutschland, in Norddeutschland z. B. die Kupferschmiede der Kurmark, organisiert gewesen. Darüber hinaus aber nahmen gerade besonders wichtige Gruppen vereinter Zünfte eine noch viel freiere Stellung ein: so namentlich der Steinmetzenverband, der sich mindestens seit der Verfassung, die er sich im Jahre 1459 zu Regensburg gegeben hatte, über ganz Deutschland erstreckte und sich wichtiger kaiserlicher Privilegien, so aus den Jahren 1498 und 1621, erfreute; seine Hauptladen waren zu Straßburg, Bern (Zürich), Regensburg, Wien und Magdeburg, als oberste Instanz funktionierte die Straßburger Lade. Aber auch die sächsischen Schlosser und die oberrheinischen Hosenstricker und Schwarzfärber sind ähnlich organisiert gewesen.

So war denn das zünftige Handwerk für Meister wie

Gesellen tatsächlich wenigstens teilweise zu großen Interessenverbänden autonomen Charakters zusammengetreten: es hätte scheinen können, als sei das Problem der Überführung des alten Zunftbetriebes in veränderte Zeiten ohne Zertrümmerung der alten Form mindestens grundsätzlich gelöst.

Allein der Schein täuschte. Zunächst war das Verhältnis der neuen regionalen Bildungen zu den territorialen Staatsgewalten wie zur Reichsgewalt noch keineswegs geordnet; sicherlich mußten die kommenden Zeiten des Absolutismus hier zerstörende Eingriffe bringen. Weiterhin umfaßten diese regionalen Verbände doch nur einige Industrien und gerade die größten nicht. Vor allem aber entzog der allgemeine wirtschaftliche Verfall der Nation auch diesen Bildungen noch das in ihnen pulsierende Leben; insbesondere stellte sich heraus, daß gegenüber den zu blühendem Gedeihen erwachsenden Manufakturen fremder Völker ein zünftlerischer Export unmöglich war. Vor allem die Tuchmacherei, die berühmteste unserer alten großen Industrien, ging unter diesem Verhältnis aufs traurigste zurück. Schon im 15. Jahrhundert, bei weitem mehr dann aber seit dem 16. Jahrhundert ertönen die Klagen über das Wachsen der Wollausfuhr und die Einfuhr fremder, englischer und vlämischer, Tuche. Man geht daran, den Import zu hemmen, auch die Vorteile der fremden Erzeugnisse sich anzueignen. Aber ohne Erfolg. Die Versteinerung des Zunftwesens läßt alle Versuche scheitern, und bei der Ohnmacht des Reiches gelingt es nicht, auch nur den inneren, geschweige denn den äußeren Markt zu halten. Und wir wissen schon, wie diese Lage bald von den englischen Merchant Adventurers ausgebeutet wurde: die Einfuhr englischer Tuche vornehmlich durch ihre Hamburger Faktorei zerstörte auch noch die Reste des einst blühenden Gewerbes: selbst die sächsische Industrie ging zugrunde: und auf blühte nur der Wollhandel nach England.

Im allgemeinen aber zeigte sich schließlich, daß unter Beibehaltung des Zunftwesens Ausfuhr nur noch möglich war, wenn, wie z. B. in Nürnberg, ein aristokratisches Handels-

regiment die gesamte handwerkliche Produktion in der unbedingten Abhängigkeit des Lohnwerks hielt und planvoll nach den praktischen und ästhetischen Gesichtspunkten der herrschenden Geschmacksrichtungen leitete.

Das Handwerk selbst aber büßte die allgemeine Ungunst der Lage der Regel nach mit allmählich eintretender Verknöcherung und schließlichem Absterben; höchstens daß im Nordosten Deutschlands, in Gegenden spätreifer Entwicklung, noch bis ins 17. Jahrhundert hinein einige Neubildungen wie in der Technik so im Rechte eintraten. Im Westen dagegen und auf mutterländischem Gebiete überhaupt war der Verfall der Zünfte schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts offenbar, wenn man ihn auch noch durch allerlei wunderliche Mittel, durch Zurückdrängen der Manufaktur, durch obrigkeitliche Reglementierung der Gesellenverbände u. dgl. zu vermeiden suchte; die Städte begannen in dieser Hinsicht schon mit den Reichspolizeiordnungen von 1530, namentlich aber den Reichsbestimmungen von 1548 und 1559 zu wetteifern. Indes das Ergebnis solcher Bemühungen war gering. Die Gesellen entwichen gegenüber Reglementierungsversuchen der Städte in die Territorien, die ihrerseits die Repressionsbestimmungen der Reichsgesetzgebung nicht anwandten, da sie der Gesellen zur Begründung territorialer Industrien zu bedürfen glaubten: und schon diese Uneinigkeit der gesetzgeberischen Faktoren vereitelte im Grunde jeden Erfolg. Trotz manchen guten Willens kam es daher zu immer reißenderem Verfalle der zünftlerischen Industrie, und das hieß eigentlich der deutschen Industrie überhaupt.

In den größeren gewerblichen Verbänden schoß damit der wirtschaftliche Egoismus üppig ins Kraut. Und da demgegenüber jede regelnde autonome oder staatliche Gewalt fehlte, so kam es bald zur Anarchie, namentlich einem ständigen Kampfe der lokalen Interessen verschiedener Gegenden widereinander. In diesem Zustande, dessen Austrag schließlich in übermäßige häufige Zusammenkünfte mit Spiel, Trunk und Unzucht entartete, war denn auch der Zusammenstoß der

Verbandsrechtsprechung mit der Rechtsprechung der Territorien nicht mehr vermieden.

In den lokalen Zünften aber waren die Verfallserscheinungen fast noch bedenklicher. In ihnen wurde nun fast überall die Zahl der Meister beschränkt und geschlossen, wurden die Meisterstücke künstlich und schwer gemacht; und wie die Zunftgenossen so jede Konkurrenz gegen die einmal Privilegierten auszuschließen bestrebt waren, so unterlag ihre wirtschaftliche Tatkraft in der Zunft der Bevormundung durch eine kleinliche Rechtspflege. Um 1725 haben die Schuhmacher zu Krossen einen Meister ausgeschlossen, weil er auf eines Scharfrichters Pferd geritten, die zu Sommerfeld einen, weil er mit einem Scharfrichter getrunken, und ähnliche Fälle ließen sich zu Dutzenden aufzählen.

Ja selbst die Gesellenverbände gingen seit dieser Zeit, seit Schluß des 16. und vor allem im 17. Jahrhundert, rückwärts. Die Meister duldeten um diese Zeit keine verheirateten Gesellen mehr; darum überwogen in den Verbänden von nun ab die jugendlichen Elemente; und damit nahm Faulenzen und Pokulieren, Formalismus und kraftloser Übermut allenthalben zu. Zugleich wurde die Gesellenschaft durch Wegfall der älteren Elemente einem immer freieren Zuge geneigt; die Wanderschaft wurde nicht mehr bloß zum Lernen benutzt; und gingen die Obrigkeiten gegen die Gesellen irgendwie vor, so pflegten diese alsbald den Ort ihres Aufenthalts zu verlassen, womöglich mit Pfeifen und Trompeten. Das alles führte dann dazu, daß die Rechtspflege an immer kleinere, immer mehr seßhafte Ausschüsse überging und von diesen leichtsinnig und ungerecht, auf Grund von Gerücht und Gerede, besorgt wurde.

Es waren Zustände, die, einmal eingerissen, dadurch noch unleidlicher wurden, daß gegen Schluß des 17. Jahrhunderts und noch mehr in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die deutlichen Spuren eines gewissen Aufschwunges der handwerklichen Tätigkeit hervortraten: der neue, den Zeitgenossen unerhörte Friede brachte allmählich neue Bedürfnisse zur Reife, das Vermögen der Nation nahm, wenn auch lang-

sam, zu: mehr wurde gebraucht und mehr konnte bezahlt werden.

Nun wurde die zunehmende, allmählich fast üppig anmutende Unerträglichkeit dieser Entwicklung von der öffentlichen Meinung allerdings schon der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in steigender Lebhaftigkeit beklagt. Indes ihre Besserung ist erst langen Bemühungen der territorialen Staatsgewalten und dem hier noch einmal lebendigen, weil durchaus notwendigen Dazwischentreten der Reichsgewalt im Laufe des 18. Jahrhunderts gelungen. Einstweilen aber galt für die deutsche Industrie das Wort, das Herder im weiteren Sinne auf den Geist dieser Epoche überhaupt geprägt hat: sie wandelte sich nach einem Handwerksleisten und kroch gleichsam in eine privilegierte Gemeindelade.

Natürlich war ihr Ruf damit dahin; und das Ausland überschwemmte den deutschen Boden nicht allein wegen des Alamodetums der höheren Stände, sondern auch wegen der Unzulänglichkeit der deutschen Produktion immer stärker mit seinen Erzeugnissen. So meint Leibniz gegen 1670, daß alljährlich zum wenigsten ein Zehntel der deutschen Substanz (d. h. des Einkommens) für Industrieprodukte nach Frankreich gehe. Für die Jahre 1700 bis 1790 aber hat man den Gesamtausfall der Handelsbilanz mit Frankreich auf nominell etwa 1650 Millionen Mark berechnet, was einen Jahresverlust von etwa 18 Millionen Mark bedeuten würde. In den Jahren von 1785 bis 89 scheint indes der Ausfall etwa 32 Millionen jährlich gewesen zu sein. Es sind selbst für das 18. Jahrhundert noch Zustände, von denen Möser in seinen Patriotischen Phantasien klagen konnte: „Wir wollen nach Bremen reisen, um den dortigen Kaufleuten den Sand in ihre Schiffe schieben zu helfen, welchen sie als Ballast einladen; wir wollen uns von den Franzosen zu Nantes auf die Sandberge führen lassen, welche dort am Hafen von den Bremensern wieder ausgeschoben werden und unter dem Titel: Les produits de l'Allemagne bekannt sind."

Wenn aber Handel und Industrie des 15. und 16. Jahr-

hunderts so zugrunde gingen, wie hätten sich deren altberühmte städtische Standorte auf der früheren Höhe halten sollen? Wohin wir uns wenden, dringt uns aus den großen Emporien selbst noch des 16. Jahrhunderts nunmehr Modergeruch entgegen. Da hören wir z. B. von Köln, es sei in Schmutz versunken; die Straßen wimmelten von Mönchen und Bettlern; der durch das Stapelrecht wie die unverwüstliche Lage an die Stadt gefesselte Handel werde zum größeren Teil von protestantischen Zuzüglern betrieben. Und gehen wir in die süddeutschen Städte, die noch weit mehr um 1500 und darüber hinaus ein Bild blühendsten Lebens geboten hatten, so ist die Erfahrung dieselbe. Ulm und Regensburg waren ganz zurückgegangen. Ulm hatte kaum einige Reste des früheren Leinwandhandels nach Italien behalten; Regensburg nährte sich kümmerlich von den Mitgliedern des Reichstages, der in seinen Mauern tagte. Nicht besser stand es um Augsburg. Im 18. Jahrhundert bewegte sich sein Verkehr fast nur noch zwischen Österreich, Schwaben, der Schweiz und dem nördlichen Italien. Sein Handel verzettelte sich dabei bis auf den Kleinbetrieb von geschnitzten oder gemalten Heiligenbildern und Amuletten; in der Industrie waren von etwa 6000 Webern des 16. Jahrhunderts nur 500 übriggeblieben. Ja selbst das stolze Nürnberg war gefallen. Zwar hatte hier noch in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts Rührigkeit geherrscht; 1616 ist das neue Rathaus erbaut, 1621 die Bank errichtet worden. Später aber sah man sich von den benachbarten Landstädten Ansbach, Bayreuth, Erlangen, wo sich Hugenotten ansiedelten, überflügelt. Wirksam erhielten sich nur, ein schwacher Rest früherer Größe, die Spielzeug- und Kurzwarenindustrie, der Landkartendruck und gewisse andere Zweige des Buchgewerbes, sowie die Anfertigung von Kunstarbeiten aus Holz, Metall und Elfenbein. Die Bevölkerung aber, die man im 16. Jahrhundert auf etwa 60 000 berechnet hatte, war um 1740 auf ca. 40 000, um 1780 auf ca. 30 000 Seelen gesunken. Und was für eine Bevölkerung war es! Pöllnitz berichtet in seinen Memoiren von den Patriziern Nürnbergs etwa um

1730: „sie spielten die Venetianer im kleinen und blähten sich auf wie die Frösche, während doch der gesunkene Wohlstand der Stadt sich in den devoten Bücklingen verriet, womit Gastwirte und Krämer den Fremden aufwarteten, welche sie in Nahrung setzten." Und diese Beobachtungen aus Nürnberg werden durch die Angaben Keyßlers ergänzt, der um 1730 Ulm und andere süddeutsche Reichsstädte besuchte. Er fand, „daß die Bürgerschaft daselbst mit Bällen, Kränzchen, Schlittenfahrten und sonstigen kostspieligen Vergnügungen um so lustiger in den Tag hineinlebe, je mehr es mit den Verhältnissen des einzelnen und des ganzen rückwärts gehe, und daß man weder um die eigene Zukunft, noch um das allgemeine Wohl sich sonderlich kümmere".

Diese Einzelbeobachtungen lassen sich am ehesten durch die Aufstellung eines Gesamtbildes des Schicksals der Reichsstädte überhaupt abschließen; denn die Reichsstädte waren es doch vornehmlich gewesen, in denen sich die Blüte des Bürgertums des 14. bis 16. Jahrhunderts entfaltet hatte. Da findet sich denn, daß die kleineren Reichsstädte im 17. und 18. Jahrhundert gar nicht selten ungebührlichen Forderungen des Kaisers unterlagen, der sich gern als ihr Landesherr und sie demgemäß als sein Eigentum betrachtete; und nirgends fast ist wahrzunehmen, daß man solchen übertriebenen Ansprüchen, wenn auch nur mit der Festigkeit des Wortes, entgegengetreten wäre. Von den größeren Reichsstädten aber hielten sich manche, die im Mittelalter energisch und siegreich den geistlichen Fürsten in ihren Mauern bekämpft hatten, jetzt nur mit Mühe noch gegen dessen gesteigerte Macht, so z. B. Worms; anderen wieder drohte tödliche Umklammerung durch die benachbarten Territorien: das war die Lage z. B. für Nürnberg, Augsburg, Ulm, Regensburg — kurz die größten Reichsstädte des Südens. Aber selbst im Norden wurde die Reichsunmittelbarkeit Bremens im 17. Jahrhundert eigentlich nur durch das eifersüchtige Eingreifen des Großen Kurfürsten gegenüber Einverleibungsversuchen der fürstlichen Nachbarschaft gewahrt; und Hamburg verdankte seine Selbständigkeit mindestens

ebensosehr der Rivalität Frankreichs und Englands wie eigenen Kräften.

Daß bei solcher Lage die Reichsstädte in der Reichsverfassung nicht viel zu sagen hatten, lag in der Natur der Dinge: waren sie doch auf dem Regensburger Reichstage vielfach gar nicht durch eigene Gesandte, sondern durch irgendeinen Regensburger Spießbürger vertreten; und hatte doch selbst ein solcher Vertreter oft mehr als ein halb Dutzend verschiedene Auftraggeber.

In der Praxis des Regensburger Reichstages hatten sich demgemäß die Dinge so geordnet, daß die Meinung der Städtekurie einem gleichförmigen Votum der beiden oberen Kurien regelmäßig untergeordnet wurde.

Sollten bei dieser äußeren Lage die reichsstädtischen Verfassungen noch kräftige Sprosse, ja Blüten getrieben haben? Es war undenkbar. Überall fast krankten diese Städte daran, daß ihre Verfassungen seit dem 16. Jahrhundert nicht weiter entwickelt, ja nicht einmal dem eingetretenen Verfalle entsprechend rückgebildet, sondern, in ihrer alten Form äußerlich erhalten, ihrem wirklichen Inhalte nach verknöchert, verkalkt und leblos geworden waren. Die einzigen Städte, die eine Fortbildung ihrer Verfassung erlebt hatten, waren eigentlich Hamburg und Frankfurt: aus Gründen, die wir bald kennen lernen werden; hier kam es im Beginne des 18. Jahrhunderts zu Neuerungen, die sich dann bis tief ins 19. Jahrhundert hinein bewährt haben. Daneben hat allerdings auch noch in Köln gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Demokratie aus lokalen Gründen den Versuch gemacht, die schon völlig verfallene Herrschaft der Patrizier zu stürzen; aber das Beginnen blieb erfolglos.

Für diese verknöcherten Verfassungen aber war vor allem bezeichnend, daß ihr Rat sich nicht mehr als Organ der Bürgerschaft ansah und seine Interessen mit den städtischen gleichsetzte, sondern sich nach Analogie der kleinen Fürsten der Umgegend als den möglichst absoluten Potentaten der ihm untergebenen bürgerlichen Untertanen betrachtete. Es war eine Auffassung, die sich natürlich genug entwickeln mußte, sobald

durch tausend Zettelungen die volle Begrenzung der Ratsfähigkeit auf eine bestimmte Anzahl von Geschlechtern durchgeführt war. Denn von nun ab betrachteten sich diese Geschlechter gleichsam als die Kollektivfürsten der Stadt und zogen daraus die staatsrechtlichen Folgerungen. Und auch äußerlich traten sie demgemäß auf. In Nürnberg mußten ergraute Bürger junge Patriziersprößlinge mit Euer Gnaden anreden, und es galt als eine kühne Neuerung, als sich im 18. Jahrhundert in der Stadt eine Gesellschaft bildete, die diese Titulatur verpönte. Wie in Nürnberg war es aber auch sonst: die Patrizier hielten sich zum Adel; der alte Bürgersinn war verloren.

Und gegenüber dem fürstlichen Absolutismus kennzeichnete diesen aristokratischen noch das erschwerende Moment, daß er sich nicht bloß in die rein staatsrechtlichen, sondern auch in die kommunalen Funktionen des Gemeinwesens ergoß. Den Fürsten trennte schließlich immer eine große Entfernung vom Untertan; seine Befehle betrafen nur Dinge, die vom Standpunkte des Untertanen aus wirklich wichtig waren. In den Reichsstädten fiel diese Entfernung hinweg; und bis in die kleinsten Polizeisachen hinein erklang unmittelbar das oligarchische Befehlswort des Rates. Natürlich wurde darum die Ratsherrschaft um so lästiger; Bürger, die vorwärts kommen wollten, wanderten in irgendein Territorium aus; und da die Ratsherren sich vielfach selbst für zu gut hielten, um bürgerliche Geschäfte zu treiben, so ging damit der noch vorhandene Handel an andere Orte oder mindestens an fremde Einwanderer über. Nirgends vielleicht mehr als in Köln: hier waren es schließlich sogar protestantische Fremde, die den wichtigsten Anteil am Handel hatten.

Im übrigen konnte man, zum großen Teil auf Grund mittelalterlicher Unterscheidungsmerkmale, noch immer drei Klassen von reichsstädtischen Verfassungen auseinanderhalten: solche überwiegend demokratischer Natur, in denen vor allem die kleinen oberdeutschen Reichsstädte zum großen Teile verharrten; streng aristokratische Verfassungen, Inkrustationen der

mittelalterlichen Verfassungsbewegung der großen oberdeutschen Städte, z. B. Nürnbergs, Augsburgs, Ulms; endlich gemäßigt aristokratische Bildungen, welche diejenigen Reichsstädte hatten oder durchbildeten, die noch am Leben des Tages teilnahmen. Hierin gehören namentlich die Verfassungen der Hansestädte und Frankfurts.

3. Das große Bürgertum des 15. und 16. und früherer Jahrhunderte erschien im 17. Jahrhundert unrettbar dem Verfalle geweiht. Wie viele bekannte Geschäfte, wie viel berühmte Bürgergeschlechter dieser Frühzeit haben Namen oder Firma bis zur Gegenwart gerettet? Fast nur die, welche ihr Vermögen zur rechten Zeit in Grund und Boden anlegten, wie die Fugger, oder die in der kritischen Zeit dem ausschließlichen Warenhandel huldigten, wie die Tucher. Und was ist vom Sinne dieses großen Bürgertums erhalten geblieben? Die Wissenschaft floh Deutschland, soweit sie nicht bloße Büchergelehrsamkeit war; und bürgerliche Mäcene waren selten. Der geistige und künstlerische Horizont schwand zusammen; die Lebenshaltung wurde philiströs und innerlich unwahr.

Dennoch gab es auf deutschem Boden Ausnahmen von dieser Entwicklung — Ausnahmen von größter Bedeutung. Gewiß: das halbhundert Reichsstädte, das im Inneren Deutschlands lag, träumte im 17. und 18. Jahrhundert den langen bangen Traum früherer Größe, von Augsburg und Nürnberg hinab bis zu der unter dem Schutze der großen Reichsstadt Überlingen stehenden großen Reichsstadt Buchhorn — aber in den nördlichen und südlichen Grenzen deutschen Wesens erhielten sich Zusammenhänge mit den großen Zeiten der Vergangenheit, traten neue Kräfte zu neuer Hebung hervor, blieben im Süden vorwiegend industrielle, im Norden vorwiegend kommerzielle Plätze von Wichtigkeit erhalten.

Dies Wunder wurde bewirkt im Norden für Hamburg und Bremen durch den Einfluß der Nordsee und die Berührung, welche die Nordsee mit dem internationalen Handel brachte, im geringeren Grade aus den gleichen Gründen für

Lübeck, Danzig und Königsberg durch die Ostsee; und diese Ausnahmestellung wurde in der Schweiz errungen in erster Linie von Basel und Zürich, in zweiter von Straßburg bis zu seiner Einverleibung in Frankreich und von Bern und einigen anderen kleineren Städten: hier durch den belebenden Einfluß der Industrien Italiens und Frankreichs, deren Nachahmung bald eine ansehnliche Ausfuhr ins Reich gestattete.

Diejenigen Städte aber, die in diesen peripherischen Teilen des Nordens und Südens die besonderen, hier in Betracht kommenden Entwicklungselemente am ausgeprägtesten zeigten, waren Basel und Hamburg. An ihrer Geschichte mag daher die ausnahmsweise Gunst der eben angedeuteten Entwicklung genauer dargelegt werden.

Was Hamburg angeht, so genoß es von vornherein in Gemeinschaft mit den anderen Nordseestädten die großen Vorteile einer Seelage überhaupt. In Seestädten reißt der Faden der Entwicklung niemals so leicht ab wie in Binnenstädten; das Meer erlaubt nicht die vollständige Ableitung und Wegdämmung des Handels[1].

Von den beiden deutschen Meeren aber hat wiederum die Nordsee besondere Vorteile. Die deutsche Nordseeküste ist stark von der Natur geschützt. Während die Nordsee in vielen Stücken ein echtes Stück atlantischer Ozean ist: salzreich, von starken Gezeiten bewegt und von schweren Sturmfluten aufgewühlt: hat sie doch zwischen den ihr vorgelagerten, einst ihr zugehörigen Inseln und dem Festlande nirgends über 20 Meter Tiefe; auch Helgoland hebt sich aus keiner anderen Tiefe empor. Daher haben sich an ihren Gestaden überaus schwierig zu befahrende Seichtmeerbildungen eingestellt, welche feindliche Annäherung nur unter größter Vorsicht gestatten. In diesem allgemeinen Bereiche liegen nun die beiden wichtigsten Handelsstädte, Bremen und Hamburg, an großen Ästuarien,

[1] Vgl. Ratzel, Deutschland S. 267. Im übrigen ist für das Folgende auch Deutsche Geschichte Bd. VII, 282 ff. heranzuziehen, wo die oben berührte Entwicklung in anderem Zusammenhange eingehend behandelt ist.

die noch stark unter dem Einflusse der Ebbe und Flut stehen und damit den Zugang auch tiefgehender Schiffe weit in das Herz des Landes hinein gestatten. Von diesen beiden Ästuarien aber ist das der Elbe weitaus das günstigere. Nicht minder aber ist auch das Hinterland der Elbe und Hamburgs weit günstiger als das Bremens, denn da sich die norddeutsche Tiefebene nach Osten hin beträchtlich erweitert, so übertrifft es schon im engsten Ausmaße des Elbgebietes an Größe bei weitem dasjenige Bremens.

Und noch mehr: auch den Ostseestädten, insbesondere Lübeck, nimmt Hamburg eigentlich einen guten Teil ihres Hinterlandes weg. Denn da in vorgeschichtlicher Zeit alle größeren Flußläufe eines guten Teiles der mittleren nordostdeutschen Tiefebene sich auf dem Wege etwa des heutigen unteren Havellaufes in das Ästuarium der Niederelbe ergossen, so ist auch jetzt noch der Zugang von diesen Gebieten her nach Hamburg sehr günstig, und insbesondere ist Hamburg bis zu einem gewissen Grade der Seehafen Berlins und der Mark Brandenburg. Nimmt man nun zu alledem noch hinzu, daß das weitere Elbgebiet bis hinauf nach Böhmen und darüber hinaus in die ferne Welt von Mähren und Wien, ja in heute wenigstens teilweise erfolgreichem Wettbewerb bis Budapest führt: so wird man zu dem Schlusse gelangen, daß Hamburg an der für großen Handel vielleicht günstigsten Stelle Deutschlands gelegen ist.

Hamburg begann nun, nach mäßigen mittelalterlichen Anfängen, im 16. Jahrhundert dadurch emporzukommen, daß es, als nach der Verlegung des Welthandels an die Westränder Europas die Nordseeküste größere Bedeutung erhielt, zunächst wenigstens teilweise die Erbschaft der Ostseehäfen antrat. Der Verkehr war aber auch jetzt noch zunächst schwach, er beschränkte sich im wesentlichen auf die Ausfuhr von Rohprodukten und Leinwand, und zum eigentlichen Geldhandelsplatz wurde die Stadt noch nicht, obwohl sie im Jahre 1558 bereits, vier Jahre nach Antwerpen, eine Börse erhielt, während Lübeck erst 1605, Bremen erst 1614 Börsenplätze geworden

sind, und obwohl der benachbarte holsteinische Adel, damals wohl der kapitalreichste in Deutschland, die Rantzau, Brockdorff, Ahlefeld, im 16. Jahrhundert schon in Verkehr mit den Antwerpener Geldmärkten standen. Überhaupt aber war es eine Eigenheit Hamburgs, daß es lange kapitalarm blieb: daher viele Bankerotte, häufiges Hinschwinden einzelner kaufmännischer Familien, starke Schwankungen in jeder Krisis. Wurde indessen dies alles verhältnismäßig leicht ertragen und störte es den endlichen Aufschwung damals nicht, so kam dafür vor allem das schwerflüssige, zähe, langsam bedenkende Element des niedersächsischen Charakters in Betracht, wie es in geradem Gegensatz stand zu dem beweglichen, unruhigen, raschhandelnden Vlamentum des schnell aufblühenden Antwerpens. Übrigens wurde Hamburg im Jahre 1619 auch Sitz einer von Holländern nach Amsterdamer Muster gegründeten Girobank und seitdem auch als Geldhandelsplatz bedeutend.

Der Hauptsache nach aber knüpfte der Aufschwung der Stadt an den Warenhandel und die Reederei an; und auf diesem Gebiete brachte schon die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts entscheidende Ereignisse. Es waren im wesentlichen zwei. Einmal trat Hamburg nach dem Falle Antwerpens zusammen mit Amsterdam die Nordseeerbschaft dieses gewaltigen Platzes an; von nun ab wuchs die Einfuhr in Kolonialwaren und englischen, italienischen und süddeutschen Manufakten. Noch wesentlicher aber war es und für Hamburg speziell, wenn auch nicht für Deutschland im ganzen, von günstiger Bedeutung, daß sich die Handelskompagnie der Merchant adventurers gegen Ende des 16. Jahrhunderts und in den zwei ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts im Hamburg festsetzte[1]: seitdem wurde die Stadt, die noch im Jahre 1564 keinen direkten Wechselverkehr mit England gehabt hatte, zur größten kontinentalen Faktorei des englischen Handels. Gewiß war dies Einbrechen der Engländer für die Hamburger Bürger an sich noch kein Vorteil, da die Faktorei nicht bloß im Ver-

[1] S. oben S. 98, 101 ff.

trieb der englischen Einfuhr sehr selbständig vorging, sondern selbst Teile des alten legitimen Hamburger Handels an sich zu reißen drohte. Es dauerte daher auch längere Zeit, ehe die Engländer in Hamburg endgültig aufgenommen wurden (1611). Und gewiß war Hamburg von dieser Zeit ab auch nicht mehr eine eigentlich deutsch-nationale Handelsmetropole, sondern seine Hauptstärke lag nun auf Jahrhunderte hinaus im internationalen Zwischenhandel. Indes war eine andere wirklich große Stellung Hamburgs im 17. Jahrhundert, bei dem Zustande des deutsch-binnenländischen Handels und Gewerbes, überhaupt denkbar? Und trotz allem hat Hamburg dann im Laufe der Zeit doch soviel von deutscher Einfuhr und Ausfuhr an sich gezogen, daß sich dadurch deren Grundlagen langsam wieder einheitlicher gestaltet haben — denn für einen höchst ansehnlichen Teil von Niederdeutschland und Oberdeutschland wurde die Stadt immerhin die große Pforte der wirtschaftlichen Ausdehnung. Wie entschieden aber die Aufnahme der Engländer, die von hier aus ihre Einfuhr durch ganz Nord- und Mitteldeutschland vertrieben, alsbald auch die heimischen Hamburger Verhältnisse ins Größere drängte, ergibt schon die Tatsache, daß sich neben dem im Jahre 1517 gegründeten Kaufmannsrat und neben der im Jahre 1558 errichteten Börse mit ihren Kaufmannsälterleuten an der Spitze schon im Jahre 1623 eine Admiralität zur Sicherung der Hafen-, Fluß- und Seeverhältnisse als nötig erwies, und daß dieser im Jahre 1665 die Gründung der Kommerzdeputation folgte, einer Vertretung der zur See handelnden Kaufleute zur Belehrung und Unterstützung des Rats in auswärtigen Angelegenheiten.

Dieser Aufschwung, den Hamburg eben zu nehmen in Begriff war, wurde dann freilich durch den Dreißigjährigen Krieg mindestens verlangsamt; denn nun wurden für einige Zeit große Teile des Hamburger Hinterlandes verwüstet und verwahrlost. Und es lag in der Natur der Sache, daß sich der mächtigere englisch-hamburgische, ja selbst der holländisch-hamburgische Handel von diesen Schlägen leichter erholte, als das kleinere rein einheimische Geschäft. Doch vermehrte sich

trotzdem die Bevölkerung während des großen Krieges nicht unerheblich und blieb auch von der Einquartierung fremder Soldateska verschont: so daß sich trotz mancher Verluste während des Krieges auch der Ertrag der Vermögenssteuer beinahe verdoppelte. Günstig war ferner für Hamburg, daß Schweden im westfälischen Frieden das Herzogtum Bremen und damit das linke Elbufer erhielt. Denn das rechte Elbufer besaß Dänemark: und so wurden beide nordischen Mächte an der Elbmündung zu Rivalen, zwischen denen Hamburg, der Hauptsache nach in freundlicherem Verhältnis zu Schweden, von nun ab geschickt hindurchzusteuern wußte. In der Tat wurde es von nun ab, da das Reich sich immer unfähiger zeigte, für die Nordseestädte und deren Handel auch nur das Geringste zu tun, die Politik Hamburgs, sich unabhängig vom Reiche in stiller Neutralität zwischen den Konflikten beider nordischen Mächte und der Großmächte überhaupt, womöglich noch unter ständigem eigenen Handelsgewinne, hindurchzuwinden. Es war natürlich auch die Politik der anderen, wenigen, übriggebliebenen Hansestädte. Und so ist es charakteristisch, daß schon im 16. Jahrhundert die moderne Geschichte der Neutralität und deren völkerrechtliche Erörterung damit begann, daß die Hansestädte, unter denen damals Hamburg schon die wichtigste war, in dem Kampfe der Königin Elisabeth gegen Philipp II. den Anspruch erhoben, mit Spanien nach wie vor Handel zu treiben, während England dies für Kriegsbedürfnisse verneinte; wobei es zu diesen u. a. auch Korn und Lebensmittel rechnete. Hamburg aber hat dann in den Kämpfen des 17. und 18. Jahrhunderts in der Tat fast immer seine Neutralität zu erhalten gewußt, da alle Mächte es zu schonen ziemlich gleichmäßig veranlaßt waren. Die Folge war, daß es in den großen Kriegen der Seemächte von den Jahren 1689 und 1706 ab die besten Geschäfte an sich zog, so daß es von dieser Zeit an als kontinentaler Nordseehafen eine nahezu monopolistische Stellung einzunehmen begann.

Gleichzeitig aber stellte sich bis zu dieser Zeit unbeschadet des englischen Verkehrs besonders auch ein immer besseres

Verhältnis zu Frankreich ein; es ergab sich leicht aus dem gemeinsamen Gegensatze zu Holland, besonders zu Amsterdam, und kam in Verträgen der Jahre 1655, 1716 und später 1769 und 1789 auch in vielen, dem Handel günstigen Bestimmungen zum Ausdruck. Vor allem seit dem 18. Jahrhundert besuchten daher Hamburger Schiffe in großer Anzahl Bordeaux und andere französische Häfen und nahmen außer Weinen, deren Genuß in Norddeutschland immer allgemeiner wurde, auch Zucker und Kaffee, Indigo und andere Erzeugnisse der französischen Kolonien, sowie Luxus- und Galanteriewaren als Frachtgut. So wurde denn der holländische Kolonialwarenhandel, da auch Bremen an diesem Aufschwunge teilnahm, immer mehr auf den bloßen Westen Deutschlands zurückgedrängt. Daneben aber hob sich schon seit dem 17. Jahrhundert die Manufaktur und die Ausfuhrindustrie; bald konkurrierte Hamburg in dieser Hinsicht mit England und Holland in Portugal, Spanien, Frankreich und auf dem altbestrittenen Gebiete der skandinavischen Länder.

Nach alledem hatte die Stadt, selbst wenn man sie in die internationale Reihe der großen Häfen einordnete, im 18. Jahrhundert schon eine sehr beachtenswerte Stellung. In der zweiten Hälfte dieser Zeit verkehrten in Hamburg jährlich 2000 aus- und eingehende Schiffe, wenn auch darunter nur 150—160 eigene; und die Hamburger Seeversicherungsgesellschaften sollen Versicherungen bis zur Höhe von 60 bis 120 Millionen Taler übernommen haben. Zum Vergleiche diene dabei, daß die Schiffahrtsbewegung im Lübecker Hafen zur selben Zeit auf 800—950, die im Bremer Hafen auf 480 Schiffe geschätzt wurde.

Dem Aufschwung des Handels aber entsprach ein reger innerer Verfassungsfortschritt; Hamburg ist eine der wenigen deutschen Großstädte gewesen, die in dieser Zeit revolutionäre Bewegungen und durch diese eine rationelle Fortbildung der Verfassung erlebt haben[1]. Und daneben blieb, wie auch in

[1] S. Bd. VII, 285 f., 287 f.

den anderen Hanseſtädten, der alte gemeinnützige Genoſſenſchaftsſinn des Mittelalters noch erhalten. Wie Lübeck ſich ſeiner „Geſellſchaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit“ erfreute, ſo hatte Hamburg ſeine „Patriotiſche Geſellſchaft“, in der der Eifer der Bürger zu ſozialer Betätigung zum Ausdruck kam.

Gekrönt aber wurde dieſer ganze Aufſchwung durch die reiche Entfaltung geiſtiger Intereſſen[1].

Eine ähnlich günſtige Entwicklung wie Hamburg, Bremen und andere Seeſtädte im Norden behielten im 17. und 18. Jahrhundert auch die Städte am Oberrhein, ſo Straßburg und Kolmar, teilweiſe auch Frankfurt a. M., vor allem aber die ſchweizeriſchen Städte und unter ihnen wieder an erſter Stelle Baſel und Zürich. Der Grund lag hier darin, daß im 16. Jahrhundert und nochmals im 17. Jahrhundert zahlreiche italieniſche und franzöſiſche Refugianten, Locarner z. B. und Hugenotten, eingewandert waren, die in ihre neue Heimat größeres Kapital, friſches Blut, entſchiedenen Unternehmungsgeiſt und vor allem die fortgeſchrittenen Formen der italieniſchen und franzöſiſchen Induſtrie und Handlung mit einbrachten. Will man ſich von der Macht und Bedeutung dieſer Einwanderung eine Vorſtellung machen, ſo vergegenwärtige man ſich, daß z. B. in Baſel unter den ſogenannten Patrizierfamilien dieſer und ſpäterer Zeit die Socin, Wertemann (Vertemate), Debary, Sarraſin, Paſſavant, Bernouilli u. a. m. Refugiantenfamilien ſind, und daß neben ihnen verhältnismäßig nur noch wenige Altbasler Geſchlechter, wie die Iſelin, die Hoffmann, die Heusler, die Thurneyſen, die Burckhardt, ſtehen geblieben ſind.

Die Refugianten begründeten nun ſchon im 16. Jahrhundert eine ganze Anzahl von Manufakturen, und zwar zumeiſt in Induſtrien, die bis dahin auf deutſchem Boden weniger gepflegt worden waren, beſonders in Luxusinduſtrien, und vollendeten deren Ausbau bis etwa zum Ende des

[1] S. Bd. VII, 285 f., 287 f.

17. Jahrhunderts. Die entscheidenden Zeiten, namentlich auch die schweren Kämpfe infolge der Einführung holländischer Techniken, fallen dabei in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts; um welche Werte es sich dabei handelte, ergibt die Tatsache, daß Zürich, das schon 1637 Exportindustrien gehabt hatte, in den Jahren 1678/79 allein 68 Fabriken besaß, die Seide und Wolle verarbeiteten.

Dem Siege dieser Industrien und dem Aufschwunge der Städte kam dabei in hohem Grade zugute, daß die Schweiz von den Leiden des Dreißigjährigen Krieges wenig betroffen wurde. Allerdings die Umgebung Basels war längere Zeit hindurch Kriegsschauplatz; und kampferfüllt war auch Graubünden. Auf die übrigen Landesteile aber paßt die Schilderung aus dem Simplizissimus: „Da sahe ich die Leute in dem Frieden handlen und wandlen, die Ställe standen voll Viehe, die Baurn-Höff liefen voll Hüner, Gäns und Enten, die Straßen wurden sicher von den Reisenden gebraucht, die Wirtshäuser saßen voll Leute, die sich lustig machten: da war ganz keine Forcht vor dem Feind, keine Sorg vor der Plünderung und keine Angst, sein Gut, Leib noch Leben zu verlieren; ein jeder lebte sicher unter seinem Weinstock und Feigenbaum, und zwar, gegen andern teutschen Ländern zu rechnen, in lauter Wollust und Freud, also daß ich dies Land vor ein irdisch Paradis hielte, wiewoln es von Art rauch gnug zu sein schiene." In der Tat blieb in Basel und Zürich der Verkehr während des Krieges so ziemlich in ständig gleicher Entwicklung, um dann freilich nach dessen Beendigung bald auf das Doppelte und Dreifache emporzuschnellen.

Dabei wurde an den wichtigsten Punkten schon in vieler Beziehung der Fortschritt zur modernen städtischen Wirtschaft begonnen, ja gerade durch die Begrenzung der nun einmal auf den Weg des modernen Industriebetriebes gewiesenen Städte auf ihr eigenstes Gebiet wurde er beschleunigt. Es ist eine Bewegung, welche eben deshalb der Hauptsache nach freilich nur noch die schweizerischen Städte, nicht mehr das französisch gewordene Straßburg und andere Städte des

Oberrheintales durchgemacht haben. Eine Anzahl von Handwerken starben ab vor der erhöhten Leistungsfähigkeit des Gewerbebetriebes; und nur auf den Gebieten, wo ein positives menschliches Können, wo zumal die spezifische Energie der menschlichen Hand unter einem bewußten und ästhetisch geschulten persönlichen Wollen in Kraft zu treten vermochte, gelangten sie zu neuer Blüte. Die Großindustrie aber wurde schon die leitende soziale, ja bald auch die leitende politische Kraft. In Basel ist bereits die Verwaltung des 18. Jahrhunderts in erster Linie auf das Wohl der Fabrikanten bedacht, und gegen Ende des 18. Jahrhunderts konnte ein Franzose, der die Stadt besuchte, von den Direktoren der städtischen Kaufmannschaft sagen, sie wären die Priester der einzigen und höchsten Gottheit, welche die Basler verehrten.

Natürlich vermochten diese großen städtischen Industrien nur bei kräftiger Ausfuhr zu gedeihen. Es entwickelte sich daher alsbald ein nicht unbedeutender Handel: ein Direktorium der Kaufmannschaft ist in Zürich 1662, in Basel 1670 bzw. 1682, in St. Gallen 1678, in Straßburg 1686 ins Leben getreten. Und dieser Handel ergoß sich vor allem ins innere Deutschland. Die Ausfuhr ging dabei an erster Stelle auf die Frankfurter Messen und nach Frankfurt überhaupt; denn hier fühlte man sich vermöge des billigen Rheintransportes am ehesten kräftig genug, mit den Franzosen zu konkurrieren; um 1670 hielten allein die Basler Seidenmanufakturisten 359 Schiffe auf dem Rheine zum Verkehr nach Frankfurt. Daneben richtete sich die Ausfuhr aber auch nach Bayern und Österreich, nach Augsburg, Wien und Graz, sowie nach Ungarn. Und sie nahm in dieser Richtung, wie namentlich nach dem inneren Deutschland, sehr beträchtlich zu, als die Verwüstungszüge Ludwigs XIV. seit 1689 vielfach zu Störungen und Verboten des französischen Imports in Deutschland führten. Das ganze System aber blieb von nun ab auf lange Zeit im 18. Jahrhundert und noch darüber hinaus die Grundlage der Blüte der schweizerischen und teilweise auch rheinischen Städte, insbesondere Basels, und erst sehr allmählich wurde

wiederum besonders der schweizerische Handel durch die zunehmende Schutz- und Prohibitivpolitik der deutschen Territorien wie auch der schweizerischen Städte, namentlich Berns, eingeengt und benachteiligt.

Wie aber dem wirtschaftlichen Emporkommen der norddeutschen Städte, insbesondere Hamburgs, eine schöne Blüte geistigen Lebens entsprach, so fand sich dieselbe Erscheinung auch im Süden ein. Zwar drang, zum großen Teile infolge des Refugiantenwesens, fast überall eine erbärmliche französische Sprachmengerei vor, und nirgendswo mag in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Durcheinander von Deutsch und Wälsch schlimmer gewesen sein als eben in der Schweiz: aber anderseits wissen wir doch von Zürich, daß schon im 17. Jahrhundert beinahe die Hälfte der lehrtätigen Jugend eingeschult war und beinahe die Hälfte der Bevölkerung lesen und schreiben konnte; und Basel war in dieser Zeit bereits wiederum der Sitz ernster Wissenschaft. Und als dann über die geistige Öde der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hinweg im 18. Jahrhundert ein neuer Morgen der Dichtung und der schönen Literatur über Deutschland anbrach, da haben ihn an erster Stelle Bürger Basels und Zürichs nicht minder begrüßt als die Bürger Hamburgs und Bremens[1].

4. Nach dem Bilde der Entwicklung des Bürgertums, das wir bisher kennen gelernt haben, war in Deutschland höheres bürgerliches Dasein um 1650 im allgemeinen erstorben; nur hier und da an den Grenzen des deutschen Wesens befand sich oasenhaft noch eine Anzahl von Städten, in denen die Motive des Verfalls durch besondere neue Ursachen des Aufschwunges gegengewogen worden waren, und die daher noch Träger einer größeren und fortschreitenden bürgerlichen Kultur blieben: Hamburg, Bremen, auch Lübeck, Danzig und Königsberg einerseits und anderseits Basel und Zürich, auch allenfalls Straßburg und Frankfurt.

[1] S. dazu Bd. VII, 320 ff.

Allein dies Bild ist nicht vollständig. Aus besonderen Gründen hoben sich auch in Mitteldeutschland noch gewisse Städte aus dem allgemeinen Gang der Dinge heraus und zeigten eine Richtung auf glücklichen Fortschritt.

Im ausgehenden Mittelalter war Deutschland handelsgeschichtlich dadurch charakterisiert gewesen, daß es zwei voneinander verschiedene Verkehrsgebiete aufgewiesen hatte: das oberdeutsche und das niederdeutsche; und von ihnen war das eine nach Italien gewandt gewesen, während das andere sein Antlitz den nordischen Meeren zukehrte. Eine lebhaftere Verbindung zwischen beiden Gebieten hatte, durch den Rhein vermittelt, nur im Westen bestanden; und auch in Antwerpen hatten sich schließlich oberdeutsche Kaufleute und Hansebrüder getroffen. Daneben gab es dann wohl noch einige andere Verbindungen in süd-nördlich kreuzender Richtung, so die Linie Nürnberg—Leipzig—Halle über das Fichtelgebirge und noch weiter im Osten die Straßen von Prag nach Pirna und von Wien nach Breslau, aber sie hatten nicht eben viel zu bedeuten gehabt; ist doch für die westlichste und noch wichtigste derselben bezeichnend, daß der Verkehr den Main herauf für den Norden fast nichts bedeutete, sondern von Würzburg aus vornehmlich über Nürnberg nach Regensburg und nach der Donau ausstrahlte.

Unter dieser Ungunst der Lage war Mitteldeutschland in der Geschichte des Verkehrs zurückgetreten; es war ein ruhiges, gleichsam neutrales Gebiet zwischen den beiden großen Handelsgebieten geworden, und sein Handel war zunächst wesentlich nur der begrenzte der mitteldeutschen Gegenden untereinander geblieben.

Diese Lage begann sich nun gegen Schluß schon des Mittelalters etwas zu ändern. Vor allem machte sich geltend, daß Deutschland nunmehr, nach der Kolonisation des Ostens, wenn auch alle Ströme des Mittellandes und Tieflandes nach Norden fließen, dennoch unter allen Umständen einer großen Handelslinie aus dem kultivierteren westlichen Mutterlande mit seinen Manufakten nach dem neuen Osten mit seinen Rohprodukten

bedurfte. Und dazu kam, daß nach beginnendem Verfall des oberdeutschen und mitteldeutschen Handels und nach dem Übergange des Welthandels an die atlantischen Küsten Deutschland, auf sich angewiesen, immerhin einer großen Pulsader seines inneren Verkehrs nicht entraten konnte: die dann, zunächst auf deutsche Bedürfnisse begrenzt, auch inmitten des deutschen Landes verlaufen mußte.

Nun bestand seit Urgedenken ein Völkerweg von Frankfurt am Main durch die Wetterau hinauf zu dem Passe des Hörseltales bei Eisenach, der zwischen Thüringer Wald und hessischen Bergen hindurch nach Osten führt, und von da nach der alten Hauptstadt des Thüringerlandes, Erfurt, und weiter zur Salzstadt Halle. Es war der Weg, den umgekehrt schon die Scharen Arioviſts gezogen sein werden, der jedenfalls den Germanen Südwestdeutschland eröffnet hat; und es ist derselbe Weg, den nach der Völkerschlacht von Leipzig die flüchtenden Scharen Napoleons wie die verfolgenden der alliierten Mächte durcheilt haben. Es war der Weg, der auch dem stärker erwachenden mitteldeutschen Handel dienen mußte; schon deshalb, weil er seinen Ausgang von dem überaus günstig gelegenen Frankfurt nahm, dem Schnittpunkt der vom Oberrhein und der Schweiz, vom Niederrhein und Holland wie von Frankreich und dem deutschen Westen zusammenlaufenden Straßen.

Aber neben diesem Wege, der ursprünglich an den Grenzen des alten deutschen Mutterlandes, in Halle etwa, abbrach, kam für den mitteldeutschen Handel noch ein anderer Verkehrszug in Betracht, der, in noch höherem Grade durch die geographischen Bedingungen des Landes vorgeschrieben, von vornherein über die Grenzen des deutschen Mutterlandes hinauswies.

Der große mitteldeutsche Zug unserer Gebirge, den die Alten mit dem Namen der herzynischen Waldes bezeichneten, wie er über Teutoburger Wald, Harz, Thüringer Wald, Erzgebirge und Sudeten bis zum mährischen Gesenke streift, bietet jedem Verkehr in den trockenen Hängen der nördlichen Vorberge bei noch leicht überschreitbaren Flüssen von vornherein die

wichtigste Stütze dar. Und dieser Zug ist auch noch gegliedert. Drei Buchten begrenzen ihn und schneiden in ihn ein, Stätten milderen Klimas, üppigeren Wachstums, dichterer Bevölkerung: die Bucht von Köln, die von Leipzig und die von Breslau, die Verkehrsgebiete des unteren Rheins, der mittleren Elbe und der oberen Oder. Und weiterhin, im einzelnen, grenzt sich dieser Zug unserer Mittelgebirge erst recht mit tausend kleinen und großen Buchten und Vorsprüngen gegen das Tiefland ab: und wie Hafenstädte zweiten Ranges neben den großen Emporien Köln, Leipzig und Breslau sammeln da Städte wie die schlesischen Gebirgsstädte oder Görlitz, wie Dresden oder Braunschweig den Verkehr und lassen ihn in Gebirg und Tiefland wiederum ausstrahlen. Was Wunder also, wenn im Verlaufe des alten herzynischen Gebirgszuges, diesen nördlich begleitend, auch ein zusammenhängender großer Straßenzug entstand? In den Zeiten der Kolonisation des Ostens wird er zum erstenmal deutlicher wahrgenommen; eben auf ihm sind die Siedler der vlämischen Gebiete und des Niederrheins bis nach Schlesien vorgedrungen.

Aber auch das war klar, daß eine Vereinigung der Straße Frankfurt—Halle und der Straße Niederrhein—Braunschweig—Leipzig—Breslau sehr leicht war: und Leipzig war es, in dem sich beide Straßenzüge schließlich trafen und kreuzten. Es ist das erste Moment, das Leipzig zum Hauptemporium mindestens für das Mitteldeutschland des 17. und 18. Jahrhunderts bestimmt hat. Aber dazu kam noch ein zweiter ebenso wichtiger Anlaß.

Mit dem zunehmenden Übergewicht Norddeutschlands, das allein sich der See und damit dem neuen großozeanischen Verkehr öffnete, und dem wirtschaftlichen Verfalle Italiens hatte sich der oberdeutsche Handel je länger je mehr auf den Anschluß nach Norden angewiesen gesehen. Und hier ergab sich, da der Rhein bald gesperrt wurde und Hamburg schon im Verlaufe der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als der eigentliche große Seehafen Deutschlands emporkam, als Hauptaufgabe, einen möglichst bequemen und direkten Weg von Oberdeutschland nach Hamburg zu finden. Er mußte, da

Nürnberg der Kreuzungspunkt des Weges Adria—Brennerpaß—Norddeutschland und des Weges Ungarn—Donau—Mainmündung—Rheingebiet war, über Nürnberg führen, und er konnte von Nürnberg aus Hamburg nur auf dem Wege über Hof, Fichtelgebirge und Leipzig gewinnen. So erhielt denn Leipzig einen wichtigen Anschluß auch nach Süden und wurde damit zum Knotenpunkte überhaupt der größten nationalen Handelsstraßen des 17. und auch noch des 18. Jahrhunderts.

Ja schließlich kam der Stadt auch noch ein dritter, wenn auch etwas weniger bedeutender Vorteil zugute. Der mitteldeutsche Verkehr im Süden des herzynischen Walles hatte so lange keine Schwierigkeiten gehabt, als er sich nur auf die Mainlinie beschränkte. Aber von der Zeit ab, da sich das deutsche Wesen jenseits Böhmens in Schlesien fortsetzte, wurde das anders: sollte es nicht zu einer Verkehrslinie Frankfurt—Eger—Prag—Breslau kommen? Da war nun das für Leipzig Vorteilhafte, daß dies nicht oder in nur sehr geringem Maße geschah. Böhmen mit seinen Randgebirgen und dem weitausgebreiteten Gebiete einer fremden Sprache hinderte den direkten Verkehr. Vielmehr ging der mittelrheinisch-schlesische, sowie der main- und oberfränkisch-schlesische Handel schon seit dem 14. Jahrhundert über das Fichtelgebirge und auf einer Straße Hof—Zwickau—Chemnitz—Freiberg—Dresden nach Breslau. Es war der Weg, auf dem sich das merkwürdig intime Verhältnis Nürnbergs zu Breslau herstellte; wie viel Nürnberger Familien haben nicht jüngere Zweige in Breslau und von dort aus teilweise sogar in Krakau erblühen sehen! Ja von Breslau her gingen selbst nach Venedig bestimmte Waren gelegentlich den soeben geschilderten Weg über Nürnberg.

Nun passierte aber dieser Verkehr dicht bei Leipzig vorbei; und man begreift das Bestreben der Leipziger Handelsherren, ihn zu dem kleinen Umweg über Leipzig und damit auf die Leipzig-Breslauer Route zu zwingen. Es ist ein Bestreben, das auf der Höhe der Leipziger Entwicklung Erfolg hatte:

und jetzt erst recht konnte die Stadt als Mittelpunkt des mitteldeutschen Handels im weitesten Sinne gelten.

Nun versteht es sich von selbst, daß an all den genannten mitteldeutschen Handelsstraßen ein neues bürgerliches Leben emporzukommen begann — so sind spätestens seit dem 18. Jahrhundert z. B. Eisenach, Erfurt, Chemnitz, Zittau, Bautzen, Görlitz rasch wachsende Städte gewesen — und wie besonders die großen Kreuzungs- und Endpunkte aufblühten, allen voran Leipzig, in zweiter Linie auch Frankfurt und Breslau. Dabei machte sich aber zugleich der alte Unterschied unserer Kulturintensität von Westen nach Osten zu geltend; am frühesten gewann Frankfurt, dann blühte auch Leipzig empor; Breslau endlich hat neben einem reichen Dasein schon im 15. bis 17. Jahrhundert, als dessen sublimiertestes Ergebnis die schlesischen Dichterschulen des 17. Jahrhunderts erscheinen, den materiellen Hauptaufschwung doch erst im 18. Jahrhundert, in Verbindung mit einer anderen Kombination erlebt, in der Berlin zum erstenmal eine größere Rolle spielte, und von der später die Rede sein wird.

Für Frankfurt kommen außer den geschilderten Beziehungen auch noch, wenn nicht gar überwiegend, die rheinischen Verkehrszusammenhänge in Betracht. Und hier zeigte noch die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts ein beinahe völlig ungetrübtes Bild. Zwar war Frankfurt damals noch kein Kapitalmarkt; nur gelegentlich diente es den großen oberdeutschen Geldfürsten als solcher, und noch 1577 bezeugen die Fugger, Frankfurt sei ein Platz, „allda man wenig mit Bargeld, sondern meist mit Waren handelt". Um so gesunder aber entwickelte sich der Warenhandel während der Blütezeit der südlichen Niederlande, gehoben auch durch die Einwanderung nicht unbedeutender Kapitalien mit den Refugianten, denen Familien wie die Deneufville, Gogel, Gontard, de Bary, du Fay, Leerse, Passavant, Sarrasin angehörten. Die Waren kamen dabei den Rhein herauf und gingen dann weiter das Werratal hinauf ins Hessische und nach Mitteldeutschland, ferner den Main hinauf nach Nürnberg, auch wohl mit Benutzung des Neckar-

tales nach Ulm und Augsburg und nach anderen Stätten altberühmten Handels und Gewerbes und endlich durch das Oberrheintal nach der Schweiz und nach Straßburg.

Vor allem aber konzentrierte sich der Verkehr in mehreren großen alljährlichen Messen. Schon im Jahre 1557 werden diese Messen als die bedeutendsten aller deutschen Märkte bezeichnet; es heißt, daß in ihnen Kaufleute aus ganz Deutschland, aus Flandern, England, Frankreich, Polen, Italien, Ungarn und Rußland zusammenströmten. Ihren vollen Aufschwung aber nahmen diese Messen doch erst nach der Zerstörung des Antwerpener Verkehrs (1585). Zwar erlangte hierdurch zunächst Köln ansehnliche Bedeutung; 1566 wurde hier eine Börse errichtet. Indes der Kölner Verkehr blieb unregelmäßig und entwickelte sich um so weniger zu dauernder Höhe, als der Rat der Stadt bald gegen die protestantischen Flüchtlinge aus den Niederlanden, mit die Hauptträger der neuen Entwicklung, einschritt. Der schließliche Nutzen fiel vielmehr Frankfurt zu.

Zum Warenhandel kam dann auch bald ein sehr ansehnlicher Geldverkehr, dessen Entstehen im wesentlichen darauf zurückzuführen war, daß die Stadt für eine Konzentration wenigstens des deutschen Zahlungsverkehrs besonders günstig gelegen war. In diesem Zusammenhange wurde 1585 eine feste Meßwährung geschaffen, indem sich die Kaufleute über die Geldsorten, welche sie in Zahlung nehmen wollten, und über deren Preise einigten. Später hat dann die Errichtung eines „Meß-Skontros" viel zu Vereinfachung des Zahlungsgeschäftes beigetragen; und im Jahre 1614 wurde eine vollständige Börse errichtet.

An den Zahlungsverkehr endlich schloß sich eine allgemeine Entwicklung des Kapitalmarktes und ein mäßiges Anleihegeschäft an Fürsten und Städte an, auch wurden wohl Unternehmen in Berg- und Hüttenwerken oder Beteiligung an solchen gewagt.

Indes die Bedeutung des Geldmarktes ging doch schon in der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges wieder

zurück; Ursache hierfür war einmal der Krieg selbst, vor allem aber die gewaltig zunehmende internationale Bedeutung des Amsterdamer Marktes seit etwa 1600. Frankfurt wurde jetzt wenigstens als Kapitalmarkt im Grunde bald Trabant Amsterdams, und erst im Anfange des 19. Jahrhunderts hat es sich von dieser Abhängigkeit losgemacht.

Aber auch als Warenmarkt erfuhr die Stadt seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts immer stärkeren Wettbewerb, wenn sie auch absolut noch immer kräftig genug verblieb. Für die relative Geltung dieses Marktes und namentlich sein Verhältnis zu Leipzig wird es vielleicht als charakteristisch betrachtet werden können, daß im Buchhandel, der sich in den Messen von Frankfurt und Leipzig in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts monopolistisch organisiert hatte, Leipzig im Jahre 1604 zum erstenmal das Übergewicht über Frankfurt erhielt.

Die Mächte indes, welche Frankfurt auf dem allgemeinen Warenmarkt allmählich zurückdrängten, waren die Niederländer und auch die Engländer, vor allem aber wiederum Amsterdam, die Siegerin schon auf dem Gebiete des Geldmarkts.

Bereits nach Mitte des 16. Jahrhunderts waren Niederländer und Engländer den Rhein heraufgegangen; eben auf ihrem Auftauchen hatte von da ab mit die Blüte der Frankfurter Messen beruht. Bald aber beruhigten sich beide Nationen nicht mit Frankfurt als letztem innerdeutschen Stützpunkt ihres Handels; sie drangen weiter. So fanden sich z. B. die Niederländer in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Basel ein, und die Engländer errichteten eine Faktorei in Nürnberg. Als besonders von niederländischen Refugianten begünstigt erscheint daneben, eine unmittelbarste Konkurrentin Frankfurts, sehr bald die Stadt Mannheim.

Übermächtig aber wurden diese Eingriffe der Fremden in den heimischen, insbesondere den Frankfurter Handel seit dem gewaltigen Aufsteigen Amsterdams, nachdem sich, seit Ende des 16. Jahrhunderts, die reichen staatischen Unternehmer von Portugal befreit, durch eine Preisverminderung von 40 %

das Gewürzmonopol erzwungen und selbständige Verbindungen mit Konstantinopel und der Levante gewonnen hatten. Und sie blieben während des 17. und 18. Jahrhunderts übermächtig: jetzt vornehmlich infolge des politischen Schicksals der Rheinmündungen. In dieser Hinsicht mußte bekanntlich Spanien im Westfälischen Frieden das Zugeständnis machen, daß die Schelde für den Handel auf immer gesperrt bleiben sollte. Es war eine Fesselung, die durch den Barrieretraktat des Jahres 1715 noch verstärkt wurde und durch das ganze 18. Jahrhundert hin erhalten blieb. Damit wurden die südlichen Niederlande unter der österreichischen Herrschaft so gut wie verkehrslos, bis in den Jahren 1792—94 infolge der französischen Eroberung durch Öffnung der Scheldemündung wieder die Möglichkeit des Handels, noch nicht aber dieser selbst gegeben war. Die Vorteile dieser Entwicklung aber und damit namentlich ein natürliches Monopol auf den westdeutschen Handel hatte auf fast zwei Jahrhunderte Holland. —

Ein freundlicheres Schicksal, das Glück, bis fast zum Ausgange des 18. Jahrhunderts nicht bloß absolut, sondern auch relativ, im Verhältnis zu anderen deutschen Handelsplätzen, zu wachsen, traf Leipzig[1].

Leipzig war, sobald das System der großen Straßenzüge Mitteldeutschlands ins Leben trat, das gegebene Zentrum mindestens des mitteldeutschen Verkehres geworden. Ja noch mehr: auf Linien, welche man von der Rheinmündung nach Breslau, von Hamburg nach Wien, von Danzig nach Straßburg ziehen mochte, und auf dem kürzesten Wege zwischen Schlesien und Westfalen, sowie Berlin und der Odermündung einerseits und Nürnberg und dem Bodensee anderseits gelegen, wies es im 17. und 18. Jahrhundert alle Fähigkeiten auf, der kommerzielle Mittelpunkt Deutschlands überhaupt zu werden. Es war eine Gunst der Lage, die von einem so klugen Fürsten, wie Kurfürst Moritz von Sachsen, schon im 16. Jahrhundert erkannt worden war; er hat die Absicht gehabt, Leipzig zu seiner

[1] Vgl. zum folgenden Bd. VII, 301 ff.

Residenz zu machen, und wollte in seinen kühnsten Träumen in der Stadt seiner Wahl wohl schon die Hauptstadt eines künftigen wettinisch-deutschen Reiches erblicken.

Leipzig ist in die ihm zufallende Stellung des 16. bis 18. Jahrhunderts in Kämpfen gegen Halle, wohin die alten Salzstraßen führten, und gegen Erfurt, das alte thüringische Handelszentrum, eingerückt. Diese beiden Städte erscheinen um 1500 als überwunden. Leipzigs große Meßprivilegien datieren aus den Jahren 1497 und 1507; darunter vor allem das Stapelrecht in der Form, daß unter Ungültigkeitserklärung des Erfurter Stapelrechts „nun hinfür kein Jahrmarkt, Messe oder Niederlage inner 15 Meilen geringsum die Stadt Leipzig soll aufgerichtet und gehalten werden". Damit war auch der Straßenzwang gegeben und vor allem die Straße Hof—Dresden lahmgelegt und hiermit wiederum der schlesische Handel an Leipzig herangezogen. Befestigt wurde diese schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts günstige Lage Leipzigs dadurch, daß in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts sich, vor Albas Grausamkeit fliehend, eine Anzahl von niederländischen Refugianten in der Stadt einfand, durch die die Industrie, namentlich deren textile Zweige, wie z. B. die Sammet- und Seidenweberei, mächtig gehoben wurden; daß weiterhin in dieser Zeit die Stadt noch mehr als bisher das kommerzielle Zentrum des unter Kurfürst Augusts Hand mächtig emporblühenden Kursachsens wurde, und daß endlich Kurfürst August selbst im Interesse Leipzigs direkte Verträge mit Holland, damals dem Standorte des Welthandels, anknüpfte.

Zugleich aber traten seit dem Schlusse des 16. Jahrhunderts auch die Bremer und namentlich die Hamburger Beziehungen immer mehr in den Vordergrund: liegt doch Leipzig ungefähr in der Mitte jenes Tieflandbusens der mittleren Elbe, der sich zwischen den Absenkungen des Harzes, des Thüringer Waldes und des Erzgebirges in das mitteldeutsche Gebirgsland hineinbuchtet, und bildet es darum namentlich für einen nach Süden gerichteten Hamburger Hinterlandshandel die erste große Etappe. Ein solcher Hinterlandshandel aber

wurde für Hamburg mit dem Aufsteigen seines Hafenverkehrs seit dem 17. Jahrhundert immer mehr Bedürfnis. Der damit an Hamburg und Bremen anknüpfende Handel Leipzigs wurde dann mit dem Aufschwung dieser Städte im 18. Jahrhundert immer stärker.

Dazu kam, daß im 18. Jahrhundert auch Triest mächtig emporstrebte und mit dem inneren Deutschland Verbindungen suchte; in Leipzig trafen sich seitdem Importe der Nordseehäfen und der Adria.

Und auch in der Stadt selbst und in ihrer näheren Umgebung entwickelten sich zahlreiche, namentlich gewerbliche Lebensbedingungen eines großen Emporiums. Indem die Stadt seit Anfang des 18. Jahrhunderts Hauptsitz des deutschen Buchhandels wurde, entfaltete sich zugleich das Buchgewerbe. Und indem in dem sächsischen Kurlande die Porzellanmanufaktur in Meißen, die Baumwollenweberei in Chemnitz, mannigfache kleinere Textilmanufakturen im Vogtland emporblühten: indem Kursachsen zum Hauptindustrielande auf deutschem Boden erwuchs, wurden neue Grundlagen des allgemeinen Leipziger Handels geschaffen.

Unterbrochen wurde diese glückliche Entwicklung allerdings durch einige schwere Schläge; vor allem durch den Dreißigjährigen Krieg mit seinem für die Stadt besonders ungünstigen Verlaufe, dann auch durch die Versuche, 1681 in Braunschweig, 1687 in Magdeburg, 1702 in Halle Messen zu begründen. Doch wurden all diese Fährlichkeiten glücklich überwunden; trotz aller Ausraubung während des großen Krieges betrug der gesamte Grundwert Leipzigs nach einem Kataster vom Jahre 1640 noch immer etwa 7 Millionen Mark; mitten in allen Kriegsnöten wurde 1635 die Börse begründet; und die Versuche, anderweits Messen zu errichten, haben den Leipziger Handel nicht erschüttert. Gleichwohl war die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts für Leipzig verhältnismäßig schwer zu ertragen: und die volle, sich reich auslebende Blüte brachten erst die folgenden Zeiten.

Freilich erwachte in diesen, im Verlaufe des 18. Jahr-

hunderts, schon der Konkurrent, der nun weit über Leipzig hinausgewachsen ist: Berlin.

Je mehr der Osten sich entwickelte, um so mehr lag es in der Natur der Dinge, daß die von Frankfurt am Main heraufkommende und Thüringen durchziehende Heerstraße sich über Leipzig direkt nach Osten fortsetzte: und so gab es in dieser Richtung bald zwei wichtigere Wege, deren einer auf Frankfurt a. O., den Umschlagplatz der mittleren Oder, und deren anderer auf Berlin führte. Indem nun aber Berlin und Frankfurt a. O. sich zu größeren Handelsplätzen entwickelten, und indem der Osten überhaupt selbständig wurde, rückte für Leipzig die Gefahr näher, daß dort einmal ein Emporium entstehen konnte, von dem es in gleicher Weise abgelöst zu werden vermochte, wie es Erfurt abgelöst hatte, und daß der Osten seinen Weg zur See nach Hamburg direkt, anstatt über Leipzig, nehmen werde.

Von diesen beiden Gefahren rückte die letztere schon seit Mitte des 17. Jahrhunderts, wenn auch langsam, näher.

Bereits 1651 ging schlesische und Lausitzer Leinwand nach Dresden, um von hier auf der Elbe nach Hamburg verfrachtet zu werden. Und ebenfalls schon um diese Zeit wurde der Weg von Breslau über Frankfurt a. O. und Berlin nach Hamburg von den östlichen Kaufleuten, deutschen wie polnischen, ins Auge gefaßt; und eingeschlagen wurde er immer häufiger, seitdem der Große Kurfürst den Neuen Graben, die Verbindung von Oder und Spree, hatte herstellen lassen. Berlin gewann damit infolge der zentralen Stellung auf der 150 Meilen langen Verkehrslinie zwischen Hamburg und Breslau in der Tat eine selbständige kommerzielle Bedeutung auf Kosten Leipzigs und auch Frankfurts a. O.; seine Verbindungen erstreckten sich nun bald die Havel, Spree und Elbe aufwärts nach Sachsen und Böhmen, niederwärts nach Magdeburg, Lüneburg, Hamburg, Lübeck; auf der Oder aufwärts nach Schlesien und Polen, abwärts nach Stettin und Pommern; und schon in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts wurde sein Wettbewerb Leipzig fühlbar. Was diese Konkurrenz aber bald darauf zu bedeuten hatte, zeigt schon der Aufschwung der Berliner Be-

völkerung; Berlin hatte 1661: 6500, 1721 über 60 000, ca. 1760: 120 000, 1777: 140 000 Einwohner.

Und zu der Konkurrenz Berlins trat dann allmählich auch der Wettbewerb der brandenburgisch-preußischen Städte an den großen Wasserstraßen der Saale und Elbe, Halles und und Magdeburgs. Die Schwierigkeiten für Leipzig begannen hier vor allem seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, mit der Einführung des Schutzzoll- oder gar Prohibitivsystems in Preußen und Österreich und den gleichzeitigen Versuchen beider Staaten, die Wasserstraße der Elbe trotzdem ganz zu öffnen: was sie bisher zugunsten des Leipziger Handels nicht gewesen war. Allein die darin für Leipzig und bis zu einem gewissen Grade für Sachsen überhaupt liegende Gefahr wurde noch einmal dadurch überwunden, daß dieser Drang von Norden und Süden her die Bevölkerung des minder mächtigen Staates, dem Leipzig angehörte, zwang, sich möglichst freiheitlich zu entwickeln: einen unbegrenzten und völlig freien Schauplatz zu bieten für die Vermittlung der Güter der hohen Kultur Westeuropas und des kulturbedürftigen Ostens, sowie für den Austausch der Erzeugnisse der seefahrenden Völker des Nordens und des ackerbauenden Binnenlandes: vor allem aber selbst in ununterbrochener Kraft wirtschaftlich vorwärts zu streben. Und so kam es gerade infolge dieser Drangsale in Leipzig und Sachsen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einer Blüte der Industrie und des Handels, der nur in den Nordseehäfen seinesgleichen hatte: und der Beginn dieses Aufschwunges wurde selbst durch den Siebenjährigen Krieg nicht gestört, obwohl dieser Leipzig den Verlust seines alten Stapelrechtes und damit seiner privilegierten Verkehrsstellung brachte.

5. Wir haben die Anfänge der Manufaktur des 14. bis 16. Jahrhunderts, wie sie in den Städten und teilweise auch schon auf dem platten Lande ihren Standort hatte, kennen gelernt und gesehen, wie ihre weitere Entwicklung in dem allgemeinen Rückgang der deutschen Volkswirtschaft in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zum Stillstande kam. Da lag es

denn in der Natur der Sache, daß dieser Stockungsprozeß nach dem Dreißigjährigen Kriege langsam aufhören mußte, da man nun wirtschafttich neuen Mut faßte: vorausgesetzt freilich, daß in den Städten wenigstens noch Reste jener wirtschaftlichen Kultur vorhanden waren, aus deren Boden die Manufaktur im 14. bis 16. Jahrhundert erblüht war.

Traf nun diese Voraussetzung zu? Waren die Vorbedingungen einer lebenskräftigen Manufaktur, weite Absatzmöglichkeit und stärkeres Unternehmerkapital, wirklich noch vorhanden? Nur an wenigen Orten konnte man ihren Bestand nach jeder Richtung hin anerkennen, so sehr sich trotz allen Unglückes Straßen und Transportverhältnisse verbessert hatten, da ihre Entwicklung in Zentraleuropa nicht von dem Gedeihen der deutschen Volkswirtschaft allein abhängig war; und im ganzen doch nur mühsam streckten sich, vor allem infolge Kapitalmangels, zunächst die einmal entwickelten Zweige der Manufaktur vorwärts.

Am besten scheint es verhältnismäßig noch jenen zumeist besonders alten Hausindustrien — denn fast nur um Manufaktur im Sinne der Hausindustrie handelte es sich einstweilen — ergangen zu sein, in denen sich ursprünglich Heimarbeiter und hausierende Vertreiber oder wenigstens nur wenig kapitalreiche kaufmännische Verleger gegenüberstanden: in solchen Industrien war eine gewisse Blüte auch nach dem Falle des deutschen Aktivhandels gewährleistet, da doch der Absatz für sie in besonderer Weise organisiert war; auch bedurfte es in diesem Falle bei der großen Anzahl der Vertreiber für jeden einzelnen nur geringen Kapitalbesitzes, um das Gewerbe aufrecht zu halten.

Daher sehen wir im 17. und 18. Jahrhundert vor allem jene Manufakturen von neuem gedeihen und weiter emporkommen, die fern von den großen Städten zumeist in minder ergiebigen Mittelgebirgsgegenden seit alters eigenständig entwickelt waren, und von denen man in früherer Zeit neben der geräuschvolleren Kunde über die städtischen Schwesterentwicklungen nur wenig gehört hatte. Ihre Blüte spricht sich

auch in einer Fortbildung ihrer Verfassung aus. Diese ging der Hauptsache nach dahin, daß die kaufmännischen Verleger allmählich kapitalreicher wurden und sich dann gern zu einer besonderen Genossenschaft, die meist Zunft genannt wurde, zusammenfanden und als solche den Heimarbeitern, die nicht selten auch in freien Verbänden organisiert waren, entgegentraten. So haben z. B. die Messerschmiede von Ruhla in Thüringen im 15. Jahrhundert sämtlich Messer und Gabeln bis zur Beschalung erzeugt und sie auch selbst beschalt und vertrieben. Im Beginne des 17. Jahrhunderts dagegen übernahmen besondere Meister die Beschalung und den Vertrieb. Diese taten sich dann bei steigender Wohlhabenheit zu einer besonderen Korporation zusammen, wie auch die Schmiede eine Zunft bildeten; und nur wenige Leute blieben als Doppelmeister in beiden Innungen. Ein Jahrhundert später entwickelte sich dann aus den Doppelmeistern und aus besonders vermögend gewordenen Beschalern ein eigener, nun ganz kaufmännischer und kapitalistischer Verlegerstand; notwendig aber wurde dieser durch die Erschließung immer entfernterer Absatzgebiete, die nunmehr Reisen bis nach Stockholm, Riga und Breslau erforderten: also durch eine erhöhte Blüte des Gewerbes. Ähnlich ist die Entwicklung der schlesischen Leinwandindustrie verlaufen. Hier verkauften, nachdem die Produktion schon im 16. Jahrhundert zugenommen hatte, die Landweber vor dem Dreißigjährigen Kriege nach Jauer an Kaufleute, die dann die Leinwand ursprünglich einzeln weiter vertrieben. Aber bald war es diesen Kaufleuten möglich, die Leinwand an Faktoren niederländischer und englischer Firmen, die bis nach Jauer kamen, im großen abzusetzen, worauf diese Faktoren die Jauersche Zwischenstelle beseitigten, indem sie direkt auf dem Lande aufzukaufen begannen: es schien zu einer unmittelbaren Abhängigkeit der Manufaktur von der fremden Ausfuhr kommen zu sollen. Diese Möglichkeit der Entwicklung aber ging in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts durch verschärften Wettbewerb der Fremden untereinander verloren; und nun kam es zu einer Umwälzung im Verlegertum, indem sich die 17 wichtigsten Leinwand- und

Schleierhändler[1] Hirschbergs im Jahre 1658 zu einer Innung zusammenschlossen. In Landeshut ist dann im Jahre 1677 eine ähnliche Innung begründet worden. Die Folge war eine steigende Blüte der Manufaktur bis zur Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen. Noch klarer fast liegt aber dieser Entwicklungsgang in der Solinger Industrie vor. In ihr sonderte sich Ende des 17. Jahrhunderts, trotz versuchter Gegenwirkung der Düsseldorfer Regierung (1687), eine handelnde Klasse von der arbeitenden ab und begründete einen „besonderen und vornehmeren Teil der Fabrik unter dem Namen von privilegierter Kaufmannschaft".

Und ähnlich, nur später, verliefen die Dinge auch in der Uhrenindustrie des Schwarzwaldes, in der sich die Uhrenvertreiber im Jahre 1771 in der Zahl von etwa einem halben Hundert zu einer kartellartig geschlossenen Kompagnie zusammentaten, sowie in der Achatindustrie des Idartals, wo die Goldschmiede, welche die Steine faßten, um 1780 zu Verlegern geworden sind.

Indes begann sich neben diesen ihrer Bildung nach vielleicht ursprünglichsten aller Hausindustrien, die gerade jetzt, in der Verfallszeit der städtischen Kultur, aus der ländlichen Zurückgezogenheit emportauchten, in der sie groß geworden waren, doch auch die Hausindustrie der Städter wieder zu regen. Denn noch war nicht alles Kapital in dem Strudel der sinkenden Volkswirtschaft des 16. Jahrhunderts und der Kriegswirren des 17. Jahrhunderts zugrunde gegangen; ja hier und da hatte sogar Zufall und Raub, Zusammensterben großer Geschlechter und Anteil an kriegerischen Soldunternehmungen zur Bildung neuer großer Vermögen geführt. Und seit Beendigung des großen Krieges begann von neuem eine intensivere Kapitalbildung, in deren Verlauf französische und sonst wälsche Refugianten wie wohlhabende Angehörige des deutschen platten Landes, die in die Städte zogen, keine geringe Rolle spielten. Wie nun diese wachsenden Vermögen anlegen? Nur das Ver-

[1] Schleier = feinere Leinwand.

legertum schien dem Gewerbe sicheren Absatz, dem Kapitale größere Rente verschaffen zu können.

Dazu kam, daß erst jetzt, im Gefolge des von außen her eindringenden Merkantilismus, eine allgemeine volkswirtschaftliche Lehre Boden zu fassen begann, die der Manufaktur neben dem zünftigen Handwerk sozusagen theoretisch das Dasein sicherte: die Lehre vom Polypolium, von einer neuen Freiheit, wonach jeder jede Hantierung treiben dürfe. Es war der volle Gegensatz zu dem Monopolium, dem ausschließlichen Gewerbeprivileg der Zünfte, das im Mittelalter, wenn nicht allenthalben, so doch fast überall bestanden hatte.

Wandten nun städtische Kaufleute ihr Kapital an die Manufaktur, so lag es in der Natur der Sache, daß sie dabei mit Vorliebe an irgendwo schon bestehenden uralten Hausfleiß, z. B. die Gewohnheit zu weben, anknüpften. Mit Rücksicht auf diesen Zusammenhang waren schon im Mittelalter einige Hausindustrien außerhalb der Städte gegründet worden, z. B. die Textilmanufaktur in der Umgebung Ulms. Ein gutes Beispiel, wie man diese Gunst der Lage aber auch später ausnützte, bietet die Geschichte der Färber- und Zeughandlungskompagnie zu Calw in Württemberg. Diese Kompagnie war auf Grund eines alten, schon im 16. Jahrhundert bedeutenden Hausfleißes der Umgegend in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts errichtet worden. Der Italiener Crollalanza brachte es dann fertig, für diese Industrie einen weiten Absatz im Auslande zu finden und sie gleichzeitig durch Besserung der Technik des Krämpelns, Webens und Färbens zu heben. Die Händler, die zugleich das Färben besorgten, erscheinen hier anfangs noch halb zünftlerisch geschlossen; seit 1626 treten sie als „Färberkompagnie" auf, d. h. vermutlich als kartellartige Verbindung zu möglichst konkurrenzlosem Einkauf des Rohmaterials und zur Regelung des Absatzes. Ihnen boten die ebenfalls zünftlerisch organisierten Weber von Calw wie der umliegenden Gegenden ihre Erzeugnisse obligatorisch an und erhielten dafür nach vorher gegangener Schau gewisse, genau regulierte Preise.

Die Kompagnie hielt sich bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts (1797), und sie beschäftigte in den letzten Zeiten gegen 6000 Personen.

Indes waren Entwicklungen von solcher Ausdehnung auf deutschem Boden doch selten — erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden sie häufiger —: und gerade in ihrer Anknüpfung an schon weit verbreitete und mächtige wirtschaftliche Gewohnheiten setzten sie einen Unternehmungsgeist und auch eine Höhe des Kapitals voraus, die nur ausnahmsweise vorhanden waren. Häufiger dagegen kam es vor, daß man auf dem platten Lande, womöglich in den Mittelgebirgen, wo stärkere zünftlerische Konkurrenz fern und die Arbeitslöhne besonders billig waren, aus kleinen Anfängen heraus Hausmanufakturen einzurichten suchte. Eines der frühesten, noch vor dem Dreißigjährigen Kriege liegenden Beispiele eines solchen Vorganges bietet die Entwicklung der Schleierindustrie im Vogtlande; diese Manufaktur ist um 1560 von Nürnberger Kaufleuten begründet worden. Freilich hielt sie sich in dieser ihrer ersten Einrichtung noch nicht; an die Stelle der Nürnberger setzten sich in Plauen heimische Verleger, und diese traten nun nach Art der älteren hausindustriellen Ordnungen im Jahre 1600 zu einer Innung zusammen, in der sie ihren gegenseitigen Wettbewerb regelten. Auf dieser Grundlage ist dann die vogtländische Textilindustrie emporgeblüht; zu der Schleierproduktion, die sich schon von Jubilate bis Michaelis 1683 auf 198 Schock Flöre und 275¼ Schock Schleier und Halstücher belief, trat im 18. Jahrhundert die Fabrikation baumwollener Stoffe, vor allem der Musseline. Mit der Ausdehnung der Industrie über das ganze Vogtland ging dann zugleich die zünftlerische Organisation der Arbeiter, soweit sie noch bestanden hatte, fast ganz verloren, und auch der korporative Zusammenhang der Verleger lockerte sich, zumal mit der Ausbildung eines immer reicheren Verlegerstandes, zu freieren Formen. Doch blieb der Name Innung für den Verein der Verleger bestehen, und dieser selbst erhielt sich noch bis zum Jahre 1843; im Jahre 1764 umfaßte er 80—90 Mitglieder,

die etwa 1000 Webstühle gehen ließen; und der Umsatz auf der Leipziger Messe betrug 6000 Stück Ware im Werte von 36—40000 Talern. Etwa 20 Jahre später aber hatte die Innung 172—180 Verleger, die eine Industrie von etwa 24000 Köpfen beschäftigte.

Ähnlich wie die feine Leinenmanufaktur im Vogtland befand sich im 17. Jahrhundert die Holz- und Spielwarenindustrie des Thüringer Waldes in Sonneberg und Umgegend in den Händen von Nürnberger Kaufleuten. Und auch insofern wiederholte sich hier die vogtländische Entwicklung, als sich seit Mitte des 18. Jahrhunderts in Sonneberg selbst eine eigene enge Korporation von Verlegern bildete.

Übersieht man all die autonomen Bildungsformen der Manufaktur: die Überreste und Fortbildungen der städtischen Manufaktur des 15. und 16. Jahrhunderts, die früher geschildert worden ist, die ländlich-autonome Manufaktur ursprünglich kleiner Leute, endlich die Manufaktur städtischer Kapitalisten auf dem platten Lande, so gelangt man zu dem Eindruck, daß, zumeist ganz im stillen, das Manufaktursystem in der Form der Hausindustrie auf dem deutschen Boden der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts immerhin schon ziemlich verbreitet war. Vor allem die Mittelgebirge hatte es, abgesehen von Städten wie Zürich, Basel, Straßburg, Frankfurt, Leipzig, Hamburg, Bremen, erfaßt: und hier boten Schlesien und Sachsen, Westfalen und Württemberg die hervorragendsten Standorte. Freilich ist auch in Württemberg und in Thüringen, wie noch mehr in Franken die Hausindustrie doch erst im 18. Jahrhundert völlig erwacht.

Konnte es nun aber bei dieser autonomen Entwicklung aus den Kreisen des Bürgertums heraus bewenden? War hier nicht recht eigentlich ein Gebiet gegeben, auf dem auch fürstlicher Wille segenspendend, schöpferisch eingreifen konnte? Die Frage wurde schon von den hervorragendsten nationalökonomischen Denkern der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bejahend beantwortet. So stellt z. B. Hörnigk in seinem Buche „Österreich über alles" (1684) fest, daß der gänzliche Verfall

Deutschlands in Handel und Industrie durch einen „allgemeinen Reichsschluß zu Regensburg" nicht mehr zu beseitigen sei; dagegen müßten die einzelnen Fürsten, jeder in seinem Lande, „die wahre Landesökonomie durch bessere Einrichtung des Gewerbes und der Manufaktur sich empfohlen sein lassen". Und daß dabei vor allem an Manufakturen gedacht wurde, zeigen Äußerungen wie die Johann Joachim Bechers in seinem Politischen Diskurs, 1668: Die „Verläger sind vor Grundsäulen aller Stände zu halten: von ihnen lebt der Handelsmann, von diesem der Bauer, von diesem der Edelmann, von diesem der Landes-Fürst und von diesen allen wieder der Kaufmann".

Gewiß war die Ansicht Bechers falsch, aber es bedurfte eines solchen übertreibenden Enthusiasmus, um vorwärts zu kommen, und er wurde von manchen Fürsten geteilt. So hat Becher, soweit der gute Wille der Herrscher in Betracht kam, nicht ohne Erfolg den Versuch machen können, in der Pfalz, in München und in Wien Seidenmanufakturen ins Leben zu rufen; dem Kurfürsten von Bayern hat er auch den Vorschlag gemacht, eine für den Wollankauf des ganzen Landes bevorrechtete Gesellschaft zu errichten, die die Wolle dann durch inländische Meister verweben lassen sollte.

Konnten aber diese Bestrebungen, nur von deutschen Kräften getragen, allein aus sich heraus Erfolg haben? Es ist eine Frage, die vielleicht am besten durch die Geschichte der Versuche in Österreich beantwortet wird; denn waren hier auch die sozialen Voraussetzungen, vorwärts zu kommen, schlechter entwickelt als anderswo, da es an einem reicher entfalteten Bürgerstande fehlte, so bestanden doch in dem Einfluß und der Macht des Herrscherhauses und der Großräumigkeit des Reiches Bedingungen, die in diesem Grade und Umfange sonst nirgends ins Gewicht fielen.

Für Österreich hat Becher im Jahre 1666 den Plan eines Kommerzienkollegiums ausgearbeitet, dessen Aufgabe die „Einführung der Manufakturen und Vermehrung der Kommerzien" im Lande sein sollte. Er wurde auch genehmigt. Darauf beabsichtigte man zunächst eine „Seidenkompagnie" zu

gründen; sie sollte monopolistisch erzeugen und im großen verkaufen: Stepp- und Nähseide, Bänder, Zeuge, Seidenwaren mit Wolle oder Leinwand gemischt, Sammet, Taffet, Strümpfe u. a. m. Diese Kompagnie wurde im Jahre 1669 genehmigt. Aber sie kam wegen Mangels an Verlegern, und das heißt wegen zu geringen Kapitalreichtums des Landes, niemals zur Blüte. Darauf und daneben wurden dann allerdings noch neue Pläne gefaßt, den Handel zu heben; u. a. trat der Gedanke einer holländisch-österreichischen Weinhandelsgesellschaft auf. Aber auch sie gelangen nicht; das Kapital fehlte. Und so schlief denn das Kommerzkolleg schließlich ein, Becher wurde mit Undank gelohnt; der ganze Versuch war mißlungen.

Nicht viel besser erging es aber auch bei einem zweiten Versuche Bechers Schwiegersohn Hörnigk, der im Jahre 1684 das Buch „Österreich über alles, wann es nur will" herausgab; er verwies auf England, Sachsen, Brandenburg als Vorbilder, erstrebte ein Verbot aller fremden Industriewaren, vor allem der Erzeugnisse der Wollen-, Leinen- und Seidenmanufakturen, wie der sogenannten französischen Waren: „diese vier Manufakturen seyend die vielfräßige Raub-Thiere, so allein uns jährlich auf 16 und mehr Millionen Gulden aus dem Beutel hinwegführen." Nur bei einem strikten Verbot der Einfuhr mindestens aus diesen Industrien, so behauptete er, würden sich entsprechende heimische Industrien begründen lassen, da für diese sich sonst kein Kapital finden werde.

Aber auch Hörnigks Anstrengungen waren vergebens. Es entstanden nur einige traurige Anfänge österreichischer Großindustrie: die Spiegelfabrik zu Neuhaus 1701, eine Ölmühle in Wien 1709; im ganzen blieb alles beim alten.

Woran lag nun eigentlich die Schuld an dem Mißlingen dieser ersten Einführungen größerer Manufakturen in Österreich während mehr als zweier Menschenalter? Das System der inneren Begünstigungen schien im ganzen richtig zu sein; man hatte bei der Begründung von Manufakturen den Wettbewerb mit der schon vorhandenen Erzeugung der einheimischen

Gewerbe möglichst zu vermeiden gesucht, und so hatte fast durchweg die Herstellung nicht zünftiger Manufakte im Vordergrunde gestanden; man hatte ferner die jungen Gebilde aufkommender Manufakturen durch energischen Schutzzoll, wenn nicht gar Einfuhrverbote nach außen hin und durch Verleihung einer monopolistischen Stellung auch im Innern zu fördern gesucht; man hatte endlich die für den größeren Vertrieb von Manufakturerzeugnissen notwendigen Handelsverbindungen geplant. Warum nun trotzdem der Fehlschlag? Man kann ihn einerseits auf die ungenügende Durchführung der soeben zusammengefaßten Maßregeln zurückführen: Reste mittelalterlicher Wirtschaftseinrichtungen hinderten die freie Auswirkung des Monopols und des Vertriebes; eine nicht genügend vereinheitlichte Verwaltung schwächte oder erstickte gar wohlgemeinte und gute Maßregeln der Zentralgewalt schon im Keime. Aber daneben wirkten andere, tiefere Ursachen, die auch bei tadelloser Durchführung der fürstlichen Politik große Erfolge auf lange verhindert haben würden: vor allem der Mangel an Kapital und Wagemut und damit an Unternehmern und die übermächtige Konkurrenz des Auslandes. Von ihnen war der Kapitalmangel und die Mutlosigkeit wesentlich eine Folge der Vertreibung des protestantischen Bürgertums in der Zeit der Gegenreformation; mit der ausländischen Konkurrenz aber hatte es folgende Bewandtnis.

Der Export von Manufakturwaren nach Mitteleuropa und besonders Deutschland war bis zur ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vornehmlich in italienischen Händen gewesen: denn Italien war das früheste Land stark entwickelter Manufaktur. Dann aber wurde das italienische Manufakt allmählich durch das der billiger liefernden französischen Industrie verdrängt; selbst die höchsten aristokratischen Kreise zogen allmählich die Waren von Tours und Lyon, von Paris, Rouen, Chalons, Rheims und Chartres denen Venedigs und der lombardischen Städte vor; und selbst in feinen Tuchen, welche Deutschland noch am längsten selbst erzeugt hatte, siegten schließlich die Franzosen mit ihren leichteren, eleganteren und zugleich billigeren

Mischstoffen. So kam es schließlich in den Zeiten Colberts zu einer gewaltigen Ausfuhr französischer Waren nach Deutschland in Tuch, Hüten, Seide, Gold, Safran und Wein; und eigentlich nur noch die holländische Einfuhr machte der französischen stärkere Konkurrenz.

Was konnte man gegen diese Erscheinung tun?

Aus eigenen Kräften zu überwinden war sie höchstens an Orten, in denen die Absatzmöglichkeit besonders günstig und Kapitalreichtum vorhanden war; und das traf im Grunde höchstens für die großen Städte der Schweiz, für Kursachsen und für Hamburg zu. Im übrigen aber war man auf die allmähliche Erziehung einer Konkurrenz höchstens noch in der Weise angewiesen, daß man die fremden Industrien in ihren Arbeitern selbst importierte: ein langwieriger Weg, der zudem doch wieder viel Kapital erforderte und das kräftigste Eingreifen einer besonders befestigten Staatsgewalt voraussetzte.

In dieser schwierigen Lage kam nun der deutschen Entwicklung wenigstens in den protestantischen Ländern eine ganz besondere Gunst der Umstände zu Hilfe: der erneute Übertritt italienischer und besonders französischer Religionsflüchtlinge auf deutsches Gebiet. Da kamen ja die Arbeitskräfte, deren man bedurfte, ungerufen und noch mehr: die Refugianten brachten auch vielfach noch das Kapital mit, dessen man zur Begründung der neuen Industrien bedurfte.

Für die Einwanderung in Deutschland waren im 16. Jahrhundert vier große gegenreformatorische Ereignisse besonders wichtig gewesen: die Regierung Marias der Katholischen in England (1552—1558), die Übersiedlung der italienischen Locarner seit 1554, teilweise sogar schon in früherer Zeit, die französischen Religionskriege seit 1562, wie sie besonders zu den Verfolgungen der Waldenser führten, und die Herrschaft Albas in den Niederlanden, 1567—73. Alle diese Ereignisse hatten protestantische Industrielle auf deutschen Boden geführt; so kamen z. B. aus der Heimat Tizians und Veroneses die Verfertiger der roten leuchtenden Sammetgewebe, überhaupt der kostbaren Brokat-, Sammet- und Seidenstoffe, nach Ulm,

Nürnberg und Basel. Indes hatte sich diese Einwanderung des 16. Jahrhunderts doch mehr an den Grenzen des deutschen Wesens, im Rhein- und Donaulande, gehalten.

Weit tiefer drang und energischer war die Einwanderung des 17. Jahrhunderts, wenn auch die Refugianten dieser Zeit durchschnittlich wohl nicht so wohlhabend waren, wie die des sechzehnten. Denn jetzt standen neben den reichen Manufakturiers, d. h. Kaufleute-Fabrikanten, doch auch viele Handwerker. Die Einwanderung aber kam diesmal vor allem aus Frankreich und war eine Folge vornehmlich des Ediktes von Nantes, das einzelnen Gegenden des Landes die schwersten Wunden schlug. So sank z. B. die Bevölkerung Lyons in den Jahren von 1685—98 von 90000 auf 70000, St. Etienne verlor 2000 Einwohner, und in der Touraine sollen von 40000 Seidenwebern nur 4000, von 8000 Seidenwebstühlen nur 1800 übriggeblieben sein.

Was weiterhin diese Einwanderung auszeichnete, war die Tatsache, daß sie vielmehr organisiert war als die früheren. Und eben hier griffen die im Aufschwung zum Absolutismus befindlichen protestantischen Staatswesen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts tatkräftig ein. Lief das Bestreben der deutschen Fürsten dieser Zeit sichtlich darauf hinaus, den finanziellen Aufschwung ihrer Staaten durch wirtschaftlichen Fortschritt herbeizuführen, so hatten sie sich doch bald überzeugt, daß dieser Fortschritt auf rein autonomem handelspolitischem Wege nach Lage der Dinge nur schwer zu erreichen war. Deutschland, im Innern durch tausend Grenzzolllinien zerrissen und in tausend verschieden behandelte Wirtschaftskörper und Wirtschaftszellen zerfetzt, konnte selbständig weder einen seiner Kulturhöhe angemessenen Binnenhandel entwickeln, noch etwa gar sich am internationalen Handel würdig beteiligen: es blieb, innerlich gebunden, im Außenhandel eine Beute der Fremden. So kam es vor allem auf Förderung der Industrie an; und hier traten bei dem Verfalle des Zunftwesens überall die Manufakturen und mit ihnen die Refugianten in den Vordergrund. Überallhin wurden daher eben diese

Einwanderer durch die Fürsten gerufen, so nach Hessen, wo sie besonders in Hanau und Kassel eine neue Heimat fanden, so nach Bayreuth, nach Sachsen, vor allem aber nach Brandenburg (Edikte aus den Jahren 1667 und 1669, sowie vom 19. Oktober 1685). Sie erhielten dabei zumeist Zollfreiheit zur Einfuhr ihrer Habe, Abgabenfreiheit auf zehn und mehr Jahre, gewerbliche Privilegien, späterhin wohl auch die deutlich ausgesprochene Befreiung vom Zunftzwang, Vorschüsse zur Anlage von Fabriken u. dgl. m. Es war eine Einwanderung, der die katholischen Fürsten nichts entgegenzusetzen hatten, so sehr später Karl VI. und Maria Theresia den Zuzug protestantischer Gewerbetreibender und Kaufleute gefördert haben: sie entschied endgültig und für lange Zeit das wirtschaftliche Übergewicht der Protestanten in Deutschland, soweit es nicht schon vorher feststand. In Bayern z. B. ging die geringe Industrie des Landes, soweit sie noch bestand, sogar noch im 18. Jahrhundert zurück.

In die protestantischen Länder aber brachten die Flüchtlinge die feinere Wollwebetechnik, bessere Färberei, die Uhrmacherei, eine neue Goldschmiede- und Juwelierkunst, die Spitzenklöppelei, die Passementweberei und Bandweberei, die bessere Hutmacherei, die feine Lederindustrie, die Strickerei, angeblich eine spanische Erfindung des angehenden 16. Jahrhunderts, die Technik der kostbaren Sammet- und Brokatstoffe, die Seidenindustrie, die Tabakfabrikation, die Handschuhmacherei u. a. m. Gewiß waren einige dieser Gewerbe schon früher vertreten; indes zu voller Blüte gelangten sie doch erst durch die protestantische Einwanderung des 16. und noch mehr des 17. Jahrhunderts.

Zugute aber kam der mit der Einwanderung verknüpfte Aufschwung zunächst vor allem Sachsen und Hamburg, bald aber noch mehr Brandenburg. In Sachsen und Hamburg waren gewisse Bedingungen des Gedeihens von vornherein vorhanden: so Absatzmöglichkeit und größere Leichtigkeit im Aufnehmen von Kapitalien. In Brandenburg-Preußen dagegen mußten solche Bedingungen erst entwickelt werden. Aber

das Land bot nach manchen anderen Richtungen überaus günstige Aussichten in der zentralen Lage der Mark und der Nähe des Meeres; und der Aufschwung Berlins im 18. Jahrhundert bezeugte bald, wie sie genutzt wurden.

6. Seit der zweiten Hälfte, vor allem aber seit der Wende des 17. Jahrhunderts nahmen die wirtschaftlichen Verhältnisse wieder einen anfangs leisen, dann wenigstens stärker betonten Aufschwung. Insbesondere gilt das von den Städten, dank der sich erholenden deutschen Einwohnerschaft, den Refugiés und der Verkehrspolitik der Territorien. Eins der beharrlichsten und wohl auch sehr frühen Anzeichen dieser Wandlung war der immer wiederholt geäußerte Eindruck, wie weit man doch eigentlich zurückgekommen sei, wenn man gegenüber den jungen Regungen des Neuen die noch in die Gegenwart hinein ragenden Reste verfallener Institutionen des Mittelalters ansähe, und der Drang, vor allem in diesem Zusammenhange und zugleich in der Richtung der Umbildung solcher älteren Institutionen im Sinne moderner Bedürfnisse zu bessern.

Nun waren diese Institutionen der Hauptsache nach, wie wir wissen, doppelter Art: es waren die älteren, noch durchaus der mittelalterlichen Stadtentwicklung entstammenden Zünfte, und es waren die erst später aufgekommenen Manufakturen. Von ihnen waren die Manufakturen, in reiferen Zeiten des Handels erzeugt, auf quantitative Arbeit und gleichmäßige Erzeugung gerichtet, kapitalistische Unternehmungen, die sich alsbald fortbildungsfähig zeigten, sobald Handel und Kapitalbildung wuchsen. Und auch die Tatsache des Fortbestandes der alten Zunftverfassung an sich widersprach ihrer weiteren Entfaltung im 17. und 18. Jahrhundert noch nicht, da sie mit ihrer Erzeugung meist in die Lücken der Zunftproduktion eingeschoben wurden, mithin diese mehr ergänzten als angriffen.

Etwas anders stand es mit den Zünften. Diese, ursprünglich nur für einen mehr oder minder geschlossenen

Abnehmerkreis, ja vielleicht gar nur Kundenabsatz gedacht, den Einwirkungen eines weitgreifenden Handels nicht angepaßt, mit rein qualitativem Produktionsideal, dem Kapitalismus und dem Begriffe des Unternehmertums zur Zeit ihrer Begründung durchaus und auch später noch grundsätzlich fern, ließen sich nicht so einfach fortbilden; vielmehr bedurfte es, sobald das Wirtschaftsleben der Nation wieder anzog, ihrer wirklichen Umbildung; und diese konnte bei ihrer historisch begründeten Schwäche in der nunmehr bestehenden Volkswirtschaft mit Erfolg nur für die Gebiete des Gewerbes eintreten, die von der Manufaktur noch nicht in Besitz genommen waren.

Was war unter diesen Umständen das Schicksal der Zünfte?

Auch der Meister noch des 16. Jahrhunderts war der Regel nach keineswegs schon zum Unternehmer umgewandelt gewesen, selbst nicht im kleinen. Nichts war vielleicht in dieser Hinsicht bezeichnender als die Tatsache, daß damals sogar noch in großen Städten die Baumeister um Tagelohn gearbeitet hatten. So z. B. in Wien nach der Polizeiordnung von 1527; nur als Ausnahme wird dem Baumeister da erlaubt, daß er „bestänb und geding anemen" möge. Das blieb nun auch noch im 17. und 18. Jahrhundert zum großen Teile so — ja, insofern man früher weiter fortgeschritten war, trat teilweise sogar eine Rückbildung ein, denn im 18. Jahrhundert zeigt sich ein großer Teil der Handwerker, auch in den Städten, im Grunde sogar in Halbbauerntum versunken.

Gegen diese Entwicklung, gegen das Absterben und die Entartung der Zünfte, wandte sich aber schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein großer Teil des Publikums, das unter diesen Zuständen litt; und klar sehende Köpfe verkannten nicht, daß es sich hier um tiefgreifende Reformen handeln werde. Ausgehen aber konnten diese nach Lage der Dinge nur von der Staatsgewalt. Und da erleichterte nun schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die juristische Doktrin ein entschiedeneres Vorgehen, indem sie schon früh — so Adrian Beyer bereits in zahllosen Schriften der Jahre

1689—1695 — für die absolute Staatshoheit, sei es des Reiches, sei es der Territorien, über die zünftigen Genossenschaften eintrat. Dementsprechend haben beim Reiche schon in den Jahren 1666—1672 Beratungen über eine Reformation der Zünfte stattgefunden, und etwas später wurden einzelne territoriale Reformen versucht, so in Braunschweig-Hannover 1692, in Hessen 1693; vereinzelte Maßregeln sind auch sonst, in Brandenburg z. B. unter Friedrich Wilhelm I., getroffen worden.

Ausschlaggebend für die Durchführung einer allgemeinen Reform wurden aber erst die Gesellenunruhen, die sich in der Mitte der zwanziger Jahre des 18. Jahrhunderts an den verschiedensten Stellen des Reiches erhoben: so haben z. B. 1724 die Schuhmacher in Wien, Mainz, Stuttgart, Würzburg und Augsburg revoltiert. Die Gründe für diese Gesellenunruhen sind heute noch nicht mit völliger Sicherheit erkannt: war es die Zunahme der Hausindustrie? oder der Geschäftsaufschwung der Jahre 1720—30? Oder welche Hauptursache sonst? Sicher ist, daß der Vorgang als etwas sehr Ungewöhnliches erschien. Darum griffen die Staatsgewalten denn auch sehr entschieden durch: in Österreich kam es schon 1722, in Hannover 1723, in Sachsen 1724 zu scharfen Edikten gegen Koalition und Arbeitseinstellung, und von Österreich her verlautete sogar die Absicht, eine Generalgewerbe- und Zunftordnung zu erlassen. Doch ging die Initiative seit 1727 an das Reich über, und am 16. August 1731 erschien ein Reichsgesetz über die strittige Materie: ein seit langer Zeit in diesen und verwandten Dingen unerhörtes Ereignis.

In diesem Gesetze wird gegen den Übermut der Gesellen vorgegangen, die vermöge ihrer interterritorialen Verbände die Meister und das Publikum tyrannisiert und den Arbeitsmarkt beinahe ganz an sich gerissen hätten. Ihre Korporationen wurden so gut fast wie aufgehoben; die Gerichtsbarkeit wird ihnen genommen; ihre Koalition zum Zweck terrorisierender gemeinsamer Arbeitseinstellung soll als Komplott betrachtet werden; sie behalten nur ihre Herbergen zur Stellenvermittlung,

ferner werden ihnen ihre Unterstützungs- und Krankenkassen, sowie ihre kirchlichen Funktionen beim Begräbnis von Genossen u. dgl. belassen. Kurz: sie werden ihres alten genossenschaftlichen Zusammenhanges entkleidet und den Meistern mehr in die Hände gegeben.

Charakteristisch aber war, daß, nachdem das Reich so energisch gesprochen hatte, nun die Reichsstände zögerten, das Gesetz auszuführen; jeder Stand fürchtete damit die Gesellen aus seinem Territorium zu vertreiben und so die Industrie des eigenen Landes zu schädigen. Schließlich aber griff man dennoch durch.

Was dies Zaudern der Stände einigermaßen rechtfertigte, war die Einsicht, daß es tatsächlich mit Maßregeln allein gegen die Gesellen nicht getan war. Es bedurfte zugleich der Reform der Stellung der Meister: erst nachdem diese durchgeführt war, ließ sich ein besseres soziales Verhältnis zwischen Gesellen und Meistern und damit zugleich wieder ein gesetzlich wohl unterbauter höherer Aufschwung des Handwerks erwarten.

Sehr bezeichnend ist da nun, daß das Reich in seiner Kurzatmigkeit diese notwendige Fortsetzung der Handwerkerpolitik den Territorien überließ. Nach Lage der Dinge hieß das die Territorialisierung des Handwerks und die Umgestaltung der Zünfte aus örtlich selbständigen Körperschaften in Korporationen eines durch Territorialverordnungen schematisierten oder reglementierten Daseins; der Staatsgedanke in territorialer Ausbildung überholte damit in der gewerblichen Sozialpolitik den Stadt- und Gemeindegedanken, und das örtliche Zunftrecht konnte nun bald nur noch als sinngemäße Anwendung und Ergänzung allgemeiner fürstlicher Ordnungen erscheinen.

Die neue Territorialgesetzgebung für die Zünfte ist mit am frühesten und sichersten in Preußen und nach preußischem Muster in Sachsen durchgeführt worden. In Preußen wurden zwischen 1734 und 1736 61 Generalzunftprivilegien, d. h. allgemeine Territorialzunftordnungen, neu ausgefertigt. In diesen Ordnungen ist, abgesehen von gewissen neuen Vorschriften der

Jahre 1751—55, die Handwerksgesetzgebung bis zum Jahre 1806 festgelegt worden; höchstens daß seit dem Tode Friedrichs des Großen die physiokratische Verwaltung für eine etwas liberalere Handhabung der bestehenden Gesetzgebung gesorgt hat. In Sachsen aber wurde diese Gesetzgebung, wenn auch mit gewissen fortschrittlichen Tendenzen, in den Jahren 1764 und 1780 aufgenommen.

Rascher sogar noch als in Preußen erschienen Generalzunftordnungen in Österreich, für Böhmen z. B. im Jahre 1731, für die Donauerblande und Tirol 1732; indes scheinen sie nicht eben eifrig durchgeführt worden zu sein. Wirklich einschneidende Reformen erfolgten erst seit 1740 unter Maria Theresia und besonders nach dem Siebenjährigen Kriege und nun wesentlich nach preußischem Vorbild. Darüber hinweg ging dann die josephinische Zeit mit der fast ganz schon gewerbefreiheitlichen Normalverordnung des Jahres 1775; doch wurde diese schwerlich irgendwo völlig durchgeführt; ja man wagte nicht einmal sie amtlich zu veröffentlichen. Nach dem Tode Josephs II. aber kam es zu einem besonnenen Zurücklenken in die früheren ruhigeren Bahnen.

Wie in Preußen, Sachsen und Österreich wurde auch in den anderen wichtigeren Ländern eine territoriale Zunftgesetzgebung durchgeführt, so z. B. in Württemberg seit 1758, in Baden seit 1760: rückständig verharrte allein das städte- und gewerbsarme Bayern, wo die Zünfte in starrer Konsequenz verknöcherten Fortvegetierens lokal geschlossen blieben und die Gewerbebefugnisse schließlich geradezu einen in gewissen Familien erblichen oder auf Grundstücke radizierten Charakter annahmen — bis auch hier seit dem Jahre 1799 das Eis brach.

Das Charakteristische dieser ganzen Gesetzgebung aber war nach der materiellen Seite hin, daß sie, indem sie die Zünfte desselben Berufes innerhalb eines Territoriums der Hauptsache nach gleich organisierte, alle Formen mittelalterlicher lokaler und korporativer Geschlossenheit vernichtete und damit den Verkapselungsprozeß der Zünfte durchbrach, der seit dem 16. Jahrhundert der Entwicklung freierer Verkehrsformen auf

anderen Gebieten geradezu widersprochen hatte. So wird die Begrenzung der Zahl der Meister, wenigstens zum großen Teil, beseitigt; so werden die Hindernisse sozialen Charakters, Meister zu werden, hinweggeräumt; so wird die unvernünftig große Zahl der Lehrjahre beschränkt, ebenso die Wanderungszeit der Gesellen und die Kostbarkeit des Meisterstückes. Ferner werden alle Maßnahmen aufgehoben, die bisher auch den loyalen Wettbewerb unter Zunftgenossen zu hindern bezweckt hatten; es wird eine beliebige Anzahl von Gesellen für jeden Meister, es wird teilweise Frauenarbeit, es werden Freimeister außerhalb der Zunft zugelassen; und es wird die Möglichkeit offen gehalten, daß reichere und energischere Meister zu Verlegern aufsteigen. Zu alledem verlieren die Zünfte ein gutes Teil ihres alten obrigkeitlichen Charakters: ihre Gerichtsbarkeit wird ganz beseitigt und ihre Disziplinargewalt über Lehrlinge und Gesellen begrenzt; nur die polizeiliche Funktion der Waren- und Werkstattschau bleibt ihnen erhalten.

Natürlich wurden die Zünfte damit zu etwas ganz anderem, als sie ehedem waren; sie sind von jetzt ab nur noch gewerbliche Korporationen, die unter einem territorialstaatlichen Gewerberecht stehen; und dies Gewerberecht regelt sowohl die Prozesse ihrer gewerblichen Arbeit, wie auch die sozialen Beziehungen zwischen den einzelnen Klassen der Zunft, den Meistern, den Gesellen, den Lehrlingen. Dies neue Recht aber ergab sich bald als eine in die fortschrittliche Wirtschaftsentwicklung des 18. Jahrhunderts durchaus dauerhaft verankerte Schöpfung; noch die preußische Gewerbeordnung vom Jahre 1845 hat im wesentlichen nur den Charakter einer Folgeentwicklung aus ihm heraus gehabt; und außerhalb Preußens ist es in vielen und wichtigen Teilen Deutschlands bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts, ja darüber hinaus, erhalten geblieben.

Und gewiß war mit dieser Gesetzgebung eine Liquidation der spezifischen Betriebsformen des mittelalterlichen Gewerbes durchgeführt, soweit eine solche durch den Grundsatz schon weit freierer wirtschaftlicher Bewegung im 17. und 18. Jahrhundert erfordert wurde. Offener aber, klarer und selbständiger

wirkten dieselben freiheitlichen Neigungen und Bedürfnisse sich noch in einer Gesetzgebung der Manufaktur aus, da hier der Widerstand älterer sozialer Bildungsformen fast gar nicht in Betracht kam, sondern von der Grundlage weit modernerer, ja vielfach eben erst entstandener Bildungen aus geschaffen werden konnte.

Gewiß gab es schon aus der Zeit vor 1650 eine nicht unbedeutende Anzahl von Manufakturen, die teils auf dem Boden kapitalistisch erweiterten städtischen Zunftbetriebes, teils, durch Befruchtung mit städtischem Kapitale, in den Gebieten uralten ländlichen Hausfleißes, teils auch in Gegenden des platten Landes mit besonders billigen Löhnen auf freie Initiative von Großbürgern benachbarter Städte, teils sonst auf irgendeine Weise entstanden waren; es ist von ihrer Entwicklung schon die Rede gewesen. Aber es waren ihrer bis zum Beginne etwa des 18. Jahrhunderts doch nicht so viele, daß nicht neben ihnen auch diejenigen Manufakturen eine große Rolle gespielt hätten, die bis dahin und noch mehr im 18. Jahrhundert unmittelbar fürstlichem Eingreifen ihr Dasein verdankten.

Und so war für die Territorialstaaten eine zeitgemäße Regelung des Manufakturwesens, die sogenannte Reglementierung, nicht eben schwer, um so mehr, da es sich, gegenüber den Zünften, um an sich weniger zahlreiche, wohlbekannte und wohlbegrenzte Institutionen handelte.

Die Entstehung der Manufaktur hatte sich nicht ohne enge Anlehnung an die ältere Betriebsform der Zunft vollzogen. Und das war vom sozialen Standpunkte aus ein Segen gewesen: die scharfe Scheidung, welche die spätere Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens zwischen Verleger und Arbeiter gezogen hat, war zunächst noch nicht eingetreten. So lange Verleger und Arbeitsmeister noch demselben Verbande angehörten, mußten die Verleger doch vor allem auch Meister sein, rückten tüchtige Arbeiter noch unter die Verleger auf, nahm das kaufmännische Element im Unternehmertum noch nicht eine entscheidende und triumphierende Stellung ein.

Nun ließ sich freilich diese äußerlich noch zünftige Organisation einer grundsätzlich schon modernen Unternehmungsform nirgends leicht aufrecht erhalten, wie sie denn auch in den freientstandenen Manufakturen des platten Landes zum Teil gar nicht mehr auftrat; überall strebten im Grunde Arbeiter und Verleger bereits auseinander. Es war nicht anders möglich: auf der einen Seite standen Leute, die die Welt kannten, zahlungsfähig, Absatz besorgend, Kredit gebend, zugänglich für technische Fortschritte, höher gebildet, geistig beweglich: — auf der anderen Seite handelte es sich um kleine Meister, Kleinbürger und Bauern, Gebirgsleute, Weiber, Kinder, vielfach in Nebenbeschäftigung arbeitend, von beschränktem Horizont, ohne Kapital, ohne technische Ausstattung, ohne Sinn für Organisation, ohne Kenntnis der Mode und der Absatzwege: um einen geistig noch ungewandten Teil der Bevölkerung.

Indes auch wo sich Verleger und Arbeiter trennten, ergab sich doch zumeist nicht schon ein rein kapitalistisch-subjektivisches Verhältnis der beiden Gruppen zu einander. Vielmehr traten sie sich zunächst nur wiederum in gesonderten zunftmäßig geschlossenen Korporationen gegenüber; und diese Gegenüberstellung entwickelte sich vielfach auch da, wo die Manufaktur nicht aus einer unmittelbaren Weiterbildung der Zunftverfassung hervorgegangen war. Vor allem die Verleger einigten sich auf diese Weise gern korporativ: zur Regelung des eigenen Wettbewerbs in gemeinsamer Festsetzung der Verkaufspreise und der Höhe der Erzeugung, zur Auffindung von Erprobungsweisen der Markteigenschaften der Waren u. dgl. m.

Allein auch dies Stadium der Entwicklung währte nicht lange; war an Stelle einer ersten Entwicklungsstufe, auf der ein korporatives Band, ein genossenschaftlicher Zusammenhang noch Arbeiter und Verleger beherrscht hatte, zunächst eine zweite getreten, die sich einer elliptischen Bildung mit zwei Brennpunkten vergleichen ließ, so strebten nun die einzelnen Individuen aus der doppelten Körperschaftsbildung auch jedes für sich hervor; die Verleger streiften die korporative Fessel ab und suchten auch die zunftmäßige Bindung der Arbeiter,

nicht selten unter deren Mitarbeit oder wenigstens passiver Haltung, zu beseitigen.

Es ist ein Streben, das hier und da schon seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts hervorbricht, das sich auf die nach dem Dreißigjährigen Kriege immer stärker entwickelte Lehre vom Polypolium, von der Freiheit, „daß jeder jede Hantierung treiben dürfe", stützt, und das im 18. Jahrhundert immer mächtiger in der Richtung auf volle Gewerbefreiheit anschwillt. Und gerade unter seiner Betonung geht seit 1700 der erstarkende Kapitalreichtum des Bürgertums hoffnungsvoll und unternehmend an die Förderung der Manufaktur heran.

Wie sollte sich nun der absolute Staat zu dieser Entwicklung verhalten? Es war eine überaus wichtige Frage: führte sie doch grundsätzlich schon auf die andere hin, wie sich denn der Staat zu dem Übergange aus dem alten Arbeitsrecht des zünftlerischen Handwerks zu dem Kapital- und Risikorecht des Unternehmertums stellen solle.

Einer ersten Lösung dieses Problems hatten sich die Territorialstaaten schon gelegentlich des aufkommenden Kapitalismus des 16. Jahrhunderts unterzogen, und sie hatten damals, in Zeiten noch wirtschaftlichen Aufschwungs, den politisch höchst lehrreichen Ausweg gefunden, daß sie sich die neue Wirtschaftsmacht des kapitalistischen Unternehmens so viel als möglich einverleibten: es ist die Zeit des Überganges zur staatlichen Regie beim Bergbau, bei den Salinen, auch bei einzelnen Manufakturen im engeren Sinne.

Aber hätte sich jetzt, nach dem Verfall der Volkswirtschaft, dem Dreißigjährigen Kriege und seinen Folgen, in den Zeiten erst sehr langsam wieder steigenden Kapitalreichtums der Nation, diese Politik von neuem ein- und durchführen lassen? Der politische Absolutismus in Deutschland war dazu wohl mächtig, aber nicht reich genug; nur vereinzelt wurde daher und zumeist nur für Luxusindustrien, nicht für volkswirtschaftlich so wichtige Betriebe wie etwa den Bergbau, die Politik des alten Regalismus fortgesetzt.

Anderseits aber galt es, den Volkswohlstand zu heben;

schon die fast noch rein fiskalische Politik des 17. Jahrhunderts und der ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts ging auf dieses Ziel aus. Man erreichte es, indem man neben die Regie die Praxis der Konzessionen setzte: kapitalkräftige Unternehmer erhielten, oft mit Unterstützung des Staates, doch in der Hoffnung auf späteren reichlichen Gewinn aus ihren Betrieben, das ausschließliche Recht, bestimmte Manufakturen zu betreiben.

Wenn man aber privilegierte, lag es da nicht nahe, sich auch die Regelung des Betriebes mindestens im Sinne einer starken Aufsicht, womöglich aber in Form des Erlasses eines Reglements für den ganzen Betrieb, vorzubehalten? Die Konzession neuer Manufakturen führte von selbst zu deren Reglementierung.

Aber auch für die alten Manufakturen brach sich diese Reglementierung Bahn. Sie lag in der Luft schon als Analogiebildung zu der alten städtischen Reglementierung der Zünfte, der dann ja eine territoriale und im gewissen Sinne noch im 18. Jahrhundert sogar eine Reichsreglementierung gefolgt war.

Sie drängte sich aber vor allem auch auf, seitdem sich Meister und Verleger in geschlossenen Korporationen gegenüberstanden und nicht selten die Vermittlung des Staates in ihren Streitigkeiten anriefen, und sie schien zur Notwendigkeit zu werden, als die Auflösung dieser Korporationen im 18. Jahrhundert häufiger wurde, hiermit Unternehmer und Arbeiter in reinen kapitalistischen Wirtschaftskampf untereinander einzutreten drohten, und gleichzeitig der Staat sich mit dem ersten großen Gedanken sozialer Fürsorge erfüllte.

So kam es denn also jetzt darauf an, in den Reglements nicht bloß technische und wirtschaftliche, sondern auch soziale Fragen zu lösen — und diese Aufgaben boten sich jetzt nicht nur für die ursprünglich zünftig organisierten, sondern für jederlei Art von Manufakturen dar. Die gewaltigen, hier auftauchenden Probleme sind von den Territorialstaaten des 18. Jahrhunderts in einer eingehenden Einzelgesetzgebung ge-

löst worden, der Regel nach so, daß jede Manufaktur für sich nach den für sie insbesondere nötig erscheinenden Vorschriften eine Verfassung erhielt.

Unverkennbar ist da, daß in der Aufstellung fast aller dieser Verfassungen noch das Vorbild der Zunftverfassung nachwirkte. Und war es nicht in der Tat in seinen alten kommunistischen Grundtendenzen wenigstens zur Lösung der zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern auftauchenden sozialen Beschwerden wie geschaffen? Eben seinem Einflusse auf die Reglements ist es zumeist zu danken, daß sich im 18. Jahrhundert fast überall die Lage der Arbeiter verbesserte; und durch ihre Auflösung im 19. Jahrhundert ist zunächst der vierte Stand fast überall in seiner Entwicklung zurückgeworfen worden.

Die einzelnen Reglements, wie wir sie in allen einigermaßen industriellen Territorien des 18. Jahrhunderts entstehen sehen, und wie sie teilweise bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts zurückreichen, bieten nun bei der Verschiedenheit der einzelnen Manufakturen als Ganzes einen ebenso bunten Anblick dar, wie die Zunftordnungen des Mittelalters, zumal sie häufig erst durch Zwischentreten der beteiligten Regierungen oder ihrer Organe, des Rats, des Amtmanns, des Kommerzkollegiums, also auf dem Wege der Ausgleichung von Streitfällen irgendwelcher Art, entstanden sind. Gleichwohl ergibt sich ihr wichtigster Inhalt als gemeinsam und läßt sich auf einen kurzen Ausdruck bringen. Und da stellt sich etwa das Folgende heraus:

Zunächst liegt in den Reglements noch der Gedanke vor, entsprechend der Einschrumpfung der deutschen Handelsgebiete selbst noch im 18. Jahrhundert, die Produktion der durchschnittlichen Nachfrage und ihren dauernden Veränderungen anzupassen: Begrenzung der Zahl der Verleger, Heimarbeiter, Faktoren, auch der erzeugten Waren; Verbot der plötzlichen Vermehrung der Heimarbeiter bei kleinsten Besserungen der Geschäftsaussichten, sowie des Lohndrückens bei schlechter Konjunktur.

An zweiter Stelle wird die Technik gesichert; es erfolgen ins einzelnste gehende Anweisungen für die Erzeugung, der Rohstoff wird nach Qualität und Quantität vorgeschrieben; die Güte des Erzeugnisses durch bestimmte Zeichen und bestimmte Namen gewährleistet. Endlich wird eine Reihe rein sozialer Maßregeln getroffen: Verbot der Warenzahlung, der Zahlung in schlechtem Gelde, der ungerechtfertigten Lohnabzüge sowie jeglicher Form von Auswucherung und Lohnkreditierung; Entwicklung von ständigen Organen zur Regulierung der Höhe des Lohnes und des Preises der vom Verleger dem Heimarbeiter gelieferten Rohstoffe.

Drittens ist es die Absicht, den Wettbewerb unter Verlegern wie Heimarbeitern zu regeln. Die Heimarbeiter sollen nur für den Verleger, nicht für den Markt produzieren, und namentlich das Hausieren wird ihnen verboten; dem Verleger aber werden durch Taxen und andere Maßregeln Schleuderkonkurrenzen unmöglich gemacht.

Man sieht, wie diese Reglementierung, wenn auch in vielen Punkten schon durchaus modern, doch im ganzen zwischen dem, was heute als der Gegenwart nützlich betrachtet wird, und den Anforderungen früherer Zeiten, vielleicht mit einem Ausschlage zugunsten der Gegenwart, noch ungefähr die Mitte hält. Noch wird von der Obrigkeit beträchtlich auf die Qualität der Ware gesehen; noch ist der Gedanke, daß eine Erleichterung des Absatzes um jeden Preis notwendig sei, nicht voll entwickelt; wir hören wenig von seiner Verwirklichung durch Zulassung einer freieren Stellung der Verleger, durch unmittelbar mit den Manufakturen in Verbindung gesetzte stetige Maßnahmen der Zoll- und Verkehrspolitik. Freilich gab es auf diesem Gebiete Schattierungen innerhalb der Maßnahmen der einzelnen Staaten; die sächsische und fränkische Politik nähert sich mehr den modernen, die preußische mehr den mittelalterlichen und den Gedanken noch des 16. und teilweise 17. Jahrhunderts. Indes neben der Absicht, die Qualität der Ware zu sichern, läuft doch schon überall die Auffassung her, es komme für die meisten Industrien vor allem darauf an, mehr

als den territorialen Markt zu gewinnen; es sei der Vertrieb ins territoriale Ausland wenigstens einigermaßen zu regeln; und es bedürfe zum Absatz der Manufaktur weit verbreiteter distributiver Gewerbe, insbesondere eines auch ins kleinste entwickelten Handels. Und auf diesem Gebiete wurde nun doch schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Wünschenswerte erreicht. Etwas mißmutig erkennt es Möser in seinen Patriotischen Phantasien (1775) an: „Die Krämer haben sich (seit hundert Jahren) gerade dreifach vermehrt und die Handwerker unter der Hälfte verloren. Der Eisenkram hat den Kleinschmied, der Bureau- und Stuhlkram den Tischler, der Goldkram den Bortenwirker, der goldene, härene, gelbe und weiße Knopf den Knopfmacher und Gelbgießer verdorben. Und kann man sich eine Sache gedenken, womit der Krämer jetzt nicht heimlich oder öffentlich handelt?"

Dabei kam aber in der Reglementierung der Manufakturen keineswegs bloß die Förderung von Luxusindustrien in Betracht, wenngleich auch diese vorwärts gelangten, sondern es handelte sich um die Pflege der wichtigsten Gewerbe des Landes überhaupt. Vor allem die Textilindustrien im weitesten Sinne standen da in Frage: die Leinenindustrie in Schlesien, die nach England, Holland, Spanien, Westindien vornehmlich über Hamburg exportierte; die vogtländische Schleierindustrie; die Strumpfwirkerei in Thüringen (Apolda, reglementiert seit 1713) und in Oberfranken (Erlangen, nicht zeitig genug reglementiert und darum vorfrüh verfallen); vor allem aber die altnationale Wolltuchindustrie, die sich vielleicht am meisten in Sachsen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu neuer Blüte hob: in den Jahren 1765 und 1774 ist man hier schon zu einer raffinierten Verbesserung der Wolle durch Merinozucht (Elektoralschafe) geschritten. Es war ein Aufschwung, der sich immer deutlicher in dem wachsenden industriellen Charakter einiger deutschen Gegenden aussprach; wir finden in der zweiten Hälfe des 18. Jahrhunderts im Wuppertal schon eine Bevölkerung von 5000 Seelen auf die Geviertmeile, von 3000 in Kursachsen und im Herzogtum

Württemberg, während im Königreich Preußen nur 1000 und in Pommern gar nur 800 Seelen auf die Geviertmeile gezählt wurden. Und es war ein Aufschwung, der Deutschland tatsächlich aus dem Zustande Polens, Rußlands und Skandinaviens mit ihrem Mangel an Pflege der Industrie herausriß und den Manufakturländern des europäischen Westens, Frankreich und England, annäherte.

II.

Neue Gesellschaft, neues Seelenleben.

1. In der soeben beendeten Schilderung der wirtschaftlichen Entwicklung vornehmlich vom Dreißigjährigen Kriege bis ins 18. Jahrhundert hinein sind die einzelnen Entwicklungsreihen beinahe verbindungslos nebeneinander gestellt worden. Es entspricht dem Stande der Forschung, die, Deutschland als Ganzes betrachtet, noch nicht weiter fortgeschritten ist als bis zur Herstellung von allerdings teilweise trefflich behauenen Bausteinen für die Wirtschaftsgeschichte dieser Zeiten.

Läßt sich aber nicht doch schon der allgemeine Verlauf wenigstens in seinen wichtigsten Zügen feststellen? Eben aus der Betrachtung der Einzeldarstellungen des vorigen Abschnittes her in Verbindung mit einigen allgemeinen Beobachtungen darf es versucht werden.

Da ist denn die erste, unbezweifelte und charakteristische Tatsache, daß die deutsche Volkswirtschaft seit dem 16. Jahrhundert etwa durch vier Menschenalter hindurch bis mindestens in die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege in ein bedenkliches, ja bedrohliches Stocken geraten war.

Es ist eine Erscheinung, die Deutschland mit dem ganzen kontinentalen Europa teilte, dem mittleren wie dem östlichen, mit Italien, Ungarn, Polen und auch Rußland, soweit von diesem schon gesprochen werden darf. Und insofern fiel sie natürlich nicht Ursachen der inneren, spezifisch heimischen

Entwicklung zur Last, sondern der allgemeinen Erscheinung der Verlegung der Welthandelsstraßen an die westliche, atlantische Seite des Erdteils, wie sie Folge des Zeitalters der Entdeckungen war. In diesem Zusammenhange haben, während die Staaten der iberischen Halbinsel nur vorübergehend befruchtet wurden, die Niederlande, England und Frankreich, indem sie sich ohne Stockung, und zwar teilweise überaus rasch, fortentwickelten, im 17. und 18. Jahrhundert die deutsche Volkswirtschaft überholt: und der Vorsprung, den der Westen Europas damit erhielt, ist auf gewissen Gebieten der Wirtschaft, namentlich aber der äußeren Lebenshaltung und auch des Geisteslebens, selbst heute noch nicht völlig eingeholt.

So weit aber die innere deutsche Entwicklung in Frage kam, blieben aus dem Verfalle des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts heraus bis tief hinein ins 18. Jahrhundert gewisse Ursachen noch weiter wirksam, um eine rasche Erholung auch dann noch zu verhindern. Der Aufschwung, der jetzt zu erwarten war, konnte, wie schon die Fortschritte der Niederlande, Englands und Frankreichs einmütig bekundeten, nur durch Entfaltung eines immer stärkeren Wirtschaftslebens der Unternehmung erfolgen: also durch Belebung der Manufaktur bis zur Umgestaltung in eine volle Fabrikindustrie und durch freiheitliche Fortentwicklung des Handwerks. Es waren, wie wir wissen, die Wege, die man neben der Erweiterung des Handels auch tatsächlich in Deutschland eingeschlagen hat. Um sie sicher zu wandeln, bedurfte es aber zweier Dinge: stärkerer Kapitalien zur Entwicklung der industriellen Produktionsmittel und stärkerer Bevölkerung zur Rekrutierung des nötigen Menschenmaterials für größere industrielle Betriebe. Waren nun diese beiden Voraussetzungen ohne weiteres gegeben? Wir wissen, wie die großen Vermögen des 16. Jahrhunderts sich vornehmlich in Kriegsausleihen an fremde Mächte erschöpft hatten; später haben dann die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges noch letzte Reste zerstört, während die Kosten der Entwicklung stehender Heere nach ihm eine neue

Kapitalbildung zu produktiven Zwecken lange Zeit beeinträchtigten: erst im Laufe des 18. Jahrhunderts ist es recht zum Erwerb neuer Produktivkapitalien gekommen. Was aber die Bevölkerung angeht, so hatte sie während des 17. Jahrhunderts mehr wie irgendwo sonst durch die furchtbaren Jahre des großen Krieges gelitten: was wollen demgegenüber auch anderswo vorhandene Schädigungen des wirtschaftlichen Bevölkerungsstandes durch Ausbildung des Söldnertums der stehenden Heere, durch Auswanderung, durch große Hungersnöte und Sterben, ja selbst durch Religionsverfolgungen besagen! Mehr wie ein anderes Land hatte daher Deutschland hier nachzuholen und zu bessern; und dies war um so schwerer, als das 18. Jahrhundert dem 19. an Lebensdauer der Generationen und auch an Zahl und Fruchtbarkeit der Ehen nachstand: kein Wunder, daß der Peuplierungsgedanke den deutschen Regierungen durch mehr als ein Jahrhundert nach dem Dreißigjährigen Kriege ständig im Sinne gelegen hat.

Indes seit Anfang des 18. Jahrhunderts war der Bevölkerungsverlust des Dreißigjährigen Krieges dennoch ersetzt; schon kam es in einigen besonders volksreichen Gegenden, der Pfalz und Württemberg, zu erneuter Auswanderung nach anderen Ländern Europas, ja über das große Wasser; und mußte man um diese Zeit für die stärker erwachende Industrie noch Landstreicher und Zwangshausinsassen als Arbeiter pressen, so bildeten sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts doch schon größere Anfänge einer industriellen Arbeiterschaft. Es ist die Zeit, in der zugleich die größeren Städte mehr zu wachsen begannen, allen vorweg Berlin, das 1740: 68000, 1750: 89000, 1755: 100000 Einwohner zählte und damit Nürnberg und Dresden, Danzig und selbst Hamburg um mehr als die Hälfte überholt hatte, wenn es auch gegen Wien oder Venedig und Rom oder gar Amsterdam, Paris und London noch immer zurückblieb.

Zu gleicher Zeit aber, seit etwa 1740, waren die Anzeichen erneuter und zunehmender produktiver Kapitalbildung schon augenscheinlich. Der große Soziologe Süßmilch ver-

sichert am Schlusse seiner Betrachtungen über die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands (in der Göttlichen Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechtes, 1741 ff.), Deutschland befinde sich, kleiner Mängel unerachtet, in einem blühenden Zustande; aus den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts liegen Nachrichten vor, die auf eine bedeutende Steigerung der Lebenshaltung seit etwa vier Jahrzehnten schließen lassen, und von da ab hat ein wachsendes Wohlbefinden bis zum Schlusse des Jahrhunderts und bis zu dem großen politischen Zusammenbruche im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts obgewaltet.

Zieht man aus alledem einen Schluß, so kann es nur der sein, daß mit etwa dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts eine erste, wenn auch noch bescheidene Höhe des modernen Wirtschaftslebens der Unternehmung erreicht war, unter deren Fortdauer das ganze 18. Jahrhundert verlaufen ist. Und dem entsprechen auch die Einzelvorgänge der Wirtschaftsgesetzgebung, von denen gegen Ende des vorigen Abschnittes erzählt wurde. Deutlich streben sie schon dem Ideale einer subjektivistischen Freiheit des Wirtschaftslebens, dem Gedanken vornehmlich der freien Konkurrenz zu, ja sie regeln diese bereits in den primitiven Formen der Reglementierung; nicht erst mit der Steinschen Reformgesetzgebung und verwandten Vorgängen ist die Nation grundsätzlich in das Wirtschaftsleben der Unternehmung eingetreten, sondern schon zwei bis drei Menschenalter früher, in den Jahrzehnten von 1720 etwa bis 1740. Und auch für das Wirtschaftsleben des platten Landes hat, wie später zu erzählen sein wird, die Liquidation der mittelalterlichen Verhältnisse nicht erst im 19. Jahrhundert, sondern schon mit den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts begonnen. Daß dabei nicht alsbald ein voller Umsturz der alten Rechtsordnung erreicht wurde, lag in der Natur der Dinge, zumal es eine bekannte Tatsache ist, daß jede neue Stufe der Volkswirtschaft, und nicht am wenigsten die des Wirtschaftslebens der Unternehmung, sich immer noch lange im Rahmen einer Ordnung

entwickelt hat, die so gut wie jedes Rechtsverhältnis verbot, dessen sie zu ihrem Dasein bedurfte.

Und so ergibt sich denn als Schluß, daß die Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens der Unternehmung auch in Deutschland nicht erst als mit dem 19. Jahrhundert, sondern als schon mit dem 18. Jahrhundert, ja der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts beginnend anzusetzen ist: und um 1720 bis 1740 bereits ist das Emporblühen einer ersten Entwicklungsperiode zu setzen.

Freilich: die vollen Formen des modernen Wirtschaftslebens wies deshalb diese Zeit noch keineswegs auf. Was ihr fehlte, das hat gegen ihren Schluß niemand tiefer wenn auch symbolisch erfaßt als Goethe, der sich in seiner amtlichen Stellung als ein Mann von nicht gewöhnlicher wirtschaftlicher Einsicht bewährt hat. Wenn er Faust am Ende seines Lebens sein geistiges Dasein der Umwelt, ja dem Erdkreis kolonisierend aufprägen läßt, so stellt er ihm dazu die Kenntnis von Zauberkräften zur Verfügung, deren Wirkungen er in seiner frühesten Periode in einsamer Zelle erprobt hatte. Was dem 18. Jahrhundert, was der ganzen ersten Periode des modernen Wirtschaftslebens noch fehlte, das waren die Wunder der Technik. Im Faust ist das dadurch gleichsam auch wissenschaftsgeschichtlich ausgedrückt, daß der Held des Dramas als noch in der pandynamistischen Zauber- und Wundernaturwissenschaft des 16. Jahrhunderts lebend gedacht ist. Das 17. Jahrhundert aber hatte gegenüber dem Pandynamismus des 16. Jahrhunderts schon den Mechanismus Galileis und Newtons erstehen sehen: und in ihm die wissenschaftlichen Urgrundlagen der modernen Technik. Und alsbald hatte auch deren Ausgestaltung begonnen, wenn auch zunächst fast nur auf englischem Boden. Deutschland speziell war im 17. Jahrhundert und auch noch im 18. Jahrhundert, in der ganzen ersten Periode seines Wirtschaftslebens der Unternehmung, zu arm, um sich an dieser Ausgestaltung schöpferisch beteiligen zu können; erst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts und auch dann noch ganz vereinzelt, ist es zu modernen Motoren und Arbeitsmaschinen übergegangen,

und diese mußten noch längere Zeit hindurch fast durchweg aus England bezogen werden. Das erste Aufblühen einer deutschen Maschinen- und Motorenindustrie gehört erst den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts an.

Was aber bedeutete nun dieses Eingreifen der Technik volkswirtschaftlich? Es hieß dichte Konzentration der Manufakturarbeit um Motoren, welche zum großen Teile die Kraft, und um Maschinen, welche zu nicht geringem Teile die Geschicklichkeit des Menschen ersetzten: es hieß Übergang zur Fabrik. Das, was daher die erste Periode der deutschen Unternehmungswirtschaft am augenscheinlichsten von der zweiten unterscheidet, deren erstes Erblühen in die zwanziger bis fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts zu setzen ist, das ist das grundsätzliche Fehlen der Fabrik. Und sie fehlte, weil die Nation nicht vermögend genug war, die moderne Technik zu entwickeln. Natürlich aber ist das nicht das einzige Unterscheidungsmittel der ersten und zweiten Periode; wir werden deren später noch weit mehr und tiefer begründete kennen lernen. Im allgemeinen aber läßt sich sagen, daß die Erscheinungen der späteren Zeit in der ersten Periode fast alle schon, doch stets in primitiven, weniger entwickelten Formen auftreten. So das quantitative Prinzip der Erzeugung, dem staatliche Reglementierung noch qualitative Zügel anlegt; so der Grundsatz der freien Konkurrenz, der durch den Fortbestand mittelalterlicher Anschauungen und Einrichtungen noch vielfach gebunden erscheint; so der assoziative Trieb, dem der herrschende Individualismus der Kultur des 16. bis 18. Jahrhunderts noch wenig Entfaltungsfreiheit gestattet. Am charakteristischsten ist dabei auf den ersten Augenblick vielleicht die geringe Entwicklung des Kredits. Da erzählt uns noch Büsch, der Gründer der Hamburger Handlungsakademie vom Jahre 1767, es sei noch nicht so lange her, daß ein Kaufmann es als seinem Kredite schädlich ansah, wenn er einen Wechsel diskontieren ließ. Jetzt habe sich freilich, mit zunehmender Lebhaftigkeit des Handels, die Sitte eingebürgert, daß auch der solide Kaufmann es für jeden Tag als Verlust ansehe, wenn sein Geld müßig stehe. Doch läßt es auch jetzt

noch der Kaufmann „nicht gern zu jedermanns Wissenschaft kommen, daß er seine Wechsel zum Diskont weggegeben habe".

Selbstverständlich ist es, daß der Entwicklung einer ersten Periode der Unternehmungswirtschaft auch eine Um- und Neubildung der bürgerlichen sozialen Schichtung entsprach, wenn sie auch, bei der geringeren absoluten Höhe der neuen Wirtschaftsentwicklung, nicht so radikal erfolgte und alsbald in so auffälliger Neuheit hervortrat, wie früher die Um- und Neubildungen etwa des 14. und 15. Jahrhunderts. Denn wie festgelegt in seiner sozialen Schichtung auch das Bürgertum sein mochte durch die Verfallszeiten des 16. und 17. Jahrhunderts: immer hatte es doch die für seine Bildung überhaupt fundamentale Eigenschaft beibehalten, auf dem Scheidungsbegriffe des Berufes zu beruhen und darum nach Berufen in Klassen zu zerfallen.

Von solchen Klassen entstand nun zunächst eine neue durch die Entwicklung jenes neuen Handels an der Peripherie des deutschen Wesens wie in gewissen Städten Mitteldeutschlands, von der wir schon gehört haben. Dabei war es natürlich, daß diese Klasse aristokratischen Charakter annahm und sich daher mit den Resten patrizischer Standesbildungen vermischte, die aus dem Mittelalter oder aus dem 16. Jahrhundert noch in die Gegenwart hineinragten: so erscheinen z. B. in den Leipziger Kleiderordnungen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als „vornehmste" die Ratsgeschlechter und die wichtigsten Kaufleute, „welche an ausländischen Orten in grosso handeln und Wechsel schließen"; unter ihnen stehen als zweite Schicht die anderen Handelsleute, Kramer und vornehmen Bürger, als dritte die gemeinen Kramer und anderen Bürger, als vierte die Handwerksleute und endlich als fünfte die Trödel-, Klöppel- und andere Mägde und Dienstboten.

Indem sich nun aber eine solche neue Schicht aristokratischen Bürgertums wenigstens in einer Anzahl deutscher Städte heraushob, erwies sie sich doch als noch nicht stark genug, ihre Lebensideale in einer besonderen Kultur der äußeren Lebenshaltung auszugestalten. War das doch, gegen-

über dem Anwachsen der fürstlichen und adligen Tendenzen des 17. Jahrhunderts, selbst nicht einmal den Niederländern gelungen. Der alte Frans Hals, der achtzigjährig im Haarlemer Spittel starb, dieser vielleicht bezeichnendste Vertreter der gut bürgerlichen Zeit der Niederlande, man könnte sagen des merry old Holland, hat noch mit ansehen können, wie auf das edel demokratische Wesen des Bürgertums Philisterei und auf diese Philisterei höfisches Dasein folgte, wie in der Malerei der geleckte Dou und der Salonheld Frans van Mieris emporkamen, und wie auf der Bühne, die früher Brederoos vergnügliche Volksstücke einnahmen, die erhabenen Schicksale durchlauchtiger Personen gefeiert wurden. Was aber gar Flandern und das vlamische Land überhaupt betraf, so war schon Rubens ein Hofmann durch und durch gewesen und hatte van Dyck es als eine hohe Ehre empfunden, wenn Karl I. von England die Füße unter seinen Speisetisch streckte, während Tizian noch nicht mit der Wimper gezuckt hatte, als Karl V. ihm den Pinsel aufhob. Und da hätten die deutschen Anfänge eines neuen bürgerlichen Patriziates eine eigene Lebenshaltung entwickeln sollen?

Wir sehen, wie in Leipzig die schon genannten „Vornehmsten", die Ratspersonen und ihre Anverwandten wie die „Edlen von der Kaufmannschaft", in Prunkwaffen gleich dem Adel einherstolzieren, wie sie sich adlig tragen und wie sie die adlige Erziehung von Hofmeistern genießen, deren Wesen Neukirch in den hübschen Versen geschildert hat:

Man suchet einen Mann, der in der Welt gewesen,
Der seine Weisheit nicht darf aus den Büchern lesen,
Das, was der Spanier und der Toskaner sagt,
Und was der Brite spricht und der Franzose fragt,
Bis auf den Grund versteht, geübt, nach Kunst zu singen,
Mit Fechtern umzugehen, nach der Kadenz zu springen,
Bei fremden Wirten sich durch Witz bekannt gemacht
Und sieben Grafen schon halb durch die Welt gebracht.

Es sind Anforderungen, deren erzieherische Erfüllung noch in der Person des Goetheschen Wilhelm Meister in letzten Reflexen durchblickt. Von ihnen aus gestaltete sich dann das

Leben dieser bürgerlichen Aristokratie zunächst äußerlich fast ganz höfisch. Trugen ältere Leute, die im Anfange der Bildung der neuen Klasse, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebten, noch das bürgerliche Schwarz und verwandte Farben früherer Zeiten, so wurde die Jugend schon damals adlig farbenfroh und langte über Mausefarben, Altgold und Graubraun schon bei der Farbe der Pfirsichblüte, bei einem hellen Krapprot und einer Art von auffallendem russischem Grün an. Dazu kam die Perücke auf, um Gewicht und Würde zu geben; schließlich trugen sie sogar Gymnasiasten, und im Jahre 1707 wurde die Frage, ob sie für Prediger zulässig sei, einer einschneidenden „wissenschaftlichen Untersuchung" unterworfen. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts näherte sich dann die Tracht dieser Kreise unter dem französischen Einfluß von Régence und Rokoko immer mehr der der Frau: Sammet und Seide in allen Farben; Spitzen als Halsschmuck und als Manschetten; Stickereien in Gold, Silber, Seide; goldene Spangen, goldene mit Edelsteinen besetzte Knöpfe usw. Es war eine echte Höflingstracht: denn sie herstellen zu lassen und zu tragen kostete reichlich Zeit. Zugleich aber schritt damit die Individualisierung der Tracht fort, ein Vorgang, der sich, wie stets, nicht ohne Ärgernis erregende Dinge vollzog: schamlos entblößte Brüste, lächerliche Schminke und Schminkpflästerchen, Ringe „im Werte von 50 Talern auch bei Bürgerlichen".

Und nun färbte die neue Tracht, immerhin mit einigen speziell bürgerlichen Beigaben, gleichsam auch auf die Menschen ab: Jagd und Sport des 17. Jahrhunderts schlafen ein, die kostbare Toilette zwingt zu bisher unbekannten Rücksichten auf Wind und Wetter, man bewegt sich in Sänften und vergoldeten „Karreten" über schattige Straßen, lebt im Sommer in der Nähe der Stadt in kühlen Landhäusern, die ein Verhältnis zur Natur nur noch auf dem Wege einer zimperlichen Blumenpflege gestatten: wird selbst in Gottes freier Welt ein Zimmerbewohner. Und dem entspricht dann das blasse Gesicht, das bartlose Kinn mit seinem weichen fetten Fleisch und welke,

zarte Muskeln, die den Gesichtsausdruck nur mühsam regieren; etwas Altjungferliches liegt über der ganzen Figur, das durch immer häufiger werdende Beleibtheit nicht eben gehoben wird.

Die ausgesprochenen Vertreter des neuen Standes aber zeigen den gleichen läßlich-höfischen Charakter auch in ihren Kunstneigungen; statt hoher Kunst begünstigt man das Kunstgewerbe; das Bildnis, das fast allein mit Entschiedenheit gepflegt wird, wird repräsentativ: halbe oder ganze Figur vor seidenem Vorhang und neben antikem Säulenstumpf mit imperatorischer Geste, die Kinder ganz nach der Art der Alten, Mädchen in zartem Alter ausgeschnitten und in Stöckelschuhen, die den Gang knebeln. Im übrigen wird mehr auf Kunstpflege des Körpers als Pflege freier Kunst gegeben; und neben dem Maler und Bildhauer spielen Tanzlehrer und Perückenmacher eine beträchtliche Rolle. In Leipzig speziell, dem „Klein-Paris" und vielleicht ausgesprochensten Mittelpunkte dieser neuen bürgerlichen Kultur, trug der unter Monsieur Beauchamps in Paris gebildete Tanzmeister Pasch vieles zu „Civilität und galanter Conduite" bei; in einem seinerzeit berühmten Werke hat er seine Kunst nach den „Grundsätzen der Philosophie und Mathematik" entwickelt.

Beobachtet man tiefer, so sieht man freilich, wie diese nachgeahmte Gesellschaftskultur das neue bürgerliche Leben, das unter ihm sproßte, mit einem wunderlichen Konventionalismus überdeckte und dadurch im Grunde an seiner vollsten Entfaltung hinderte. Nichts ist in dieser Hinsicht mehr symptomatisch als das Bildnis: immer wieder dasselbe anerzogene, wohlanständig-stereotype Lächeln der Höflichkeit, und erst hinter ihm, nur halb zum Vorschein kommend, der Mensch. Und nichts ist weiterhin grundsätzlich vielleicht bezeichnender als etwas, was man die Maskerade der feinen Unsittlichen dieser Zeit nennen könnte: affektierte Sittsamkeit; geckenhafte Tugend; Verwechslung von Sitte und Sittlichkeit zugunsten der Sitte; Pedantismus, dessen man sich mit Affektation schämt; sexuelle Freiheit unter strengster Wahrung eines ehrbaren Äußern.

Natürlich war ein solches Zwitterwesen sozialer Bildung

zu verhältnismäßig frühem Untergange bestimmt; und schon in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts konnte das Verdikt gefällt werden, es sei während seiner Entwicklung eigentlich nichts mehr und nichts weniger verloren gegangen als die Sprache des Herzens.

Dennoch würde man die Vorgeschichte der höheren Kultur des 18. Jahrhunderts ohne eingehende Kenntnis dieses ersten, wirtschaftlich bereits ganz, gesellschaftlich wenigstens schon halb neueren Zeiten angehörenden Bürgertums schwerlich verstehen können: Straßburg ist die Wiege des Pietismus gewesen, während in den schweizerischen Städten Anfänge der neueren Literatur erwuchsen; Hamburg hatte im 17. Jahrhundert eine nicht zu verachtende bildende Kunst und die erste deutsche Oper; von Leipzig ging die Doppelbewegung der Spenerschen Theologie und der Philosophie des Thomasius aus, während es später die Stadt der literarischen Vorherrschaft Gottscheds war; von Breslau ist Christian Wolff gekommen. Gewiß haben diese Kreise für die bildende Kunst nicht getan, was sie zu leisten vermocht hätten; in Leipzig wird noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein kleines wanderndes Wachsfigurenkabinett von den „vornehmsten Personen" aufgesucht, während schon ein Moucheron bei Michelangelo die Gruppe der Maria mit dem Kinde bestellt hatte, die heute über seinem Grabe in der Liebfrauenkirche zu Brügge thront. Aber selbst auf diesem Gebiete soll die Basler und Leipziger Architektur der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, sollen die bürgerlichen Gemäldegallerien und Kuriositätenkabinette der Zeit nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Literarisch aber ist dies Bürgertum ohne Zweifel der soziale Träger der letzten Vorerscheinungen des Subjektivismus gewesen, wie sie in der Dichtung der Brockes und Hagedorn, der Gottsched und Gellert, der Bodmer und Breitinger schon früher geschildert worden sind[1].

Aber auch sozialgeschichtlich und verfassungsgeschichtlich

[1] S. Bd. VII 1, S. 282 ff.

wird an dem Stande gar manches zu rühmen sein, wenn wir einmal eingehendere Forschungen über das deutsche Städtewesen des 17. und 18. Jahrhunderts besitzen werden. Und jedenfalls endet sein Leben seit spätestens der Mitte des 18. Jahrhunderts in einer breiten und behaglichen Fürsorge für das Wohl der seiner Leitung anvertrauten Städte in jeglicher Richtung. Da sieht man philanthropische Neigungen auf dem Gebiete des Armenwesens erwachen, da wird den Fragen der öffentlichen Erziehung und des städtischen Unterrichts Gehör gegeben, da treten Gedanken der Stadtverschönerung auf: kein Problem fast der modernen Stadtwirtschaft und Großstadtkultur, das in seinen Anfängen nicht bis in diese Zeit zurückreichte.

Freilich: es war mehr das Ausleben einer bald reifen, ja rasch überreifen Kultur wenn auch schon eines neuen Zeitalters, als der urwüchsige Übergang zu völlig Neuem. Für Leipzig bezeugt eine ganze Literatur von Pamphleten, wie „Leipzig im Profil", „Leipzig im Taumel", „Leipziger Allerlei", den frühen Verfall; nicht ohne Grund spricht Goethe schon im Jahre 1768 von dem „verfluchten Leipzig", wo ein junger Mann „wegbrennt wie eine Pechfackel"; und auch für andere Städte des aristokratischen Bürgertums könnte von ähnlichen Pamphleten und Äußerungen berichtet werden. Um 1780 aber bildeten Leute, welche dieser frühesten bürgerlich-subjektivistischen Kultur noch anhingen, schon ein Kuriosum: „die duftenden, zarten, in Wonne zerfließenden Herrchen, die Hände in Handschuh versteckt, um sie vor der Luft zu bewahren, den Leib in eine Schnürbrust gezwungen, mit reich gestickter Weste und Atlashosen, mit zierlichem Toupet und gekräuselten Locken, in der Hand ein Chapeau-bas-Hütchen": ihre Zeit war vorüber.

Der Periode des aristokratischen Bürgertums war damals schon längst, in leisen von unten her aufsteigenden Anfängen, das Emporkommen eines mittleren Bürgertums gefolgt; um 1770 und 1780 stand es gefestigt da und übernahm, wenn nicht schon voll die wirtschaftliche, so doch die geistige Führung

der Nation. Und auch gesellschaftlich machte es sich bereits stark bemerklich. Mit Mitte des 18. Jahrhunderts wird die Tracht einfacher; Ende des Jahrhunderts wird die Seide der Männerkleidung durch Tuch abgelöst; der Rock, der anfangs noch farbig, hellgrün und hellblau, geblieben war und sich noch mit bunten seidenen Westen vertragen hatte, wird immer dunkler: dunkelblau, dunkelgrün, dunkelbraun: bis er, völlig freilich erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts und somit im Anfange der zweiten Periode des Subjektivismus, in nichts als Schattierungen von grau und schwarz übergeht und bei vorgeschrittenem Alter nicht einmal mehr den Schmuck einer buntfarbigen Halsbinde zuläßt. Es ist ein Verlauf, der sich, wenn gleich minder scharf, auch in der Geschichte der Frauentracht verfolgen läßt; und schon in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts war auch hier der Umschwung deutlich und die Vorliebe für die Modeideale des Mittelstandes entschieden. „Entweder einen nachlässigen Flor über das Haar gebreitet oder unter einem leichten Hütchen die wallenden Locken und das gewundene Haar versteckt, wer sähe das nicht lieber statt eines Drahtgerüstes oder der Nachahmung von unermeßlichen Felsen oder des Prahlens mit geborgtem Haar oder der Verbreitung des verworrenen, gesalbten und gefärbten Haares über die Stirne bis an die Augenbrauen? Gegenwärtig umwindet man das Haar oder den Hut mit Moos, aus dem Blümchen hervorsprossen". Dabei sah man hier und da selbst schon ein „vornehmes Frauenzimmer", das keinen Reifrock und Schuhe ohne Absätze und so geräumig trug, daß der Fuß ohne Zwang darin Platz hatte.

Es waren Symbole von tiefer greifenden Änderungen. Gleichzeitig verschwanden die üppig prunkenden Rokokorahmen der Porträts mit ihren reichen Schnitzformen, ihrer Ornamentik und ihrer Vergoldung, und aus dem Bilde schauten nicht mehr Männer in pomphafter Berufsstellung oder Schäfertracht oder Frauen in dem mythologischen Kostüm einer Diana, Aurora oder vielleicht gar Venus heraus, sondern sahen ernste Gestalten meist nur im Brustbild herab; der Kopf trat in den Vordergrund,

und die Intimität des geistigen Daseins und des Charakters wurde zum ersten Gegenstande malerischen Ausdrucks, wenn deren volle Wiedergabe auch erst mit dem Realismus der dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts erreicht wurde.

Mit dem Emporkommen dieses Mittelstandes zeigen sich nun aber zugleich auch die frühesten Eigenschaften eines neuen Seelenlebens: Eigenschaften vor allem, wie die Zeit selbst es zusammengefaßt haben würde, des Herzens. Die Sitten erhalten den Grundzug des Einfachen unter einer deutlichen Abneigung gegen jedes Zeremoniell, der Sinn für das Natürliche überhaupt tritt hervor und äußert sich auch schon in leisen Wünschen einer spezifisch nationalen Bildung, zum Beispiel in einem gewissen Eifer für die Reinheit der Sprache; das sittliche Gefühl erhält eine merkbare Verstärkung und einen Zug zum Idealen, und dem Gefühlsleben wird stark und in vielen Kreisen bald unbedingt gehuldigt.

Wie aber waren nun diese sozialen Regungen eines neuen Mittelstandes mit dem Berufs- und Wirtschaftsleben verknüpft? Vor allem waren die Städte der Standort der neuen Bewegung. Und hier läßt sich wiederum von den größeren Städten sagen, daß für die neue Bildung der Unterschied zwischen Regierenden und Regierten, wie er auch im bloßen Bereiche der bürgerlichen Klassen des 18. Jahrhunderts stark hervortrat, vielleicht am ehesten eine zunächst freilich noch unbestimmte Abgrenzung erlaubt: die neue Gesellschaft bestand im allgemeinen aus den höheren Schichten der Regierten. Damit trafen sich in ihr der kleinere Rentner, der bessere Handwerker und vor allem der mittlere Kaufmann und endlich der mittlere Beamte, wie auch der Gelehrte mittleren Standes: in dieser Richtung hat Abbt einmal die große, die gelehrte und die geschäftliche Welt unterschieden. Charakteristisch ist dabei das verhältnismäßig starke Hervortreten der Beamten und Gelehrten. Man muß sich da erinnern, daß alle Zeiten eines Absolutismus auch in den Städten von Beamtenschaft zu strotzen pflegen; innerhalb der deutschen Entwicklung speziell des 16. bis 18. Jahrhunderts machte zum Beispiel in Heidel-

berg die Menge der Personen, die Besoldung erhielt, schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts etwa ein Viertel aller Steuerzahler aus, und für Leipzig versichert man gegen Schluß der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts, die Zahl der Subalternen sei beträchtlich, und alle Geschäfte würden noch gut besorgt werden können, wenn das Korps der Schreiber um ein Dritteil verringert würde. Nicht minder zahlreich aber waren die Gelehrten; in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam es geradezu zu einer Überfüllung dieses Standes, insbesondere des theologischen Berufes, und Basedow klagte in seinem Methodenbuch, die Menge untüchtiger und besonders armer Gelehrter sei eines der größten Hindernisse der öffentlichen Glückseligkeit. Freilich: würde ohne diese Überfüllung das geistige Leben der Zeit den Umschwung sondergleichen genommen haben, den wir kennen lernen werden? Vor allem das evangelische Pfarr- und Schulhaus ist an diesem Aufschwunge in hohem Grade beteiligt gewesen: und man kann in gewissem Sinne keinen Zufall darin sehen, daß in Klopstock der Sohn eines Pfarrers bei seinem Abschied aus einer protestantischen Klosterschule den Plan jenes Gedichtes entwickelte, das den Anfang der klassischen Literatur des Subjektivismus bezeichnet hat.

Die an Zahl aber immerhin weit überwiegenden wirtschaftlichen Klassen des Mittelstandes fanden sich wenigstens in größeren Städten mit diesen Elementen leicht zusammen. Mochten ihre Angehörigen auch nicht stets, gleich Hans Sachs seligen Gedächtnisses, eine Lateinschule besucht und das Quadrivium durchgemacht haben: immer standen sie doch gelehrten Studien nicht ganz fern, und die Gleichheit der äußeren Lebenshaltung tat ein übriges, sie dem mittleren Beamten- und Gelehrtentum zu verbinden.

Mit diesen Kreisen fühlten aber auch gewisse, an Individuen nicht eben zahlreiche Gruppen der kleinen Städte. Denn gewiß waren diese Städte der Hauptsache nach noch wesentlich agrarischen Charakters: der Ackerbürger herrschte in ihnen, der Handel war der Hauptsache nach Kleinhandel, der Hand-

werker lieferte für den Kunden, und der Wert des beweglichen Besitzes mag schwerlich mehr als ein Viertel des unbeweglichen betragen haben. Dennoch aber lebten in dieser Kleinwelt fast überall geistig bewegte Elemente, der Pfarrer, der Apotheker, der Richter, auch wohl der Bürgermeister: Elemente, die Goethes Hermann und Dorothea in einem konkreten Falle zwar nicht vollständig, in der gegebenen Auswahl aber mit unübertrefflicher Treue gezeichnet hat.

Diese ganze Masse setzte sich nun seit spätestens etwa 1740 in Bewegung. Nur schwer ist dabei ihr sozialer Fortschritt im einzelnen zu verfolgen; unmerklich für uns schreitet sie und doch wuchtig vorwärts, so wie Gletscher fließen. Denn sie hat noch keine Zeit, Denkwürdigkeiten zu hinterlassen; ihr Leben heißt Arbeit, und so bleibt sie geschichtslos, wie einstmals die Anfänge der Karlinge oder der Ottonen oder die ersten Zeiten des frühmittelalterlichen Bürgertums fast geschichtslos geblieben sind. Aber wenn von irgendeiner Gemeinschaft der deutschen Geschichte, so gilt von ihr, daß man sie an ihren Früchten erkennen soll. Goethes Urgroßvater ist Hufschmied gewesen, sein Großvater Schneider, dann Wirt mit schon etwas höfisch-bürgerlichen Manieren, sein Vater, wieder mehr kleinbürgerlich gesinnt, war kaiserlicher Rat und heiratete eine Tochter aus der bürgerlichen Aristokratie: nur nebenher aus dem alten vornehmen Bürgertum, der Hauptsache nach von Ahnen des Mittelstandes kam der Dichter her. Schillers Vater war Wundarzt, später Major; sein Großvater, Urgroßvater, Ururgroßvater sind Bäcker gewesen. Und gleichen sozialen Ursprungs waren, in bald naher und nächster, bald fernerer Beziehung zu Handwerk und mittlerem Beamtentum: Schubart, Bürger; Winckelmann, Heyne; Herder, Kant; Friedrich August Wolf, Fichte und tausend andere. Aber noch stärker als die bloße Mitgift des Blutes und der sozialen Haltung erwies sich in diesen Kreisen die gleiche geistige Mitgift: die Richtung auf das Große fernab von kleinlichen Forderungen des Tages, der Zug zum Unbedingten einer neuen Zeit, das enthusiastische Streben nach unbekannten Idealen.

Wie wurde nun alles dies dem neuen Mittelstande, wie wurde auch schon dem aristokratischen Bürgertum der Übergangszeit neben aller Nachahmung höfischer Kultur sein besonderer Sinn für Musik und Dichtung, seine Neigung zum Genießen und Schaffen höherer geistiger Werte überhaupt vermittelt? Wir stehen hier vor einer der einschneidendsten Fragen der deutschen geschichtlichen Entwicklung überhaupt.

Schon in der Zeit selbst ist sie gelegentlich erörtert worden. In letzte Tiefen vordringend hat sie, so scheint es, nur einer beantwortet: Kant. In seiner Schrift „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (1784)[1] heißt es: „Bürgerliche Freiheit kann jetzt auch nicht sehr wohl angetastet werden, ohne den Nachteil davon in allen Gewerben, vornehmlich dem Handel, dadurch aber auch die Abnahme der Kräfte des Staates im äußeren Verhältnisse, zu fühlen. Diese Freiheit geht aber allmählich weiter. Wenn man den Bürger hindert, seine Wohlfahrt auf alle ihm selbst beliebige Art, die nur mit der Freiheit anderer zusammen bestehen kann, zu suchen, so hemmt man die Lebhaftigkeit des durchgängigen Betriebes, und hiermit wiederum die Kräfte des Ganzen. Daher wird die persönliche Einschränkung in seinem Tun und Lassen immer mehr aufgehoben, die allgemeine Freiheit der Religion nachgegeben; und so entspringt allmählich, mit unterlaufendem Wahne und Grillen, Aufklärung, als ein großes Gut, welches das menschliche Geschlecht sogar von der selbstsüchtigen Vergrößerungsabsicht seiner Beherrscher ziehen muß, wenn sie nur ihren eigenen Vorteil verstehen."

Was Kant an dieser Stelle Aufklärung nennt, ist nicht das aufklärerische Geistesleben des ausgehenden Individualismus, sondern vielmehr der erste sich regende Hauch des neuen Seelenlebens: ist der Anfang des Subjektivismus. Und ihn leitet nun der Philosoph aus dem steigenden Umtriebe der modernen bürgerlichen Betätigung her: einen unmittelbaren

[1] Werke (Rosenkranz und Schubert) Bd. 7, 331.

Zusammenhang sieht er zwischen sich wandelndem Seelenleben und sich wandelnder Form der Wirtschaft.

Es ist kein Zweifel, daß er damit richtig beobachtet hat. So wenig hoch die Wogen der ersten Periode des Unternehmertums gegangen sind, so selten auf ihren Bergen jene weißen Schaumkämme erscheinen, die selbst dem oberflächlichsten Zuschauer das Phänomen der Bewegung bezeugen: so kräftig war doch der ihnen zugrunde liegende Anstoß und um so nachhaltiger ihr Anprall und ihre Wirkung. Denn nicht diejenigen Bewegungen des Wassers, die am sichtbarsten sind, bezeichnen zugleich immer seine gewaltigste Kraft: in den tiefen Wassern des Stillen Ozeans z. B. verläuft die Woge flach, und erst wo sie Widerstand findet, zeigt sich die ungeheuere Wucht ihrer Bewegung in aufloderndem Zerstäuben.

Der Kulturgeschichte der Gegenwart ist es weniger schwer, als den Zeiten Kants, die Wirkungen eines neuen Wirtschaftslebens auf das Seelenleben der Hauptsache nach zu analysieren, selbst wenn sie im 18. Jahrhundert weit langsamer wirkend auftraten als zu jüngeren Zeiten, in der zweiten Periode des Wirtschaftslebens der Unternehmung.

Zunächst führte ein freierer Verkehr jedem Bedürfnisse das entsprechende Gut und jedes Gut dem entsprechenden Bedürfnisse weit sicherer, rascher und aus größerer Ferne zu. Es war ein Vorgang, in dessen auf Wechselwirkungen beruhendem Verlaufe sich die Zahl der Bedürfnisse wie die Höhe des Verkehrs und der Produktion beständig steigerte. Damit wurde die produktive Arbeit wie der Handel der Schranken immer mehr ledig, die lokale Nachfrage und begrenzter Bedarf gezogen hatten: neben das Ideal der Qualität trat für sie, immer mehr alles beherrschend, das Ziel möglichst quantitativer Erzeugung und quantitativen Vertriebes.

Es war ein Vorgang, der an sich schon die Spannung zwischen Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung immer mehr vergrößerte und darum eine immer höhere Steigerung der Verstandes- und Willenskräfte zu deren Überbrückung hervorrief. Außerdem aber lief er, beim Aufsuchen immer ent-

fernterer Absatzgelegenheiten, auf die Überbrückung immer größerer Erdenräume hinaus und vermittelte von diesen her immer stärker vermehrte Summen frischer Reize, die dann zu neuen Vorstellungskreisen, und bei der Entwicklung dieser zur Auslösung bisher unbekannter Arten seelischer Affekte führen mußten. Es ist ein Vorgang, der schon bei stärkerer Raumbezwingung auf europäischem Boden eintrat, sobald sich, im Verlaufe der Handelsgeschichte des 17. Jahrhunderts, die bisher mehr getrennten Handelsgebiete des deutschen Südens und Nordens zu vermischen und über sie hinweg starke Wege eines mitteldeutschen Handels zu bilden begannen. Denn schon damit entstand ein lebhafterer Reiseverkehr; eine Reiseliteratur kam auf, und die Welt gesehen zu haben gehörte von nun ab zu den ersten Anforderungen, die auch an den bürgerlichen Kavalier gestellt wurden. Welcher Fortschritt aber von diesem immerhin noch begrenzten Horizonte bis zu den Möglichkeiten, welche schon die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts erfüllt sah! Das war die Zeit, in der über die Reisebeschreibungen früherer Menschenalter hinweg die wissenschaftliche Geographie und in ihr Bücher wie Büschings Neue Erdbeschreibung entstanden, in der an die Stelle der abenteuerlichen und kuriosen Auslandsreisen der Vorzeit die Reise zu wissenschaftlichen Zwecken trat und der gelehrte Reisebericht eines Pallas, Georg Forster und Carsten Niebuhr.

Wie der Raum, so wurde von dem langsam erwachenden neuen Wirtschaftsleben aber gleichsam auch die Zeit überbrückt. Gewiß erscheinen uns die Menschen des 18. Jahrhunderts noch in einem überaus behaglichen Tempo des Lebens: sie arbeiten läßlich, sie bedürfen noch erst selten der Erholung von Überarbeitung in häufigen und längeren Ferien: gleichmäßiger fließt noch der Strom des Lebens dahin. Dennoch: in welchem Fortschritte der Zeitabkürzung befand man sich bereits gegenüber dem 17. Jahrhundert mit seinen vielfach nur acht- und vierzehntägigen Postverbindungen, seinen schlechten Straßen, seinem Mangel an fast jeder genügenden Personenbeförderung! Schon wurde Zeit langsam zu Geld; und langlebige und zu-

gleich scharfe Beobachter, wie Goethe, sind sich des Wechsels wohl bewußt gewesen. Auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens im besonderen aber mußte schon die Tatsache des Unternehmens an sich, weil den Beruf des Händlers und des Produzenten vereinigend, zu einem rascheren Zeitmaße der Beschäftigung führen: wie sie zugleich eine ebenso reich gegliederte wie eben dadurch höchst freie Tätigkeit mit sich brachte.

Wurde durch all diese Vorgänge schon die Einzelpersönlichkeit ganz anders als je vorher angeregt, auf eigene Füße gestellt und neuen Idealen des Lebens entgegengeführt, so trug die steigende Wohlhabenheit zugleich dazu bei, daß sie diese neue Lage nun auch nutzen konnte. Inwiefern dies zunächst konsumtiv geschah, läßt sich aus dem raschen Steigen der Zahl der allgemeinen Genußmittel erkennen: es ist die Zeit des zunehmenden Alkoholgenusses, namentlich der Liköre, trotz aller Zimperlichkeit des Rokokos; es sind die Jahre der Einführung des Kaffee- und später des Teegenusses, der sich freilich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf die Küstengegenden der Nordsee beschränkte, die Jahre auch steigender Salonfähigkeit, wenn nicht schon des Rauchens, so doch des Schnupfens[1].

Die entschiedenste Freiheit des einzelnen freilich wurde, wie sie wirtschaftlichen Vorgängen verdankt wurde, so schließlich auch auf wirtschaftlichem Gebiete gewonnen. Die Persönlichkeit begann sich hier loszulösen von allen noch bestehenden Bindungen früherer Zeit, selbst von der der Familie: als Trägerin eigener Wirtschaftskraft trat sie hervor: die Anfänge des modernen Kreditbegriffes, als des Inbegriffes der wirtschaftlichen Potenz eines Einzelnen, begannen sich zu entwickeln. Und indem dies geschah, wurde der wirtschaftliche Egoismus der Fesseln, die ihn bisher aus dem Seelenleben des Einzelnen wie aus den Einwirkungen des Staates her ge-

[1] Rauchen und Schnupfen verbreitet sich schon im Laufe der zwei letzten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts durch alle Stände. Anbau des Tabaks seit ca. 1660 im oberen Elsaß, in der Grafschaft Hanau, im Bistum Speier, in Baden und im Breisgau, um Magdeburg und Halle, in Thüringen, Brandenburg und Schlesien. Falke 2, 355.

bunden hatten, los und ledig: und das Prinzip des freien wirtschaftlichen Wettbewerbes aller ergab sich als die eigentliche wirtschaftliche Lösung des neuen Zeitalters.

Freilich: in der Frühzeit, in der sich unsere Erzählung zunächst bewegt und bei der sie noch auf lange verweilen wird, leuchtete dieser Grundsatz erst leise anglühend aus den Wandlungen des fortschreitenden Wirtschaftslebens hervor: noch fehlte ihm jeder mammonistische Zug, noch galt bloßes Streben nach Gewinn als voller Lebensinhalt für gemein und verächtlich. Es war ein Zustand, der noch die Amalgamierung der bisher geschilderten sozialen und seelischen Entwicklung mit einer sehr merkwürdigen anderen Erscheinung der gleichen Zeit gestattete: mit der Entstehung und Entwicklung einer allgemeinen nationalen Bildung.

2. In einem Aufsatze Laskers über Halbbildung findet sich der Satz: „Die Aufgabe der Erziehung ist, auf alle denkbaren Lagen vorzubereiten; auf sie eingerichtet sein, ist der Inhalt der Bildung." Und Schmoller bemerkt in seinem Buche über das Kleingewerbe, für die Lösung der sozialen Übel des 19. Jahrhunderts sei der Besitz längst nicht so wichtig, wie die persönlichen Eigenschaften. Die Hauptsache sei die geistige und technische Hebung des Arbeiter- und Handwerkerstandes, seine Erziehung zu anderen gesellschaftlichen Gewohnheiten, zu anderen häuslichen Sitten, zu einem weiteren Blicke, zu höherer technischer Bildung: bei der Rechts- und Staatsverfassung der Zeit seien alle sozialen Gegensätze zunächst Bildungsgegensätze.

Es sind zwei Urteile aus der Zeit, da die Unterscheidung der Volksgenossen in Gebildete und Ungebildete vielleicht am entschiedensten durchgeführt war: aus den Endjahren der ersten Periode des Subjektivismus, aus der Blütezeit des konsequenten politischen Liberalismus. Man sieht: damals wurde unter Bildung im weitesten Sinne genügende persönliche Vorbereitung für ein erfolgreiches Leben in subjektivistischer Zeit verstanden, wobei diese Vorbereitung als eine doch wesentliche intellektualistische gedacht war.

Heutzutage, in Zeiten, da der Gegensatz von Bildung und Unbildung die umfassende Bedeutung der sechziger bis achtziger Jahre, wenn nicht der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts überhaupt zu verlieren beginnt, gilt als Merkmal des Gebildeten entweder der Besitz einer bestimmten geistigen Ausbildung vornehmlich verstandesmäßiger Art, oder der Begriff wird gar nur auf wirtschaftlich-soziale Motive bezogen: so sieht z. B. Paulsen das entscheidende Kennzeichen des Gebildeten darin, „ob einer selbst mit der Hand arbeitet oder andere anweist, für ihn zu arbeiten". Mit der ersten dieser beiden Auffassungen ist das Wort, eine in der Geschichte des Verfalls der Begriffe häufige Erscheinung, nach einer übermächtigen Ausdehnung seines Sinnes dem nächsten, äußeren Eindrucke nach zu seiner ursprünglichen Bedeutung zurückgekehrt. Denn als gebildet galt ursprünglich, wer mit starker Verstandesdurchbildung, so, wie sie etwa der vollständige Unterricht einer Mittelschule, insbesondere aber eines Gymnasiums gewährte, eine gewisse Bildung des Herzens, das, was man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Humanität zu nennen begann, verband.

Dieses Wesen der Bildung ergibt schon, daß sie ihre Entstehung noch dem ausgehenden Rationalismus, ihre volle Entfaltung aber erst dem frühesten Emporblühen des Subjektivismus verdankte; um 1800 konnte sie als voll entwickelt gelten; und das Wort „volkstümlich", das der Turnvater Jahn aufbrachte, stand zu ihr schon in einem gewissen Gegensatz.

Behält man diese Zusammenhänge im Auge, so erscheint es als selbstverständlich, daß die Entwicklung der Bildung mit der Übertragung der höchsten speziell verstandesmäßigen Kultur des ausgehenden Individualismus in breite Schichten der Nation begann. Hierzu aber war die Übertragung dieser Kultur, die sich noch durchweg des Lateinischen und dazu nicht selten auch einer ungewöhnlichen Masse von Kunstausdrücken bediente, in gemeinfaßliches Deutsch die erste Voraussetzung. An der Zunahme der deutsch geschriebenen Bücher wird man mithin bis zu einem gewissen Grade ihre Entstehung und ihren Sieg ver-

folgen können. Und da bedeutet nun das Jahr 1681 einen wichtigen Abschnitt. Während ein Jahrhundert vorher, im Jahre 1570, noch siebzig Prozent aller in Deutschland gedruckten Bücher lateinisch abgefaßt waren, läßt sich in diesem Jahre zum erstenmal ein Übergewicht der deutschen über die lateinischen Bücher feststellen: freilich haben im Jahre 1691 noch einmal, aber nun zum letztenmal, die lateinischen Schriften die deutschen überwogen. Im ganzen aber gewinnen die deutschen Bücher nun entschieden den Vorrang; schon im Jahre 1714 haben sie die doppelte Anzahl der lateinischen erreicht. Im Jahre 1730 beträgt dann die lateinisch geschriebene Literatur auf deutschem Boden nur noch dreißig Prozent des Büchermarktes, um von da an, namentlich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts reißend abzunehmen: 1765 sind es noch 18,6 %, 1775 13,6, 1785 8,8 1795 4,8 und 1805 4,1 %[1]. Dabei hatte gleichzeitig die absolute Höhe der Produktion und auch die Höhe der Auflage des einzelnen Buches mächtig zugenommen; in Leipzig, dem Mittelpunkte des Buchhandels, gab es am Schlusse des 18. Jahrhunderts mehr als 50 Buchhandlungen und waren 18 Buchdruckereien „mit täglich zwischen 70 und 80 Personen" im Gange.

Welche geistige Entwicklung birgt sich nun hinter diesen Daten und Ziffern? Goethe bemerkt einmal in der Schrift zur Farbenlehre: „Dasjenige, wovon das Publikum hört, daß man sich damit in den Werkstätten, in den Studierzimmern der Gelehrten beschäftige, das will es auch näher kennen lernen, um nicht ganz albern zuzusehen, wenn die Wissenden sich laut davon unterhalten. Darum beschäftigen sich so viele Redigierende, Epitomisierende, Ausziehende, Urteilende, Vorurteilende; die launigen Schriftsteller verfehlen nicht, Seitenblicke dahin zu tun"; — und er fährt fort: „der Komödienschreiber scheut sich nicht, das Ehrwürdige auf dem Theater zu verspotten". Es ist die lebendige Schilderung eines geistigen Vorganges, der in Goethes älteren Tagen noch immer anhielt, während er schon gegen Schluß des 17. Jahrhunderts mit den

[1] Goldfriedrich, Geschichte des deutschen Buchhandels Bd. 3, S. 305.

Bestrebungen von Thomasius begonnen hatte: die erste Entwicklungsstufe der Bildung popularisierte die Wissenschaften.

Hand in Hand mit dieser Entwicklung der Wissenschaften zu einem sozialen Ferment, ja ihr teilweise voraus, ging, wie Goethe das auch andeutet, ihre Befreiung von der Herrschaft der Theologie. Diese war schon um 1700 soweit gelungen, daß sich die Folgen, die sich in den Wissenschaften für die einzelnen konkreten Fragen teilweise erst viel später einstellten, in den sittlichen Beziehungen der Gesellschaft zur Wissenschaft geltend zu machen begannen. Man sah jetzt in der Emanzipation der Wissenschaften von der Theologie und in der immer stärkeren Entwicklung eines breiten wissenschaftlichen Interesses Vorgänge, die es gestatteten, sich auf deren Ergebnisse als sichere Errungenschaften der Vernunft auch bei dem vollen Ausbau einer veränderten Weltanschauung zu stützen: die Aufklärung und mit ihr die Popularphilosophie jenseits der Mitte des 18. Jahrhunderts zogen herauf. Und hier war es denn namentlich das schier unerschöpfliche Thema von der Glückseligkeit, das immer und immer wieder angeschlagen wurde: zum Beweise, daß den Menschen dieser Zeit noch immer mehr das Individuum als solches, als das Individuum in seinem sozialen Zusammenhange fesselte.

Schon vorher aber hatte sich eine andere Wendung vollzogen, die schließlich über die Aufklärung weit hinausführte. Indem die Wissenschaft in der Popularisierung praktisch zu werden begann, verlor sie zunächst viel leeren Kram, viel Pedanterie, viel Zunftstolz. Als dann aber der große Hochzeitstag nahte, da sie sich ganz dem Leben vermählen sollte, da begann sie sich teilweise in der Richtung auf heitere Kunst, auf freundliche Impromptus, auf frische Lebensweisheit vorwärts zu strecken: sie wollte belehren, unterhalten, erfreuen: die Periode der sogenannten schönen Wissenschaften brach an; und indem sie zugleich die Zeit einer letzten, gekünstelten, für lehr- und lernbar erachteten Poesie des Rationalismus war, schien es, als ob die ewigen Schranken zwischen Dichtung und Wissenschaft zu fallen bestimmt seien.

Aber es war klar, daß es sich nur um einen Augenblick des Überganges handeln konnte. Und jenseits dieses Augenblickes mußte die in einer jetzt eben aufs wunderbarste anschwellenden Literatur vertretene Bildung einen bisher schon immer stärker, aber noch nicht überwiegend betretenen Weg nun vollends einschlagen: den Weg hinein in die Gefilde der Dichtung. Denn inzwischen waren die Anfänge des subjektivistischen Seelenlebens erwachsen, und feurig belebt, wie jeglicher Beginn eines neuen menschlich großen Schicksals, erschien den vorwärts drängenden Zeitgenossen die Welt zunächst in den poetischen Farben des Enthusiasmus. Und so ging die Bildung der Erwachsenen vornehmlich in Kenntnis und Genuß der neuen Literatur auf: „statt daß sonst nur Phrase, Familienvorfälle und Schwächen der Nächsten Gegenstände gesellschaftlicher Unterhaltung waren, sprach man jetzt von Schauspielen und anderen Gegenständen der Literatur". Und mit welchem Feuer nahm man das Neue auf! „Ich kann Ihnen nicht beschreiben," teilt Stolberg Bürger mit, „wie sehr Ihre Leonore hier bewundert wird . . . Ich bin mehr als einmal Zeuge gewesen, daß beim Spieltisch die Damen den Almanach aus der Tasche gekriegt und die Leonore laut gelesen haben. Die Karten wurden beiseite gelegt, und von anderen Spieltischen stand man auf und horchte zu." Natürlich, daß auch diese Begeisterung Modesache wurde. Der „Humeur" mancher Dame, die früher nur Bologneserhündchen liebte, legte sich auf literarische Lektüre; und von Leipzig heißt es im Jahre 1799: „Wir lesen alles bei der Erde weg, Wielands Agathon und Gustav Waldmann, Walter von Monberry und den Burgfrieden, den Pächter Martin und den Eulenspiegel, Heidenreichs Erbauungen und die Liaisons dangereuses. Das Höckerweib hinter dem Käsekorb liest sowie die Dame an der Toilette; der Markthelfer macht sich über die Lektüre seines Herrn, sobald jener den Rücken wendet; die Jungmagd holt ihr Buch bei dem Bücherverleiher, Kinder lesen, Greise lesen . . . es ist eine Lesewut in dies Volk gefahren."

Gewiß zeigt dabei das Leipziger Beispiel, daß nicht immer

das Beste gelesen wurde. Dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß das Ergebnis außerordentlich und schließlich gut war. Ein Strahl des gewaltigen Aufschwunges der Dichtung fiel auch in enge Herzen, das Ideal der Humanität, von dem die Dichtung schließlich durchtränkt war, blieb nicht ohne Frucht; und im Beginne des neuen Jahrhunderts hatte die energische Arbeit dieser Dichtung und dieser Weltanschauung es erreicht, daß auch Handelsangestellte von Fichte für gebildet genug erachtet wurden, um der Darlegung der Grundlagen seiner abstrakten Philosophie bei Auseinandersetzungen im lebendigen Vortrage mit Verständnis zu folgen.

So waren denn die gebildeten Kreise jetzt an erster Stelle die literarischen und philosophischen; eben in diesem Sinne war Gelehrsamkeit und Dichtung zur Bildung geworden; noch fehlten die politischen Akzente; und auch eine ästhetische Bildung der bildenden Kunst, ja teilweise auch der Musik stand nicht im Mittelpunkte der Entwicklung.

Auf literarischem Gebiete aber hatte die jetzt mehr als ein Jahrhundert alte Bewegung geradezu zu den Anfängen einer neuen Standesbildung geführt. Schon gegen Schluß des 17. Jahrhunderts hatte man eingesehen, daß man mit den bisherigen Veröffentlichungsarten der Wissenschaft, mit gelehrten Folianten und den schwerfälligen Bänden etwa der Acta Eruditorum ein Bildungspublikum nicht werde befriedigen können. Und schon begann England, wo verwandte Bewegungen früher verliefen, ein Beispiel zu geben, wie man der Aufgabe besser gerecht werden könne: mit dem Beginne des 18. Jahrhunderts kamen hier die ersten großen Wochenschriften zur Popularisierung der Wissenschaft auf, der Tatler 1709, der Spectator 1710/12 und 1713 der Guardian. Es war ein Vorbild, dem auf deutschem Boden bald eifrig nachgelebt wurde; Hunderte von Zeitschriften für alle möglichen Leserkreise und Bildungszwecke sind hier schon bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts erschienen: und dessen erste Hälfte kann gerade zuals eine der bildungshungrigsten unserer Geschichte bezeichnet werden. Daneben trat aber noch eine andere, minder

bekannte Veröffentlichungsweise der nun schon „anmutigen" Gelehrsamkeit: die in Sammelwerken, in Bassins gleichsam, in denen in meist schon gefälliger Form dargeboten wurde, was aus den erweiterten Gebieten der verschiedenen Wissenschaften als allgemeines Interesse darbietend zusammenfloß. So erzählt Gottsched in der Vorrede zu seinem Handlexikon der schönen Wissenschaften und freien Künste: „ein Staats- und Zeitungslexikon, ein Natur-, Kunst- und Bergwerkslexikon, ein Lexikon aller Wissenschaften und Künste wurden bald durch ein Gelehrtenlexikon und ein Frauenzimmerlexikon abgelöst. Ein Realschullexikon bekam bald ein Antiquitätslexikon und dieses ein Heiligenlexikon zum Nachfolger; und daß auf das geographische auch ein Handelslexikon, ja mitten unter allen auch ein mathematisches, ein philosophisches und so manches theologische und juristische Reallexikon ans Licht getreten, wird gleichfalls vielen noch in frischem Andenken ruhen. Endlich können auch das große historische Lexikon, das noch größere Universallexikon nebst dem Bayleschen Wörterbuche und das Adelslexikon hier unmöglich mit Stillschweigen übergangen werden." Es war eine Bewegung, die schon damals die Klage der „Pedanten" gegen Halbbildung hervorrief. Aber das hinderte nicht, daß Männer wie Buddeus, Hübner, Schöttgen, Jablonski, Wolf, Hederich, Mencke und Jöcher ihr Wissen der Bildung suchenden Masse in dieser Form darboten.

Im übrigen ist es verständlich, daß sich mit der Verschiebung des Bildungsideals aus dem Rationalen und Verstandesmäßigen ins Ästhetische und Ethische und schließlich auch Philosophische auch eine Wandlung der Formen vollzog, in denen der neue Bildungsinhalt an das größere Publikum herantrat. Charakteristisch sind in dieser Hinsicht für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts namentlich zwei Erscheinungen: das Aufkommen der Musenalmanache und verwandter Zeitschriften und das Aufblühen der Leihbibliotheken; auch die Lesegesellschaften sind in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Musenalmanache sind nach französischem Muster seit 1770 erschienen; der erste wurde von Boie und Gotter herausgegeben; bald aber hatten die

meisten Landschaften und Städte, in denen man auf „Geschmack" hielt, ihre poetischen Blumenlesen. Viele von ihnen standen freilich auf sehr niedriger Stufe, und nicht wenige gingen nach kurzem Bestehen wieder ein. Und auch solchen von höchster Bedeutung ist das zugestoßen; so ist Schiller nicht bloß mit dem schwäbischen Musenalmanach seiner Jugendzeit gescheitert, auch für seine Horen (1795), das Organ des weimarischen Idealismus, fand sich nicht die genügende Zahl von Abnehmern. Im ganzen wünschte man eben, und bei zunehmender Verbreitung der Bildung in minder hochstehende Schichten um so mehr, auch Hausmannskost, der deshalb Pfeffer und andere starke Gewürze keineswegs fehlten. Die Leihbibliotheken, die namentlich gegen Schluß des Jahrhunderts zugenommen zu haben scheinen, geben in ihren Katalogen von dieser Wandlung beredte Kunde. Von Leipzig hören wir, daß es um diese Zeit zwei sehr große von 6—8000 Bänden gab, die dem Publikum alle neuen und die besten älteren Schriften, Romane, Schauspiele, historische, philosophische, moralische, sogar theologische Werke darboten, nebst allen Journalen, „mit denen unser wertes Vaterland zum großen Nutzen der Wissenschaften gesegnet ist". Dabei liest man nicht, wie zum Teil in kleineren Orten, nur Liebes- und Helden-, Diebes- und Mordgeschichten, Faßmanns Totengespräche und, wenn's hoch kommt, Siegwart, Burgheim und Konsorten. Freilich werden auch empfindsame Romane die Hülle und die Fülle verschlungen, freilich diese und Schauspiele und kleine tändelnde Gedichte mehr als ernstere Schriften gelesen: aber doch kann man auch Mendelssohn und Spalding und Robertson und hundert der besten Schriftsteller in den Händen sogar der Damen erblicken.

Neben dem philosophischen und schöngeistigen Interesse aber erwuchs seit den sechziger Jahren immer mehr auch ein weiteres, so recht der allgemeinen Bildung angehöriges, das nun noch mehr, als Dichtung und Weltanschauung, von der enzyklopädischen Stufe der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu praktischer Betätigung hinüberführte: das humanitäre, soziale,

politische. Und es fand seinen vollendeten Ausdruck schließlich in einer neuen Art der Zeitung.

Vor Friedrich dem Großen hat es in Deutschland kaum publizistische Organe gegeben, die sich mit Besprechung und Kritik öffentlicher Zustände beschäftigt hätten; es gab nur eine gelehrte staatsrechtliche Literatur. Da gab König Friedrich den beiden Zeitungen Berlins eine größere Freiheit, wenn er auch den reichlichsten Gebrauch von dieser nur in eigener Person machte. Und bald folgten dem allenthalben die „Wochen-" und „Intelligenzblätter", die neben Belehrungen gemeinnützigen Inhaltes sich auch mit Fragen des bürgerlichen und politischen Lebens zu beschäftigen begannen: allen vorweg Mösers prächtige Osnabrückische Intelligenzblätter (1766—82), für Süddeutschland besonders eindringlich die „Deutsche Chronik" des unglücklichen Schubart (von 1774 ab). Und von da an verbreitete und vertiefte sich diese Strömung am Schlusse des Jahrhunderts so, daß man schon von einer nicht unbedeutenden periodischen Presse reden konnte. Göckingk teilt in dem Prospekt zu seinem Journal von und für Deutschland (1784) mit, daß er 217 Zeitungen, Intelligenzblätter und Adreßnachrichten in Deutschland kenne, daß er aber Grund habe zu vermuten, das sei noch nicht die Hälfte aller vorhandenen. Freilich seien viele darunter nur primitive Annonzenblätter.

Bei einer solchen Entwicklung der öffentlichen Presse drängt sich sofort die Frage auf, ob es denn schon einen Journalistenstand gegeben habe. Denkt man dabei an den modernen Journalismus, so ist sie zu verneinen. Doch gab es schon eine Vorstufe des heutigen Standes, die mehr war, als die Stufe des Gelehrtentums des 18. Jahrhunderts, und eben parallel der Entwicklung der allgemeinen Bildung war sie erwachsen: als die des Literatentums kann sie bezeichnet werden.

Die Honorare des Buchhändlers Cotta an Schiller betrugen mehr als 33000 Gulden; er und seine Erben haben im ganzen etwa 275000 Mark Honorar erhalten. Goethe bezog bei seinen Lebzeiten etwa 147500 Reichstaler, rund 450000 Mark Honorar. Es waren in der deutschen Geschichte

beinah völlig neue Vorgänge; das „gebildete Publikum" hätte durch seine Beiträge schon so ziemlich seine beiden größesten Dichter erhalten können.

Die ersten deutschen Schriftsteller, die auf diese Weise von ihren Honoraren zu leben gesucht haben, freilich nicht ohne noch nebenher Hoffnung auf ein fürstliches Jahresgehalt zu setzen, waren Klopstock, Lessing und Wieland: die Helden des ausgehenden Individualismus und des emporblühenden neuen Zeitalters. Denn vor ihnen hat höchstens der wunderliche Philipp von Zesen als freier Literat zu bestehen versucht; und die Berufsdichter noch des 17. Jahrhunderts waren die fürstlichen Pritschmeister und Hofpoeten gewesen. Man durchdringe sich ganz mit der Bedeutung dieser Tatsache. Sie besagt zunächst, daß die Schriftsteller nun dem großen Publikum allein zu dienen beginnen. Wo bleibt jetzt der feierliche Panegyrikus des Humanisten auf das Wohlwollen irgendeines Fürsten oder städtischen Rates, der ihn einmal bei Brote erhalten hat, wo auch die höfische Lobhudelei des 17. Jahrhunderts? Das Buchhändlerhonorar beginnt den Dichter und den Denker zum vollen Herrn erst seines Schaffens zu machen. Und damit ziehen ganz andere literarische Zustände ein: echt literarischer Subjektivismus in gegenseitigem Wettbewerb; stärkstes Cliquenwesen, gegen das selbst das Geschützfeuer der Xenien wenig hilft; Eindringen junger Männer; Überschätzung des Berufes; einseitige Leidenschaft des Schaffens; der „Schriftsteller nach der Mode". Und den Übergang von den alten zu den neuen Zuständen bezeichnet die Diktatur Gottscheds, die durch mehrere Zeitschriften, die „Vernünftigen Tadlerinnen" (1725), den „Biedermann" und andere ausgeübt wird, sowie der Kampf gegen sie: das ist die kulturgeschichtliche Bedeutung der in der literarischen Personengeschichte des 18. Jahrhunderts so peinlich anmutenden Kämpfe der dreißiger und vierziger Jahre.

Im allgemeinen Verlaufe unserer Erzählung aber hat die Entstehung des Literatenstandes seit 1740 und 1750, so klein

auch noch die Zahl der Personen war, die ihm in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehörten[1], eine noch höhere Bedeutung: sie beweist, daß das gebildete Publikum der Mäcen des deutschen Geisteslebens zu werden begann, sie zeigt den tiefen Einfluß der Bildung auf die Anfänge des ausgeprägteren Subjektivismus.

Und waren sie denn mit diesen sozialen Beziehungen erschöpft, in denen sie nur besonders deutlich hervortraten? Wer wollte es annehmen. Indem die geistig vorwärts drängenden Schichten der Nation sich mehrere Menschenalter hindurch immer und immer stärker mit all dem Neuen, das Wissenschaft und Weltanschauung, Denken und Dichten boten, von Grund aus erfüllten, unterlagen sie der Zuführung ganz außerordentlicher Mengen neuer Reize: und wurden eben durch diese Zufuhr, die das ganze Seelenleben umbildete, nicht minder wie durch die Reizauslösungen des neuen Wirtschaftslebens voran gedrängt, hinein in die seelischen Zustände eines neuen Zeitalters.

So darf man es sagen: neue Bildung und neues Wirtschaftsleben gemeinsam sind die sozialen und seelischen Voraussetzungen für den Eintritt jener ersten Periode des Subjektivismus gewesen, die seit etwa der Mitte des 18. Jahrhunderts begann. Und nicht wenige Stellen hat es gegeben, in denen die beiden so verschiedenartigen Einflüsse, die nur in der gemeinsamen Auswirkungsform der neuen Reize zusammentrafen, sich unmittelbar gegenseitig berührten. So kann es z. B. keinem Zweifel unterliegen, daß die Reizmassen, die aus

[1] Schiller schreibt noch 1790: „Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die notwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unserer deutschen literarischen Welt . . . unvereinbar." Und Athenäum 1 2 S. 7 heißt es: „Bei uns galt man ehedem weniger als nichts, wenn man bloß Schriftsteller war. Noch jetzt regt sich dies Vorurteil hier und da, aber die Gewalt verehrter Beispiele muß es immer mehr lähmen. Die Schriftstellerei ist, je nachdem sie treibt, eine Infamie, eine Ausschweifung, eine Tagelöhnerei, ein Handwerk, eine Kunst, eine Wissenschaft, eine Tugend."

der tatsächlichen räumlichen Erweiterung des Horizontes in Verkehr und Handel hervorgingen, wesentlich durch die weit verbreitete und überaus beliebte Lektüre unzähliger Reisebeschreibungen verstärkt worden sind — z. B. haben Kant und Schiller, die beide nicht viel gereist sind, diese Lektüre in besonderem Maße getrieben und dadurch den Mangel einer direkten Anregung durch Ortsveränderung ausgeglichen, wenn nicht überholt —: und es ist eine Tatsache von charakteristischer Bedeutung, daß seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts neben den ökonomischen Reisen die besondere Form der wissenschaftlichen Reise aufzutreten begann, in der literarisch-gelehrte Interessen mit solchen der tatsächlichen Raumdurchmessung zusammentrafen.

Wenn aber so neben wirtschaftlichen Faktoren rein geistige Vorgänge glückbringend in die neue Zeit hinübergeführt haben, so ist die Frage von hohem Interesse, in wie weit sich die Wirkung beider Faktoren in derselben sozialen Welt vollzogen haben mag.

Ehe sie beantwortet werden kann, muß freilich betont werden, daß die Entwicklung der neuen Bildung keineswegs in ganz Deutschland gleichmäßig erfolgte. Für Österreich unternahm es Josef II. vergebens, wenigstens in Wien ein literarisches Zentrum zu schaffen, zu welchem Zwecke er u. a. Lessing dorthin zu ziehen versuchte; es gelang ihm ebensowenig, wie dem Kurfürsten Max Joseph in München, dessen Bestrebungen gemeinsam von Klerus und Beamtentum als den „an der Spitze der Nationalignoranz stehenden" Schichten vereitelt wurden. Dabei ist klar, daß es vor allem der Boden des reinen Katholizismus war, der sich für die Aufnahme der neuen Bildung als unfruchtbar erwies, wie er denn auch der Entwicklung des neuen Wirtschaftslebens ungünstig blieb; in Bayern schloß noch das Bürgerliche Gesetzbuch von 1756 jeden Nichtkatholiken von dem Eintritt, insbesondere auch vom Erbrecht in Liegenschaften aus; im Kurfürstentum Trier erhielten Nichtkatholiken erst 1786 das Niederlassungsrecht.

Allein auch die protestantischen Gebiete waren nicht überall

Sitze oder wenigstens frühe Heimstätten der neuen Bildung. In seiner württembergischen Heimat dichtete Schubart:

Ich Mädchen bin aus Schwaben,
Und braun ist mein Gesicht;
Der Sachsenmädchen Gaben
Besitz' ich freilich nicht.

Die können Bücher lesen,
Den Wieland und den Gleim,
Und ihr Gezier und Wesen
Ist süß wie Honigseim.

Und spät noch bedauerte man in den Kreisen der Tübinger Professoren, daß das Land „schöne Geister zu Professoren bekomme, die in Empfindungen zerschmelzen und die Gesellschaften mit Liedern unterhalten".

Im allgemeinen war es in dieser Hinsicht bezeichnend, daß es in dem ganzen Süden und Westen, sieht man etwa von Nürnberg, München und Kempten ab, noch gegen Schluß des 18. Jahrhunderts erst einen einzigen ganz großen Buchverlag gab, den von Cotta in Stuttgart. Und auch mit den größeren Sortimentern sah es schlecht aus. „In Südwesten," erzählt Perthes, „befand sich von Wien bis Regensburg — einige Verleger katholisch-asketischer Werke ausgenommen — keine, von Regensburg bis Tyrol nur eine Buchhandlung — in Augsburg. Nürnberg war es, welches den geringen Bedarf dieses großen Landstriches allein befriedigte. In Tübingen und Heidelberg waren blühende Geschäfte; aber der ganze Nordwesten, wo Münster als letzter literarischer Vorposten vorgeschoben war, wurde von Frankfurt a. M. aus spärlich versorgt. Dagegen hatte der Buchhandel im ganzen nordöstlichen Deutschland schon seit geraumer Zeit einen lebhaften Aufschwung genommen." Vergleicht man nun das von Perthes abgegrenzte Gebiet mit dem der Städte, in denen die Entwicklung des geistigen Lebens des 18. Jahrhunderts vor allem stattgefunden hat, mit den Schweizerstädten einerseits, anderseits Hamburg, Leipzig, Berlin, Göttingen, dazu Weimar, Gotha, Meiningen, Darmstadt, Braunschweig, Oldenburg, Eutin und überhaupt Holstein: so bemerkt man leicht, daß die Gebiete literarischer

Produktion und Konsumtion im allgemeinen zusammenfielen, und daß sie doch nicht viel mehr als etwa ein starkes Drittel des deutschen und etwa vier Fünftel des protestantischen Bodens ausmachten.

Und sehr deutlich drängt sich daneben noch eine andere Beobachtung auf: innerhalb dieses Gebietes sind die größeren und mittleren Städte Trägerinnen der Bewegung. Das ist in der Tat das Entscheidende: auf dem einmal gegebenen Boden hat das Bürgertum vor allem die neue Bildung gepflegt: wirtschaftlicher Fortschritt und Aufnahme neuer Bildung fallen, sozial betrachtet, zusammen. Und diese Erscheinung ist in der Tat bis zu dem Grade sicher, daß die wirtschaftliche und soziale Haltung des Bürgertums sich in tausend sekundären Eigenschaften der neuen Bildung widerspiegelt, ja daß man sagen darf, eben der dem Bürgertum des 18. Jahrhunderts eigene Geist des Fortschritts noch ohne allzustarkes Hasten, das festina lente der Städte, die Erscheinung noch reichlicher Mußestunden zu froher Aufnahme geistiger Kost habe dem Aufschwunge der Bildung als gesellschaftliche Grundlage gedient.

Von diesem Bürgertume kam aber für den eigentlichen Übergang zur neuen Zeit nicht mehr so sehr die alte Aristokratie, die ihre Entwicklungshöhe etwa mit den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts erreicht hatte, als der spätere Mittelstand in Betracht. Schon der Charakter des Unterrichts in beiden Klassen zeigt es; der der Aristokratie ist immer stark international gewesen, und neben den fremden Sprachen kamen hier ästhetisch-gesellschaftliche Momente, Ballwerfen, Tanzen, Fechten, Reiten, daneben auch einige Unterweisung in den bildenden Künsten, Zeichnen, Malen, Kupferstechen in Betracht; der Unterricht des Mittelstandes dagegen blieb stets national, und über die Elementarkenntnisse hinaus erstreckte er sich in die Kenntnisse und später die Humanitätsethik der Mittelschule. Auch die Tatsache, daß erst mit dem Emporkommen dieses Standes, seit Mitte des 18. Jahrhunderts, die Literatur teilweise eine spezifisch bürgerliche Färbung annimmt, weist in derselben Richtung: Lessings Miß Sara Sampson (1755) war

das erste bürgerliche Schauspiel, von Thümmels Wilhelmine (1764) der erste bürgerliche Roman auf deutschem Boden. Und trägt nicht der erste große Abschnitt des Seelenlebens des neuen Zeitalters, die Zeit der Empfindsamkeit, so ganz die unverkennbaren Züge des bürgerlichen Mittelstandes: in der gespreizten Beschäftigung mit den kleinsten, persönlichen Begebenheiten des Lebens; in dem breit wuchernden Sonderlingswesen, in das z. B. Goethes Dichtung und Wahrheit so verwunderlich einführt; in der philiströsen Gefühlsäußerung endlich, von der sich sogar ein Lessing in seiner Miß Sara Sampson gründlich erfüllt zeigt? Ja kann man nicht sagen, daß dieses Bürgertum längere Zeit hindurch beinah mehr durch die besonderen Formen der fortschreitenden Bildung charakterisiert erscheine, als durch die Wandlungen des reinen Wirtschaftslebens, dessen freie Bewegung so vielfach durch fürstlichen Regalismus, überhaupt Regierungsfürsorge verdeckt wurde? Der in der Geschichte des Seelenlebens nicht seltene Fall trat ein, daß eine soziale Bewegung durch eine mächtige geistige Strömung in dem Grade mit fortgerissen und gleichsam gedeckt wurde, daß sie fast nur nach dieser orientiert schien.

Erst wenn man diesen Zusammenhang in seiner ganzen Breite auf sich wirken läßt, schließt sich auch die geistige Kultur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in ihrer vollen Ausdehnung zu einer wirklichen Einheit zusammen. Denn dies Bürgertum — das mittlere und schon vor ihm und noch mit ihm die bürgerliche Aristokratie — ist nicht bloß der soziale und der Bildungsträger der literarischen, sondern ganz ebenso der musikalischen, philosophischen, künstlerischen, überhaupt der seelischen Bewegung der Zeit. Die Grundlage ist dabei immer dieselbe: eine reichliche, zu starker geistiger Aufnahme befähigende Muße. Wie es einmal von Berlin heißt (Berliner Monatsschrift), in der Stadt gäbe es viele wohlhabende, aber wenig müßiggängerische Leute, viele, die nach vollbrachten Geschäften ein anständiges, simples, nicht zu kostbares, nicht zu viel vorheriges Raffinement erforderndes Vergnügen suchten und zu genießen verständen. Solche Ver-

gnügen ergaben sich für den minder wählerischen Geschmack der tieferen bürgerlichen Schichten in den Kuchen- und Milchgärten, in den Tanzstunden und von Tanzmeistern veranstalteten Abendvergnügungen, des Weiteren in Gartenkonzert und Theater. Darüber hinaus wurden die neu angelegten Promenaden Sammelplatz der feineren Welt, und schon spielten hier die Frauen eine noch erheblichere Rolle, wie in den Vergnügungen des tieferen Mittelstandes. Vor allem aber wurde die vornehme Welt durch Musik und Theater gelockt: und sie an erster Stelle haben sie, wie einst die Kirche alles Volk, vergeselligt. Zwar Musik vermochte man auch daheim zu machen und zu genießen; schon war der Gebrauch des Klaviers allgemein bis hinunter in tiefe Schichten; und in Leipzig konnte man gegen Ende des 18. Jahrhunderts Klavierstunden haben zu sechs Groschen und auch zu sechs Pfennigen. Allein den vollen, gleichsam auch sozialen Genuß der Musik gewährte doch erst das Concerto grosso des Musiksaales, und eben in ihm traf sich aus mittleren und oberen Ständen des Bürgertums, was auf Bildung Wert legte. Daneben stand als eine der sozial versöhnenden und einigenden Mächte des bürgerlichen Lebens das Theater. Denn hier trafen sich neben Studenten und Gelehrten alle Kreise der städtischen Einwohnerschaft: in manchen Irrungen lernten sie sich kennen und schließlich schätzen: und erst der Verlauf dieses Zusammenlebens über mehrere Menschenalter hin ermöglichte Schillers Anschauungen vom Berufe der Bühne.

Wie sehr so eine Einheit des seelischen Daseins erreicht wurde, das zeigt vielleicht nichts besser, als die Einordnung der bildenden Künste. Ein klassisches Beispiel, wie man diese verstand, bieten u. a. die Bestrebungen des 18. Jahrhunderts in Frankfurt a. M. Nach einem früheren Versuche, dem Vorbilde anderer Städte folgend eine Malerschule einzurichten, beginnen angesehene Bürger damit im Jahre 1781 von neuem: eine Akademie der freien, schönen, bildenden Künste und Wissenschaften soll erstehen; ihre Aufgabe soll sein, wahre Bildung zu verbreiten und diese zur Grundlage praktischer Tätigkeit zu

machen. Dabei tritt schon die Idee auf, den Kaufmannsstand durch akademische Vorbildung zu heben; ein Kunstgewerbe solle erzogen werden; und der Handel bedürfe der Förderung durch eine seitens der Wissenschaften unterstützte Industrie. Vor allem aber handle es sich um die Pflege der bürgerlichen Gemeingüter.

Die Frankfurter Akademie von 1781 ist nicht zustande gekommen; erst 1816 entstanden als bruchstücksweise Verwirklichungen der ihr zugrunde liegenden Idee die Polytechnische Gesellschaft und das Städelsche Institut mit seiner Kunstschule. Ein beinahe symbolischer Vorgang. Diese Vermählung der Bildung mit dem deutschen Bürgertum der mittleren und oberen Stufen, zweifelsohne einer der wichtigsten Vorgänge unserer neueren Geschichte, ist doch nirgends ganz und bis zu vollster Verschmelzung zustande gekommen. Und die Zeit selbst war sich dieses Mangels, ja auch der Unmöglichkeit, ihm abzuhelfen, wohl bewußt. Vor allem fehlten die großen einigenden politischen Impulse; erst die Freiheitskriege haben sie im höheren Sinne gebracht. Von diesem Standpunkte aus schrieb Karl Friedrich von Moser den resignierten Satz: „Es fehlt uns diejenige vermittelnde Macht, welche Montesquieu sogar für die Stütze einer guten Monarchie und für den Schutz ansieht, daß solche nicht in Verwesung oder zum Despotismus übergehe: le tiers état.“ Aber es fehlte noch mehr. Es fehlte jene letzte Vollendung der Bildungseinheit, die vielleicht nur eine einzige große Hauptstadt geben kann — und damit fehlte, um nur eines der äußeren Kennzeichen der Unvollendung anzuführen — die charaktervolle Stimmung einer einzigen in sich klaren und einheitlichen geistigen Gesellschaft, fehlte festester Stil dichterischen und künstlerischen Schaffens vom wuchtigen Vortrag des großen Kunstwerkes herab bis zum inhaltlich und formell fein rythmisierten Kunsthandwerke und Plauderton. Selbst zur Ausbildung eines klaren Begriffes der geistigen Ebenbürtigkeit ohne Rücksicht auf Unterschiede der Herkunft und des Standes kam es daher nicht; und der Gelehrte sah noch gern auf den Literaten als einen Proletarier herab und

verachtete selbst den Nachruhm, der literarischem Pöbel zu winken schien.

Konnte unter diesen Umständen die zunächst bürgerlich charakterisierte Bildung auch nur auf andere Stände übergehen? War sie im Grunde doch nur ein Zubehör, im besten Falle ein gefälliger Exponent des jungen Wirtschaftslebens der Unternehmung? Oder gewann sie wenigstens, eine Macht für sich, zum Teil die übrigen Stände?

Den Unterschied der einzelnen Stände voneinander kann man sich für das 18. Jahrhundert nicht leicht zu schroff vorstellen[1]; er war seit dem 17. Jahrhundert eher noch gewachsen; wie es zu gehen pflegt, war er unmittelbar vor seiner drohenden Zerstörung durch Subjektivismus und neues Wirtschaftsleben stärker als je. Selbst in den Städten machte er sich, trotz aller Elemente, die die einzelnen bürgerlichen Klassen vereinigten, entschieden geltend; in Leipzig sind Ratspersonen und Beamte, Edle von der Kaufmannschaft und Handwerker an verschiedener Tracht und Haltung kenntlich; daneben fühlt sich der Rektor der Universität in den fürstlichen Insignien seiner Herrschaft wie ein kleiner Souverän, und Professoren und Studenten leben in einer wohlabgegrenzten Welt, von deren Höhen selbst der Student auf den Kaufmann herabblickt. Am auffallendsten kommen diese Unterschiede, die sich immer noch ein wenig aus dem Kreise der Sitte in den des Rechtes verschieben ließen, vielleicht in der Luxusgesetzgebung zum Vorschein. Bei der Hochzeit müssen gemeine Leute in Leipzig schon früh achteinhalb Uhr mit dem Zuge in der Kirche sein; nur eine geringe Anzahl von Paaren im Zuge sind ihnen erlaubt, für jedes Paar darüber ist eine Strafe von sechs Groschen zu zahlen. Vornehme dagegen dürfen bis halb elf Uhr verziehen, ehe ihr Zug in der Kirche erscheint, ja auch nachmittags sich trauen lassen. Bei Kindtaufsschmäusen kann von den Vornehmen ein Marzipan oder Kuchen zum „Gevatterstückchen" gegeben werden; Handwerks- und gemeinen Leuten ist das

[1] Vgl. zum Folgenden Bd. VII, 1, 31 ff.

verboten, „ingleichen das weitläufige Ausschicken in die Häuser und unnötige Ansagen bei denen, welche nicht Blutsverwandte und Gevattern sind". Bei Beerdigungen endlich hat das Bekleiden der Häuser, das Absingen von Motetten vor der Tür, die Abdankung und die Austeilung vieler Leichenkarmina bei Kindern und niedrigen Standespersonen zu unterbleiben und soll nur vornehmen Handelsleuten und alten wohlverdienten Bürgern bewilligt werden.

Nun haben allerdings diese Vorschriften im Laufe des 18. Jahrhunderts Abschwächungen erfahren und sind vermutlich tatsächlich oft überschritten worden. Indes der ihnen zugrunde liegende Geist wich doch nur langsam: nach wie vor sonderten sich die „Vornehmen" von den anderen Bürgern durch einen Repräsentationsluxus ab, der das wohlige Bürgerleben früherer Zeiten einem mehr erkünstelten Dasein annäherte, nach wie vor ersetzte der konventionelle Ehrbegriff der Reputation noch einen Teil des sozialen, ja des persönlichen Gewissens: und wenn sich diese Lage auch nicht mehr in neuen positiven Maßregeln auswirkte, so war sie doch stark genug befestigt, um einer großen Anzahl alter volkstümlicher und gemeinsamer Bürgerfeste, Schützenauszüge, ständiger Lustbarkeiten, Volksgebräuche den Tod zu bringen: in Leipzig war von dem reichen Kranze solcher Sitten im Jahre 1799 nur noch das Fischerstechen übrig geblieben.

Wenn es so in den Städten aussah, so ist leicht vorzustellen, daß für die Stände des platten Landes und der Territorien erst recht strengste Unterschiede galten: wie entschieden sie noch empfunden und durchgeführt wurden, zeigt vielleicht nichts deutlicher, als die Tatsache, daß noch das ganze 18. Jahrhundert hindurch neue Systeme von Standes-, Rang- und Berufssteuern entwickelt wurden; noch hatte auf diesem Gebiete das junge Wirtschaftsleben des Kapitalismus so gut wie gar nicht eingewirkt. Aufgehoben wurde unter diesen Umständen der Unterschied der Stände eigentlich nur in den geheimen Gesellschaften der Freimaurer und der Rosenkreuzer: also auf einem besonders konstruierten, idealen Boden:

hier allerdings waren im Laufe des 18. Jahrhunderts starke Fortschritte zu verzeichnen, und die Beliebtheit von allerlei Geheimgesellschaften und sozialen Maskeraden bis hinein ins 19. Jahrhundert geht nicht zum geringsten auf diese sozial ausgleichende Wirksamkeit zurück.

Im ganzen aber war klar, daß das alte System der Standesscheidung noch nicht durchbrochen war und am wenigsten sein wenn auch noch nicht tiefster Unterbau, die soziale und wirtschaftliche Trennung von Stadt und Land, schon mehr als ausnahmsweise Durchbrechung erfahren hatte: in Meißen wollte die adlige Jugend vom platten Lande nicht einmal gemeinsam mit der bürgerlichen die Fürstenschule besuchen!

Damit war denn das Bauerntum von vornherein noch auf lange von der Anteilnahme an der höheren sozialen Bewegung und dem Fortschritte der Bildung ausgeschlossen: hatte es doch die Fühlung mit der höheren geistigen Entwicklung der Nation schon seit spätestens dem 14., wenn man will seit dem 12. Jahrhundert eingebüßt und seinem dumpfen, halb unbewußten Ingrimm über diesen schwersten aller Verluste schließlich nur in einem ohnmächtigen Hasse gegen Stadt und Bürger, gegen Gelehrsamkeit und Wissenschaft Luft gemacht. Jetzt aber war die Trennung so weit gediehen, daß das Bauerntum dem Städter selbst als etwas Fremdes nicht mehr interessant war. Wo finden sich im 18. Jahrhundert noch Gegenstücke zu der Bauernmalerei der niederländischen Schulen des 17. Jahrhunderts? Die neue Bildung hat sich auch literarisch um den Bauer so gut wie nicht gekümmert; und selbst den Kleinstädter dichterisch zu behandeln, galt im Grunde als unzulässig. Gewisse Kreise tadelten an Goethes Hermann und Dorothea noch gegen Schluß des Jahrhunderts, daß es sich in dem Gedichte um die Schicksale eines Gastwirtes und Apothekers und der Ihrigen handle: da standen doch Vossens Luise und der redliche Thamm immer noch höher! Ernster gepackt hat die bäuerlichen Klassen allerdings schon der Maler Müller, wie überhaupt der Sturm und Drang noch am ehesten

zu ihnen in Beziehung trat. Aber doch erst Jeremias Gotthelf, der Pfarrherr und Seelsorger, hat wieder von und für Bauern geschrieben: und auch ihm folgte noch die unwahre Süßlichkeit der Bauerndichtung Auerbachs, ehe die moderne Literatur der wichtigsten sozialen Schicht des platten Landes gerecht wurde.

Im Gegensatze zu den bäuerlichen Klassen, so hätte man denken können, hätten die Klassen der Kopfarbeiter, Gelehrte und Beamte, dem neuen Wirtschaftsleben und vor allem der neuen Bildung mehr gerecht werden müssen. Indes auch hier waren die Widerstände beträchtlich. Veranlassung war an erster Stelle, daß diese Klassen, besonders die Beamtenschaft, noch lange nach den Anforderungen der fürstlichen Kultur des 17. Jahrhunderts orientiert blieben. Und so verharrten sie in Bombast und Titelwesen, in Servilismus und Schwulst; so entwöhnten sie sich nur schwer des Gedankens der Protektion und gewannen damit jene Freiheit und Wahrhaftigkeit, welche die erste Voraussetzung der Teilnahme an dem neuen Geistesleben bildete.

Am frühesten und schließlich so gut wie vollständig fanden sich noch die Gelehrten in die Wandlung. Von vornherein den Anfängen der neuen Bildung, die wesentlich noch rein wissenschaftlich waren, verbunden, wurden sie durch deren Verlauf in Weltanschauung und wissenschaftlicher Problemstellung mit fortgerissen: nahmen mit der Entwicklung der neuen Dichtung die Forschungen über Ästhetik, mit der Entfaltung der Sehnsucht nach höheren Lebensidealen die ethischen Probleme, mit dem Werdegang einer neuen Persönlichkeit die psychologischen Untersuchungen, kurz mit dem emporblühenden Subjektivismus die ganze Breite subjektivistischer Wissenschaft in Angriff, warfen sich damit schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu den intellektualistischen Führern der neuen Bewegung auf und entwickelten um die Jahrhundertwende bereits wissenschaftliche Systeme von Weltanschauungen, die ihrem innersten Drange entsprangen und genügten. So standen sie mit am Webstuhle der Zeit, und Zettel und Einschlag, wie

sie ihn schufen und verknüpften, sind maßgebend geworden nicht bloß für die erste Periode des Subjektivismus: auch die Gegenwart, wenn sie sich in den verworrenen Lebens- und Forschungsproblemen der zweiten Periode zurechtfinden will, schaut in dankbarer und zugleich führungsbedürftiger Hoffnung auf die radikalen Lösungen der wichtigsten subjektivistischen Probleme zurück, wie sie das Werk Herders und Kants, Schellings und Fichtes, der Psychologie und der Naturphilosophie dieser Frühzeit gewesen sind. Denn das ist der unvergängliche Vorteil aller Anfangsperioden seelischer Zeitalter, daß in ihnen die Rätsel der kommenden Lebensgestaltung, weil im Kontraste zur Lebenshaltung des vorhergehenden Zeitalters erblickt, mit einer grundsätzlichen und hellsehend radikalen Deutlichkeit geschaut werden, deren Glück späteren Abschnitten desselben Zeitalters nur zu häufig versagt ist.

War indes mit diesem Übertritte der gelehrten Welt in den Bereich der neuen Bildung, mit ihrer damit erreichten außerordentlichen Stellung im Geistesleben des Subjektivismus sozialgeschichtlich so außerordentlich viel gewonnen? Man erinnere sich, daß aus der philosophischen Fakultät des 18. Jahrhunderts fast noch gar keine, aus der medizinischen Fakultät nur wenige und an Zahl geringe Berufsstände hervorgingen. Sozialgeschichtlich waren die theologischen und juristischen Studien noch von ungleich größerer Bedeutung; und da die Geistlichkeit sich durch rationalistische Unterwühlung des dogmatischen Christentums und damit auch vielfach der Kirche einstweilen in den Hintergrund der Entwicklung gedrängt sah, so handelte es sich vor allem um die Juristen; noch galt das vorwurfsvoll gemeinte Wort des Cellarius: Jus, jus, jus, et nihil plus!

Juristerei aber hieß Beamtentum. Im Beamtentum aber stießen, wie schon früher, zwei der älteren Berufsstände, der der Bürger und der der Adligen, zusammen. Konnte es dabei den Anschein haben, als wenn zunächst der bürgerliche Bestandteil den adligen in die neue Kultur habe hineinreißen müssen, so stand dem entgegen, daß im Verlaufe des 18. Jahrhunderts

die Adligen namentlich in der höheren Beamtenwelt eher zu- als abnahmen. So nahm z. B. in Preußen Friedrich der Große im Gegensatze zu seinem Vater die höheren Beamten fast nur aus dem Adel, und nur zu den Kabinettsräten, mit denen er täglich arbeitete, erschienen ihm Bürgerliche eher tauglich; und nicht minder herrschte in der österreichischen Beamtenschaft der Adel. Was aber gar die kleineren Staaten betrifft, in denen die Person des Fürsten mehr mit der breiten Verwaltung in Berührung kam, so waren erst recht Adlige erwünscht: in Bayern pflegte selbst Max Joseph, wenn ihm ein Bürgerlicher zu einer bedeutenderen Stelle vorgeschlagen wurde, auszurufen: „Muß es denn so ein Abenteurer sein?“ Die Bürgerlichen aber selbst der mehr untergeordneten Laufbahn waren Routiniers, die, wenn der Vater Rat gewesen war, wieder in die Ratsstube, wenn Sekretär, wieder in das Sekretariat, wenn Richter, wieder in den gleichen Gerichtsdienst eintraten: wie hätte man bei ihnen anderes als einen schnöden Standeshochmut gegenüber den ringenden Kräften einer neuen Zeit erwarten sollen? Es gab herrliche und glänzende Ausnahmen wie Möser oder Abbt, und schließlich sind Herder und Goethe Beamte gewesen: im ganzen sah selbst der Advokatenstand auf Bildung und Bürger herab.

Dabei war diese Haltung doch schon innerlich hohl. Stark war von jeher unter Deutschen die Achtung vor dem Idealisten, dem Dichter, dem Denker, ja dem Mann der Feder überhaupt; mögen unsere Volkslieder nun von dem „stolzen schriber“ rühmend melden oder mag eine hochgeborene Frau, wie die Kurfürstin Anna von Brandenburg, ihre Anerkennung hinter den Worten „laufigter Tintenfresser“ bergen. Wie hätte da ein Stand der Kopfarbeiter, wie das höhere Beamtentum insbesondere, den geistigen Wandlungen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf die Dauer fern bleiben sollen. Ihre Wogen und Wellen durften nur bis in das politische und administrative Gebiet überschlagen, wie das gegen Schluß des Jahrhunderts immer mehr geschah, und die Stunde der

Hingabe kam: ganz hat sie dann in dem läuternden Feuer der Freiheitskriege geschlagen.

Im übrigen aber führte sich die Frage nach dem Verhalten des Beamtentums im Verlaufe des 18. Jahrhunderts auf die Frage nach dem Verhalten des Adels zurück.

Goethe, seiner Geburt nach ein bürgerlicher Patrizier, der von seiner Nobilitierung wegwerfend sprechen konnte, hat doch einmal sehr ernsthaft geäußert: „In Deutschland ist nur dem Edelmanne eine gewisse allgemeine, wenn ich sagen darf personelle Ausbildung möglich. Ein Bürger kann sich Verdienste erwerben und zur höchsten Not seinen Geist ausbilden: seine Persönlichkeit aber geht verloren, er mag sich stellen, wie er will." Es war im Jahre 1782; 1781 ist der Dichter geadelt worden. Seine Worte enthalten doch viel Wahres. Der Bürgerliche gehörte der allgemeinen Meinung nach immer einem Erwerbsstande an, der Adlige nicht: mit dem Tempelherrn der Dichtung Lessings, aber auch mit dem geschichtlichen Adel fast aller Übergangszeiten von Natural- zu Geldwirtschaft sah dieser in dem Erwerbsleben im Grunde eine Beschäftigung des Armen. Und das gab ihm eine willens- und geistesfreie Stellung: jenen wahrhaften Adel der Erziehung und der Gesinnung, von dem noch heute der Junkerstand des deutschen Nordostens zehrt.

So hätte man denken sollen, dieser Adel würde sich mit offenen Armen der neuen Bildung entgegengeworfen, ihre hohen Ideale anerkannt, und sich in dieser Bewegung mit dem höheren Bürgertum zu einer einzigen, überwältigend starken Gesellschaft der Bildung verbunden haben. Und welche Ergebnisse von höchster Bedeutung würde ein solcher Verlauf gezeitigt haben!

Aber er trat doch nur in geringem Grade ein. Gewiß vermischen sich die Grenzen zwischen Adligen und Bürgerlichen seit Mitte des 18. Jahrhunderts tatsächlich ein wenig. In der Armee des großen Königs erscheinen während des Siebenjährigen Krieges, nachher wenigstens hier und da in den Spezialwaffen auch Bürgerliche. In einer Anzahl von Ländern

erwerben Bürgerliche immer mehr Rittergüter; in der Gegend fortgeschrittenster sozialer Bewegung, im Umkreise von Leipzig, waren von 58 Rittergütern im Jahre 1726 schon 32 in bürgerliche Hände übergegangen; und Homann, der Stammvater der heutigen Grafen von Hohenthal, ein reich gewordener Leipziger Fuhrherr, hat allein 13 Rittergüter in der Umgebung der Stadt an sich gebracht. Und was mehr war: in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann die spezifisch höfisch-adlige Literatur zu verfallen. Man hört nichts mehr von Handbüchern des Galanthomme und von einem Übergewicht adliger Memoires, die Journale der höfischen Gesellschaft gehen ein: das Theatrum Europaeum 1738, die Europäische Fama 1756, nicht minder das Cabinet des princes de l'Europe. Aber wurden sie etwa durch eine andere adlige oder adlig-bürgerliche Literatur im neuen Geiste ersetzt? Es zeigte sich, daß der deutsche Adel zwar edel, aber im ganzen zu bildungsfremd war, um in der Entwicklung des neuen Geisteslebens voll den Platz einzunehmen, der ihm sonst gebührt hätte. Schon im 16. Jahrhundert war der Adlige bei gleicher Lebenshaltung im allgemeinen ungebildeter gewesen als der Bürgerliche. Dann hatte er sich an dem schöpferischen Geistesleben der Nation im 17. Jahrhundert nur gering beteiligt. Gegen Schluß des 18. Jahrhunderts aber mußte er es mit anhören, daß ihm mit Recht vorgeworfen wurde, er sei im Grunde unter den Deutschen noch der verhältnismäßig „ungebildetste", ja „unkultivierteste Teil", und fern sei er den liebenswürdigen Sitten des französischen Edelmanns.

So kam es dazu, daß der Adel an der Entwicklung der neuen Kultur nicht eigentlich selbständigen Anteil nahm; soweit er sich an ihr beteiligte, geschah es im Bereiche mehr bürgerlicher Anschauungen: und spezifisch bürgerlich entwickelte sich darum der Charakter der neuen Bildung. In diesem Sinne schon, wenn auch noch mit etwas adliger Eigenart, war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Graf von Tschirnhausen Kenner der Naturwissenschaften und auf ihrem Gebiete wie in dem der eng angeschlossenen Philosophie

auch schöpferisch tätig gewesen; gehörte der Graf von Bünau-Dahlen, der Gönner Winckelmanns, unter die besten Historiker der Zeit; hat sich ein Graf Manteuffel als eifriger und einsichtsvoll werbender Anhänger der Wolffschen Philosophie bewährt; wurde endlich der Freiherr von Münchhausen zum hochgebildeten Pfleger der jungen Universität Göttingen. Aber damit war auch für diese Frühzeit der Anteil des Adels an der Entwicklung der neuen Bildung, soweit bekanntere Namen in Betracht kommen, wohl der Hauptsache nach erschöpft. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurde die Teilnahme dann freilich stärker: die Stolberge, die Humboldts, Hofleute wie von Thümmel und von Einsiedel, Militärs wie von Knebel gehörten der neuen Kultur unmittelbar an; und nirgends hat sie vielleicht enthusiastischere Anhänger und Mäcene gefunden als im holsteinischen Adel. Aber zugleich verlor sich doch erst recht jeder spezifisch adlige Charakter; die literarischen Zirkel in Oldenburg und sonstwo, in denen Bürgerliche und Adlige gemeinsam verkehrten, hatten vornehmlich bürgerliche Färbung, und die Tatsache, daß Johann Heinrich Voß, der Enkel noch eines Leibeignen und als Informator selbst noch dem Gesinde einer mecklenburgischen Adelsfamilie angehörig, nicht lange nach seiner Ankunft in Göttingen mit dem reichsunmittelbaren Grafen von Stolberg als Gleicher mit Gleichem verkehrte, an sich höchst erfreulich, beweist doch, daß auch unter günstigen Verhältnissen der spezifisch-soziale Beitrag des Adels zum geistigen Fortschritte gering war.

Und so blieb denn die Verbindung bürgerlicher und adliger Kreise geschweige denn ihre Verschmelzung in dem Fortgange des neuen Seelenlebens ein frommer Wunsch; auch hier hat erst die politische Durchbildung des Subjektivismus vornehmlich im 19. Jahrhundert die Fesseln stärker gelöst. Wohl aber kam es schon früh zu einem freundlichen Zusammenarbeiten der Spitzen beider Stände; und nur in der Tiefe gleichsam fortdauernder Sedimentärzustände früherer Zeiten blieb es einer Reichsfreifrau von Wöllwarth auf Neubronn vorbehalten, sich zu der Überzeugung zu bekennen, Adel und

Bürger seien zwei verschiedene Rassen, und der Rassenunterschied werde auch im Jenseits fortdauern.

Im übrigen ist nicht zu verkennen, daß die Haltung des Adels auch vielfach durch die Haltung der fürstlichen Höfe beeinflußt wurde: denn der Adel bedarf, um zu leben, des Abhebens und der Anerkennung seiner Bedeutung von unten wie oben. Zwar dachten keineswegs alle Adligen wie jener Hofmarschall in Kabale und Liebe: „Ich — mon Dieu! was bin denn ich, wenn mich Seine Durchlaucht entlassen?" Aber von irgendwelchem Fürsten abhängig war doch fast jedes bekanntere Geschlecht — und wohl wieder nur der holsteinische Adel machte hier zum Teil eine Ausnahme.

Haben nun aber etwa die Fürsten die neue Kultur in geistiger Selbständigkeit gefördert? Im ganzen genommen war davon keine Rede. Es gab in dem Deutschland des 18. Jahrhunderts dritthalbhundert fürstliche Hofhaltungen: wie hätten sie da zunächst besonders starke geistige Machtmittel, den weisen Sinn etwa und das selbständige Mäcenat auch nur der Valois oder Tudors entfalten sollen! Selbst in der Hofburg zu Wien war die Grandezza ärmlich und plump genug im Vergleich zur spanischen. Und wie hätte das freudige, tanzlustige und in naivem Phäakentum ausgelassene Wien Mittelpunkt ernsteren, speziell geistigen Strebens werden können? Man sehe nur die langen Reihen von Bildern der Hof- und Bürgerfeste des 17. und 18. Jahrhunderts im Historischen Museum der Stadt durch, und man wird überzeugt sein: in dieser Umgebung konnte günstigenfalls nur die Musik gedeihen. Schlimmer war es, daß auch Preußen, daß Friedrich II. versagte. Konnte der König noch im Jahre 1757 in einem französischen Gedichte Gottsched die Aufgabe zuweisen, den literarischen Ruhm Deutschlands zu begründen, so bedurfte es wirklich nicht noch der Schrift De la litterature allemande vom Jahre 1780, um den Beweis zu erbringen, daß Friedrich in seinem eigenen Lande schließlich geistigem Anachronismus verfallen war. Und welch andere Stellung hätte dieser König in der deutschen Entwicklung einnehmen können! Im Jahre

1764 sang Klopstock mit deutlicher Bezugnahme auf ihn, wenn auch nicht eben sehr poetisch, von Kaiser Heinrich VI., dem Staufer:

Wenn jetzt du lebtest, Edelster deines Volks
Und Kaiser, würdest du, bei der Deutschen Streit
Mit Hämus' Dichtern und mit jenen
Am Kapitol, unerwecklich schlummern? —
Du sängest selber, Heinrich!

Und es änderte die Lage nicht, daß der König persönlich den Mangel einsah. Im Jahre 1756 hat er zu Gottsched gesagt: „Ich habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen, und ich rede es sehr schlecht (je parle comme un cocher): jetzo aber bin ich ein alter Kerl von 46 Jahren und habe keine Zeit mehr dazu." Berlin war zur Zeit des großen Königs ein Standort vor allem französischer, erst in zweiter Stelle deutscher Dichtung und Wissenschaft.

Nun blieb bei dem Versagen der großen freilich den kleinen Fürsten um so bessere Gelegenheit, sich im nationalen Geistesleben mit Erfolg zu betätigen. Und wer wollte so vielen mittleren und kleinen Residenzen dieser Zeit den Ruhm bestreiten, mehr oder minder Musenhöfe gewesen zu sein: dem Hofe von Weimar vor allem, aber auch den Höfen von Dessau, Gotha, Meiningen, Darmstadt, ferner Braunschweig und Eutin, Karlsruhe und Bückeburg? Allein trotzdem wird man nicht behaupten können, daß diese Höfe der neuen Bildung materiell besondere Färbung und auch nur teilweise eigenen Charakter gegeben hätten. In Goethes Schaffen sind die Weimarer Erfahrungen gewiß nicht ohne Einfluß gewesen, Herder wurde in Bückeburg in fürstliches Seelenleben hineingezogen, ein wenig haben auch andere Höfe innerlich eingewirkt: im ganzen aber blieb der Zusammenhang mehr ein äußerer. Bezeichnend dafür ist, daß sich der Ton der deutschen Literatur im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht höfisch gestaltete, sondern vielmehr umgekehrt Stimmung und Ton dieser wesentlich bürgerlichen Literatur an den Höfen eindrang: selbst in den mündlichen Umgangsformen ist dieser

Verlauf der Entwicklung wahrzunehmen: in wie anderen Weisen haben nacheinander Gottsched, Gellert, Klopstock, Schiller, Goethe mit deutschen Fürsten geredet. Und so blieb es denn dabei: während sich um 1700 das deutsche Bürgerleben verfürstlicht hatte, verbürgerlichte sich um 1800 das Fürstenleben; die Bildung in doch wesentlich bürgerlicher Form hatte gesiegt, wenn sie sich auch in den höchsten Erzeugnissen des Klassizismus auf allen Gebieten, und vornehmlich dem der Dichtung, zu schönsten Höhen aristokratischen, adligen Empfindens erhob und damit auch die Geburtsaristokratie der Nation schließlich zu einem nicht geringen Teile fesselte.

Suchen wir jetzt zu einer Übersicht des Gesamtverlaufes zu gelangen, so läßt sich sagen: gewiß waren die Entwicklung der deutschen Bildung des 18. Jahrhunderts und das Emporblühen eines neuen Wirtschaftslebens zunächst getrennte Vorgänge, die allgemeiner vielleicht nur insofern zusammenhingen, als dies Wirtschaftsleben noch ein Dasein der Muße ermöglichte, das geistigen Interessen zugute kommen konnte: — allein gleichwohl bleibt bestehen, daß der Träger dieses neuen Wirtschaftslebens, das Bürgertum, doch auch zugleich der Hauptsache nach der Träger der neuen Bildung war, und daß diese daher bei allem Universalismus einen spezifisch bürgerlichen Charakter annahm.

Es ist ein Ergebnis, das eigentlich nicht überraschen kann, denn es findet Analogien in der früheren Geschichte unseres Volkes. Die Ministerialität des 12. Jahrhunderts, aus der sich das niedere Rittertum der Stauferzeit vornehmlich rekrutierte, war ein wirtschaftlich aufsteigender Stand; sie ist zugleich auch soziale Trägerin der ritterlichen Bildung des 12. und 13. Jahrhunderts gewesen. Der Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts gehörte der wirtschaftlich aufs gewaltigste fortschreitenden Bildung des Bürgertums dieser Zeit an, und bürgerlich war auch die allgemeine Kultur der Reformation und Renaissance.

Indem aber diese Analogien herangezogen werden, ergibt sich zugleich ein Unterschied, der auf den schließlichen Verlauf

der Bildung des 18. Jahrhunderts ein starkes Licht wirft. Die Bildung der ritterlichen Gesellschaft war wesentlich ästhetisch, denn sie beruhte auf den Tageseindrücken eines vornehmlich kriegerischen Berufes. Die Bildung des 16. Jahrhunderts ist ästhetisch und intellektuell zugleich gewesen; spiegelte sich einerseits in ihr schon das tägliche Verstandesdasein des Bürgertums ab, so empfing sie doch durch den Humanismus, wenigstens in ihrer vollsten Blüte, noch die Impulse eines starken Phantasielebens. Die Bildung des 18. Jahrhunderts war im Grunde vornehmlich intellektuell: ihre sozialen Träger waren diejenigen Schichten des Bürgertums, die am meisten dem Kalkül, der verstandesmäßigen Abwägung, dem Rechnen lebten. Und so ist Intellektualismus ein Grundbestandteil dieser Bildung von Anbeginn; keine höhere Entwicklung der Gefühlswelt, kein Enthusiasmus der Dichtung, kein Mystizismus der Philosophie um 1800 kann darüber hinwegtäuschen. Im 19. Jahrhundert ist dann diese Bevorzugung der Verstandeskräfte an entscheidender Stelle, im allgemeinen Charakter der Erziehung und des Unterrichts immer stärker hervorgetreten. Zugleich aber ergibt sich, daß die neue Bildung in dieser Einseitigkeit den herandrängenden sozialen Problemen des 19. Jahrhunderts je länger je weniger gewachsen sein mußte. In Zeiten neuer sozialer Bildung haben sich ihre Vertreter gegen die Geldaristokratie devot, gegen den vierten Stand und die Demokratie hochmütig: in beiden Fällen also ratlos erwiesen, und so war in dieser Richtung ihr Schicksal besiegelt.

Die Bildung des 18. Jahrhunderts als Ganzes lebt heute nur noch in Trümmern fort; neue Kräfte sozialen und geistigen Charakters sind erstanden, nicht das Bürgertum allein ist noch auch nur hauptsächlichster Träger des nationalen Geisteslebens: von neuen Grundlagen streben wir neuen Idealen zu.

Aber über ein Jahrhundert, von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts, hat dies ältere Geistesleben, aus so merkwürdigem Grunde heraus geboren, die Nation beherrscht, eine der gewaltigsten Erscheinungen unserer Geschichte: und so wird es die Aufgabe unserer Er-

zählung sein müssen, seine ersten Anfänge und Äußerungen eingehend zu verfolgen.

3. Das neue geistige Leben, das sich seit etwa 1740 oder 1750 Bahn brach, erschien den Zeitgenossen als etwas innerlichst noch nie Erlebtes: der alternde Herder hat von dieser Periode gesagt, in ihr sei den Europäern „in der alltäglichen eine neue Welt aufgegangen". So empfand es auch Goethe, und für das literarische Gebiet insbesondere stand er unter dem lebhaften Eindrucke des Elementaren der Bewegung; er erzählt einmal vom Sturm und Drange als „jener deutschen literarischen Revolution", „von der wir Zeugen waren, und wozu wir, bewußt und unbewußt, willig oder unwillig, unaufhaltsam mitwirkten".

Und auch darüber war Goethe sich klar, daß die ganze Bewegung im Kerne einheimisch und, äußerlich betrachtet, im Gewande der Reaktion gegen das Seelenleben der vorhergehenden Zeit erfolgt sei; so wenigstens läßt sich im Zusammenhange mit dem eben Ausgeführten aus dem berühmten Satze des siebenten Buches von Dichtung und Wahrheit schließen: „Die literarische Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch."

Durch Widerspruch! Ein inhaltvolles Wort. In der Tat war der Vorgang der, daß die ganze Lebensdominante des individualistischen Zeitalters, sein besonderes Selbstbewußtsein gleichsam, verloren ging, sich auflöste, ohne daß sogleich der feste Charakter eines neuen Zeitalters, eine subjektivistische Dominante, an seine Stelle trat. Denn jedes Zeitalter löst sich schließlich dadurch innerlichst auf, daß es langsam anfängt, sich selbst zu erkennen, allmählich intellektualisiert wird: wie man mit richtigem Bilde sagen kann, seine Analyse vollzieht. Ganz besonders augenscheinlich und stark aber vollzog sich dieser Prozeß in einem Zeitalter, das an sich schon, wie das individualistische, einer entschiedenen Bevorzugung der Verstandeskräfte zuneigte.

Was aber trat an die Stelle, als sich diese Auflösung

vollzog? Der jugendliche Goethe hat es einmal mit hinreißender Beredtsamkeit ausgeführt. „Natur, wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, in sie tiefer hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen“ ..... Die Natur „hat mich hereingestellt; sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit uns schalten. Sie wird ihr Werk nicht lassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist, und was falsch ist, alles hat sie mir gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst“. Es ist der Determinismus der Empfindsamkeit; es sind die Tage spinozistischer Schwärmereien. An den Busen der Natur wirft man sich, in ihr will man aufgehen, und nicht am wenigsten in der Empfindung des eigenen Herzens; all die gewaltigen Summen neuer Reize, die von der neuen Zeit der Bildung und von den indirekten Einwirkungen des neuen Wirtschafts- und Gesellschaftslebens herkommen: sie will man passiv, willenslos gleichsam, von den Dingen nur eben getragen, erleben, erforschen, genießen.

In diesem Sinne ist Neugier eine der bezeichnendsten und frühesten Eigenschaften des neuen Zeitalters, und innigst mit der wichtigsten ihrer wirtschaftlichen Motivationen verkuppelt, wird sie uns in dem Satze des fein empfindenden von Creutz vorgeführt: „Die itzige Welt ist so eigennützig als sie neugierig ist.“ Wo aber konnte diese Neugier ein treffenderes Zentrum ihrer Betätigung finden, als in der Beobachtung des eigenen Herzens? Sie eben steht darum ganz im Vordergrunde der Zeit, ist gleichsam einer der frühesten Atemzüge des Subjektivismus. Da will z. B. ein tapferer Mitstreiter des großen Friedrich im Siebenjährigen Kriege aus diesen Jahren blutigen Kampfes und drängender Ereignisse nichts anderes heimbringen, als die „Geschichte seines Herzens“ (1763). Und da meint von Creutz, der schon eben als Zeuge angerufene, vielleicht früheste Psychologe des Subjektivismus, in seinem „Versuche über die Seele“ (1754): „Ich würde ... die Feder

niedergelegt haben, wenn mir nicht allzuviel daran gelegen wäre, mit meiner Seele oder mir selbst etwas näher bekannt zu werden."

Indem man aber so der Neugier psychologischer Selbstbeobachtung verfiel, stellte sich, wenigstens bei hervorragenden Menschen, leicht jenes Nebeneinander von Reflexion und Gemüt, jene menschliche Zwieheit gleichsam ein, der „der Dialog des Ichs mit dem Ich eine angenehme Unterhaltung" und die „Selbstverdoppelung ein heiteres Spiel" ist. In dieser frohen Entdeckerlaune drang man nun in das Innere der Seele ein — in Tiefen, die bis dahin unentschleiert, in Kammern, die verschlossen geblieben waren —: und mit immer größerem Eifer, schließlich mit fieberhafter Leidenschaft grub und wühlte man fort. Das ist die Erscheinung, die Kant an Hamann schildert: „die Krankheiten seiner Leidenschaften geben ihm eine Stärke, zu denken und zu empfinden, wie sie ein Gesunder nicht besitzt."

Und was entdeckte man? Wir werden über den Befund später noch genauer zu berichten haben. Im allgemeinen betrachtet, erschienen die seelischen Beziehungen der Persönlichkeit, wie man sie nun staunend erkannte, unendlich viel feiner und reicher als bisher: die unbewußten Funktionen menschlichen Daseins zuckten bloßgelegt; das Herz mit seinen Gemütsregungen schien wie unter einer Glasglocke zu pulsieren: und ein Drang dieser neuen Überfülle, sich gleichsam im Unendlichen aufzulösen, ein Hang zum unerwartet Gewaltigen, unfaßbar Erhabenen schien die erkennende Seele beinahe zu sprengen. Eine merkwürdig nervöse, schließlich empfindsam getaufte Haltung trat ein und wurde zur Grundsignatur der nächstkommenden Zeiten.

Indem sich aber so aus anormaler Neugier und im höchsten Grade erweiterter Aufnahmefähigkeit eine dauernde Spannung der psychischen Funktionen von größerer Weite, als bisher, entwickelte, eine Spannung, die zunächst der Anschauung zugute kam, begann die Betätigung von Streben und Wollen auf längere Zeit zu kränkeln. Eine gewisse Entschlußschwere bis zur Willensautomatie trat ein, die nirgends besser, als in

den Leiden des jungen Werthers geschildert ist. Nur dem Herzen will man noch folgen, frei von Regeln und Gesetzen, von jeder Fessel gelöst, nur den Gefühlen des Schauens hingegeben: bis man das eigene Herz verhätschelt sieht. Mit Verachtung und Mitleid blickt man dabei auf die Träger ständig und regelmäßig in Anspruch nehmender Berufe herab. So wenden sich nicht wenige, namentlich jüngere Zeitgenossen von einem sicheren Berufe ab oder treiben sich von einem zum anderen um, innerer Unruhe voll; und selbst ein bürgerlich so trefflicher Mann, wie Goethes Schwager Schlosser, kann sich im Deutschen Museum (1777) vernehmen lassen: „Gelehrtenstand — Stand? Pfui! .... Himmel, was für Stände! — Der Gelehrtenstand, der Juristenstand, der Predigerstand, der Autorenstand, der Poetenstand — überall Stände und nirgends Menschen! .... Warum ist Weisheit, Erfahrung, Menschenkenntnis so selten bei euren Männern von Geschäften! Weil sie so viel studieren müssen, so wenig leben. Warum ist so wenig bei euren Gelehrten? Weil sie einen Stand ausmachen."

Aber schlimmer und auffallender als die Entschlußschwere waren noch andere Krankheiten des Willens, die nun heraufzogen. Die allgemeine Erregtheit hatte starke Schwankungen der Entschlußfähigkeit zur Folge, und nicht wenige Träger eben jüngster seelischer Fortschritte endeten in Mutlosigkeit. Bei anderen wiederum ging die Schwärmerei, die sich so leicht aus der Erregtheit entwickelt, entweder in verzehrende Sentimentalität über, die in Selbstmord enden konnte, oder verlief in eine Vertrauensseligkeit und Unbesonnenheit, von der vielleicht Lavater eines der besten Beispiele bietet. Vor allem aber gab der Verfall der Willensfestigkeit den schweren Leidenschaften freies Feld. In diesem Zusammenhange hat Hamann, nach zeitgenössischem Zeugnisse selbst „ein wunderbares Gemisch wahrer Kindlichkeit und der Heftigkeiten des leidenschaftlichsten Menschen", die Leidenschaft geradezu als Leben und Waffe der Menschheit seiner Zeit bezeichnen können: „sie kennt keine Regel, sie will keinen logischen Beweis; sie ist der Odem des Genies".

Denn nur in der Leidenschaft gedeihe Denken und Dichten: „Wo sind schnellere Schlüsse, wo wird der rollende Donner der Beredtsamkeit erzeugt und sein Geselle — der Blitz?“ Von allen Leidenschaften aber war es natürlich die der Liebe, die der Zeit am jähesten über den Kopf wuchs. In diesem Zusammenhange hat Schubart ausgerufen: „Leidenschaft, meine Tyrannin, wie hast du deinen Sklaven erniedrigt!“ Wie ekelhaft sie in den spielerischen Formen der Liebeständelei auftreten konnte, davon geben die Briefe von und an Lavater mehr als ein Zeugnis: so wenn die Marchesa Branconi, Mätresse des Erbprinzen von Braunschweig, an den Züricher Apostel schreiben durfte: „Seele meiner Seele . . . Dein Taschentuch, Deine Haare sind für mich, was für Dich meine Strumpfbänder.“ Da sind denn doch die Liebeleien der Anakreontiker, dieser Vorboten der Empfindsamkeit, noch erträglicher: „nun schwärme ich wieder, heut verwundet mich ein blaues Aug' tödlich, morgen vergess' ich's bei einem braunen“ [1]. Allein die charakteristischen Fälle verlaufen weit schwerer. So die Schicksale Sprickmanns, die wohl als typisch gelten können. „Nachdem ihm ein Freund das Mädchen seiner ersten Liebe geraubt hatte, zwangen ihn Familienverhältnisse, eine einfache, wenig gebildete, aber seelensgute Frau ohne Liebe zu heiraten. Sie vermochte ihn nicht dauernd zu fesseln. Eine vornehme Dame in Münster zog ihn an. Der Minister Fürstenberg schickte ihn November 1777 auf Reisen nach Wetzlar, Regensburg und Wien. Er sollte ein Jahr ausbleiben: in Regensburg kehrte er plötzlich wieder um und knüpfte in München ein schwärmerisches Liebesverhältnis mit Lotte Einem an, der einstigen Geliebten Millers vom Göttinger Hainbund. Vergebens bemühte man sich, das unselige Verhältnis zu lösen; es dauerte einige Jahre an, und Lotte litt zuletzt schwer unter ihm. Dann kam Sprickmann unter die Gewalt der Fürstin Gallitzin, und Lotte machte die Entdeckung, daß sie das Herz

[1] Der junge Gesner in einem Briefe an Schultheß, Wölffling, S. Gesner, S. 151 f.

des leidenschaftlich geliebten Mannes eine Zeitlang mit Johanna Gatterer geteilt hatte, die an diesem Verhältnisse hinsiechte. Anfang 1780 beichtete der nun dreißigjährige Sprickmann seiner todkranken Frau all diese Torheiten, gab ihr seine Briefe und schwur ihr, sich um kein weibliches Geschöpf mehr zu kümmern“ [1]. Es ist eine Zeit der sogenannten Seelenehen, in der wir uns bewegen; und Bürger ist an den furchtbaren Folgen sogar einer tatsächlichen Doppelehe an Seele und Leib zugrunde gegangen.

Natürlich fielen namentlich die jüngeren Zeitgenossen dieser zunächst zersetzenden Wirkung der neuen Zeit, dieser inneren Auflösung in den Dissoziationsvorgängen der alten, zum Opfer. Die Kehrseite dieser traurigen Erscheinung aber tritt darin hervor, daß auch die schöpferische, positive Entwicklung der neuen Kultur sich vor allem in den Reihen der jungen Leute vollzog: so auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens, so vor allem aber in den eigentlichen Regionen des Geistes. In der Dichtung z. B. waren studierende Jugend und frühes Mannesalter, das den akademischen Jahren noch nicht allzu fern stand, die Vertreter des Fortschritts: dieses junge Deutschland war darum Schriftsteller und Publikum zugleich und sorgte als Publikum gleichzeitig für den Ruhm und die dem Schriftsteller der Zeit fast noch notwendigeren Subskribenten. So hat z. B. der Hainbund für Klopstocks tolle Gelehrten-Republik allein in Göttingen 342 Subskribenten zusammengebracht, während sich in dem geistig weit bedeutenderen Leipzig ohne diese Agitation nur 35 einstellten.

Sind aber die geschilderten Erscheinungen der Strebens- und Willensstörungen mehr vorübergehender Art, ohne den inneren Gang der Sittengeschichte unmittelbar allzu stark zu bestimmen, so nehmen die gleichzeitig auftretenden Störungen der gewohnten Art des Anschauens und Urteilens die Aufmerksamkeit um so stärker in Anspruch. Denn die Unsicherheit, die auf diesem Gebiete eintrat, das Tasten und das

[1] Vgl. Sauer, Kürschners Deutsche Nat.-Lit. 79, 34—35.

Meinen, führte zu Autosuggestionen und Suggestibilitäten höchst bezeichnender Art, je nachdem die einzelnen Personen einer mehr aktiven oder passiven Lebensführung zuneigten.

Charakteristisch ist zunächst die allgemein verbreitete Neigung zum Dämmernden, intellektuell Unentschiedenen, Halbverständlichen und wohl gar ganz Unverständlichen, das Ahnen, Staunen, Verstummen, die Durchsetzung des Erkennens mit Andacht, ja Gebet: um mit Hamann zu reden, die „Unwissenheit der Empfindung" als Erkenntnisprinzip. Der Zustand, der auf diese Weise entstand, wurde von Hamann mit den Worten empfohlen: „Denken Sie weniger, leben Sie mehr!" — von Kant aber in dem monumentalen Satze verurteilt: „Wer allenthalben Anschauungen an die Stelle ordentlicher Reflexionen des Verstandes und der Vernunft setzt — schwärmt." Zugrunde liegt die Erscheinung, daß die neuen Reize, die zum Subjektivismus überführten, mit Vorliebe auf Momente gingen, die noch nicht klar vorstellbar waren — Momente, die im Seelenleben der Zeit gleichsam erst über die psychophysische Schwelle emporbrängten.

In der damit gegebenen Unsicherheit des Urteilens blühte nun vor allem, und zunächst wiederum bei der Jugend, die Neigung zum Größenwahn als die verbreitetste Form von Autosuggestion bei schlecht entwickelter Willensfestigkeit auf: und ihr soziales Produkt war der Begriff des Genialen.

Zugrunde lag dieser Entwicklung am Ende ein zwar um 1760 und 1770 noch neuer, aber an sich völlig normaler Begriff des emporkommenden Zeitalters, die Vorstellung nämlich einer jeden Persönlichkeit als eines subjektiven Mittelpunktes und Erkenntnisorganes der Welt. „Wozu dient all der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut": so hat man wohl später ausgerufen, und so ahnte man schon in empfindsamen Zeiten. Damit verband sich aber ein erhöhtes Gefühl und bald auch eine gesteigerte Theorie der Freiheit.

Ließen ältere Zeitgenossen den Willen noch auf gut rationalistisch vom Verstande abhängen, so gab ihm eine Partei des Überganges schon eine besondere Widerstandsfähigkeit gegen erregende Vorstellungen; noch weiter Fortgeschrittene verliehen ihm das Vermögen, seine Beweggründe selbst zu schaffen oder wenigstens zu verändern; die Leute des ganz Neuen aber, der vollendeten Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges riefen: „kein Mensch muß müssen"; „man kann, was man will," und Hamann verkündete triumphierend: „Der freie Wille ist das Höchste, das Schöpferische in Gott und im Menschen," und selbst Sprache und Volkspoesie erschienen ihm als dessen Geschöpfe.

Von dieser Entwicklungsreihe her ergab sich nun zunächst, gleichsam als eine erste Stufe subjektivistischen Selbstbewußtseins, die Vorstellung eines Genius, die niemand besser umschrieben hat als Herder in einem berühmten Briefe an seine Braut Karoline Flachsland. „Ich glaube, jeder Mensch hat einen Genius, das ist, im tiefsten Grunde seiner Seele eine gewisse göttliche, prophetische Gabe, die ihn leitet ..... Das war der Dämon des Sokrates, er hat ihn nicht betrogen, er betrügt nie; und er ist so schnell, seine Blicke so fein, so geistig, es gehört auch zu ihm so viel innerliche Treue und Aufmerksamkeit, daß ihn nur achtsame Seelen, die nicht aus gemeinem Kot geformt sind und die eine gewisse innerliche Unschuld haben, bemerken." Es ist jenes aristokratische Daimonion, das u. a. Goethe von Herder übernahm:

Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.

Es ist der Genius zugleich, von dem Klinger rühmt, daß er, in Sturm und Drang, mit Feuerströmen in ihm brause.

Hamann ist dann wohl der erste gewesen, der einen klaren Begriff von diesem Genius hatte, wenn er substanziert und damit zur vollen Person, zum Genie erweitert auftrat. Genie ist ihm jemand, der seine verborgenen Kräfte unbewußt wie die Natur entfaltet, dessen Schaffen aus der Seele, nicht aus

der Vernunft hervordringt. So ist ihm das Geniale das Fleisch gewordene Göttliche, und der Glaube an das Genie wird der Zeit zum religiösen Gefühl.

Man versteht, was ein solcher Begriff in den primitiven Jahren des Subjektivismus bedeutete: an die Stelle der objektiven sieben Gaben des Geistes, die im Mittelalter große Männer durch Gottes Gnade zierten, trat er, eine höchst subjektive Vorstellung: ein Inbegriff all der Unklarheiten und Gärungsvorgänge, welche die Psyche der Übergangszeit durchtosten.

Und so gaben sich ihm die geistigen Vertreter dieser Zeit gefangen, große und vornehmlich kleine, der brausende Most, der später Wein werden sollte, und die trübe Flut der mittleren Masse. Wie bestrickend die Wirkung war, zeigt vielleicht nichts besser als die rapide Entwicklung Bürgers zum Selbstglauben an seine geniale Berufung. Noch am 20. September 1772 spricht er von seinem „kleinen poetischen Talent"; sechs Wochen später taumelt er als Originalgenie in den Dunstkreis der Auserwählten. „Genius! Genius Shakespeares, gib mir Schwingen, das Ziel zu erfliegen, welches mein Auge sieht! So wahr ich lebe! ich bin itzt in einer so heißen, brennenden Begeisterung, daß mir die Backen glühen ... Ihr sollt alle mit bebenden Knien vor mir niederfallen und mich für den Dschengis-Khan ... erklären, und ich will meinen Fuß auf eure Hälse setzen!" So hob sich aus dem Chaos der Leidenschaften und aus der ungeheuer raschen Bewegung des geistigen Lebens, die morgen abgestorben erscheinen ließ, was heute blühte, die selbst Wieland dem wandlungsreichen die Besorgnis einflößte, er möge „aus der Mode kommen", und die den Schriften eines Gellert schon 1762 mit der Bezeichnung „eitlen Gewäsches" zu nahe trat, das Originalgenie, die gesteigerte Persönlichkeit, die nur sich noch kannte, die heroisch sich hinwegsetzte über alle Schranken des Dagewesenen und des Bestehenden, die sich als Ausdruck des höchsten Sehnens der Zeit empfand und in der Verheißung ruhmvoller Unsterblichkeit dahinschwebte.

Kein Wunder, wenn dieser Übermut selbst an den Tüchtigeren schon bei Lebzeiten von den Göttern gestraft wurde. Um im Bereiche nur der Dichtung zu bleiben, so kennt man das furchtbare Schicksal von Lenz; Maler Müller verkam moralisch; Leisewitz verfiel hypochondrischer Grübelei; Bürgern richtete sein sinnlich gewendetes „neues Herz" zugrunde. Und wie erging es gar solchen Genies, die nicht einmal die Grundlage einer freien, aber doch noch geregelten Betätigung, wie sie die Beschäftigung mit der Dichtung darbot, einem festeren Lebensaufbau zugute kommen lassen konnten. Christoph Kaufmann, der ‚wellenhaarige Kraftapostel", der Liebling Lavaters, einer der typischsten Vertreter dieser Zeit, ein Routinier des Sturmes und Dranges, mindestens schon Charlatan, vielleicht geradezu Schwindler, ist schließlich elendiglich zugrunde gegangen; das Los manches anderen war, günstiger, eine verdiente Vergessenheit.

In den achtziger Jahren aber war dieser Taumel im Weichen. Die Sache wurde jetzt vulgär, und das war natürlich ihr Ende. „Den glänzenden Namen Genie erhält man bald und wohlfeil," heißt es im Jahre 1783. „Eine kleine Portion deutscher Lektüre, ein Wips ins Schauspiel, hier Possen oder Deklamation weggehascht, aus jedem Studio ein paar Kunstwörter, aus Dichtern und Reisebeschreibungen aller Zeit eine Periode auswendig gelernt, die Miene eines Verehrers der Kunst angenommen, so wie man ein Buch sieht oder nennen höret, es zu kennen scheinen, von großen Männern wie von Dummköpfen sprechen, anmaßlich über alles, was auf Erden ist, urteilen, einen Roman über Geniesucht schreiben, die Bühne zu bereichern nicht vergessen, die Werke eines verstorbenen großen Dichters sammeln und mit seinen eigenen Gedichten durchwässert herausgeben, das Publikum heimlich betrügen, Musenalmanache und Journale mit Beiträgen unterstützen, die Dame seiner Gedanken in ungereimten Versen oder Epigrammen der Nachwelt bekannt machen, mit seichtem Raisonnement eine Gesellschaft unterhalten, einen witzigen Einfall so lange brauchen, bis man einen anderen gestohlen

hat — das heißt jetzt Genie haben, Genie sein ... Das Publikum liest jetzt in jeder deutschen Stadt und in Leipzig, in dieser Autoren-Provinz, am allermeisten. Was nicht öffentlich gedruckt werden darf, wird heimlich gedruckt ... Unter zehn jungen Herren kann man sicher acht für seinwollende Genies halten. Sie lassen ein gut verdauendes Publikum nicht verhungern[1]."

Inzwischen aber hatte sich dem Geniewesen parallel eine nicht minder abnorme Erscheinung entwickelt, der Geniekultus. Denn wenn gegenüber der Dissoziation des alten Anschauens und Denkens wie des früheren Wollens und Strebens kräftigere Geister die eigene Selbständigkeit ins Unermessene steigerten und damit den Indeterminismus der Geniezeit begründeten, bevor dieser zur kraftlosen Mode wurde, so gab es doch auch in den Anfängen der Geniezeit noch bei weitem mehr machtlose geistige Existenzen, die sich den neuen Einflüssen und zugleich der Suggestion des Genies selbst willenlos auslieferten: die Determinierten gleichsam der Empfindsamkeit und noch mehr des Sturmes und Dranges. Will man ihre Pathologie recht kennen lernen, so empfiehlt sich dafür nichts mehr als das Studium der Briefe Lavaters, dieses Wundertäters, Apostels, Sektenbildners von erstaunlich-suggestiver Kraft. Wie hat ihn doch Goethe auch in dieser Hinsicht reizvoll geschildert. „Die tiefe Sanftmut seines Blickes, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizerdialekt und wie manches andere, das ihn auszeichnete, gab allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja, seine bei flacher Brust etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Übergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen."

So war denn das Genie nicht bloß als das Anormale anerkannt; obgleich Ausnahme, hatte es dennoch auch noch den Freipaß des Modischen, für jedermann Erstrebenswerten erhalten. Und damit erschien denn wiederum, wie einstmals in

[1] Tableau von Leipzig 1783, S. 57.

der Reformationszeit, obgleich aus ganz anderen Gründen, die Vernunft der Welt erst recht als eine Metze, wenn sie ein galanteres Zeitalter auch nur als „Störerin der Empfindung und des Vergnügens" tadelte; und gleichzeitig nahm der Geschmack an den geistigen Perversitäten des Daseins zu: Ahnungen, wunderbare Träume, Wahnsinn, Selbstmordstimmungen trage man ihm vor, klagt Moritz in seinem Magazin für Erfahrungsseelenkunde (1762 f.), während Nachrichten über normales Seelenleben selten seien. Es ist die Zeit, in der auch viele der Besten dem allgemeinen Zuge der Entwicklung merkwürdige Zugeständnisse machten. Die einfachsten Grundlagen der sittlichen Welt begannen angezweifelt und bestritten zu werden; ein flaues und halbhysterisches Interesse für Verbrecher trat ein, man forderte die Abschaffung der Todesstrafe, und die poetische Verherrlichung von Kindesmörderinnen wurde zu einem typischen Zuge der Zeit: bis Goethe das Thema aus der massiven Diskussion der Bürger, H. L. Wagner und Sprickmann in die lichten Höhen der Fausttragödie emporzog. Aber auch im übrigen wurde eine das Ziel weit überholende Kritik sozialer und sittlicher Einrichtungen beliebt; es bedarf nur der Lektüre einiger Dramen des Sturmes und Dranges, z. B. von Klingers Leidendem Weib oder Lenzens Hofmeister, um sich davon zu überzeugen. Von diesen Exzessen des sittlichen Gefühls aber war dann nur noch ein Schritt zu Exzessen auch der Anschauung; der Spiritismus gewann zusehends Anhänger und breiteres Feld, bis Gaßner und Mesmer Triumphe feierten.

Aus alledem ergab sich auch für breitere Schichten mindestens die äußerliche Nachahmung des Genialen. Weg, hieß es jetzt, mit den turmhohen Toupets, den übers Maß festen Schnürleibern, den stelzenartigen Absätzen der Stöckelschuhe; weg mit Puder und weg mit Reifrock. Statt dessen wurde eine natürlichere Haartracht Losung, und ihr sekundierte die Mode langwallender Kleider für die Frauen, während den Männern die Werthertracht in der Einfachheit ihres Schnittes,

ihrer Farbe und ihrer Fußbekleidung zufiel. Darüber hinaus aber wurde nach geselliger Ungezwungenheit gestrebt: bei Tisch gab es keine peinliche Rangordnung mehr, und ein Moderner vermied die alte Plage hergebrachter oder gar vorgeschriebener Redensarten und Gespräche. Kurz: eine nicht geringe Anzahl von Konventionalismen fielen, was vielfach als Erleichterung empfunden wurde. Aber die ganz Modernen gingen weiter. Sie verpönten das Kaffeehaus, den klassischen Zusammenkunftsort des Rokokos, und zogen in dunkle Kneipen oder in die hadernde Natur bei Donner und Blitz, sie rauchten bei jeder Gelegenheit Tabak und kümmerten sich den Teufel darum, ob dadurch die „wohlriechenden Kleider der Frauenzimmer" das Gegenteil ihrer Eigenschaft erhielten; sie wüteten im Theater bei Stücken des Sturmes und Dranges wie halb Wahnsinnige, und sie ersetzten in der Liebe die zierliche Phraseologie des anakreontischen Cupido wie ihr Objekt durch robustere Mittel. Der grobe Verfall einer hetäristischen Gesellschaft zog ein, und das Räuspern und Spucken der armen Schlucker, die sich auf Originalgenie eingestellt hatten, wurde zur Ungezogenheit.

Über all diesen Begleiterscheinungen aber, ja über den genialischen Auswüchsen der Zeit überhaupt darf nicht übersehen werden, was schon die Jahrzehnte des Überganges zu dem neuen Zeitalter Großes und auf Jahrhunderte Unsterbliches gebracht haben. Eine den Zeitgenossen selbst fast ungeheuerlich erscheinende Weitung des Seelenlebens trat ein: ganz neue Gebiete, unerforschte Regionen der eigenen Brust erschlossen sich, und unter dem Einflusse ihres Lebens wandelten sich auch die schon bekannten seelischen Aktualitäten, indem sie sich zu bei weitem feineren Schattierungen ihrer bisher bekannten Entwicklung und Auswirkung umbildeten. Es ist der Prozeß, der recht eigentlich die neue Zeit einleitete, und dessen Ergebnisse dauernd erhalten geblieben sind bis auf heute; im nächsten Abschnitte soll er in wenigstens den wichtigsten Richtungen dieser dauernden Wirkung geschildert werden.

Anfangs aber trat auch dies positiv Neue doch noch merkwürdig übertrieben auf.

Die Lektüre des Messias wird mit dem Verse empfohlen:

Willst du dich auf gen Himmel schwingen
Und hören, wie die Engel singen,
Und hören, was Jehovah spricht: —
So lies dies göttliche Gedicht.

Nach der Lektüre des ersten Teiles von Werthers Leiden mußte Zimmermann vierzehn Tage verstreichen lassen, ehe er sich an die des zweiten Teiles heranwagte; Stolberg empfand bei dem Lesen des Romanes die heftigste Neigung, Goethe zu umarmen; Bürgern erschien Goethe nach der Lektüre im Traume. Dramen des Sturmes und Dranges wurden unter einer erstaunlichen Beteiligung des Publikums gegeben; bei der Aufführung von Schillers Räubern eilte man in Leipzig schon drei Stunden vor Beginn auf die Theaterplätze.

Der Briefstil, dieser Prüfstein des Pulsschlages einer Zeit, war überhitzt, atemlos, antithesenreich, sprunghaft, abgerissen; begeistert und manieriert, affektiert und prophetisch. Dithyrambisch und wilderzentrisch drängten die Gefühle in die Sätze; schnell ging's aus dem Kopfe auf das Papier, den „Wisch". So kommt es Goethe, einem der ruhigsten noch der schöpferischen Köpfe, „immer vom Herzen, wenn ich schreibe; und wenn ich erst nachdenken oder studieren und rücken sollte: was? kriegten Sie in Ewigkeit keinen Brief". Klinger aber kann schreiben: „Lauf' Schlittschuh wie ein geflügelter Gott. Trinke Wein, lese meine Griechen und was mit ihnen. Mach' Gedichten und Zeug, hab' vier gute Tage gehabt, als ich hier ankam, da ward ein Stück, heißt Leidendes Weib, worin ihr mich finden werdet, und Menschengefühl[1]." Ein leidenschaftliches Stammeln, durch fortwährende Ausrufe unterbrochen, bei denen die Ahs und Ohs nicht mehr genügen: daneben tritt das Haha! des Lachens. Das alles genialisch derb; Dutzen häufig, Brüder und Jungens die gewöhnliche Anrede; auch sonst ein Überspülen in die ungezügelten Wässer der Dialekte: in Summa allgemeine Erregtheit.

[1] Steinhausen, Gesch. d. D. Briefes 2, 276. 278.

Erregtheit, ein ständig wogendes Affektleben infolge der Aufmunterung der Gefühlsseite der Seele durch neue Reize: das ist die allgemeinste Signatur der Zeit. Darum der Kultus des Herzens, dessen Fülle zu erreichen höchster Wunsch ist, darum die Vorliebe für Musik und vor allem die neue pathetische Musik, die Gluck, der „Sonnenflieger", gebracht hat: darum der Satz Goethes, vom Gefühl müsse alles ausgehen und dahin zurückkommen.

Innerhalb des Gefühlslebens aber waren bei der allgemeinen Erregtheit der Zeit nicht die einfachen, sondern die sogenannten Mischgefühle, das Bitter-Süße, das Lustig-Traurige, das Wehmütige, das Rührende charakteristisch: eben nach ihnen hieß ihre erste Periode die der Empfindsamkeit. Da redet schon Heinse Gleim als „Grazienheiligen" an und schreibt ihm: „Ich drücke Sie noch einmal an mein wehmütiges Herz und gebe Ihnen den Kuß der zärtlichsten Schmerzen." Da schreibt Lavater an Herder in seinem ersten Briefe mit zugespitzter Feder und aus phosphoreszierendem Tintenfaß: „Jetzt, Freund, kann ich nicht antworten — aber schreiben muß ich — und wollte lieber weinen — hinübergeistern — zerfließen — an deiner Brust liegen — meine Herzensfreude, zwei Freundinnen mit mir dir zuführen — und sogar — nicht sagen, blicken, drücken, atmen: „Du bist und wir sind." Und Tränen werden, wie einstens im zehnten Jahrhundert, ständige Zeichen und Begleiterinnen gesteigerter Empfindung. Wieland weint Tränen des Entzückens über Klopstocks Messias; Gleim weint, als er den Tod des Patroklus liest, Garve weint über Werther, und Herder schreibt: „O süße Tränen meines Lebens, im Arm der Freunde geweint! O süße Tränen der Freundschaft, wie göttlich seid ihr!"[1] So werden Tränen Zeugen der vornehmen Geburt neuer Weltanschauung: Wilhelm von Humboldt fühlt in seinen Jugendjahren unter tausend heißen Tränen eine neue Welt in sich erstehen; und so werden sie zu falschen Perlen literarischer Modeprodukte: in Johann

[1] Steinhausen a. a. O. 2, 285 ff.

Martin Millers Klostergeschichte „Siegwart" vergießt alles Tränen von der Erde bis an den Himmel, denn selbst der Mond sieht sich zu weinen veranlaßt.

Es ist die Stimmung, die später im Weltschmerze der Romantik in edleren Formen auftritt. Am Schlusse dieser Periode aber entwickelte sich aus ihr jener durch Tränen lächelnde, andeutungsreiche Humor, dessen Meister Jean Paul gewesen ist. Er beruht einmal auf der Empfindung, daß sich das Beste an den Gefühlen am Ende doch durch die Sprache nicht wiedergeben lasse, sondern nur symbolischer Andeutung fähig sei. In diesem Sinne hat schon Herder gemeint, daß sich „die besten Silberlaute des Herzens und Teilempfindungen nicht schreiben ließen". Und jener Humor ist anderseits in dem Bestreben begründet, sich aus dem Reiche der Empfindungen durch deren resignierte Objektivierung in das Reich einer höheren geistigen Freiheit zu retten: insofern wird er zu einem farbigen Spiegel, in dem das Edle nur liebenswürdig, das erschütternd Gewaltige nur kraftvoll, das Gemeine bloß toll, das Unverständige nicht mehr als tölpisch erscheint: und bedeutet einen leisen Anfang der Selbstaufhebung des erregten Gesamtzustandes der Zeiten sowohl der Empfindsamkeit wie des Sturmes und Dranges.

Im übrigen hat es diesem Zustande natürlich selbst in der Blüte seiner Entwicklung nicht an Gegnern gefehlt. Insbesondere kehrte sich der noch keineswegs abgestorbene Rationalismus gegen ihn bis zu dem Grade, daß er selbst einige der entschiedensten Anhänger von Sturm und Drang in sein Lager hinüberzog: und eben in diesem Kampfe hat die Aufklärung noch einmal eine radikalere Richtung entwickelt. Aber auch ein so sanfter Mann wie Wieland, der kluge Redakteur des „Merkur", konnte schon im Jahre 1771 in seinem Blatte die treuherzige Frage zur Beantwortung stellen: „Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet?" Und ergingen sich damals die meisten Autoren noch in heftigen Angriffen

gegen die Luzianischen Geister, so schlug doch die Stimmung schließlich um, und Lichtenberg schrieb dem Enthusiasmus die boshafte Grabschrift: „Shakespeare standen zu Dutzenden auf, wo nicht allemal in einem Trauerspiel, doch in einer Rezension; da wurden Ideen in Freundschaft gebracht, die sich außer Bedlam nie gesehen hatten; Raum und Zeit in einen Kirschkern geklappt und in die Ewigkeit verschossen; es hieß: eins, zwei, drei, da geschahen tiefe Blicke ins menschliche Herz, man sagte seine Heimlichkeiten, und so ward Menschenkenntnis."

Schon um 1780 schien es, als ob die Bewegung im Abschwellen sei; wenigstens die Wogen des Sturmes und Dranges glätteten sich, und nur Empfindsamkeit allein schien als Dünung noch einstweilen zurückzubleiben: so „ennuyierten" z. B. in Leipzig bereits Dramen wie Hamlet, Lear, Julius von Tarent; was man sehen wollte, waren die dramatisierten Leiden des jungen Werthers. Da führte, jetzt wohl in wenigstens zunächst nur literarischer Bewegung, das Auftreten des jugendlichen Schiller noch einmal ein Aufflackern der seelischen Erscheinungen und Motivenreihen des Sturmes und Dranges, wenn auch in zusammengeschnürter Form, herbei; es kamen die Jahre der Räuber, des Fiesco, der Kabale und Liebe; und nur das unterscheidet diesen letzten verspäteten Wellenschlag, wie er sich bei so vielen sozialpsychischen Erscheinungen von Bedeutung wahrnehmen läßt, von der Originalzeit, daß in ihm schon konkretere, namentlich politische Motive überwogen.

Im übrigen aber wird man ruhiger. Die Geister, die sich während des Taumels als klar bewährt hatten, auf dem Gebiete der Literatur und Wissenschaft ein Lichtenberg, Lessing, Kant, gewannen in der Nachwirkung früherer Schriften wie in neuer geistiger Betätigung das Ohr der Nation; und die Besten der Jungen, ein Herder, Goethe, Schiller, schlossen sich ihnen an, wenn nicht inhaltlich, so doch in der wachsenden Gleichmäßigkeit ihrer Anschauungen und Gefühle. Und eben von ihrem Wirken her entstand allmählich, von der Nation schließlich mit höherer Wärme aufgenommen, eine geistige

Strömung, die, bei aller Anerkennung der Errungenschaften des primitiven Subjektivismus, doch weniger dessen erste enthusiastische Lebensäußerungen festhalten, als die neue seelische Haltung verstehen und erleben, ja in neuer Weltanschauung und Dichtung schon als Ganzes ausmünzen wollte. Es sind die Anfänge der geistigen Grundlagen des Klassizismus.

Daneben dauern dann freilich Empfindsamkeit und Sturm und Drang als Unterströmungen noch fort. Neben die resignierten Genies von tragikomischem Humor und einem kleinen Stiche ins Närrische tritt das, was Jean Paul Titane genannt hat: Menschen, die „die Milchstraße der Unendlichkeit und den Regenbogen der Phantasie zum Bogen ihrer Hand gebrauchen wollen, ohne eine Sehne darüber ziehen zu können," die problematischen Naturen jener Zeit, denen, wie sie Goethe beschreibt, keine Situation genug tut, und die keiner genügen. Und anderseits flüchtet sich die zur Konvention gewordene Sentimentalität der Gefühlszeit mit obligatem Kosmopolitismus und ein wenig Frivolität in das mittlere Bürgertum, soweit es philisterhaft ist oder eben durch diesen Prozeß den Charakter des Philiströsen erhält. Das ist das Lesepublikum der sogenannten Gesellschaftsromane des ausgehenden 18. Jahrhunderts, der Erzeugnisse der Lafontaine und Kotzebue, der Schilling, Laun und A. W. Lindau. In ihren Büchern erscheinen, der bezeichnendste sozialgeschichtliche Zug vielleicht, empfindsame Sinnlichkeit und tränenreiche Moral als tatsächlich gleichberechtigt, wenn auch eine Zeit prophezeit wird, „wo Grundsätze allein die Quellen unserer Tugend wie unseres Glückes sein werden": noch verhindert in diesen Kreisen ein leiser Schlußwirbel der Erregtheit die Ausbildung einer neuen sittlich-subjektivistischen Dominante.

Aber auch sonst, als eine Form des Gefühlsausdruckes, in der Gestalt der „empfindsamen Reflexion", haben sich Spuren der Empfindsamkeit namentlich bei Frauen noch über den Wechsel des Jahrhunderts hinaus ziemlich allgemein erhalten. So schreibt die Königin Luise von Preußen im Mai 1807 an den Zaren: „On voit se réaliser en vous des perfections

qu'on aimait sans doute toujours beaucoup, comme un bel idéal avec lequel on occupe son âme sans jamais croire le voir réalisé."

Wichtiger ist ein anderer Zusammenhang: aus der sentimentalen Färbung des Subjektivismus entsteht durch Sturm und Drang hindurch und unter den Jahren des Klassizismus hinweg allmählich die seelische Disposition der Zeit der Romantik. Will man diesen Entwicklungsgang verstehen, so verlohnt es sich, von einem etwas veränderten Standpunkte noch einmal auf den Weg des jungen Subjektivismus zurückzublicken.

Geäußert hatte sich das neue Seelenleben zunächst in einer Erregtheit, die sich in tausend Gefühlen und Empfindungen brach. Eine überspannte Sinnigkeit, eine überreizte Tätigkeit der Vorstellungskraft hatte ein Schwelgen und Schwärmen, ein Sichwiegen und Sichhätscheln in schwellenden und schwirrenden Gefühlen herbeigeführt, in entschiedenen Fällen bis zur Unfähigkeit, sich den Gefühlsergüssen durch verstandesgemäße Vorstellungen zu entziehen oder gar zu willensstarken Taten treiben zu lassen. Es war ein Gefühlsüberschwang, der, wenn bis zum äußersten fortentwickelt, den Keim der Selbstvernichtung in sich trug.

Dabei hatten nun diese Gefühle nicht unbewußt und gleichsam naiv ausgetönt, sondern sie waren reflektiert worden. Der Einzelne hatte, eben weil er sich als Subjekt fühlte, seinem Innenleben kontrollierend, nicht selten bespiegelnd gegenüber gestanden; er war durch Reflexion ihr Zuschauer geworden. Auf diese Weise hatte die ständig lauernde Reflexion die Unmittelbarkeit der Gefühlsäußerung derart durchsetzt, daß diese, an sich schon sentimental schattiert, nun noch einmal und erst recht gebrochen ausklang.

Konnte nun die Selbstemanzipation des Subjektes auf die Dauer allein in dieser Selbstbewegung, die zugleich eine Selbstentäußerung war, bestehen? Sehr bald fanden die Menschen der sechsziger bis achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts in der Empfindsamkeit nicht mehr Ruhe; enttäuscht gingen sie dazu über, nur auf sich gestellt, ohne quietistische

Selbstbeobachtung Welt und Menschheit zu bezwingen. Es war die Periode des Sturmes und Dranges.

Aber auch sie war nur ein vorübergehendes Stadium der Selbstherrlichkeit. Am Ende sah man sich doch sehr objektiv in die Welt der Natur und Geschichte gestellt. Und indem man dies nun in der Form anerkennen mußte, daß man sich nicht mehr, zunächst auf dem Wege einer reflektierten Selbstbeobachtung, in sie verlor, begann man sich in eine neue, dritte Auffassung einzuleben. Diese Auffassung setzte die Welt der Gefühle nicht mehr bloß in Verhältnis zum menschlichen Innern, sondern vor allem auch zur Außenwelt, zur psychischen wie zur physischen, zu Natur und Geschichte. Indem dies geschah, war nun ein Doppeltes möglich. Entweder konnte sich der Widerspruch zum eigenen Ich mit einem Widerspruch zu der Welt der außer uns stehenden Erscheinungen kombinieren. Dann entstand ein Widerspruch des Subjektes zu jeglicher Wirklichkeit überhaupt: unvermittelt schieden sich Ideal und Wirklichkeit: und aus den Tiefen des Spaltes, der sie trennte, quoll der Weltschmerz der Romantik. Da kann denn das Individuum romantischer Zeiten tränenreich sein und leidesschwer; die Welt wird zum Friedhof der Menschheit, Todesgedanken schweben um jedes Haupt; der Frühling wird zum Symbol eines Lebens, das da frühe welken wird; bleicher Mondschein beherrscht selbst den Tag, und der Gedanke des Unterganges alles Edlen auf Erden bricht herein.

Aber auch eine zweite Lösung war denkbar. Das Individuum ordnete sich, obwohl seines eigenen Wertes klar bewußt, in der frohen Erkenntnis eben eines letzten harmonischen Zusammenhanges seines Daseins mit dem des Alls diesem All ein und durchflog lobsingend und begeisterungsselig seine weiten Gefilde in Natur und Geschichte. Dann mußte eine reiche, wenn auch noch philosophisch mystische Durchdringung der allgemeinsten natürlichen und historischen Zusammenhänge die Folge sein, die sich nur langsam zu mehr objektiver Beobachtung und Erforschung abklären konnte.

In der romantischen Periode sind beide Möglichkeiten ver-

wirklicht worden. Fruchtbar im höchsten Sinne wurde natürlich nur die Verwirklichung der zweiten; und in ihr geht die Zeit der Romantik langsam in die Periode jenes Realismus über, der für die dreißiger bis fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts charakteristisch gewesen ist.

4. Es bezeichnet die Kurzsichtigkeit der älteren herkömmlichen Geschichtsbetrachtung, daß man die ganze reiche und überaus wichtige seelische Bewegung, von der bisher die Rede gewesen ist, aus nichts als den literarischen Vorgängen der fünfziger bis siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts herzuleiten pflegt. Da soll Klopstocks Messias die Empfindsamkeit, Goethes Götz von Berlichingen Sturm und Drang hervorgerufen haben. Welch naive Umkehrung von Ursache und Wirkung, und welche Armut der geschichtlichen Anschauung! Aber auch damit hat sich dieser und jener Forscher noch nicht begnügt. Innerhalb der literarischen Strömung sollen es wiederum fremde Einflüsse gewesen sein, die den „eigentlichen" Ausschlag gaben: und für den Übergang der Nation von einem seelischen Zeitalter zum anderen, von der schon so wundersam reichen Kultur des Individualismus zu der noch ungleich höheren und umfassenderen des Subjektivismus werden schließlich Shakespeare und Rousseau, ja am Ende wohl gar Ossian und Yoricks Empfindsame Reise verantwortlich gemacht.

Gegenüber solchen Auffassungen kann die Kritik der älteren historischen Methode einfach sein; es genügt, sie in die biblischen Worte: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, zusammenzufassen, — und es bedarf wahrlich nicht mehr des Nachweises, den ungewollt und fast unbewußt der Inhalt der ganzen Erzählung dieses Bandes erbringt: daß Weltanschauung und Dichtung, bildende Kunst und Musik, daß alle historisch neuen Lebensäußerungen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts überhaupt dem einen großen Ursachenkomplexe, dem Übergange zu einer subjektivistischen Form des Seelenlebens verdankt werden.

Damit werden natürlich fremde Einflüsse nicht geleugnet.

Aber es ist dringend an der Zeit, sie auf das Maß ihrer tatsächlichen Wirkung zurückzuführen, das selbstverständlich nicht durch den bloßen Nachweis einiger direkten, vielleicht nur auf wörtlichen Übereinstimmungen beruhenden Zusammenhänge zwischen Autoren und Büchern des In- und Auslandes und dergleichen bestimmt werden kann.

Da ist denn zunächst kein Zweifel, daß die beiden größten westeuropäischen Völker, Engländer und Franzosen, früher als die Deutschen in die Kultur eines subjektivistischen Zeitalters eingetreten sind. Und das hatte zur natürlichen Folge, daß sich bei ihnen auch manche Ergebnisse frühsubjektivistischer Kultur früher einstellten als in Deutschland, und daß damit bei dem bestehenden regen west- und mitteleuropäischen Verkehre ein Austausch geistiger Errungenschaften eintrat, der vornehmlich Deutschland zugute kam. Verlief er vielfach unmerklich, und sind seine Bahnen, namentlich so weit es sich um geistige Einfuhr aus England handelte, noch nicht völlig aufgeklärt, so stellte sich daneben die besonders leicht zu übersehende Einwirkung einzelner hochragender Geisteshelden ein, unter denen auf französischer Seite vornehmlich Rousseau und auf englischer Shakespeare und Macpherson hervorragen.

Der geringere Einfluß kam, ins Ganze gerechnet, wohl von Frankreich. Goethe hat für einen Teil dieses Einflusses das Alterswort geprägt: „Wo die Franzosen des 18. Jahrhunderts zerstörend sind, ist Wieland neckend". In der Tat hielten sich in Frankreich, vornehmlich infolge der Wirksamkeit Voltaires, des großen Gegners Rousseaus, zu viel Elemente des Rationalismus, als daß deutsche Empfindsamkeit und deutscher Sturm und Drang von ihnen auch nur an einem Punkte entscheidend hätten gefördert werden können.

Anders stand es mit Rousseau. Aber war Rousseau so ganz ein Vertreter der französischen Kultur? Voltaire hat die neue Héloïse „un sermon suisse" und Rousseau „demi-Gaulois, demi-Allemand" genannt[1]. In der Tat ist er kulturgeschicht-

[1] Zitate bei Texte in Petit de Julleville 8, 691.

lich neben den älteren Haller zu setzen; beider Wiegen standen nicht weit voneinander; sie sind wie gleichgeartete Quellen, deren Wässer nach verschiedenen Ozeanen ablaufen. Und ist die literargeschichtliche Stellung der Schweiz mit ihren verschiedenen Volksbestandteilen nicht schon mehr als einmal gleichsam die einer Wetterwarte zwischen dem romanischen und dem germanischen Europa gewesen? Die Eidgenossen gleichen hierin den Vlamen, die an dem anderen Flügel der germanischen kontinentalen Westgrenze eine ähnliche Rolle gespielt haben: in der Vermittlung keltogermanischer Stoffe der Dichtung während des früheren Mittelalters, in der großen Städtepolitik des 14. und 15. Jahrhunderts, in den Einflüssen der Antwerpener Malerschule, neuerdings in dem Wirken von Männern wie Meunier und Maeterlinck.

Von Rousseau hat der Contrat social in Deutschland weniger gewirkt; man war im alten Reiche des politischen Theoretisierens müde. Desto mehr schlug der Emile durch — mehr selbst als in Frankreich; es war einer der schweizerischen Erziehungsromane, die in Deutschland stets Teilnahme gefunden haben. Geringer wiederum, aber doch noch stark genug war die Wirkung der Neuen Héloïse. Daß aber durch sie Elementargefühle der Empfindsamkeit und gar erst des Sturmes und Dranges ausgelöst worden wären, läßt sich nur mit großer Vorsicht und in enger Begrenzung behaupten; vielmehr waren es auf sie begründete besondere Lehren, die zündeten. Und auch in ihnen war der einfache Drang zur Natur, wie sich bald zeigen wird, die unvermeidbare Folge der in Deutschland selbständig entwickelten seelischen Umwälzungen, und höchstens für deren Konsequenz, das Aufsuchen der Natur als des Originalen, unbewußt Genialen, die Menschen mit primitivem Segen Beglückenden, läßt sich Rousseaus Vorbild stärker betonen. Aber auch hier darf nicht vergessen werden, daß Hamann Rousseau geradezu abgeneigt war; daß Herder eher im Gegensatze, als in Zustimmung zu ihm stand, da ihm seine eingehenderen geschichtlichen Kenntnisse die Rousseausche Überschätzung des Naturzustandes verboten; daß später selbst Humboldt sich von Rousseau kaum

berührt zeigt, obwohl sein Lehrer Forster ein Apostel Rousseaus gewesen ist. Im ganzen erscheint der Einfluß Rousseaus in den Zeiten des primitiven deutschen Subjektivismus doch noch unvermittelt, so wie eine äußerliche Gewalt, ein Platzregen etwa, einwirkt; innerlich aufgenommen, dann aber auch zu etwas ganz Neuem verarbeitet, haben ihn erst die Romantiker, ein Arndt, Wackernagel oder Wolfgang Menzel.

Tiefer haben zu früher Zeit in gewissem Sinne die Engländer eingegriffen. Noch durch die ganze erste Hälfte des 17. Jahrhunderts und darüber hinaus in den Spitzen ihrer geistigen Bewegung von den Niederländern geführt, dann seit der glorreichen Revolution in frischerem Leben dem Subjektivismus zustrebend und somit den Deutschen um eben nicht viel mehr als etwa zwei Menschenalter voraus, schufen sie bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein Werke, die der deutschen Entwicklung so ständig und stetig vorausgingen, daß sie von dieser kaum übersehen werden konnten. Da wirkten Pope und Milton; da verkörperte Defoes Robinson Crusoe lange vor Haller und Rousseau und auch noch vor Schnabels Insel Felsenburg den Drang in die Ferne und den Reiz des Primitiven; da stimmten Richardsons Romane rührsam und nährten Youngs Nachtgedanken seraphische Gluten. Dann tauchte zuerst der Kultus Shakespeares in spärlichen Anfängen auf, bis der Dichter dem Sturm und Drange ein irreführender Lehrer dramatischer Komposition wurde; Macphersons Ossianlieder hauchten Äolsharfenklänge in die Herzen einer verderbten Menschheit, wenn der Sänger des Abends, zwischen Leben und Tod, bei dem bleichen Scheine der Sterne oder des stillen Freundes, des Mondes, die Harfe hob, um im säuselnden Hall der Töne den Sang anzustimmen von Stimmungen des Uranfanges und Gefühlen der Vorzeit — und Lorenz Sternes, des geriebenen Landpfarrers, Tristram Shandy und Empfindsame Reise[1] gewann auch denen Rührung ab,

[1] Der Übersetzung der Sentimental journey of Yorick (1768), in der das Wort sentimental mit empfindsam wiedergegeben war, verdankt die Periode der Empfindsamkeit auch ihren Namen. Das Wort verbreitete sich

die gelegentlich andere als empfindsame Gedanken nicht verschmähten: Jacobi hat sie in seinen „Sommer- und Winterreisen" nachgeahmt, und alles in diesen atmet Sanftmut, Weichheit und Duldung „selbst gegen Tiere und Jesuiten".

Dabei war die Wirkung teilweise gewaltig: wer wird sich ihr selbst heute noch entziehen, wenn er sich in der Lektüre von Werthers Leiden den Stellen nähert, da Übersetzungen aus Ossian die Stimmung vertiefen und erbreitern? Aber häufig blieb sie auch äußerlich. In welcher Art, mag ein Detail aus dem Leben Johann Georg Jacobis zeigen. Der Dichter las in Düsseldorf zusammen mit seinem philosophischen Bruder Heinrich Yoricks Empfindsame Reise. „Wir sahen einander stillschweigend an; ein jeder freute sich, in den Augen des anderen Tränen zu finden. Wir feierten den Tod des ehrwürdigen Greises Lorenzo und des gutherzigen Engländers ... Sanftmut, Zufriedenheit mit der Welt, unüberwindliche Geduld, Verzeihung für die Fehler der Menschen, diese ersten Tugenden lehrte er seine Schüler; wie viel besser sind sie, als der fromme Stolz der meisten gestifteten Orden! Wie süß war uns das Andenken an den erhabenen Mönch und an den, der so willig von ihm lernte! Viel zu süß, um nicht durch etwas Sinnliches unterhalten zu werden! Wir alle kauften uns eine Schnupftabaksdose von Horn, worauf mit goldenen Buchstaben auswendig der Name „Pater Lorenzo" und inwendig „Yorick" steht; wir alle taten das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen jedem Franziskaner etwas zu geben, der um eine Gabe uns ansprechen würde. Sollte sich in unserer Gesellschaft einer durch Hitze überwältigen lassen, so hält ihm sein Freund die Dose vor, und wir haben zu viel Gefühl, um dieser Erinnerung

sehr rasch; 1774 war es so bekannt, daß es Adelung in sein Wörterbuch aufnahm. Hamann braucht dafür in einem Briefe an Jacobi sehr bezeichnend Empfindseligkeit. Der Vorschlag Abbts (Vom Verdienste, 1768, S. 115), für Sentiment Empfindnis zu sagen, drang nicht durch. Das Gegenteil von empfindsam bezeichnete der Übersetzer Gregorys 1778 mit unfühlbar, Goethe um eben diese Zeit mit unfühlend, Schiller 1789 mit fühllos. Die Sache war natürlich weit älter als alle diese Wörter.

auch in der größten Heftigkeit zu widerstehen. Wäre einer so unglücklich, daß dies nicht sogleich den verlangten Eindruck auf ihn macht, so muß er zur Strafe die hörnerne Dose mit einer anderen vertauschen, bis er sie durch eine besonders gutherzige oder sanftmütige Tat sich wieder erwirbt. Unsere Damen, die keinen Tabak brauchen, müssen wenigstens auf ihrem Nachttische eine solche Dose stehen haben, denn ihnen gehören in einem höheren Grade die sanften Empfindungen, die wir aus ihren Blicken, aus ihren Tönen, aus ihren Urteilen schöpfen sollen. Nicht genug war es uns, diese Verabredung in einem kleinen Zirkel genommen zu haben; wir wünschten auch, daß auswärtige Freunde sich uns darin gleichstellten. An einige schickten wir das Geschenk, die Lorenzdose, ... als ein uns heiliges Ordenszeichen. Anderen soll dieser gedruckte Brief unsere Gedanken mitteilen." Dieser Brief wurde die Stiftungsurkunde eines Lorenzoordens, dessen Symbol die Dose, dessen Wahlspruch: auswendig Mönch, inwendig Yorick! war. Jacobi gelobte sich, an fremden Orten jeden ihm aufstoßenden Unbekannten mit der Dose sofort als Bruder zu umarmen. In Hamburg und Frankfurt a. M. wurden Lorenzodosen in Fülle gefertigt; sie wurden Gegenstand kaufmännischen Vertriebes und gingen bis Dänemark und Livland. Schließlich verbreitete sich die Dosenverbrüderung bis nach Italien und Sizilien und verschwisterte sich hier mit theosophischen Schwärmereien. —

Nicht immer natürlich sind die fremden Einwirkungen gleich sichtbar — wir müssen freilich auch sagen: gleich unbedeutend. Eben da, wo sie stärker mitspielen, vermischen sie sich auch eingehender mit dem schlechthin Einheimischen der Entwicklung, so daß sie nur mit diesem vereint zur Darstellung gelangen können. Und da zeigt sich denn, daß, so original auch die primitiven Wirkungen heimischer Reizvorgänge auf das Seelenleben in Gefühl und Empfindung waren, doch schon der Ausprägung dieser neuen Gefühlsaktualität in der Anschauung und selbst im Willen fremde Zusätze, wenn auch mit geringer spezifischer Wirkung, beiwohnten.

Inwieweit das auf dem Gebiete der Anschauung der Fall

war, ergibt sich, wenn wir jetzt den Naturalismus betrachten, der in einer bisher unerhörten Intensität die natürliche Folge einer anfangs fast unbedingten und willenlosen Hingabe an die Welt der psychischen wie physischen Erscheinungen gewesen ist.

Am einfachsten und frühesten äußerte sich dieser Naturalismus als Naturgefühl. Von diesem Punkte aus wurde die Naturanschauung schon früh in den Anfängen der Robinsonaden geweckt, wie sie bis auf den Simplizissimus zurückgehen. Daneben trat, nicht minder früh, eine vermehrte Vorliebe des Städters für das platte Land und insofern die freie Natur überhaupt; der Garten beginnt eine Rolle zu spielen, und was man in der Natur sucht, ist vor allem die Anmut: „die Anmut, welche schattigte Gebüsche und das Rieseln des vorbeifließenden Wassers verursachen". Doch bald greift man weiter, der Eindruck des Erhabenen wird aufgesucht, und die Zeit der Fahrten ins Hochgebirge bricht an. Dabei werden die ersten, noch keineswegs ungefährlichen Reisen, wie z. B. die zahlreichen Exkursionen Scheuchzers, in gewissem Sinne auch noch die Hallers, vornehmlich in wissenschaftlichem Interesse unternommen.

Allein schon in Hallers Berichten, vor allem in seinem Gedichte „Die Alpen", wird doch auch eine anderer Ton angeschlagen: die große Natur in ihren ästhetischen Werten war es, die neben der Einfachheit der Schweizersitten anzog. Es ist die Richtung, der dann der Genfer Eidgenosse Rousseau mächtiger Bahn brach; erst die Neue Héloise (1761) vermittelte der ganzen mitteleuropäischen Welt in der noch ungekannten Alpennatur einen Quell neuer Genüsse.

Nun wagte man sich langsam auch an das eigentliche Hochgebirg. Voran ging wiederum der Eifer großer Naturforscher, in denen sich Naturfreude und Wissenstrieb verbanden. So bestieg Saussure 1786 den Montblanc, von Hohenwart und Genossen bezwangen 1800 und 1802 den Großglockner, und 1804 und 1805 wurde von Pichler und Gebhard der Ortler erklommen.

Während man aber so das Gebirge eroberte, erschloß man in weiten Ritten und Fußfahrten auch mehr als je und noch früher das platte Land; und tägliches Spazierengehen aus Gesundheitsrücksichten wurde gewöhnlicher, während Professor Baumgarten in Halle aus diesem Grunde noch Holz — im Zimmer — gesägt hatte.

Ja sogar dem flüchtigen Elemente des Wassers in Strom und See näherte man sich. Noch im 17. Jahrhundert war in Deutschland im Freien gebadet worden, wie ein ansprechendes und von seiner sonstigen Art abweichendes Bild Ph. Wouwermans in der Liechtensteinischen Galerie beweist. Dann aber hatte man sich von der Natur bis zu dem Grade zurückgezogen, daß jedes Baden im Freien als unanständig galt. Nun brachte es die neue Gesellschaft, und in ihr besonders die höheren Schichten, wiederum zu Ansehen; mit als die ersten haben sich die jungen Grafen Stolberg von neuem in freiem Wasser getummelt. Gegen Schluß des Jahrhunderts verlief die Bewegung dann so breit, daß, von den Schweriner Fürsten begründet, im Jahre 1793 zu Heiligendamm bei Doberan das erste deutsche Seebad eröffnet werden konnte. Und noch heute stehen hier die ursprünglichen Bauten, worunter der Festsaal im griechischen Stil mit der Aufschrift in Giebelfeld:

Hic te laetitia invitat post balnea sanum.

Lief nun diese Annäherung an die Natur auf ein wirkliches Leben in ihr und auf Stählung des Körpers durch sie, also auf ein im ganzen mehr unbewußtes Einordnen der eigenen Person in sie hinaus, so wurde daneben, für die geistige Entwicklung noch wichtiger, zugleich auch ein viel subjektiveres Verhältnis des Menschen zur Natur überhaupt begründet.

Auf dem Gebiete der Weltanschauung hatte die Teleologie des Rationalismus zur Auffassung der Natur zunächst als der Verkörperung eines allweisen Schöpfers geführt: eine Auffassung, die für weite Kreise noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein in aller Frische erhalten geblieben ist. Innerhalb dieses

Ideenkreises fand nun schon der noch halbschürige Subjektivismus der pietistischen und der spätrationalistischen Welt reiche Gelegenheit, die ganze Schöpfung mit frommen Gefühlen zu erfüllen. So hat schon Brockes sein Irdisches Vergnügen in Gott von diesem Standpunkte aus geschrieben, und tausend Nachahmungen sind seiner Dichtung gefolgt. Bald aber galt die Empfindungsseligkeit der Natur auch ohne diesen frommen Einschuß, und selbst vom Standpunkte des Rationalismus konnte sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts motiviert werden. So schreibt 1749 Buffon, der in Deutschland mit Liebe und Begeisterung gelesene französische Naturforscher: „Der Mensch verkehrt die Natur seiner Seele, wenn er sie nur anwendet, um zu empfinden; sie ist ihm gegeben, um zu erkennen. In dem ruhigen, aber unabläßigen Fortschritte des Erkennens erhöht die Seele sich selbst; sie lernt sich selbst genügen und den Selbstgenuß im Genuß des Universums finden." Indes die Meinung der deutschen Empfindsamkeit war das doch nicht: sie hat vielmehr um ein paar Jahrzehnte später Friedrich Leopold Stolberg mit dem frommen Verse getroffen:

Süße heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband.

Gewiß: „Selbstgenuß im Genuß des Universums": aber ein Genuß, der das Ausruhen des ungeteilten, in unbewußter Empfindung seines Daseins als Ganzes lebenden Menschen in der Naturbeseelung bedeutete und Einverleibung der Natur in die Seele in diesem Sinne: das war es, was man mit allen Fibern erstrebte. Da wurde das Wogen der Saaten zum Gesang, da begannen Tag und Nacht sich im abendlichen Dämmerschein leise zu grüßen, da streute der Mond seinen Silberglanz über Berg und Tal, während die Sterne als Phantasien der Natur am Firmamente hinzogen: da war die Natur freigebig und heiter, ernst und wehmütig, ja lachte und scherzte: und jegliche Landschaft sah man im ganzen Widerhall der eigenen Gefühle: nicht symbolisch, sondern in tatsächlicher Übertragung menschlicher

Empfindung schien sie beseelt. Und wie die Morgenröte verklärt oder das Sonnenlicht küßt, so spricht das Schilf am See und die Tanne auf schroffem Felsgezack, und der Tau des Grashalms wird zu perlenden Tränen.

Mit welch außerordentlicher Intensität unter solchen Umständen eine besonders große Natur auf hochbegabte und hochgemute Seelen wirkte, das hat, in den Ausgangszeiten des Frühsubjektivismus, wohl niemand besser erfahren oder wenigstens geschildert, als Wilhelm von Humboldt, da er die Alpen gesehen hatte. „Nie wurde meine Seele mit so großen Bildern unwiderstehlicher, alles zerschmetternder und widerstrebend trotzender Stärke erfüllt; nie drängte sich mir so stark das Gefühl einer zahllosen Reihe verflossener Jahrhunderte auf, nie dämmerte in meiner Seele mehr ein Ahnen unabsehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder schaffender Zukunft. Wenn ich manchmal aus einem engen, umschlossenen Tal auf die höchsten unersteiglichen Gipfel der Gebirge rund umher ah: wie sich die Ideen der Einöde, der Einsamkeit, des Blickes in weite Fernen von der schwindelnden Höhe, rege Erwartungen dessen, was hinter jenen Bergen, über jenen Gipfeln hinaus ist, meiner Seele bemeisterten, wie dadurch alles Vergangene, Zukünftige, Entfernte, Ungewisse meine träumende Phantasie umschwebte!"

So heroischer Empfindungen freilich wurden die Zeitgenossen der Empfindsamkeit und selbst des Sturmes und Dranges im allgemeinen noch nicht gewürdigt. Aber auch für sie, für jeden höher und frischer Empfindenden der Zeit wurde der sympathische Zusammenhang dunklen menschlichen Fühlens, der halb unbewußten Vorgänge in der Seele mit der Natur so gut wie ständig hergestellt: und ein Goethe konnte in diesem Zusammenhange gar von „einer wundersamen Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur" reden, „von einem innigen Anklingen, einem Mitstimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden oder der Tages- und Jahreszeiten oder was sonst sich ereignen konnte, . . aufs innigste berührte."

Es sind Empfindungen, in denen die Natur immer wieder doch nicht bloß als objektiv beseelt erscheint, sondern gleichsam als subjektiv und selbsttätig mitfühlend, als triebbegabt, als drangvoll und sehnsuchtsreich eigener Hingabe an das menschliche Empfinden zueilend. Eine Auffassung war damit erreicht, die sich durch die bloße Belebung der Natur allein doch nicht erklären läßt. Voll verständlich wird sie erst durch die wunderbaren Formen, die inzwischen der Verkehr zwischen Mensch und Menschen angenommen hatte: denn sie ist bis zu einem gewissen Grade eine Nachbildung, ein Abklatsch dieses Verkehres.

Da liegt es nun in der Natur der Sache, daß jeder zunehmende Subjektivismus den Verkehr unter den Menschen steigern mußte: denn während die individualistische Persönlichkeit in sich abgeschlossen gelebt hatte, ist es die Eigentümlichkeit der subjektivistischen, im Trieb- und Willensleben wie in der Gefühlsäußerung aus sich herauszugehen: schon die Wandlungen des Wirtschaftslebens, die auf einem stetig verstärkten Verkehre beruhen, weisen in dieser Richtung. Mit welcher Wucht aber, mit welcher Leidenschaft und welcher rastlosen Energie nahm das neue Zeitalter diesen Verkehr auf! Nicht äußerlich entwickelte man ihn; wiederfinden wollte man sich selbst in seinen Nachbarn, und ganz allgemein war der Mensch dem Menschen interessant. Es sind Zusammenhänge, die von jugendlichen Menschen mit all der Emphase der Empfindsamkeit ausgesprochen wurden:

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt' ich sie. (Schiller.)

Aber auch der besonnene Denker huldigte dieser Theorie des gegenseitigen Einverleibens und Ineinsfindens. So führt J. A. Eberhard in seiner „Allgemeinen Theorie des Denkens und Empfindens" (1776) in Beantwortung einer Preisfrage der Berliner Akademie aus, daß wir uns „in den geselligen Empfindungen mit dem Gegenstande vermischen und uns in anderen zu vergnügen glauben"; und diese „Verschmelzung

unseres eigenen Vergnügens mit dem außer uns an anderen zu wirkenden, weit entfernt, der menschlichen Natur zum Vorwurf zu gereichen, ist ihr" seiner Meinung nach „die größte Ehre". Es ist jener Untergrund psychologischer Auffassung, aus dem die Sehnsucht nach intimen gegenseitigen Beziehungen, ja mehr: der enthusiastische Freundschaftskult als eines der auffallendsten Wahrzeichen des frühen Subjektivismus hervorquillt. Wie tief ergreifend klingt doch dieser Kult schon jenseits der Jahre seiner eigentlichen Blüte noch in Schillers Don Carlos nach, da der Prinz den Marquis Posa nach längerer Trennung zum erstenmal wiedersieht:

Ist's möglich?
Ist's wahr? Ist's wirklich? — Bist du's? — O, du bist's!
Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
Die deinige allmächtig an mir schlagen!

Und wie gewinnt dieser Kult in seinem eigensten Kern, in dem Aufgehen der Persönlichkeiten der Freunde ineinander, in diesem Auffangen zu einem einzigen, ununterschiedenem Ganzen klassisch-typischen Ausdruck in Goethes Versen:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

In den starken Zeiten des Freundschaftskultes aber schließt man heilige Bünde zu Mondnachtsstunden im Eichengrund und vereint sich im Kusse mit dem Freund wie mit einem zweiten Gewissen; Bruder oder auch Seelenbruder und Freund werden identische Begriffe; und wenn man scheiden muß, da scheint wohl erst recht die eine Seele in die andere zu fließen, bis man in letzten Umarmungen, letzten Blicken: in schrillem Risse der Seelen voneinander scheidet. Aber die voneinander Getrennten tröstet ein zu ganzen Bergen von Papier anwachsender

Briefwechsel, in dem sich Kantilenen der Freundschaft und Liebe durch halbe und ganze Dutzende von Seiten ergießen: ganz sucht man auch jetzt noch sich zu durchdringen, zu genießen. So werden die Briefe zu „Blättern der Empfindung und Freundschaft"; die Begriffe Korrespondent und Freund zeigen Neigung ineinander überzugehen; man kann nach Briefen seufzen und durch Briefe erquickt werden; es können durch Briefe sich Freundschaften, ja Verlobungen anknüpfen, ohne daß man einander schon persönlich kannte: Goethe und die Gräfin Auguste Stolberg, die leidenschaftliche Briefe miteinander wechselten und beide sehr alt wurden, haben sich nie gesehen; Schillers Freundschaft mit der Familie Körner ist wenigstens durchaus schriftlich begründet worden; Elise Hahn hat Bürger geheiratet, nachdem sie sich an seinen Gedichten in ihn verliebt hatte und in Briefwechsel mit ihm gekommen war; und Schillers Meininger Schwager Reinwald hat sich zuerst in einen Brief seiner Frau, dann erst in diese selbst verliebt[1].

Dabei wurden Freundschaften mündlich wie brieflich sehr leicht geschlossen; eine edle Handlung, ein gefühlvolles Lied, eine gedankenreiche Schrift führten die Geister zur Verbindung nicht nur, nein alsbald zur Verbrüderung. So schreibt selbst der kritische Merck an den ihm unbekannten Verfasser des Briefes an die Freidenker (J. G. Jacobi): „Erlauben Sie mir, wer Sie auch sein mögen, Sie meinen Bruder zu nennen." Und solche Herzensergüsse behielt man nicht bei sich; man teilte sie anderen mit, man ließ sie gar drucken: unzählig war die Menge der auf diese Art begangenen Indiskretionen und schwer der Ärger, der sich oft genug über sie erhob. Aber das alles beseitigte nicht die allgemeine geistige Haltung: die Welt erschien vor allem als Menschenwelt wieder ganz verjüngt, und fast der Eindruck eines kindlichen Treibens ergibt sich aus diesem Durcheinander rasch erwirkter Sympathien.

Wie aber sollte mit all den Versuchen, die Menschen zu

[1] Steinhausen a. a. O. 2, 385.

lieben, nicht auch das Bestreben, sie kennen zu lernen, parallel gegangen sein? Die Zeit ist voll von dem Bedürfnis der Menschenkenntnis, der Kenntnis anderer und der Kenntnis seiner selbst. „Wen es noch einige Mühe kosten sollte," sich in meine Theorie vom Ursprunge der angenehmen und unangenehmen Empfindungen zu versetzen, schreibt Sulzer im Jahre 1751, „dem kann ich sagen, daß ich seit etwa sechs Jahren auf das, was bei einer angenehmen Empfindung über irgendeinen Gegenstand in meiner Seele vorging, die genaueste Aufmerksamkeit gewandt habe." Und nicht bloß Psychologen waren Selbstbeobachter. Das *Γνῶθι σεαυτὸν* ist eine der Lieblingslosungen der Zeit; und schon nach Hamann beginnt jede Erkenntnis echt subjektivistisch mit Selbsterkenntnis, wozu freilich auch der Verkehr mit anderen notwendig ist, denn in der Seele seines Nächsten schaut der Mensch wie in einem Spiegel besonders leicht sein verborgenes Wesen. Neben die Selbsterkenntnis aber trat auch als Selbstzweck die Erkenntnis anderer. Auch hier malt Wilhelm von Humboldt das Wesen der Zeit, wenn er von sich selbst berichtet: „Ich hatte damals eine Art Leidenschaft, interessanten Menschen nahe zu kommen, viele zu sehen und diese genau, und mir ein Bild ihrer Art und Weise zu machen. Die Hauptsache lag mir an der Kenntnis. Ich benutzte sie zu allgemeinen Ideen, klassifizierte mir die Menschen, verglich sie, studierte ihre Physiognomien, kurz machte daraus, soviel es gehen wollte, ein eigenes Studium."

In der Tat schritt die Zeit auf allen nur denkbaren Wegen zum psychologischen Studium fort. Da trat neben Lavaters physiognomische Bestrebungen später Galls Schädellehre, neben guten Beobachtungen tauchten die abenteuerlichsten Vermutungen auf; überall forschten und sondierten Physiognomiker und Phrenologen, und man meinte wohl, berühmte Leute täten gut, sich vor ihnen, wie heutzutage vor Photographen, in acht zu nehmen. Auch eine wirkliche Wissenschaft empirischer Psychologie setzte ein; wir werden von ihr noch genauer zu erzählen haben.

Was aber sie, und damit erst recht alle anderen Beobachtungen kennzeichnete, war dies, daß man im allgemeinen beim Einzelfalle stehen blieb. Die Psychologie insbesondere gelangte durch einseitige Hervorhebung des Singulären in ihrem Erfahrungsmaterial schließlich zu einer so bunten Anhäufung von Einzeltatsachen, daß sie das Notwendige und Gesetzmäßige an ihnen nicht zu finden wußte: worauf sie an Überlastung elend zugrunde ging. Um so mehr gewann auf dem eingeschlagenen Wege die gemeine Erfahrung. Man sieht sie ordentlich wachsen, wenn Heinse einmal an Gleim schreibt: „Aus den Briefen eines Menschen kann man am besten sehen, wie mancherlei Zufällen ein Mensch unterworfen ist, wie die Donnerwetter, Regen und heiterer Himmel und Frühling, Sommer, Herbst und Winter in dem menschlichen Herzen und Geist abwechseln; kann man das nicht daraus ersehen, so sind es keine Briefe, wenigstens keine freundschaftlichen." Dabei wandte sich das Interesse natürlich ganz besonders den modernsten Erscheinungen des Seelenlebens zu, den „Empfindungen und Leidenschaften": diese in ihrer Entstehung, ihrer Verwandtschaft, ihrer Umwandlung, Wachstum und Abnahme kennen zu lernen, wurde kein Mittel, vor allem auch nicht das der Selbstbeobachtung, gescheut[1].

Und das Ergebnis war außerordentlich. Auf den landläufigsten Gebieten des psychologischen Empirismus kam man bis zu einer fast haarspaltenden Eindringlichkeit der Beobachtung; so hat Abbt zwischen 1756 und 1760 eine Schrift mit dem Titel verfaßt: „Beweis, daß die Freundschaften unter den meisten Damen viel sublimer seien, als die Freundschaften unter den meisten Personen des anderen Geschlechts." Das Gesamtergebnis aber hat Goethe kurz und gut in einem bekannten Satze von Dichtung und Wahrheit (Buch XIII) zusammengefaßt: „und so ward man, da politische Diskurse wenig Interesse hatten, mit der Breite der moralischen Welt ziemlich bekannt".

[1] Eberhard, Allg. Theorie des Denkens und Empfindens (1776).

Es ist ein für die Geschichte aller Phantasietätigkeit entscheidendes Ergebnis, soweit diese den Menschen zum Gegenstande hatte. Ein ganz neuer, höherer Naturalismus der Beobachtung und künstlerischen Wiedergabe trat ein, als ihn je ein früheres Zeitalter deutschen Seelenlebens gekannt hatte: nicht bloß, daß das Feld der psychologischen Beobachtung außerordentlich erweitert war, auch die Intensität der Erfassung war überwältigend. So trat z. B. die volle Beobachtung der sozialpsychischen Kräfte, namentlich der unbewußt waltenden, erst jetzt auf: Herder war es, der sie zuerst klar schauenden Blickes im Bereiche dessen, was er Volksseele nannte, entdeckte: und der Intensität der Gefühlsbeobachtung entsprang wie eine neue Dichtung, so vor allem auch eine neue Musik von unerhörter Dynamik, als deren erster, seiner Stellung sich voll bewußter Meister der Ritter von Gluck verehrt wurde.

Gewiß war damit Seelenkenntnis und Kraft und Kunst der Wiedergabe seelischer Vorgänge noch nicht bis zu dem Grade von Eindringlichkeit und Umsicht gesteigert, über welche die heute verlaufende Periode des Subjektivismus verfügt; noch Jean Paul, dieser Spätling des Seelenlebens der Empfindsamkeit, malt, wo er Narren und seltsame Begebenheiten schildern will, seltsam und närrisch: schildert also Stimmung und Gefühl direkt und hat nur hier und da Vorahnungen der suggestiven indirekten Darstellungsformen der Gegenwart. Aber darüber lassen doch Dichtung und Musik, wie auch die seelischen Seiten der bildenden Kunst und der Weltanschauung, keinen Zweifel, daß ein von der Fähigkeit des individualistischen Zeitalters durch eine gewaltige Kluft geschiedener Naturalismus entstanden war, der sich in entwicklungsgeschichtlich einem neuen Zeitalter angehörigen Schöpfungen auswirkte.

Das Gleiche aber, wie für die Kenntnis des Menschen, gilt auch für die Auffassung der Natur und ihre phantasievolle Wiedergabe. Wie die neue Zeit im Bereiche des Seelenlebens erst das Sozialpsychische, man möchte fast sagen, ent-

deckte, so entfaltete sie auch erst den Sinn für die Erhabenheit allgemeinster, namentlich der herkömmlichen Meinung nach gestaltungsarmer, verschwommener Naturerscheinungen: der Wolken, des Himmels als Trägers von Lichteffekten überhaupt, des Meeres mit dem verwirrenden Bilde seines Wogendranges, der Licht und Luft ein- und ausatmenden gleichförmigen Ebene. Es ist der Naturſinn gleichsam der kosmischen und physischen Geographie großen Stils; Klopstock ist sein erster Meister gewesen.

Zugleich aber nahm auch die Intensität der Naturbeobachtung überraschend zu. Es würde Aufgabe eines besonderen Werkes sein können, dies eingehend nachzuweisen, wie uns denn Einzelheiten dieses Vorganges in der späteren Erzählung des Verlaufes der Dichtung wie der bildenden Künste immer wieder begegnen werden: hier kann es nur darauf ankommen, sich des Eindruckes des erfolgten Fortschrittes an einem Beispiel zu vergewissern.

Nach der Mitte des 17. Jahrhunderts dichtete Paul Gerhardt:

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläft die ganze Welt;
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf, ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Wo bist du, Sonne, blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind:
Fahr' hin, ein' ander Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint.

Der Tag ist nun vergangen,
Die güldnen Sterne prangen
Am blauen Himmelssaal:
Also werd' ich auch stehen,
Wann mich wird heißen gehen
Mein Gott aus diesem Jammertal.

Ein Jahrhundert später aber singt, freilich ein besonders fortgeschrittener Vertreter der Dichtung seiner Zeit, Gottfried Bürger[1]:

Nun ruht, ihr matten Kräfte,
Vom Joche der Geschäfte,
Das unsern Nacken drückt.
Schau, wie der Quell der Wonne,
O Seele, wie die Sonne
Mit rotem Antlitz nach dir blickt.

Noch seh' ich ihre Strahlen
Den Abendhimmel malen;
Noch hängt ihr Silberlicht
An Blättern und Gesträuchen;
Noch spiegelt sie in Teichen
Ihr feuerrotes Angesicht.

Es streckt sich Berg und Hügel,
Der Vogel färbt die Flügel
Und schwimmt in Sonnenglut.
Doch jetzo geht sie unter,
Der Kreaturen Wunder,
Und malt den Horizont mit Blut.

Aber nicht immer wirkte der Naturalismus mit dem ruhigen Fächeln der Verse eines Abendgedichtes. Er konnte auch verheerend wüten in den Dramen des Sturmes und Dranges; in sich trug er keinerlei Prinzip des Maßhaltens, und nicht wenige sind untergegangen, die sich ihm ganz verschrieben, sei es auf dem Gebiete des Dichtens oder des Denkens. Was es daher zu erreichen galt, das war ein neues ständiges und stetiges Prinzip phantasievollen Schaffens, eine neue ästhetische Dominante. In diesem Sinne hat Klopstock schon 1747 einen neuen deutschen Boileau ersehnt:

[1] Vgl. dazu Ergänzungsband I zur Deutschen Geschichte (Zur jüngsten Deutschen Vergangenheit I) S. 208 ff., wo das zu Bürgers Gedicht parallele Gedicht von Claudius „Der Mond ist aufgegangen" abgedruckt ist. Es hätte auch hier als Beispiel gewählt werden können.

Werd' uns auch Despréaux!
Daß, wenn sie etwa zu uns vom Himmel kömmt,
Die goldne Zeit, der Musen Hügel
Leer von undicht'rischem Pöbel da steh'!

Und nicht in einem Zurück zur alten Dichtung, nein, nur im starken inneren, sich selbst bindenden Fortschritte zur grundsätzlichen ästhetischen Beleuchtung des neuen Naturalismus war die goldene Zeit zu finden. Es ist der Zusammenhang der Dinge, der von unseren großen Dichtern der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erst instinktiv empfunden, dann klar begriffen und im Erringen einer neuen ästhetischen Dominante des Subjektivismus erst völlig und in allen seinen Fällen verwirklicht wurde. Wie ernst stand es von allen zuerst Goethe vor der Seele:

Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.
In der Beschränkung erst zeigt sich der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Und wie entschieden hat der Dichterfürst, der höchste Leiter zu einer klassischen Bindung des subjektivistischen Naturalismus, später verurteilt, was auf diesem Wege hinderlich sein konnte oder hinderlich gewesen war. „Alles, was unseren Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich." „Charakter im großen und kleinen ist, daß der Mensch demjenigen eine stete Folge gibt, dessen er sich für fähig hält." „Shakespeare ist für aufkeimende Talente gefährlich zu lesen; er nötigt sie, ihn zu reproduzieren, und sie bilden sich ein, sich selbst zu reproduzieren."

Das Große aber der Geschichte der Phantasietätigkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist, daß diese Bändigung, diese Vergesetzlichung des Naturalismus wenigstens auf dem Gebiete der Musik und der Dichtung im höchsten Maße gelang. Inwieweit in der Musik für die neuen Ausdrucksmittel feste und doch zugleich elastische Formen gefunden wurden, innerhalb deren sich selbst der Genius Beethovens im über-

strömenden Gefühl einer gesetzlichen Freiheit bewegte, davon wird am Schlusse der Erzählung dieses Bandes eingehend die Rede sein. Wichtiger fast noch, und darum später ebenfalls eingehend darzustellen, ist der Weg, den auf dem Gebiete der Dichtung vereint Goethe und Schiller gegangen sind. Ihnen beiden, Goethe mehr für die Naturanschauung, Schiller zumeist für die dichterische Gestaltung der Menschenwelt, gelang es, über dem platten Naturalismus der Einzelerscheinung höhere Prinzipien nicht bloß zu entdecken, nein zu erleben: Prinzipien, denen sich das Einzelne fügte, indem es zugleich zum Typischen der Natur und des Menschenschicksals erhöht ward. Und damit nicht genug, unterstellten die Dichterfürsten auch die typisch erhöhten Gebilde ihrer Phantasie nochmals der Einwirkung von Urphänomenen und Ideen, die ihrem Zusammenhange den Stempel des Notwendigen, des schlechthin Allgemeinen, des menschlich Göttlichen aufdrückten.

Es war ein weiter Weg von den Anfängen der neuen Kunst in einem nicht selten abstoßenden Naturalismus bis zu diesen Höhen der Klassizität, auf denen die Gesetze neuer ästhetischer Dominanten ehernen Tafeln anvertraut wurden. Und wenige nur sind ihn aus der Menge der naturalistischen Dichter und Denker bis zu Ende gegangen. Empfindsamkeit und Sturm und Drang waren noch umfangreiche soziale Erscheinungen gewesen; namentlich die Kultur der Empfindsamkeit hatte sich weiten Anhanges zu rühmen vermocht; einsam blieb es lange um die Dioskuren von Weimar.

Aber durfte man, wenigstens für die Entwicklung im hohen Grade schöpferischer Naturen, einen anderen Ausgang erwarten? Auserwählt werden stets wenige sein, und höchste Ziele vornehmlich phantasiereicher Selbstbeherrschung ziemen nur dem Meister. Die Anschauung aber, die heute gewöhnlich zu werden beginnt, daß die Nation als genießender und aufnehmender Teil den Großen von Weimar nicht habe folgen können, bedarf doch sehr der Berichtigung. Goethe war seinem Wesen nach Aristokrat; nie hat er den Beifall der Vielen gesucht, und oft wähnte er seiner nicht zu bedürfen. Schiller

aber hat in vollen Zügen gekostet, wie es beseligt, Liebling des Volkes zu sein. Als in Leipzig die erste Aufführung der Jungfrau von Orleans in Gegenwart des Dichters stattfand, und das Stück unter lebhaftem Feiern des Dichters beendet war, da strömte das Volk hinaus und erwartete den Dichter auf dem Platze vor dem Theater. Und als er heraustrat, wich es ehrerbietig zurück, der Weg wurde freigemacht, die Häupter entblößten sich: er schritt durch die Menge. Und hinter ihm flüsterten die Eltern den Kindern zu: „Seht, das ist er!"

5. Halten wir einen Augenblick inne, um auf den Inhalt des letzten Abschnittes zurückzublicken, so ergibt sich schließlich doch ein ziemlich einfaches Bild. Wir sehen, wie die neue Zeit mit trüben Gärungen, mit einer Dissoziation des Seelenzustandes des Individualismus beginnt: wir nehmen wahr, wie sich diesem Verluste einer bisher durch klare Ideale ausgezeichneten psychischen Haltung und seinen Folgeerscheinungen ein neuer Naturalismus der Phantasietätigkeit und eine Form wissenschaftlicher Forschung entringen, die nur noch die Einzelheiten sieht und schätzt, statt zu erhöhter Begriffsbildung fortzuschreiten: und wir werden endlich Zeugen einer dritten Entwicklungsstufe, in der sich die Phantasietätigkeit zu neuen ästhetischen Gesetzen, die Wissenschaft, wie an späterer Stelle zu erzählen sein wird, zu einer neuen Begriffswelt emporringt.

Es sind Vorgänge, die sich auf sittlich-religiösem Gebiete in analoger Weise wiederholen. Auch hier Sturz des Alten: Kampf gegen den aufklärerischen Staat und Opposition gegen das Utilitätschristentum des Rationalismus. Auch hier ein ethisch-religiöser Naturalismus, der, innerhalb der allgemeinen Auflösung des Herkömmlichen und Schwächung der Willensseite der menschlichen Betätigung nur auf den schwankenden Grund des Gemütslebens baut: und auch hier schließlich neue Frömmigkeit, neue sittliche Ziele und Maßstäbe.

Am eigenartigsten verlief diese Entwicklung vielleicht auf dem religiösen Gebiete. Denn hier war sie nicht völlig frei:

sie blieb gebunden an eine Auseinandersetzung mindestens mit dem urgewaltig geschichtlichen Elemente des Christentums.

Freilich: zunächst glaubte man sich völlig aus sich, völlig frei von historischen Beziehungen entfalten zu können. Wenn Goethe den Franz im Götz von Berlichingen ausrufen läßt: „So fühl' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz": — so hätte er, wie mehr als eine Stelle des Faust beweist, ungefähr das Gleiche vom Frommen behaupten können. Und für die Besten einer gärenden Frühzeit des Subjektivismus spricht Goethe nicht minder in der berühmten Stelle: „Nur so schätze, liebe, bete ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie tausend oder einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftigt und stärkt. Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögen's Pfaffen oder Huren gesammelt, zum Kanon gestempelt oder als Fragmente hingestellt haben; und mit inniger Seele falle ich dem Bruder um den Hals, Moses, Prophet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder Macchiavell, darf aber auch zu jedem sagen: lieber Freund, geht dir's doch wie mir: im einzelnen sentierst du herrlich, das Ganze aber ging in eueren Kopf so wenig als in den meinen."

Aber konnten eben die Besten, wenn auch frei vom Christentum, in dieser Haltung einer absoluten Gefühlsfrömmigkeit verharren? Je reicher, stärker und nachhaltiger sich die Gefühlsinhalte gestalteten, um so mehr mußten sie zu festeren Vorstellungen führen, und indem in diesem Zusammenhange die Mannigfaltigkeit der Affekte zunahm, war dafür gesorgt, daß sich mit der religiösen Empfindung auch, wenn auch in begrenztem Grade, Willensvorgänge verbanden. So kamen edle Geister, die dieses Weges zogen, zwar zu keinem der Vorstellung nach völlig fest umschriebenen, um so mehr aber zu einem mit festerer Stimmung erfüllten quietistischen Frömmigkeitsideal, dessen Funktion Goethe im hohen Alter mit den klassischen Worten umschrieben hat: „Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen."

Aber daneben wollten viele, wollte vor allem die Menge, die im Grunde erst seit dem 17. Jahrhundert voll christianisiert worden war, eine engere Verbindung mit dem Christentum nicht aufgeben. Und gingen sie damit so ganz entgegengesetzten Weges? Ließ sich der unendliche Gefühlswert des Lebens, in dem die Zeit sich berauschte, nicht leicht mit jenem Bewußtsein vom unendlichen transzendenten Werte der gläubigen Person in Beziehung bringen, das als Gemeingut aller christlichen Bekenntnisse und aller Zeiten frommen Christentums bezeichnet werden kann?

Im Bereiche der lutherischen Kirche, innerhalb dessen die neue Entwicklung schon aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen[1] vornehmlich verlief, schienen allerdings die Vorbedingungen einer solchen Wendung nur sehr spärlich gegeben. Gewiß: der Glaube Luthers hatte in seinem tieferen Grunde weder auf Erkenntnis noch auf Moral beruht, sondern auf dem Gefühl: auf der religiösen Empfindung absoluter Abhängigkeit vom christlichen Gotte. Und von diesem Grunde aus war denn auch, nicht schon ganz durch Luther, stärker vielmehr erst durch seine Nachfolger, eine bestimmte Erkenntnistheorie und Ethik aufgestellt worden.

Allein der primäre Standpunkt Luthers wollte nach wie vor erlebt, nicht begriffen sein. Und doch kamen Zeiten, die das nicht mehr vermochten! Je mehr in dem Zeitalter des 16. bis 18. Jahrhunderts der Intellektualismus durchbrach, um so mehr hielt man sich nicht an den Quell des religiösen Gefühls bei Luther, sondern an dessen Ableitungen. Im Anschlusse an rationalistische Strömungen, die innerhalb der Kirche soweit zurückreichen, daß sie schon im Jahre 1277 zu Paris eine Verdammung erfahren hatten, und von denen die neuen Kirchen noch ganz anders überspült wurden als die alte, entwickelte sich aus der religiösen Erkenntnis seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine steifleinene Orthodoxie, aus der Ethik seit Schluß des 17. Jahrhunderts die religiöse Aufklärung. Es waren beides

[1] S. u. a. oben S. 98 ff.

kraftlose Erscheinungen religiösen Lebens; auf die Dauer wirkten sie nicht bloß auf die Frömmigkeit, sondern auch auf den Kultus ertötend. „Wir haben das Tischgebet abgeschafft," heißt es wohl gegen Ende des 18. Jahrhunderts, „wir gehen nicht mehr in die Kirche, wir glauben keinen Teufel mehr; wer wollte nun sagen, daß wir nicht aufgeklärt wären!"

Man versteht, wie diese Entwicklung, diese verknöcherte Kirche ohne Gemüts- und Gemeindeleben, in den Zeiten aufgehender Empfindsamkeit beurteilt werden mußte. Da schien es noch mild, wenn Hamann in seiner Art von einem „kalten, unfruchtbaren Nordlicht ohne Aufklärung für den feigen Verstand und ohne Wärme für den feigen Willen" sprach.

Aber vermochten die Laien sich zu helfen? Was ihnen zunächst ward, war nichts, als was so starke Geister, wie Goethe, auch gefunden hatten: fromme Schwärmerei, religiöse Sehnsucht nach Zielen, die sich nicht enthüllen wollten; daneben einige als feststehend unbezweifelte Trümmer des alten Glaubens: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit: — und Zweifel an der christlichen Offenbarung, die weit tiefer nagten, als in unserer an kritisches Übermaß gewöhnten Welt.

Und es war ein Zustand, demgegenüber die frischeren Frömmigkeitsformen des ausgehenden Individualismus, Pietismus und selbst Herrnhutertum, keinerlei Aussicht auf Lösung und Besserung boten. Gewiß, Männer wie Zinzendorf oder J. J. Moser wollten das Christentum innerlich erfahren. Aber der Weg des Erlebens erschien ihnen, wenn auch gegenüber der gewöhnlichen Heilslehre der protestantischen Kirchen verinnerlicht, so doch an sich noch objektiv gegeben: bestimmte Stadien dieses Weges mußten in Buße, Besserung und Erleuchtung passiert werden, und die einzelnen Frommen richteten ihre Seele dahin, daß sie diese Stadien passierten. Und so war eine gewisse Uniformität der inneren Erlebnisse, noch nicht aber subjektivistische Freiheit die Folge.

Vielmehr versteht es sich, daß die mystische Welt des neuen Zeitalters ganz andere Pfade einschlagen mußte. Abfindung mit den dogmatischen Systemen der Konfessionen zu-

gunsten eines persönlichen Glaubens: das war das erste, was man brauchte und versuchte. Aber gelang es so leicht? Im 17. Jahrhundert hatten selbst die ersten Vertreter der Naturwissenschaften noch den Unterschied zwischen den Konsequenzen ihrer Forschungen und dem dogmatisierten Christentum des Mittelalters und der Reformation wenig bemerkt oder waren wenigstens über ihn hinweggeschritten; noch ein Boerhaave z. B. hielt sich ganz zum Glauben der Väter. Ein Menschenalter später konnte freilich sein Schüler Haller diesen Standpunkt nicht mehr einnehmen. Aber vermochte er sich zu einem klaren gegensätzlichen Standpunkte durchzuringen? Er hat Zeiten durchgemacht der „Lektüre verfluchter Bücher", die „Gott zum Lügner machen wollten". Und da der Zwiespalt sich in ihm auftat, erschien er sich selbst als verrucht. Wenn das die Lage der Berufensten war, wie hätten sich da andere leicht zurecht finden sollen? Allenthalben treffen wir bei den Frommen neben allem Glauben auf eine fieberhafte Angst des Zweifels, sogar bei Jacobi, ja selbst bei Lavater — und dieser Zweifel nagt schließlich auch an den Glaubensvesten des Rationalismus:

So wirst auch du mir noch, mein letzter Trost, geraubt?
So hab' ich dich umsonst, Unsterblichkeit, geglaubt?[1]

Es war ein Zustand, den das deutsche Gemütsleben seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, wie es immer stärker der Empfindsamkeit und dem Sturm und Drange entgegenschwoll, nicht lange ertragen konnte. Einen Quell suchte man lebendigen Wassers, und fand man im Rationalismus kaum einen Tropfen mehr von köstlichem Naß, so wandte man sich schließlich, ratlos in sich und selbst der nächsten Zukunft ungewiß, zurück zu dem Born der reinen Mystik Luthers, wie er unter allen Verschüttungen der lutherischen Orthodoxie noch immer vernehmlich murmelte. Das ist der Sinn des Briefes Lessings an seinen Bruder vom 3. Februar 1774: „was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche

[1] v. Creutz, Versuch über die Seele, 1754, zit. Sommer S. 71.

gegen unreines Wasser?" — das die Meinung des heftigen Ausfalls in Goethes Leiden des jungen Werthers gegen die rationalistische Predigerfrau; das meinen die dunkeln Aphorismen Hamanns und Herders leidenschaftliche theologische Dithyramben aus den Jahren 1774 bis 1776.

Aber allmählich gelangte man doch auf eigenem Wege weiter. Wie schön hat nicht schon Hamann Kern und Wesen christlich-subjektivistischer Frömmigkeit beschrieben! Da versenkt sich die Seele in sich selbst und sucht sich den äußeren Dingen zu entringen. Sie steht Gott und der Welt gegenüber, den Wundern und dem Wunderbaren offen, weil sie alle Vorstellungen der Außenwelt aus sich ausgeschieden hat. In diesem Zustande, der weit über Rousseaus Naturkult hinausgeht, in einem knospenden Moment, den Hamann als den der Idiotie bezeichnet, naht ihr das Glück, das da genannt wird Glaube.

Trat man von diesem Zustande her in die Welt der christlichen Offenbarung, so hieß es von den Weltanschauungen, die sich nun leise und zunächst noch keineswegs abgeschlossen entfalten mußten, ganz selbstverständlich: in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Die Seele des Fräuleins von Klettenberg wurde, da sie unter Druck und Not Gott suchte, dem Kreuze Christi durch einen geheimen Reiz zugeführt, der dem Zuge des Herzens zum fernen Geliebten glich, und darnach gestaltete sich ihr Christentum; in des Grafen Stolbergs Geschichte der Religion Jesu waltete eine süßliche Schönseligkeit, die mit dogmatischen Begriffen spielte; krank an Leidenschaft für Güte und Größe des Herzens erhob sich die Seele der katholischen Fürstin Galitzin aus dem Schmerze unglücklicher Weltliebe zum leidenden Empfängnis des Göttlichen und sammelte um sich einen Kreis verwandter Gemüter zu einem stillen Reiche des Herzens. Deutlicher schon prägte sich das Neue in nicht weiblichen und nicht adligen Gemütern aus, bei allem Gefühlschristentum zumeist mit einem Hange zur Orthodoxie: bei Lavater, Jung Stilling, Claudius.

Eine mittlere Richtung der Entwicklung aber schlug vornehmlich Herder ein und wurde damit zu einem der Urväter

des modernen protestantischen Christentums, wenn nicht des modernen Christentums überhaupt. In Bückeburg (1771 bis 1776) von einem Kreise religiöser schöner Seelen umgeben, die Gräfin Maria als sein Beichtkind und seine Madonna zugleich verehrend, wandte er sich in Worten orphischen Tones ganz einer subjektiv-mystischen Theologie zu und verkündete ein Gefühlschristentum der Zukunft. In seiner Schrift über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts betrachtete er den Schöpfungsbericht der Genesis zwar auch, wie in seiner früheren Zeit, als ein Gedicht und insofern symbolisch, aber als ein göttliches Gedicht, als eine Uroffenbarung, deren Bericht alle anderen Hypothesen der Weltentstehung ausschließe. In seinen Erläuterungen zum Neuen Testamente gab er eine pathetische Verteidigung des biblischen Supranaturalismus; und die Wunder der Schrift, von der übernatürlichen Geburt Christi bis zur Himmelfahrt, galten ihm als geschichtliche Tatsachen, doch unter besonderer Betonung der idealen Wahrheit, die sie enthalten sollten. Es waren Lehren, auf die recht eigentlich sich Leibnizens Wort anwenden läßt: „le présent est chargé du passé et gros de l'avenir." Waren sie noch geeignet, den Zusammenhang mit alter Orthodoxie und altem Dogma festzuhalten, so wiesen sie doch, indem sich Gemütsüberschwenglichkeit und subjektiv-religiöser Sinn in ihnen trafen, zugleich auf Zeiten hin, in denen christliche Verinnerlichung der Einzelpersönlichkeit zu einer mehr oder minder verwirklichten Symbolik der geschichtlichen Heilstatsachen führen sollte.

Einen eigentlichen Abschluß bestimmter religiöser Strömungen bedeutet also auch Herder nicht; und auch die in der Richtung etwa seiner Anschauungen verlaufende Philosophie, etwa die von Fries, der die Schönseligkeit Jacobis in der religiösen Begeisterung, Entsagung und Andacht als in einem ästhetischen Dreiklang idealer Gemütsstimmungen zum Weltgesetz erhob, hat eine feste Grundlage vollendeter subjektivistischer Frömmigkeit nicht geschaffen.

Soll die Stellung Herders und der Zeit des primitiven Subjektivismus auf religiösem Gebiete völlig verstanden werden,

so muß allerdings in der Geschichte des Christentums weiter, ja sehr weit zurückgegriffen werden.

Das Christentum hatte unter dem Einflusse der Griechen früh deren anschauliche Denkformen angenommen. So war der anschaulichen Welt des Diesseits eine transzendente anschauliche Welt gegenübergestellt worden, die in den Gestalten der Dreieinigkeit gipfelte. Dieser Kosmos, in ein förmliches Reich von Dogmen ausgestaltet, war dann an die Römer gelangt. Die Römer aber begriffen ihn in ihrer Weise als Rechtssystem; die Dogmen wurden Kanones, und der sinnige Glaube der Hellenen Forderung des Gehorsams.

Das ist das Christentum, das das Mittelalter überkam: konnte es, bei der seelischen Konstruktion dieser Zeiten, anders als noch starrer, bindender, gesetzmäßiger werden?

Aber jetzt nahten die neueren, in der Entwicklung der Frömmigkeit vornehmlich von germanischem Geiste getragenen Zeiten. Ihnen handelte es sich bald nicht mehr um die zu glaubende äußere Anschaulichkeit dogmatisch gefaßter Offenbarungsvorgänge, sondern um die Innerlichkeit religiöser Empfindungen: sie wollten nicht eine sichtbare und vorstellbare Mythologie und Magie, sondern eine unsichtbare, in den Personen allein lebende und wirkende Welt des Idealen. Den ersten, vielleicht wichtigsten Schritt in dieser Richtung tat die Reformation; und mit Hinblick auf den späteren Gesamtverlauf des deutschen Geisteslebens vornehmlich Luther. Luther erreichte diese Welt des Idealen, indem er die Rechtfertigung des Menschen, d. h. die Daseinsmöglichkeit des Menschen vor Gott, als etwas hinstellte, das sich für eine gemütsmächtige Zuversicht christlichen Gottesglaubens als sicher ergäbe. Allein er meinte, daß eine Zuversicht nicht erreicht werden könne ohne Gottes Beihilfe in der sakramentalen Wirkung des Abendmahls: in diesem Punkte blieb er, auf Paulus gestützt, an der Meßopferidee der Kirche des Mittelalters und damit an der Vorstellung einer unbegreiflichen Kausalität Gottes innerhalb der uns betreffenden sittlich-religiösen Erziehung haften.

Diese Rechtfertigungslehre Luthers verlor nun mehr äußerlich infolge der Fortschritte der Naturwissenschaften seit dem 17. Jahrhundert, tatsächlich aber mehr durch eine immer stärkere Entwicklung eines allgemeinen einfachen Kausalitätsbewußtseins ihren inneren Halt. Mit dem Emporkommen des Subjektivismus wurde eine neue Begründung des religiösen Idealismus notwendig.

Nun hatten allerdings schon einige Richtungen der spekulativen Theologie des 16. Jahrhunderts von Opferbegriff und kirchlichem Sakramentalismus abgesehen: so bis zu einem gewissen Grade die reformierten Kirchen, weit mehr noch die täuferischen: eingeführt hatten sie statt dessen vornehmlich den Gedanken der forma dei im Menschen, des als Vorbild in uns allgegenwärtigen Christus. Gewiß hatte dabei diese Idee noch manches Unklare, Ideologische, ja Magische. Dennoch müssen diese Richtungen als Vorläufer der subjektivistischen Frömmigkeit, soweit sie christlichen Boden beibehielt, bezeichnet werden[1].

Wenn auch nicht äußerlich, wie es in der späteren Durchbildung der subjektivistischen Lehren vielfach geschah, so doch innerlich knüpfte Herder an sie an: spann den hier aufgenommenen Faden weiter. Aber gelangte er zur vollen Klarheit einer neuen Frömmigkeit, die doch vor allem Ruhe in Gott bedeuten mußte? Schon sein schwankender Begriff des Wunders zeigt, daß dies nicht der Fall war. Noch überwog zu sehr das Gefühl in ihm; dies Gefühl mußte gleichsam erst durch ein Verstandesbad gereinigt und geläutert werden, ehe aus ihm eine volle Frömmigkeit der neuen Zeit emporstieg. Diese Läuterung aber wurde ihm durch die Philosophie Kants zu teil, und zum eigentlichen Eroberer der heute weitverzweigten Gebiete subjektivistischer Frömmigkeit ist erst Schleiermacher geworden.

Wollen wir, um an dieser Stelle die Erzählung so weit zu führen, die Bedeutung Kants in diesem Zusammenhange

[1] S. dazu z. B. Bd. V, 1 S. 357 ff.

verstehen, so ist von des Philosophen kategorischem Imperativ auszugehen. Herders Frömmigkeit war nur Gefühl; Kants Imperativ dagegen ist eine Art Idee. Dementsprechend ist die Ethik und Religion Kants nicht gefühls-, sondern verstandesmäßig, ja so verstandesmäßig, daß die Moral nicht aus Neigung, sondern rein um ihrer selbst willen verwirklicht werden soll, und daß die Religion von der Moral beinahe verschlungen wird, während der Glaube als eine Sache des Verstandes erscheint. Da ist denn klar, daß einer solchen Auffassung der Begriff des Wunders auch in religiösen Dingen nicht mehr haltbar war: die äußere Magie verschwand, und der religöse Prozeß im einzelnen konnte höchstens noch als psychologisches Wunder oder als Erscheinung einer noch unbekannten psychischen Kausalität erklärt werden. Dies ist der Punkt, von dem aus Schleiermacher zur subjektivistischen Verinnerlichung des Christentums fortschritt. —

Der Verlauf unserer Erzählung hat ergeben, daß auf religiösem Gebiete gegenüber dem überschwellenden Gemütsleben der Anfänge des neuen Zeitalters erst sehr langsam und nach manch unklarem Ringen der Weg gefunden wurde, der zu neuen beherrschenden Tendenzen, neuen Dominanten christlicher Frömmigkeit führte. Rascher, doch auch noch schwierig genug verlief die Klärung auf rein sittlichem Gebiete.

Mit dem Gefühlsüberschwang der Empfindsamkeit waren die sittlichen Ideale des Individualismus vielfach verblaßt, und war zugleich eine Schwächung der Willensfunktionen eingetreten[1]. Unter diesen Vorgängen gestaltete sich vor allem eine Fundamentalerscheinung aller Sittlichkeit, ja in Zeiten hoher Kultur und freier Persönlichkeit vielleicht die Grunderscheinung überhaupt, das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander, wesentlich um. Auf der einen Seite gewann die Liebe eine Glut, von der man bisher, wenigstens bewußt, niemals ergriffen worden war. Aber neben der sinnlichen Seite der Liebe entwickelte sich eine nicht weniger merkwürdige

[1] S. oben S. 232 ff.

idealische; die Zeitgenossen gebrauchten dafür den Ausdruck Seelenliebe. Nichts zeigt diese merkwürdige Mischung vielleicht besser, als der Briefwechsel Herders mit seiner Braut, Karoline Flachsland. Da schreibt ihm Karoline: „du du, mein Herder, wirst mir Leben und Seligkeit und Himmel und neue große Seele geben — aber ich dir nichts — als gute, treue, ganze Liebe." — „Ich warf mich endlich ins Bett — es war die schönste, hellste Mondnacht — und schrie laut in den Himmel und Mond hinein — um dich, mein Geliebtester, mein Engel, um dich, der du so ganz, so innig, so tief in meinem Herzen bist." Und Herder ruft aus: „Das unschuldigste, beste, zarteste, von der Natur zu allem Edlen und Glücklichen geschaffene Herz würdigt mich, mich zu lieben; o Gott, was in der Welt kann mich mehr, mehr über mich erheben als dies?" Es war eine Mischung, die in dem pathetisch-sentimentalen Wesen der Zeit unmittelbar begründet lag, bald aber in der stärker aufgeregten Sinnlichkeit oder auch in dem zunehmenden Egoismus des stärkeren Geschlechtes bedenkliche Schwächen zeigte. Gleim hatte der Karschin auf allerlei Versuche der „Anbetung" noch geschrieben: „Zuweilen, ich gesteh es, meine liebste Freundin, scheinen Sie mir allzu zärtlich, und da erforderte meine Schuldigkeit, unsere platonische Freundschaft in ihren Grenzen zu halten." Und schließlich hatte er sich sogar einmal zu der Bemerkung emporgerafft: „Von meiner platonischen Liebe zu Ihnen, Madame, haben Sie tausend Beweise; zu dieser, zwischen Personen beiderlei Geschlechtes, gehören Küsse nicht." Allein Gleim wurde in diesen Dingen bald altmodisch; die Männer wurden begehrlicher oder, was fast noch schlimmer war, sie schienen auch in wahrer Liebe nicht völlig aufzugehen. Zart empfindende Frauen fühlten sich darum leicht unbefriedigt; und auch da, wo sie Liebe nicht mit Sinnlichkeit verwechselt sahen, blieb ihnen doch das Gefühl, daß der Mann der sentimentalen Zerflossenheit gerade auf diesem Gebiete nicht alle erwarteten Opfer bringe. So schreibt Karoline von Dachröden an Charlotte von Lengefeld, die spätere Frau Wilhelm von Humboldts an die spätere Frau

Schillers: „O Lotte, ich fürchte, du umfassest ein Ideal, das du nie besessen hast. Die Männer, selbst die besten, können nicht lieben wie wir, ihre Seele kann nicht ruhen in einem Gegenstand, nicht sich verlieren in Liebe; sie fühlen noch ihr Wesen, während wir es vergessen haben."

So ist die Liebe dieser Zeit zumeist nicht glücklich; Mischgefühle überwiegen, und nicht selten erfährt das Verhältnis Liebender jähen Umschwung. Ist dabei die läßlich-frivole Auffassung freierer Verhältnisse, wie sie namentlich der Ausgang des Individualismus erlebt hatte, immer mehr ausgeschlossen, so gewinnen um so mehr Unstätheit, Unbehagen und Selbstpeinigung die Überhand: und Liebesangelegenheiten, die nicht, unter Verzicht auf manche Überspanntheit, in der Ehe dennoch ihren günstigen Abschluß fanden, pflegten nur zu leicht zu verlaufen, wie die in mancher Hinsicht typische Werthers.

Dagegen ließ das freie und selbständiger gewordene Verhältnis beider Geschlechter zueinander eine Art einfacher und wahrer Freundschaft zu, die frühere Zeiten kaum oder nur als Ausnahme gekannt hatten; und schon war der ideale Gehalt des Lebens in der allgemeinen Würdigung hoch genug gestiegen, um solche Freundschaften ohne starke Schlagschatten eines sinnlichen Hintergrundes zu ermöglichen. Wie vieler Freundschaften junger Mädchen hat sich Goethe neben seinen Liebschaften rühmen dürfen! Und wie verhältnismäßig leicht ließen sich Mädchen über die Herzensgeheimnisse ihrer Liebe gegenüber treuen Freunden aus! Es entsprach der Empfindung der Zeit, wenn die Ansicht geäußert wurde, eines Freundes bedürfe der Mann nur für die Angelegenheiten des Kopfes, für die des Herzens dagegen der Freundin.

Freilich: auch die Freundschaft unter Männern wurde begeistert gepflegt; wir haben davon schon früher in anderem Zusammenhange vernommen[1]. Und mehr! Man war überhaupt weit davon entfernt, die Gefühle der Freundschaft nur auf den engsten Kreis der Umgebung eingeschlossen zu denken.

[1] So oben S. 260 f.

Auch das ahnen wir schon aus den allgemeinen Zusammenhängen: Freundschaft hieß dem Zeitalter der Eros Platons, engster geistiger Zusammenhalt Gleichgesinnter und gefühlvollstes gegenseitiges Verständnis. So kann Herder in der Vorrede zu den Ideen zur Geschichte der Menschheit hoffen, mit allen, die mit ihm empfinden und denken, durch sein Buch in engste geistige Beziehung zu treten: der Verfasser „rechnet — denn was in der Welt hätte es sonst für Reiz, Autor zu werden und die Angelegenheiten seiner Brust einer wilden Menge mitzuteilen? — er rechnet auf einige, vielleicht wenige gleichgestimmte Seelen, denen im Labyrinth ihrer Jahre diese oder ähnliche Ideen wichtig wurden. Mit ihnen bespricht er sich unsichtbar und teilt ihnen seine Empfindungen mit, wie er, wenn sie weiter vorgedrungen sind, ihre besseren Gedanken und Belehrungen erwartet. Dies unsichtbare Kommerzium der Geister und Herzen ist die einzige und größte Wohltat der Buchdruckerei, die sonst den schriftstellerischen Nationen ebenso viel Schaden als Nutzen gebracht hätte."

Ja selbst damit noch nicht genug. Wie der platonische Eros der Weltschöpfer war, so erscheint dem neuen Zeitalter die „Schwärmerei", die Summe der der Freundschaft zugrunde liegenden Gefühle, als die Realität aller Realitäten. Wenn der Schwärmer seine Empfindung in warme, dunkle, verflochtene Sprache hüllt, so hat er daran Wahrheit und bildet in sich die Urbilder der Dinge, die Ideen nach; weichen aber die schwärmerisch in ihrer Fülle erfaßten Gegenstände hinweg, geht der Dunst der schöpferischen Abstraktion verloren, so stirbt die Wahrheit und entsteht die Lüge.

Mußte unter diesen Umständen nicht die Freundschaft, als der wärmste Ausdruck der Empfindsamkeit, das eigentliche Band und das Ziel der Welt, mindestens der Menschenwelt sein? In der Tat: „Geselligkeit, Freundschaft, wirksame Teilnahme sind fast der Hauptzweck, worauf die Humanität in ihrer ganzen Geschichte der Menschheit angelegt ist"[1]; und

[1] Herder, Ideen V Kap. 6.

aus dem Begriffe der Freundschaft heraus wird, wie die Liebe zum Vaterlande, so vor allem und frühesten die Empfindung eines weitherzigen Kosmopolitismus gewonnen, der über die Grenzen des europäischen Weltbürgertums hinaus auch den Neger als Bruder schätzt.

Gewiß war auch schon im Mittelalter ein gewisser Kosmopolitismus gepflegt worden; war die stoische Idee von der Einheit des Menschengeschlechtes verloren gegangen, so glaubte man doch an eine generelle, wenn auch nicht eben psychologische Einheit der Menschheit. Der Rationalismus als vollendetste Denkform des individualistischen Zeitalters hat dann diese Auffassung vertieft. Seine ungeschichtliche Betrachtungsweise ließ ihn menschliches Handeln und Empfinden zu allen Zeiten und in allen Räumen als gleichmäßig ansehen: woraus sich notwendig auch eine grundsätzlich gleichartige seelische Konstruktion der Menschenwelt ergab. Es war die Unterlage, auf der dann die Literatur der Reisebeschreibungen, Missionsberichte und Abenteurerromane die Idee von der menschlichen Einheit in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts weitesten Kreisen nahe brachte, während sie gleichzeitig in Leibnizens Lehren eine neue philosophische Vertiefung erhielt.

Dies war die Vorarbeit zur Entwicklung eines allgemeinen Kosmopolitismus, die das neue Zeitalter des Subjektivismus übernahm, und deren Begriffssystem es nunmehr mit innigstem Gefühle erfüllte. Auf diesem Wege entfaltete sich aus dem aufklärerischen Bewußtsein der Einheit dessen Empfindung: das hohe Gefühl der Humanität wurde lebendig. Freilich: zerfielen nicht eben diese Gefühle wiederum in verschiedene Klassen? Mitleidsvoll blickte man auf die „Skizzen unserer Gattung", auf Amerikaner, Asiaten und Neger herab. Bewundernd aber und reich an Demut schaute man anderseits auch zu den Zeiten zurück und empor, von denen man glaubte, daß sich in ihnen die Kräfte der Menschheit am herrlichsten ausgewirkt hätten. Es waren die Tage des höchsten Griechentums. Da war der „schöne Mensch" zur Wirklichkeit geworden. Da ward der Traum des Lebens am

wunderbarsten geträumt. Da offenbarte sich sichtbarlich der Alldämon der Geschichte. Da war noch nicht Staat und Kirche auseinandergerissen, da waren Gesetz und Sitte noch eins; und in sich innerlich ebenmäßig erschienen Mittel und Zweck, Anstrengung und Belohnung, Genuß und Arbeit: denn die Menschen dieser Zeiten waren vollendete Kunstwerke der Schöpfung.

Diese Zeiten wieder zu erreichen oder sich ihnen wieder zu nähern — den Augenblick zu erfassen und zu erleben, da die „innere lebendige Notwendigkeit walten" würde über alles, was Mensch heißt — die Welt des Geschehenden zu erleben als einen vollkommenen Ausdruck der Gesetze des göttlichen Universums — die Mär der Weltgeschichte enden zu sehen in der Verbrüderung aller: das war ein höchster Traum dieser Zeiten, der mit mildem Glanze Goethes Iphigenie wie Lessings Nathan wie die Schriften Herders durchleuchtet.

Es ist, wie im Grunde die ganze sittliche Haltung der Empfindsamkeit, ein Zustand des Gemüts und Strebens, der schließlich nur zu leicht aus allem Konkreten hinaus ins Wesenlose, schemenhaft Unfaßliche führen und damit in Selbstvernichtung enden kann. Dies sind die Gefühle einer pathologischen Entwicklung, die Goethe in der Schilderung des jungen Werthers zum Ausdruck gebracht hat. Und meisterhaft hat Schiller diesen Zusammenhang in der Charakteristik Werthers dargelegt: „Ein Charakter, welcher mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt und die Wirklichkeit flieht, um nach einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der, was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich außer sich sucht, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrungen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eigenen Dasein ewig nur Schranken sieht und auch diese noch einreißt, um zu der wahren Wirklichkeit durchzudringen, dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner, als in irgend einem anderen, wirkt. Mit glücklichem Instinkt ist alles, was dem sentimentalischen Charakter Nahrung gibt, im Werther

zusammengedrängt: schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Kontemplationsgeist und endlich die düstere, gestaltlose, schwermütige Ossianische Welt."

Es ist richtig, daß dieser pathologische Verlauf keineswegs stets vollendet wurde und überhaupt nicht die Regel bildete: die Nation wäre sonst seelisch zugrunde gegangen. Aber so ganz selten war er nicht; und der folgende Sturm und Drang trug einstweilen keineswegs dazu bei, ihn auszuschließen. Noch immer galt als Losung das Wort Rousseaus: Si c'est la raison qui fait l'homme, c'est le sentiment qui le conduit; noch Schiller hat dies Wort seinen Briefen über ästhetische Erziehung als Motto vorgesetzt.

Gleichwohl ist die nächste Wirkung der sittlichen Gärung auf die bestehenden Einrichtungen der Sitte und des Rechts ziemlich begrenzt gewesen. Es waren eben nicht die kirchlich und staatlich führenden Kreise, die ihr an erster Stelle unterlagen, und so wurde das obere, öffentliche Niveau der sittlichen Institutionen von ihr zunächst nicht unmittelbar getroffen. Gewiß zeigte sich auch hier ein gewisser Einfluß. In Staat und Kirche unterlag weniger der Aufbau der Verfassung als die Handlungsweise der vollziehenden Kräfte einer deutlichen Abwandlung: so beginnen z. B. allmählich die öffentlichen Kirchenbußen wegzufallen, zuerst in den größeren Städten, dann in den Landstädten und auf dem platten Lande; auf staatlicher Seite aber kommt die Todesstrafe für Diebstahl, Betrug, Meineid, Ehebruch, im Anfang des 18. Jahrhunderts noch ziemlich allgemein, seit Mitte desselben im allgemeinen außer Gebrauch; und auch die Tortur wird abgeschafft: in Preußen 1754, in Baden 1767, in Mecklenburg 1769, in Kursachsen 1770, in Österreich 1776; in Pfalzbayern wird sie 1779 wenigstens auf das Notwendigste eingeschränkt, doch sollen die „abgängigen" Folterwerkzeuge noch überall ersetzt werden.

Auch auf die freieren Formen menschlicher Gemeinschaft hat die Gärung der neuen Zeit wohl eingewirkt. Da wird jetzt der Begriff der Nation seit langer Zeit zum erstenmal

wieder stärker betont, wenn auch zunächst nur für das Verständnis der höchsten, geistigen Interessen; und mit Stolz beginnt man wieder von den letzten großen Zeiten Deutschlands zu sprechen, von deutscher Art und Kunst im 14. und 15. Jahrhundert, von der Blüte des spätmittelalterlichen Volksliedes, von der Reformation Luthers und Zwinglis. Aber es waren nur Anfänge; Goethe hat von der Literatur dieser und noch späterer Zeiten mit Recht sagen können, ihr Gehalt sei noch kein „nationeller"; und wir werden später zu hören haben[1], wie langsam, wenn auch immerhin schon seit etwa den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts, ein neues zugleich politisches und nationales Interesse erwachte. Noch schwächer aber waren die Einwirkungen innerhalb der Nation auf die Gesellschaft. Woher hätten sie auch kommen und wohin sich erstrecken sollen? Absolutismus und Aufklärung des individualistischen Zeitalters hatten jeden frischen Drang, jede keimhafte Regung zu sozialen Fort- und Neubildungen erstickt. So war es genug, wenn die Bewegung wenigstens eine allgemeine Milderung der Sitten nach sich zog: Reste früherer Zeiten, die man jetzt als „Bestialität" bezeichnete: Rauferei bei jeder Gelegenheit, mehr als derber Spaß, auch Trunksucht und manch anderer Unflat verschwand oder unterlag wenigstens der Abnahme.

War so der Einfluß auf die höheren sittlichen Momente des Lebens gering, weil die Beziehung zu ihnen vielfach mangelte, so wirkte die neue Zeit mit doppelt gewaltiger Kraft auf die Urzelle alles menschlich-gemeinsamen sittlichen und staatlichen Lebens, auf die Familie.

Bis zu welchem Grade hatte sich doch, vornehmlich im Beginne des individualistischen Zeitalters, die Familie von der Gebundenheit losgelöst, die sie im Mittelalter gekennzeichnet hatte[2]: frei war sie geworden von wichtigen, bis dahin noch bewahrten Einspruchs- und Einwirkungsrechten des Geschlechtes,

[1] Im neunten Bande, Buch XXIII.
[2] Vgl. dazu Bd. VI S. 56—62.

aus dem sie einst in Urzeiten hervorgegangen war, frei auch von der engen genossenschaftlichen Auffassung, die noch im späteren Mittelalter alle sozialen Bildungen in der Nation, von der Markgenossenschaft bis hinauf zum Ritterbunde, beherrscht hatte. Man darf sagen: es waren die Geburtszeiten der modernen Familie gewesen, vornehmlich innerhalb des sozial führenden Standes, des Bürgertums.

Aber wie viel fehlte damals gleichwohl noch, daß das Familienleben der Gegenwart, ja auch nur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts völlig gewonnen war. Selbst die rechtliche Struktur der Familie wich von der heutigen noch stark ab; es fehlte die Subjektivierung des Familienvermögens in dem Sinne, daß es, statt bei der Familie als Ganzem im Sinne einer starren Einheit zur Disposition des Vaters zu bleiben, in mehr oder minder freie Zweckvermögen im Sinne einer subjektiven Lebensgrundlage einzelner Familienmitglieder differenziert wurde; es fehlte überhaupt das vertragsmäßige, konstitutionelle Element in der rechtlichen Konstruktion der Familie, und im ganzen herrschte noch ein hausväterlicher Absolutismus.

Unter diesen Umständen war in dieser Frühzeit wie noch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein schon das Zustandekommen einer neuen Familie in keiner Weise ein so freier Akt der Nächstbeteiligten, wie dies heute der Fall ist. Wie weit war man da doch noch entfernt von der Verwirklichung selbst des humanen Rates Luthers: „es soll ja der Sohn seinen Eltern ohne ihren Willen keine Tochter bringen; aber der Vater soll auch dem Sohne kein Weib zuzwingen." Liebesheiraten sind auch in den sogenannten besseren Kreisen noch immer nicht sehr häufig; eine Heirat will, unter Hinzuziehung von geschäftlichen Vermittlern, wohl erwogen sein. Und so werden namentlich die Fragen der Ausstattung und Mitgift auch nach der Verlobung noch von beiden beteiligten Familienparteien, meist sogar unter Hinzuziehung von Freunden, eingehend und diplomatisch erörtert.

Der förmlichen Entstehung der Ehe entsprach denn auch der förmliche Verlauf, wie er vielleicht nur durch einen innigen

Ton der alten Frömmigkeit des 16. Jahrhunderts gemildert wurde, der sich vielfach noch tief bis ins 18. Jahrhundert hinein erhalten hat. Der Vater führte ein patriarchalisches Hausregiment, und der ihm gebührende Gehorsam äußerte sich noch in festen Formen: „Herr Vater" ist noch die herzlichste Anrede; Georg Friedrich Behaim aber redet noch 1635 seinen Vater brieflich folgendermaßen an[1]: „Edler, Ehrenwerter, Fürsichtig-, Hoch- und Wohlweiser, demselben kindliche Lieb treu vnd gehorsamb neben frl. Salutation mit wünschung aller zeitlichen vnd ewigen wolfarth zuvor, Insonderß Hochgeehrter Herr Vatter." So ist auch die Stellung der Mutter gegenüber den Kindern, soweit sie durch den Vater bestimmt wird, eine sehr autoritäre, er spricht von ihr dem Kind gegenüber von „Deiner Frau Mutter".

Das hält nun freilich die Mutter nicht ab, sich im allgemeinen mit den Kindern gegenüber dem Vater mehr solidarisch zu fühlen, wie das typisch noch in der Ehe des kaiserlichen Rates Goethe hervortritt. Der Grund ist einfach: gegenüber dem Gatten spielt auch die Gattin eine untergeordnete Rolle. Denn mochte sie selbst rechtlich besser gestellt sein als im Mittelalter, immer war sie im Grunde daheim doch nur die Dienerin des Mannes, und außerhalb des Hauses erschien sie kaum ohne dessen Begleitung. Dazu war das Heim keineswegs häufig geistig belebt; so sehr es noch Pflanz- und Traditionsstätte von deutschem Gemüt und damit Humor und unbewußt nationalem Empfinden war, so entschieden fehlte doch eine höhere Bildung: abgesehen von den wenigen Mädchen, die von ihren gelehrten Vätern zu Neulateinerinnen erzogen wurden, sorgten nur die Mütter auf dem Wege dürftiger geistiger Inzucht für die Bildung ihrer Töchter. Der Verkehr nach außen hin aber galt weder als fein noch war er einigermaßen frei; er begrenzte sich auf gesellige Zusammenkünfte im weiteren Kreise der Familie oder der Freundschaft; dafür galten steife Formen von Urväter Zeiten her, und wo diese nicht be-

[1] Steinhausen, Gesch. d. deutschen Briefes 2, 62.

achtet wurden, da erschien die Gesellschaft von den üblen Trinksitten der Männer beherrscht und Frauen im Grunde nur dann zugänglich, wenn sie an der Unmäßigkeit der Männer teilnahmen. Eine Geselligkeit freier Art aber außer dem Hause gab es für die Frauen nur selten; weder Bälle noch Maskeraden noch Konzerte waren als Arten wenigstens bürgerlicher Geselligkeit schon weiter bekannt, und nur die „Geschlechtertänze" der süddeutschen Patrizier bildeten Vorläufer dieser späteren geselligen Formen. Die Männer freilich verkehrten außer Hauses; sie besuchten ihre Zunft- und Gesellschaftshäuser, ihre Kaffee- und Bierstuben, zechten, spielten und schwatzten.

Unter diesen Umständen war auch die Erziehung der Kinder noch hart. Schläge waren wenigstens in bürgerlichen Kreisen noch allgemein als oft angewandtes Erziehungsmittel verbreitet, und an Stelle fester Erziehungsgrundsätze war impulsives Handeln nach Lust und Laune gewöhnlich. Damit ging Hand in Hand, daß man die Kinder, statt sie ihrem Alter gemäß zu kleiden, schon steif als Damen und kleine Herren anzog: Puder, kostbare Kleider und Galanteriedegen; galante Geberden, an sich haltende Repräsentation, studierte Anmut des Menuettes. Waren sie aber erwachsen, so sorgte eine niemandem verantwortliche väterliche Gewalt dennoch dafür, daß selbst in Berufswahl und Verheiratung ihre Zukunft nach elterlicher Ansicht gesichert werde.

Diesem Bilde der Familie des ausgehenden individualistischen Zeitalters stellt sich nun, in Anfängen schon seit der wirtschaftlichen, sozialen und Bildungsumwälzung der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, deutlich und charakteristisch aber seit Empfindsamkeit und Sturm und Drang ein ganz anderes Bild siegreich entgegen. Die Verkehrsformen zwischen Vater und Kindern werden weicher; die Frau erscheint als Mitherrin des Hauses und als des Mannes Genossin. Zwar reden die Kinder die Eltern noch immer mit Sie an und sprechen vom Herrn Vater und der Frau Mutter; aber schon Lessing empfindet das doch als Zwang: er schreibt zwar als der „gehorsamste Sohn" an den „hochzuehrenden Herrn Vater", aber später, in

der Dramaturgie, hat er gemeint, Frau Mutter sei Honig mit Zitronensaft, der herbe Titel ziehe das ganze, der Empfindung sich öffnende Herz wieder zusammen. So wird denn auch die Kindererziehung eine andere. Schon die Wolffsche Philosophie und die moralischen Wochenschriften predigen in immer wiederholten Erörterungen humanere Grundsätze, und die weite Verbreitung von Lockes Ansichten über Erziehung zeigt, daß sie beherzigt wurden. Es kam dahin, daß das Befehlswort des Vaters wenigstens gegenüber erwachsenen Kindern einiges vom Charakter des guten Rates annahm, und die Söhne des Hauses genossen als Jünglinge wenigstens außerhalb des Hauses einer bis dahin unerhörten Freiheit.

Im ganzen wurde damit die objektive Bindung in den Familien viel geringer, während die Entwicklung der gegenseitigen innigen Beziehungen der Verwandten außerordentlich zunahm. Der Vater näherte sich der Stellung eines schiedsrichterlichen Organs im Falle von Zwist und eines mehr konstitutionellen als absoluten Herrschers, und Eltern und Kinder erschienen, abgesehen von dem natürlichen Nexus, vornehmlich durch den rationellen Gebrauch des Familienvermögens, gegenseitige Annäherung der persönlichen Eigenschaften in intensiver Erziehung und gesellige Mitteilung umfassenderen Gedankenvorrates verbunden. So blieb die Familie vom rechtlichen Standpunkte aus als gebundene Lebensform im Grunde auf die natürliche Fortpflanzung und Erziehung sowie auf Gesetz und Vererbung des Familienvermögens beschränkt, wobei aber die vermögensrechtlichen Verpflichtungen auch schon vielfacher Lockerung im Sinne der Verselbständigung des persönlichen Willens unterlagen. Im ganzen hatte damit jedes Glied der Familie einen selbständigen persönlichen Wert erhalten, und das Familienhaupt begann nichts mehr zu sein als vornehmstes Glied des Ganzen. Der Differenzierung der persönlichen Eigenart aber nach Stellung und Beruf stand für die aus der Familie selbständig Austretenden keinerlei Familienrecht und keinerlei Sitte der Familie mehr entgegen.

Es waren Wandlungen schließlich tiefster Art, die auch

vor dem minder selbständigen Teile der Familienmitglieder, den Frauen, nicht Halt machten. Langsam schon seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann für sie eine erste Emanzipation, und gegen das Ende des Jahrhunderts war es klar: „Ein gewisses Aufstreben der Weiber, eine Unzufriedenheit derselben mit ihrer politischen Lage gehört unter die Eigenheiten unseres Zeitalters.“ [1] Zunächst machte sich eine gewisse Tatkraft hervorragender Frauen überhaupt bemerklich und wuchs während mehrerer Menschenalter. Man braucht da nicht gerade an die alte Exzellenz Henckel in Weimar zu denken, die das Waldhorn blies und Eva abzuohrfeigen wünschte, weil sie die Menschheit ums Paradies gebracht hätte: allgemein erwiesen sich die Frauen gegenüber den auflösenden Mächten des ganzen Zeitalters verhältnismäßig widerstandsfähig und erwuchsen dadurch zu selbständigerer Stellung: und vor Anfang und am Ende dieser ersten Emanzipation stehen so charakteristische fürstliche Frauen wie Liselotte von der Pfalz und Maria Theresia.

Im einzelnen aber begann die Emanzipation zunächst auf dem Gebiete der neuen Bildung. Da zum erstenmal erschien eine besondere Frauenliteratur, deren Anfänge etwa durch die Bibliothèque des Dames, das Eröffnete Kabinett des gelehrten Frauenzimmers und andere Stücke gebildet wurden. Es war zunächst noch eine auf den Adel und die bürgerlich-aristokratischen Kreise der subjektivistischen Vorzeit berechnete Literatur. Aber bald drang die neue Bildung in weitere Kreise der Frauen, und in der Dichtung des neuen Zeitalters wurden diese von vornherein als einheimisch betrachtet. War doch schon die Wirkung Klopstocks auf Frauengemüter besonders stark; sind doch Goethe und auch Schiller recht eigentlich durch Frauen zu ihrer überragenden Größe herangebildet worden. Um die Wende des Jahrhunderts aber stand es fest, daß die Frauen zur Mitwirkung am geistigen Leben bedingungslos zuzulassen seien; so hat namentlich die Romantik ihre Stellung gefaßt.

[1] Fichte an Cotta, 27. April 1793; von Schäffle, Cotta S. 33.

„Die Frauen müssen wohl prüde bleiben," heißt es im Athenäum, „so lange Männer sentimental, dumm und schlecht genug sind, ewige Unschuld und Mangel an Bildung von ihnen zu fordern. Denn Unschuld ist das Einzige, was Bedeutungslosigkeit adeln kann." Und an anderer Stelle des Athenäums findet sich schon die folgende Würdigung: „Die Frauen haben durchaus keinen Sinn für die Kunst, wohl aber für die Poesie. Sie haben keine Anlage zur Wissenschaft, wohl aber zur Spekulation. An Spekulation, innerer Anschauung des Unendlichen fehlte es ihnen gar nicht, nur an Abstraktion, die sich weit eher lernen läßt." Eine merkwürdige Ähnlichkeit des Urteils verknüpft diese Stelle mit Beobachtungen, die man für die deutsche Urzeit machen kann, da die Frauen zum großen Teile noch Trägerinnen der geistigen Überlieferung der Nation waren: wer wird in diesem Zusammenhange nicht an das taciteische Aliquid sancti erinnert?

Freilich: die Lockerung der geschlossenen Familienbande und die erste subjektivistische Emanzipation der Frauen, Ereignisse von segensreichster Wirkung für die Fortbildung der Nation hinein in ein neues Zeitalter, waren nicht frei von bedenklichen Nebenerscheinungen.

Schon während des Dreißigjährigen Krieges und nach ihm war unter der Decke einer rigorosen Sitte vielfach Sittenlosigkeit eingerissen. Ein Geschlecht, das die schmutzigen Romane Talanders und seinesgleichen las und die Schlüpfrigkeiten der zweiten schlesischen Dichterschule gierig verschlang, muß innerlich Mangel an wahrer Moral gelitten haben. Und in der bürgerlich-aristokratischen Kultur, die sich nunmehr einstellte, begann sich sehr bald eine Atmosphäre offener Frivolität zu entwickeln: nichts charakteristischer, als daß von Rohr in seiner Zeremonialwissenschaft (1730) schon von dem Überhandnehmen der „Gewissensehen" sprechen kann. Und wirkte um diese Zeit nicht auch die steigende Mätressenwirtschaft der Fürsten auf Bildung und Bürgertum ein?

Auf diesem Grunde erwuchs in der Zeit entfesselter neuer Regungen des Seelenlebens, vornehmlich seit den sechziger

und siebziger Jahren, eben in den führenden Schichten eine Freiheit in der praktischen Auffassung der Ehe, die zu den bedenklichsten Erscheinungen führte. „Seelenfreundschaften" und verwandte Verhältnisse nehmen zu; die Pasquille der Zeit, wie übertreibend auch immer, ergeben für die größeren Städte ein trübes Bild; in Weimar gab es nach dem Ausspruche Jean Pauls, der 1796 dort weilte, keine Ehen mehr; in Jena und Berlin wurden die Grundsätze der Schlegelschen Gemeinde in die Praxis umgesetzt; am ersteren Orte lebte Dorothea Veit, nach der Scheidung von ihrem Manne, mit Friedrich Schlegel in einem „Bunde freier Liebe".

So traten auf diesem Gebiete neben allem Förderlichen doch auch Anzeichen innerster Unfertigkeit zutage; und wohl erst die Romantik hat die neue Ehe als ein Problem begriffen. Und wie radikal suchte sie noch die Lösung! „Fast alle Ehen sind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentlichstes Wesen nicht nach den Paradoxen dieses oder jenes Systems, sondern nach allen geistlichen und weltlichen Rechten darin besteht, daß mehrere Personen nur eine werden sollen ... Wenn aber der Staat gar die mißglückten Eheversuche mit Gewalt zusammenhalten will, so hindert er dadurch die Möglichkeit der Ehe selbst, die durch neue vielleicht glücklichere Versuche befördert werden könnte" [1].

Und man kann sagen, daß, wie auf dem Gebiete der Familie und Ehe, so überhaupt im Bereiche der sozialpsychischen Kräfte der Frühzeit des Subjektivismus bis hinein ins 19. Jahrhundert praktische sittliche Synthesen nicht völlig gelangen. Man ging wohl im Verkehr beider Geschlechter zum Natürlicheren über, die Umgangsformen wurden freier, der Gesprächsstoff reicher und mannigfaltiger. Und auch die Geselligkeit nur der Männer vervielfachte und verfeinerte sich. Im Kaffeehaus sprach man nicht mehr bloß über Mein und Dein, Schöngeister und Gelehrte sahen sich zu bestimmten Stunden in den Buch-

[1] Athenäum I, 2 S. 11.

läden, um Neuigkeiten des Buchhandels gemeinsam zu genießen, literarische Gesellschaftsgruppen lokaler und regionaler Art entstanden um Gottsched, Gellert, Gleim und andere. Für beide Geschlechter aber bildeten Konzert und Theater „magische Berührungs- und Indifferenzpunkte", und über sie hinaus gingen noch die ständigen Wirkungen feingeistiger Höfe, insbesondere des Hofes von Weimar. Aber gleichwohl: volle und ausgeglichene Formen einer geistigen Gesellschaft, in der sich starre wirtschaftliche und soziale Gegensätze gelöst und geeint hätten, waren noch nicht vorhanden.

Wie hätten da die noch festeren Verbände menschlicher Gemeinschaft, Ständebildung und Staat, schon von dem neuen Geiste praktische Umgestaltung erfahren sollen? Soziale Probleme wurden kaum erkannt, geschweige denn zur Lösung in Angriff genommen; an soziale Verpflichtungen gegenüber den niederen Klassen als solchen dachte man nicht; nur von der christlichen Charitas erwartete man Förderung. Und auch dem Staate nahte man keineswegs mit grundsätzlichen Tendenzen, in denen sich etwa das neue Seelenleben schon ausgesprochen hätte. Zwar forderten die milderen Sitten da und dort eine Reform, so namentlich in der Rechtspflege; der Gedanke einer mündigen Beteiligung der Staatsbürger dagegen am Staate, der Mut gar zu Verfassungsänderungen kam trotz gelegentlicher republikanischer Gebärden niemand [1].

Praktisch kam für die Auswirkung des neuen Seelenlebens innerhalb der sittlichen und Rechtssphäre einstweilen vornehmlich, ja fast ausschließlich das Individuum in Betracht. Und da ging die Entwicklung denn freilich, zumal die Fortbildung der Einzelpersonen in ein neues Seelenleben hinein unverkennbar war, mit wachsender Energie und unter starken Ergebnissen vor sich.

Allerdings ein erster Versuch, der noch den Zeiten der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges angehörte, mußte auch hier scheitern. Jeder Zeit fast des Überganges von einem

[1] Über diese Fragen wird in Bd. IX genauer gehandelt werden.

Kulturzeitalter zum anderen ist die Furcht eigen, daß, bei der zunehmenden Freiheit der Individuen, die Kultur in bloße Einzelbestrebungen und Egoismen auseinander fallen könne. Und demgegenüber pflegt eine solche Zeit emphatisch an den Busen der Natur zu flüchten. Das bedeutet an sich schon das Aufsuchen eines Urzustandes. Indem aber in solchen Jahren zugleich auch noch Reaktionsgefühle gegenüber den absterbenden und verknöcherten Erscheinungen des vorhergehenden Kulturzeitalters sich geltend machen, die man durch ein Zurückgreifen auf frühere, angeblich bessere und natürlichere Zustände glaubt überwinden zu können, wird dieser Zug nach dem Wiederaufleben eines goldenen Zeitalters, eines früheren Zustandes des Glückes und der Unschuld noch verstärkt.

Es sind seelische Regungen, die auch den Übergang vom Individualismus zum Subjektivismus kennzeichnen. Am frühesten äußern sie sich auf deutschem Boden wohl in jenen Robinsonaden seit dem Simplizissimus, in denen gefühlvolle Seelente und Weltumsegler Inseln von paradiesischer Unschuld und Länder glückseligen Urmenschentums finden und auf ihnen, reich an Entbehrungen, reicher an Überschwang der Gefühle fortleben. Dann bietet Haller in seinen Alpen einen innigeren Ausdruck des Sehnens heraus aus sozialer Enge und aus konventionellen Sitten und Kulturformen nach ländlicher Unschuld, persönlicher Gleichheit und Ungebundenheit und dem Glück eines weltabgeschiedenen Daseins. Noch konkreter hat diese Sehnsucht darauf Rousseau befriedigt. Ein hypochondrischer Gefühlsmensch, suchte er früh in Wald und Einsamkeit das Bild der Urzeit: da schien ihm wohl, wie später im Walde von St. Germain, nichts außer den Bedürfnissen solcher Zeiten zum glücklichen Leben notwendig: eine Kuh, ein Schwein, ein Gemüse- und Obstgarten werden zur Nahrung hinreichen. Aber es war nur die eine Seite des Schwärmertums in Rousseau. Nicht in die Urzeit wollte er, im Tiefsten betrachtet, zurück, sondern vorwärts, hinein in ein „Ideal des Gemütes", wie es Kant ausgedrückt hat: in eine höhere, reinere Kultur, in eine vollendetere Sittlichkeit. Es ist eine Richtung des

Strebens, die sich über Wagner, Ibsen, Nietzsche, um nur die größten späteren Vertreter dieser Anschauungen zu nennen, fortsetzt bis auf den heutigen Tag: notwendig fast scheint sie zu sein für Zeiten des Subjektivismus.

Das Prophetentum Rousseaus ist auch in Deutschland gescheitert, trotz aller gewaltigen Einwirkung und alles Enthusiasmus in den sechziger bis achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts. Der Grund hierfür liegt nicht bloß in der Überspanntheit der Ziele und auch nicht bloß in dem Besonderen der Persönlichkeit ihres Verkündigers. Gewiß war Rousseau eine pathologische Natur und darum zwiespaltig: angeekelt von dem verderblichen Raffinement einer richtungslos gewordenen Kultur und doch wieder mit allen Phasen seines Empfindungsdranges an sie gefesselt: hungrig nach Bauerntum und satt doch nur im Dufte großstädtischen Parfüms und im Bereiche lasziver Toiletten, ein Prophet guten Herzens und doch so grausam, daß er seine Kinder ins Findelhaus gab. Und sicherlich konnten andere sein spezielles Programm so wenig durchführen, wie er dies selber vermocht hat. Wenn er aber scheiterte, so lag der Grund tiefer. Was Rousseau eigentlich suchte, war noch, rationalistisch gedacht, ein Paradies des Intellektes und nicht des Willens; nicht den Willen sah er als Kern und Zentrum der Persönlichkeit an; und darum verfehlte er ein Ziel, das sich im tiefsten Grunde als eines der Erziehung und damit der Willensbildung herausstellte.

Es war die Ursache, warum auch die Philanthropinisten in Deutschland gescheitert sind. Der Begründer dieser Richtung, Basedow (1724—1790), war, im übrigen stark von Rousseau abhängig, noch mehr Intellektualist als dieser; nichts ist dafür bezeichnender, als daß er, im Gegensatze zu aller ausgebildeten subjektivistischen Erziehungslehre, noch die Begriffsbildung und nicht die Anschauung dem Unterrichte primär zugrunde legte. Aber auch seine Nachfolger, die freilich nach dem Zerfall des Philanthropins in Dessau (1772—1783) mit Ausnahme etwa Campes, Salzmanns und von Rochows praktisch wenig mehr zu bedeuten hatten, sind nicht genügend weit von der

Grundlage Rousseaus abgerückt, um zum erstenmal die Frage der subjektivistischen Erziehung befriedigend zu lösen: nur schwer entschlossen sie sich dazu, als Ziel nicht mehr die Regelung des Verhältnisses der Individuen zu der bestehenden Gesellschaft, sondern die Ausbildung der persönlichen Fähigkeiten anzuerkennen.

Inzwischen aber waren auf deutschem Boden neue Kräfte gezeitigt, die geeignet waren, das zunächst wichtigste aller Probleme, die Erziehung des einzelnen, zu fördern. Je mehr man Empfindsamkeit und Sturm und Drang überwand, um so mehr begriff man, daß nur unter Anerkennung und neuer Zusammenfassung der Willenskräfte in strenger Selbstzucht das Ziel einer neuen Pädagogik erreicht werden könne:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet. (Goethe.)

Die neuen sittlichen Bestrebungen, die damit einsetzten, erschienen aber alsbald zugleich im ästhetischen Gewande. Es ist ein Zug, der von den Moralischen Vorlesungen Gellerts bis zu Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen und darüber hinaus bezeichnend ist: beginnt man in der sittlichen Besserung des einzelnen zunächst das erhabenste, ja einzige Ziel der Menschheit zu sehen, so macht man diesem Ideal alsbald die stärkste geistige Strömung der Zeit, die literarisch-ästhetische, dienstbar.

In diesem Zusammenhange aber erhält denn auch die Erziehung allmählich einen besonderen Inhalt. Die Lehren Wolffs und teilweise auch noch der Popularphilosophen von der Notwendigkeit einer gemeinnützigen Tätigkeit, aus denen man noch in den Zeiten der Empfindsamkeit gern Anschauungen über die praktische Bestimmung des Menschen abgeleitet hatte, verblassen allgemach; und an ihre Stelle tritt nicht der bloße Naturdrang Rousseaus, sondern ein Streben nach einem geschichtlich geläuterten, historisch gleichsam stilisierten und idealisierten Naturgemäßen, wie es die Anschauung des Altertums in dem Begriffe der Humanität, den wir schon kennen, darbot. Es ist jene überaus merkwürdige Verbindung von Nationalem und

Antikem, von Heidnischem und Christlichem, die von nun ab die deutsche Erziehung in fast allen ihren Institutionen durch beinahe ein Jahrhundert beherrscht hat; höchstens daß Kant ihr den Begriff der aufs allgemeine gerichteten Pflichten noch stärker beimischte.

Dies Ideal der Humanität mit seiner harmonischen Ausbildung der Gemüts- und Willenseigenschaften, des Geistes und des Körpers war Rousseau noch ganz fern gewesen. Am frühesten und vielleicht schönsten beschrieben hat es Herder. Kaum aber war es einigermaßen klar bezeugt, so begann man auch an seine praktische Durchführung zu denken: waren schon die sechziger und siebziger Jahre von pädagogischem Drange erfüllt gewesen, so hieß es jetzt nicht langsame Reform, sondern schnelle Revolution, und Goethe hat später klagen können, daß mindestens in einigen Staaten eine gewisse Übertreibung im Unterrichtswesen eingetreten sei, deren Schädlichkeit schon früh von tüchtigen, redlichen Vertretern anerkannt worden wäre: „treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie dasjenige, was sie amts- und vorschriftsmäßig überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten."

Da sich aber im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts langsam jene Differenzierung der drei Stufen von Lehranstalten, die wir heute kennen: Elementarschule, Mittelschule, Hochschule, deutlicher einstellte, so tritt damit alsbald die Frage auf, welche dieser Stufen vornehmlich Trägerin der neuen Erziehungsmethode geworden ist.

Die Hochschule schied dabei von vornherein insofern aus, als ihre Lehrziele immer mehr solche der intellektuellen, nicht der moralischen und ästhetischen Erziehung wurden.

Die Elementarschule aber hätte für die neue Bewegung an erster Stelle schon deshalb nicht in Betracht kommen können, weil der Inhalt der zu verwirklichenden Probleme über die ihr gesteckten Lehrziele zum guten Teile hinausging. Außerdem aber: war sie ihrer inneren Durchbildung nach zur glücklichen Bewältigung einschneidender Reformen geeignet? Es genüge hier der Hinweis, daß in dem klassischen Lande des

Unterrichts in dieser Zeit, in Kursachsen, die Schulordnung Kurfürst Augusts vom Jahre 1580 bis zum Jahre 1773 gegolten hat. Nicht freilich in dem Sinne, daß die Schulentwicklung in den von ihr umfaßten zwei Jahrhunderten stabil gewesen wäre. Erst um 1700 etwa waren die Vorschriften von 1580 wirklich ins Leben eingeführt. Aber seitdem hatte man sich einige Menschenalter hindurch nicht eigentlich fortgebildet.

Im 19. Jahrhundert freilich sind die Grundlehren aller subjektivistischen Erziehung, wie sie des halb antiken Humanitätsideals an sich nicht bedürfen, auch der Elementarschule voll zugute gekommen. Hatten schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts so große Pädagogen und Psychologen wie Pestalozzi und Tetens, der eine dem Süden, der andere dem Norden des Vaterlandes zugehörig, die harmonische Ausbildung der Kräfte und Anlagen und als deren Folge eine frohe edle Menschlichkeit als Ziel moderner Erziehung anerkannt, so ist diese Lehre im Laufe des 19. Jahrhunderts in den wunderbarsten und feinsten Verzweigungen in die Elementarschule eingedrungen und hat die edelste, weil aristokratische Demokratisierung der Nation herbeigeführt.

Die Mittelschulen aber, deren in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts allein auf preußischem Boden gegen vierhundert begegnen, waren an sich wohl eine Schöpfung früherer Zeiten. Was dabei die höchsten Lehrziele einer einfachen Bürgerschulerziehung gegen Ende des 16. Jahrhunderts waren, läßt sich vielleicht am besten aus der Cyclopaedia Paracelsica Christiana vom Jahre 1585 ersehen[1]. Da soll der Knabe vor allem Deutsch lesen und schreiben lernen. Dann beginnt das Rechnen in Spezies, Regeldetri u. a. und nach ihm das Abfassen von Geschäftsschreiben, überhaupt deutscher Aufsatz für praktische Zwecke: bis das Meisterstück gemacht wird. Hierauf geht der Knabe, der inzwischen an den Feiertagen auch Lautenschlagen, Geigen, Harfen und Pfeifen gelernt hat, ins Welschland, um Italienisch zu lernen, wohl auch noch nach Frankreich und

[1] Kehrbach, Mitteilungen Bd. V S. 87 ff.

Spanien, und zum Abschlusse seiner Bildung lernt er noch „allerlei Praktika, Finanzerei, Wucherei und alle Büberei, ohn alle Grammatica, Dialectica und Poeterei". Es ist sozusagen die Realschulbildung des 16. Jahrhunderts, die hier geschildert wird. Aber neben ihr, und vermutlich sie weit übertreffend, stand die Lateinschule der Humanisten, das primitive Gymnasium. Die großen Pädagogen des 17. Jahrhunderts haben dann die Charaktere der beiden Schulformen bis zu einem gewissen Grade zu verschmelzen gesucht, indem sie in ihren Reformideen der Lateinschule mehr Realien als bisher zuwiesen. Zu einem wirklich einheitlichen und klaren Typ der Mittelschule ist es indes bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht gekommen; viele Lateinschulen waren verkümmert, während aus der Bürgerschule heraus seit Beginn des 18. Jahrhunderts vereinzelt Realschulen besserer Gattung, so die Berliner ökonomisch-mathematische Realschule vom Jahre 1739, begründet worden waren.

Da war es denn am Platze, das Bedürfnis der gebildeten, insbesondere bürgerlichen Kreise, von moralisch-ästhetischer Grundlage aus zu einer harmonischen Verarbeitung der neuen nationalen wie fremden Kultur zu gelangen, durch eine Reform der Mittelschulen in dem Sinne humanistischer Erziehungsanstalten zu befriedigen: und so entstand, vielleicht als die erste wirklich abgeschlossene Institution des jungen Zeitalters überhaupt, das neuere Gymnasium. Geht man vornehmlich von Preußen aus, so kann man seine Entwicklung an einigen Daten schrittweise verfolgen: Errichtung eines besonderen Oberschulkollegiums 1787, feste Regelung der Kurse mit Rücksicht auf Reife für die Universität und hierzu Einführung des Abiturientenexamens 1788; gegen Ende des Jahrhunderts Begründung eines besonderen Gymnasiallehrerberufes; 1808 Errichtung einer besonderen Abteilung für Kultur- und Schulwesen im Ministerium des Innern, die sich 1817 zu einem eigenen Ministerium auswuchs; 1825 Errichtung von Provinzialschulkollegien. Dazu Entwicklung der inneren Organisation des einzelnen Gymnasiums schon zu

hoher Vollkommenheit seit etwa 1810 — neue Verordnungen über die Staatsprüfung der Lehrer, neue Lehrpläne —: und Befestigung des ganzen Systems durch den trefflichen Rat im Ministerium Altenstein, Johannes Schulze (1786—1869). Es war eine so glückliche Entwicklung, daß sie Preußen auf längere Zeit den Vorrang im Mittelschulwesen der deutschen Staaten fast ohne Ausnahme gesichert hat. Indes haben auch die anderen deutschen Staaten, wenn auch etwas später, am spätesten schließlich Österreich, denselben Weg der Durchbildung eingeschlagen, ein Umstand, der sehr zur Vereinheitlichung der deutschen Bildung des 19. Jahrhunderts beigetragen hat.

Was aber in dem hier verfolgten Zusammenhange vor allem wichtig ist: mit dieser Regelung der intellektuell-moralisch-ästhetischen und auch religiösen Erziehung eben der führenden und geistig lebendigsten Kreise der Nation war ein erstes großes, vielleicht größtes Problem sittlicher Durchbildung des Subjektivismus gelöst. Und was hatte man nicht schon in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts für Folgen von einer solchen Lösung erwartet! Überzeugt war man allgemein, daß die wahrhafte Konstituierung der neuen, auf sittlichem, rechtlichem, politischem Gebiete entstehenden Welt eben von der Durchbildung der Einzelpersonen, und das heißt eben von der Erziehung ausgehen müßte; von hier aus, in der Tätigkeit der dazu durch die neue Erziehung geschickt gemachten Personen, sah man Selbstverwaltung und neuen Staat erstehen.

Und war es so unrichtig, den neuen sittlichen Kosmos auf diese Weise von unten her solid und organisch aufzubauen? Der preußische Staat, der folgerichtigste politische Bau der deutschen Entwicklung des 19. Jahrhunderts, ist auf diese Weise, vom humanistischen Gymnasium her durch Mittelschulerziehung der Individuen und Selbstverwaltungserziehung der Körperschaften hindurch bis zur Verfassung des Gesamtstaates vom Jahre 1851, durchgebildet worden: langsam, nicht ohne Stockungen und Mißgriffe im einzelnen: aber noch heute stehen die Grundvesten seiner Struktur unerschüttert, ja unberührt.

Freilich: gut Ding wollte auch hier Weile haben; die Frühzeit des Subjektivismus blieb ohne oberste politische und soziale Dominanten, wie sie sich selbst intellektuell erst langsam zur Klarheit entwickelte: und so hatten einstweilen Gemütsvertiefung und philosophische Spekulation, Phantasietätigkeit und Dichtung und Kunst das Wort, um in ihrer Weise die neue Welt klassisch zu erleben und darzustellen.

Verbesserung zu Seite 212.

Auf S. 212, Zeile 15ff. muß der Text lauten:

Im allgemeinen war es in dieser Hinsicht bezeichnend, daß der Süden und Westen in der Entwicklung des Buchhandels gegen den Norden und Nordosten zurückgeblieben waren. Zwar ist es sehr übertrieben, wenn später Perthes geäußert hat, von Wien bis Regensburg habe sich — einige Verleger katholisch-asketischer Werke ausgenommen — keine, und von Regensburg bis Tirol nur eine Buchhandlung, in Augsburg, befunden. Indes unwiderleglich bleibt, daß der süddeutsche Buchhandel dieser Zeit gegen den norddeutschen zurückstand. Zwar mochte es am Oberrhein etwas besser stehen; dafür waren aber wiederum der Niederrhein und der ganze Nordwesten im Buchhandel noch spärlich vertreten[1]. Vergleicht man nun das so abgegrenzte Gebiet ....

[1] Nach noch nicht gedruckten eingehenden Untersuchungen über den Buchhandel süddeutsch-katholischer Länder in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von H. Haak.

Karl Lamprecht,
Deutsche Geschichte.

Übersicht der Einteilung des Gesamtwerks.

Abteilung und Inhalt	Band	Der ganzen Reihe Band	Buch	Zahl der Kapitel in den Büchern	Zäsur-Abschnitte
A. Hauptwerk.					
I. Urzeit und Mittelalter.	1.	I.	1. 2. 3. 4.	2. 3. 2. 3.	Einleitung.
	2.	II.	5. 6. 7.	3. 4. 3.	
Symbolisches, typisches und konventionelles Zeitalter.	3.	III.	8. 9. 10.	3. 4. 3.	Einleitung.
	4.	IV.	11. 12. 13.	3. 4. 3.	
II. Neuzeit.	1, 1. 2.	V, 1. 2.	14. 15. 16.	4. 4. 4.	Einleitung.
Individuelles Zeitalter.	2.	VI.	17. 18.	4. 4.	
	3, 1. 2.	VII, 1. 2.	19. 20. 21.	4. 4. 4.	
III. Neueste Zeit.	1, 1. 2.	VIII, 1. 2	22.	5.	Einleitung.
Subjektives Zeitalter, erste Periode.	2.	IX.	23.	5.	
	3.	X.	24.	5.	
	4, 1. 2.	XI, 1. 2.	25.	5.	
Schlußband.	—	XII.	—	—	Anhang. Bibliographie. Register.
B. Ergänzungswerk.					
Jüngste Vergangenheit.	1.	—	1. 2. 3. 4.	6. 6. 6. 6.	Einleitg., Umschau.
Subjektives Zeitalter, Anfänge der zweiten Periode.	2, 1. 2.	—	5. 6. 7. 8.	6. 6. 6. 6.	Umschau, Schluß.

Deutsche Geschichte

von

Karl Lamprecht.

Der ganzen Reihe achter Band.

Zweite Hälfte.

Dritte Auflage.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1911.

Deutsche Geschichte

von

Karl Lamprecht.

Dritte Abteilung:

Neueste Zeit.

Zeitalter des subjektiven Seelenlebens.

Erster Band.

Zweite Hälfte.

Dritte Auflage.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1911.

Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhalt.

Zweiundzwanzigstes Buch.

Drittes Kapitel. Neue Weltanschauung.

Seite

I. Die Psychologie und Ästhetik des Gefühls. . . . 303—318

Psychologie des 16. bis 18. Jahrhunderts. Die intellektualistische Psychologie des Rationalismus: Vermögenspsychologie, Assoziationspsychologie, Psychologie des Vorstellungsmechanismus. Die früheste subjektivistische Psychologie: Ursachen ihres Entstehens; von Creutz, Leibniz; Locke, Mendelssohn, Sulzer, Eberhard, Tetens. Die früheste subjektivistische Ästhetik: (Lessing), Sulzer, Tetens.

II. Die Weltanschauung der Gefühlszeit; Herder . 318—329

Streben nach Elementen einer neuen Weltanschauung. Panpsychische und pandynamistische Neigungen (Tierpsychologie). Beihilfe Leibnizens und Spinozas zur Förderung der eigenen Bestrebungen der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges. Herder: Leben, geistige Entwicklung, System der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Grenzen der Weltanschauung Herders.

III. Erste Versuche zur Lösung der Probleme einer subjektivistischen Erkenntnistheorie; Skeptizismus . . . . . 329—338

Unzufriedenheit mit der Psychologie der Empfindsamkeit, Suchen nach einer neuen Erkenntnistheorie. Zusammenbruch der rationalistischen Erkenntnistheorie, Phänomenalismus Plouckets; absoluter Phänomenalismus: deutscher Skeptizismus und Eindringen der Lehre Humes (Entwicklung der englischen Erkenntnistheorie: Baco, Locke, Hume), Unbefriedigendes auch dieser Lehre in erkenntnistheoretischer Hinsicht.

IV. Die Erkenntnistheorie Kants; Kritizismus . . 338—353

Seite

Abwendung von Hume und Locke; neue Formulierung des erkenntnistheoretischen Problems, Lösung des Problems durch Lambert, Lösnng durch Kant: Kritik der reinen Vernunft (1781). Analyse dieser Lösung.

V. Elemente einer allgemeinen Weltanschauung bei Kant . . . . . 353—373

Sozial- und individualpsychologische Momente für den zeitlich begrenzten Charakter der Kantischen Erkenntnistheorie. Leben und Charakter Kants. Verhältnis der erkenntnistheoretischen Studien Kants zu seiner praktischen Philosophie. Diese Philosophie ein Bedürfnis der achtziger und neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts. Charakter des Willens. Kategorischer Imperativ. Verhältnis der Kantschen Ethik zur Ethik des Rationalismus und des Christentums. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit als sittliche Forderungen. Religionsphilosophie; Kants Ethik und das Christentum.

VI. Weltanschauung des Klassizismus; Goethe. . . 373—393

Wesen der Weltanschauung des Klassizismus überhaupt: Mystik. Rückblick auf die Entwicklung der neuen Psychologie und Ästhetik und die Weltanschauung Herders in ihrem inneren Zusammenhang. Goethes Weltanschauung: anschauliches Erkennen; die Natur als vornehmstes Objekt desselben; Frömmigkeit, Pflichtenlehre.

VII. Ethik und Ästhetik des Klassizismus; Schiller . 393—408

Goethes Ästhetik in ihrer Begründung auf seine naturwissenschaftliche Weltanschauung. Schillers Ästhetik: Fundamentalempfindung der allgemeinen Harmonie; philosophische Gedanken bis zum Studium Kants; das Denken Schillers im Verhältnis zu Kant und zur frühsubjektivistischen Philosophie; Ethik und Ästhetik. Allgemeiner Entwicklungsgang der subjektivistischen Ästhetik bis auf Goethe und Schiller; Übereinstimmung beider; Bedeutung ihrer Anschauungen für die Folgezeit.

Viertes Kapitel. Neue Dichtung.

I. Die Dichtung der Empfindsamkeit . . . . . 409—442

Früheste Anfänge eines neuen dichterischen Enthusiasmus. Eigentliche Vorläufer: Günther und Haller; Obersachsen und die Schweiz. Hauptentwicklung: Klopstock, Umfang, Form und Charakter seiner Dichtung. Abklärende Zeiten: Motive heimischer und fremder, englischer und französischer Entwicklung für sie; Wieland, Barden, Göttinger Hain; Werthers Leiden.

Seite

II. Die Dichtung des Sturmes und Dranges . . . . 442—481

Psychologisches zu dieser Dichtung; Hamann, Herder, Goethe. Entwicklung der Lyrik: Schubert, Bürger (Ballade des Sturmes und Dranges); Lenz, Göthe: Durchdringen bis zur Lyrik des Erlebnisses. Das Drama: Allgemeines über die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung von Schicksalsidee, Fabel und Gestaltenzeichnung. Entwicklungsgeschichtliche Stellung des Dramas um die Mitte des 18. Jahrhunderts: psychologische Voraussetzungen des Dramas des Sturmes und Dranges. Einfluß Shakespeares. Die dramatische Produktion des Sturmes und Dranges. Schicksalsidee, Gestaltenbildung und seelische Architektonik vornehmlich in den Dramen Goethes und Schillers.

III. Bindende Mächte von außen her. . . . . 482—502

Ergebnisse der Zeiten der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges: neue Sprache, neuer Naturalismus. Fortblühen: Jean Paul, Heinrich von Kleist. Abklärung durch äußere Mächte: Emporbringen der alten nationalen Dichtung, reifste Ausgestaltung der Aufklärung, neue Wiedergeburt des klassischen Altertums: philologische Renaissance, dichterische Renaissance, Renaissance der Humanität.

IV. Innere Bindung zum Klassizismus. . . . . 502—530

Thüringen, Weimar und Jena als Schauplatz der klassischen Dichtkunst. Hauptmomente der Entwicklung Goethes bis zu den neunziger Jahren, insbesondere frühweimarische Zeit und italienische Reise. Das psychologische Drama: Egmont, Iphigenie, Tasso; Don Carlos. Hauptmomente der Entwicklung Schillers bis in die neunziger Jahre, insbesondere seit Jena und Weimar.

V. Die Vollendung des Klassizismus . . . . . 530—567

Lage Goethes und Schillers im Beginn der neunziger Jahre. Ihr Zusammenschluß: Charakterverschiedenheiten und Vereinigungspunkte. Gemeinsame Tätigkeit nach außen. Innere Fortbildung: Lyrik; Epik: Balladen, Goethes Hermann und Dorothea, Goethes Romane; Dramatik: Schiller.

Fünftes Kapitel. Bildende Kunst und Musik.

I. Entwicklungsgeschichtliche Betrachtungen zur bildenden Kunst vornehmlich des frühsubjektivistischen Zeitalters . . . . . 568—572

a) Die Zeiten des Gesamtkunstwerks in der deutschen Entwicklung. Perioden des 6. bis 9., 12. und

Seite

13., 15., 17. und 18. Jahrhunderts. Identisches der Erscheinungen in den vier Perioden. Bedeutung der Baukunst für das Gesamtkunstwerk. In der frühsubjektivistischen Zeit ein Gesamtkunstwerk unmöglich.

b) Die führende Stellung der Malerei unter den bildenden Künsten auf Grund der künstlerischen Gesamtentwicklung bis ins 18. Jahrhundert. Entwicklung der künstlerischen Ausdrucksfähigkeit in der deutschen Geschichte. Speziell malerische Wendung dieser Ausdrucksfähigkeit seit dem 16., noch mehr seit dem 17. und 18. Jahrhundert: Sicherung der Führerstellung der Malerei gegenüber der Plastik.

c) Allgemeine Entwicklung der Malerei in den beiden Perioden des subjektivistischen Zeitalters (Mitte 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart); Frühimpressionismus, Umrißstil, Kolorismus, reifer Impressionismus; idealistische Durchbildung einiger dieser Stufen und ihr Verhältnis zur Kunst früherer Kulturen; sogenannter Historismus der malerischen Entwicklung im 19. Jahrhundert.

d) Entwicklungsgeschichtliche Prinzipien der bildenden Kunst, insbesondere der Malerei, überhaupt: Ausdrucksfähigkeit und Inhalt.

II. Anfänge frühsubjektivistischer Malerei in der Richtung auf den Impressionismus . . . . . 572—611

Die Malerei der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und Sturm und Drang; bürgerliche und fürstlich-akademische Kunst. Entwicklung der bürgerlichen Kunst in England und Frankreich. Die bürgerliche Kunst in Deutschland: die Illustration (Chodowiecki); Silhouette, Miniatur, Bildnis (Graff); Panorama, Landschaft (Geßner, die Norddeutschen und Nordgermanen). Runge. Ausgang der frühimpressionistischen Kunst.

III. Sieg des plastischen und literarischen Klassizismus in der Malerei; Baukunst und Plastik. . 611—640

a) Der Umrißstil in der Malerei. Vorzeitiger Charakter des Frühimpressionismus: Sieg des Klassizismus aus sozialen und sozialpsychischen Gründen. Klassizistische Kunstlehre. Verhältnis der klassizistischen Kunst zu Rokoko und Barock (Öser, Mengs, die Kauffmann, Wächter, Schick). Der reine Umrißstil (Carstens, Genelli). Die Landschaft (Koch, Rottmann, Preller).

Seite

b) Baukunst und Bildnerei. Teilweiser Verfall der sozialen Voraussetzungen der Baukunst des 16. bis 18. Jahrhunderts; bürgerliche Architektur. Der klassizistische Stil in England und Frankreich. Klassizistische Bauten in Deutschland seit 1780 (v. Erdmannsdorf, Knobelsdorf u. a.). Der vollendete Klassizismus: Klenze und Schinkel, München und Berlin; Wien (Hansen). — Bildnerei: Übergang vom Rokoko zum Klassizismus (Öfer, Dannecker); realistischer Klassizismus (Schadow, Trippel); absoluter Klassizismus (Thorwaldsen, Rauch).

IV. Lied, Singspiel, Oper; Gluck, Mozart . . . . . 640—663

Bildende Kunst und Musik in ihrer parallelen Entwicklung. Fremde, klassische und romanische Einflüsse auf dem Gebiete der Musik. Allgemeiner Gegensatz der Musik des individualistischen und des subjektivistischen Zeitalters. Bedeutung des Gesanges für den Fortschritt: absolute objektive und relative subjektive Musik; Polyphonie und Homophonie. Das Lied und seine Entwicklung. Das Singspiel: Hiller, Dittersdorf. Die Oper und die Reform Glucks; Mozart als Opernkomponist.

V. Instrumentalmusik; Haydn, Mozart . . . . . 663—683

Charakter der Instrumentalmusik des individualistischen und subjektivistischen Zeitalters. Die neue musikalische Formart, ihre Entwicklung. Erhöhung der technischen Leistungsfähigkeit der Instrumente. Bildung des Orchesters der klassischen Zeit. Technische Entwicklung des Klaviers; künstlerische Folgen. Neue Klaviermusik: Philipp Emanuel Bach. Neue Orchestermusik: Haydn, Mozart. Veränderte soziale Stellung der Musik: Kirchenmusik, Adelsmusik (Kammermusik), Musik der gebildeten Kreise (Konzertmusik).

VI. Beethoven . . . . . 683—704

Allgemeine Charakteristik, Lebensgeschichte. Die drei Perioden des Schaffens. Höhe des schließlich Erreichten. Schluß.

I. Sachregister . . . . . 705—717

II. Personenregister . . . . . 717—729

III.

Neue Weltanschauung.

1. Unendlich lang fast erscheint der Weg, den die Kulturentwicklung der Nationen einschlägt, ehe der Mensch bei sich selbst einkehrt, über sich selbst nachdenkt, seine geistigen Eigenschaften zergliedert. Diesem Augenblicke gehen lange Zeitalter voraus, in denen das menschliche Selbstbewußtsein sich gleichsam noch nicht abtrennt von den Werkzeugen seiner Auswirkung, seines Fühlens und Denkens, und darum sich als Ganzes den übermächtigen Eindrücken der Außenwelt gegenüberstellt. Das sind denn die Zeiten der ersten Vorstellungsbildung über Dinge der Umwelt als eines Ganzen, die Zeiten des Mythos, der Naturphilosophie.

Wendet sich darnach die Aufmerksamkeit langsam auf das menschliche Innere, so dauert der Einfluß der Aufstellung und früheren Lösung der kosmischen Probleme noch lange fort; der Mensch scheint nicht vereinzelt, sondern als ein von fremden Naturgewalten objektiv abhängiges Stäubchen nur des Alls. Es sind die Vorbedingungen für eine astrologische Psychologie, wie sie die westeuropäischen Völker noch im 16. und 17. Jahrhundert in alles bezwingender Macht erlebt haben, und wie sie der große deutsche Dichter noch des 18. Jahrhunderts als in Wallensteins Leben bestimmend einführte.

Aber neben die astrologische Psychologie hatte sich damals bereits eine andere, schon im Mittelalter seit lange vorbereitete

und durchgearbeitete Psychologie gestellt, welche die inneren Mächte der menschlichen Brust wohl anerkannte, aber sie noch in bestimmte, typische Formen der Charaktere, die Temperamente, gebannt sah.

Beide Psychologien, die astrologische und die der Temperamente, schlossen sich dabei nicht aus; und auf west- und mitteleuropäischem Boden gingen sie eine Verbindung ein, deren Einfluß teilweise noch bis ins 18. Jahrhundert hinein gewährt hat. Während die einen im Blute nach Analogie der vier klassischen Temperamente jetzt nur das Feurige, Luftige, Wässerige, Irdische unterschieden oder von Salz, Öl, Erde und Wasser oder auch Schwefel und Merkur redeten, rechneten damals andere bei der Charakteristik der Temperamente noch immer mit Sonne oder Mond oder Planeten. Und so waren denn, an Stelle der physiologischen Gegenstücke zum Psychischen, immer auch noch kosmische, ja magische Anschauungen im Schwung.

Es war eine Richtung des Denkens, die freilich dem höchsten Durchschnitte schon der Kultur des 16. Jahrhunderts und erst recht des 17. Jahrhunderts nicht mehr gerecht wurde. Und so entwickelte sich seit dieser Zeit allmählich eine ganz andere Grundlage psychologischer Auffassung von viel ausgeprägterem Wirklichkeitscharakter, wie dies einem Zeitalter nunmehr beginnenden unmittelbar wissenschaftlichen Denkens entsprach.

Dieses Denken verfiel allerdings auch noch nicht auf die schwere Frage, inwiefern etwa die Welt der Erscheinungen in ihrem objektiv gegebenen Zusammenhange den subjektiven Zusammenhängen unseres Denkens entspreche oder nicht — nur sehr vereinzelt und im ganzen folgenlos wurde dieser Punkt einstweilen berührt; seine genaue Behandlung ist erst eine bezeichnende Erscheinung des neuen subjektivistischen Zeitalters. Vielmehr war man naiv davon überzeugt, daß dem logischen Denken neben seiner subjektiven auch eine objektive Wirklichkeit zukomme, eine Wirklichkeit, die in den Dingen selber gelegen sei. Daß man im Grunde einen metaphysischen Satz aus-

sprach, wenn man die Natur zum Ausdrucke einer Gedankentätigkeit machte, die unserem logischen Denken entsprechend erschien, das bemerkte man nicht; man glaubte sich mit dieser Annahme vielmehr auf einem unzerstörbaren Ankergrund wissenschaftlichen Denkens befestigt.

Indem nun auf diese Weise dem logischen Denken eine Stellung angewiesen war, von der aus es als geeignet betrachtet wurde, aus sich heraus die ganze Welt der Erscheinungen deduktiv zu entwickeln — das ist der Inhalt der philosophischen Systeme von Cartesius bis auf Wolff —, erhellte von vornherein, daß auch allein von ihm her das menschliche Seelenleben als begreifbar angesehen wurde. Dies um so mehr, als der jetzt eintretenden primitiv wissenschaftlichen Betrachtung des Seelenlebens unter allen inneren Erlebnissen zunächst die logische Tätigkeit als die scheinbar einfachste, klarste, ja als diejenige Tätigkeit erschien, in der alle übrigen aufgingen. So hat noch Wolff Gefühle, Gemütsbewegungen, Willensakte als Arten logischen Denkens definiert, indem er das spätere Nachdenken über diese Vorgänge, das uns zumeist klarer ist, als diese selbst, mit ihnen verwechselte[1]. Daß auf diese Weise die gesamte Psychologie, bisher vom naturphilosophischen Standpunkte aus betrieben, in eine rein metaphysische Beleuchtung geriet und damit abhängig wurde von den Weltanschauungssystemen eines Descartes, Spinoza, Leibniz, Wolff, das sah man nicht: so wenig, wie sich noch heute die Psychologie des täglichen Lebens ihres metaphysischen Untergrundes bewußt ist, obwohl sie fern dem Kantschen Phänomenalismus noch ruhig den parallelen Verlauf logischen Denkens und äußerer Erscheinungsvorgänge als Tatsache hinnimmt.

Indem aber nun die denkhafte Auffassung des Seelenlebens eingetreten war und damit die psychischen Vorgänge

[1] Man findet freilich schon bei Wolff die Zweiteilung der Seelenkräfte in eine obere und eine untere Stufe. Allein, da es möglich ist, die untere Stufe von der oberen abzuleiten, so besteht in Wahrheit bei Wolff doch nur diese obere, die der Vernunft. Die Idee der oberen und unteren Erkenntnis geht durch die ganze rationalistische Philosophie seit Descartes und findet sich spätestens bei Leibniz formuliert vor.

auf Verstandesfunktionen zurückgeführt wurden, lag es nahe, die einzelnen psychischen Erscheinungen als besondere Vermögen der Seele auf diejenigen Begriffe zu reduzieren, in denen das logische Urteil über psychische Vorgänge niedergelegt war. So konnte man für besonders mutvolle Handlungen ein Vermögen des Mutes, für sittliche Handlungen überhaupt ein sittliches Vermögen, für die Sprache ein Sprachvermögen und in verwandter Weise ein Hörvermögen, ein Habsuchts- oder Eitelkeitsvermögen annehmen usw. Eine Vermögenspsychologie von verwirrender Fülle der möglichen Unterteilungen entstand auf diese Art; lokalisierte man die von ihr behaupteten Tatsachen an besonderen Stellen des Hirns, so ergab sich in der Phrenologie ihre späteste und äußerlichste Ausbildung.

Das eingehendste System der Vermögenspsychologie hat Christian Wolff aufgestellt, am Ausgange jenes individualistischen Zeitalters, dessen Charakter dieses ganze System entsprach. Metaphysisch nicht so sehr auf Leibniz als auf Descartes gestützt, entwickelte er den gesamten psychologischen Inhalt rein deduktiv aus dem bloßen Denken. Zwar verschmähte er nebenher nicht die Nachprüfung in der Erfahrung dahin, ob die rational erschlossenen Vermögen denn auch in der Wirklichkeit der seelischen Erscheinungen zu finden seien. Aber diese Nachprüfung diente ihm im wesentlichen nur dazu, solche Vorgänge des Seelenlebens, die sich auf den ersten Blick dem System nicht zu fügen schienen, intellektualistisch zu deuten. So beruhen z. B. die bildenden Künste nach ihm auf einem Spiel der Ideen, das vom Satze des zureichenden Grundes beherrscht wird; so war weiterhin nach ihm Lust die Erkenntnis einer Vollkommenheit, Unlust die einer Unvollkommenheit; und demgemäß Liebe die Erkenntnis dessen, was uns gefällt, an anderen; ferner war ihm Leid die Erkenntnis der Tatsache, daß ein Mensch seines Glückes nicht würdig sei usw. Auch die Willenshandlungen leitete Wolff dabei nach seiner Art in leichtester Weise aus der Vorstellungstätigkeit ab; so erschien ihm der Wille selbst als eine vernünftige Begierde, eine ver-

nünftige Begierde aber als eine deutliche Erkenntnis des Guten oder Schlechten.

Unerschöpflich ist dann Wolff in der Abgrenzung und Unterteilung der so festgestellten Vermögen gewesen, indem er sie im Sinne aristotelischer Dichotomien in immer kleinere Schubfächer einschachtelte, mochten sie nun Einbildungskraft oder Dichtkraft, Gedächtnis oder Verstand, Witz oder Vernunft oder sonstwie heißen. Und so ist er in dem begrenzten Gebiete der Definition seelischer Vermögen immerhin von länger währender Bedeutung geworden.

Im übrigen aber kam es in der Entwicklung der Psychologie eben in der Zeit, da Wolffs System allgemeine Verbreitung fand, zu einer starken Wandlung. Und zwar nach zwei Seiten hin. Einmal konnte man an dem Gedanken einer intellektualistischen Psychologie festhalten, aber sie anders als Wolff aufzubauen suchen. Es war natürlich eine Aufgabe der immer noch weiterwirkenden Strömung der Aufklärung, insofern diese, wenn auch an Kraft der Entfaltung nachlassend, bis ins 19. Jahrhundert hinein fortwährte: denn die intellektualistische Psychologie ist mit der Aufklärung Kind des gleichen individualistischen Zeitalters. Auf diesem Gebiete war es zunächst möglich, der Vorherrschaft der intellektuellen Tätigkeit die Aufforderung zu entnehmen, diese Tätigkeit selbst einmal genauer zu untersuchen: dann ergab sich die Abstraktion der Vorstellung als der einfachsten, allem anderen zugrunde liegenden Funktion, und die verwickelteren seelischen Vorgänge wurden als Verknüpfungen, als Assoziationen von Vorstellungen gedeutet. Es war die Richtung, welche die Engländer eigentlich schon seit Locke, dann aber namentlich seit Hartley und Hume eingeschlagen hatten; sie führte zur Ausbildung des Systems der Assoziationspsychologie. Aus dieser Psychologie ist dann später vornehmlich in Herbarts Denken die Psychologie des Vorstellungsmechanismus hervorgegangen, indem man sich bestrebte, die allgemeinen Gesetze aufzufinden, nach denen die Assoziation der Vorstellungen erfolgen möchte.

Daneben aber trat noch eine zweite ganz andere Ent-

wicklung ein, die, freilich zunächst noch schüchtern und nicht völlig klar, an die ersten Entwicklungsmomente des neuen subjektivistischen Seelenlebens anknüpfte. Und hier erscheint nun ein ganz anderer Pol des Seelenlebens in den Vordergrund der Betrachtung gerückt: das Gemüt. Es ist die Entwicklung, die wir an dieser Stelle genauer zu verfolgen haben.

Anknüpfung zu einer neueren Auffassung in dieser Richtung bot im gewissen Sinne schon Wolff und noch mehr, ja überraschend stark vor Wolff, indes in dieser Einwirkung eben durch Wolffs Einfluß verdrängt, Leibniz. Beide hatten, Leibniz grundsätzlich und selbständig, Wolff mehr gedrängt, neben dem Gebiete klarer Vorstellungen des Seelenlebens auch ein Gebiet mehr oder minder unbewußter Tätigkeit der Seele zugelassen, da sich bei eingehender Betrachtung denn doch nicht alle seelischen Vorgänge als Funktionen des Verstandes begreifen ließen: und es handelte sich dabei eben um das Gebiet, das die neue Zeit unter dem vieldeutigen Worte des Gemütslebens begriff.

Darüber hinaus aber war die Einführung dieser neuen Seite des Seelenlebens in den Bereich der Psychologie auch schon von den letzten Vertretern des Pietismus, freilich unklar genug, versucht worden; so hat Schulz in Königsberg eine Verbindung zwischen ihr und der rationalen Psychologie Wolffs gesucht. Und dann war die Neigung, dies neue Moment anzuerkennen, im Laufe der dreißiger und vierziger Jahre aus einem begreiflichen Reaktionsgefühl gegen den stets trockener und unfruchtbarer verlaufenden spekulativen Rationalismus immer mehr gewachsen.

Den eigentlichen Ausschlag aber gab doch erst das gewaltige Emporbäumen des subjektiven Gefühls in Empfindsamkeit und Sturm und Drang: erst von nun an läßt sich allenthalben eine zunehmende Neigung zum unvoreingenommenen Studium des Menschen und namentlich auch seiner unbewußten Seelentätigkeit, soweit sie im Gefühl verläuft, beobachten. Die Psychologie wurde dadurch zunächst frei von den metaphysischen Fesseln der Vergangenheit; und mindestens begann man schon

zu fragen, ob sie denn wirklich Teil der Metaphysik und nicht vielmehr der Physik, in dem damals noch viel weiteren Sinne dieses Wortes, sei? So sehen sich schon Crusius (1715—1775) und Darjes (1714—1791) genötigt, sie wenigstens aus der Metaphysik in die Logik zu verpflanzen. Später hat man sie dann, zunächst wohl unter Lockes Einfluß, tatsächlich als Teil der Naturlehre betrachtet; das ist auch die Ansicht Kants gewesen.

Indem aber die Psychologie auf diese Weise aus der Vormundschaft der Metaphysik Erlösung fand, wurden zugleich die Anfänge eigener Methoden für ihr Studium entwickelt. Mit außerordentlichem Interesse bemächtigte man sich des da und dort, im Leben und in der Reiseliteratur, angehäuften individual- und völkerpsychologischen (ethnologischen) Erfahrungsmaterials, und Selbstbeobachtung wie Beobachtung anderer wurden mit einer Liebe und Virtuosität betrieben, wie sie kaum in irgendeiner Periode der deutschen Geschichte gleich entschieden wiedergekehrt ist[1]. So kam es, daß man schon die Vorteile wie die Schwierigkeiten der mathematischen Bestimmbarkeit psychologischer Tatsachen erkannte, und daß man rasch einen großen Teil der Sicherheitsmaßregeln fand, die zur Erzielung klarer psychologischer Tatsachenerkenntnis angewandt werden müssen: man war hier schon verhältnismäßig weit gelangt, ehe Kant durch die geringe Beachtung, die er der Psychologie schenkte, deren höhere Entwicklung wiederum einem Dunkel zudrängte, aus dem sie erst durch Herbart und seine Schüler wieder erlöst worden ist.

Gleichzeitig mehrte sich, um das Feuer dieser Studien noch zu erhöhen, in sehr merklicher Weise der Einfluß der französischen und namentlich der englischen Psychologen, die entsprechend der klareren und rascheren seelischen Entwicklung der großen westeuropäischen Nationen schon manchen Weg eingeschlagen hatten, den die deutschen Denker erst suchen mußten. Hatten sich solche Einflüsse schon bei Haller, von seiten Shaftes-

[1] Vgl. dazu oben Kap. II, Abschnitt 4.

burys, eingestellt, so wuchsen sie in den fünfziger und sechsziger Jahren noch um vieles; namentlich Mendelssohn ist stark von ihnen bewegt gewesen und hat es darum freilich, bei aller Anregung, die er gab, nicht eigentlich zu einem klaren System eigenen Denkens gebracht.

Unter all diesen Einflüssen entstand nun eine frische und mächtige Gärung: ein Neues will sich überall bilden; allgemein ist das Interesse an der Seelenwissenschaft: ihre Anfänge werden in den höheren Schulen gelehrt; und in der Forschung wendet man sich, wie es Anfängen neuer wissenschaftlicher Forschung zu gehen pflegt, alsbald der Lösung der schwersten Fragen zu.

Vor allem aber mußte es doch darauf ankommen, nun die neuen, noch recht unklaren Anschauungen in ihrer einfachsten Bildung unter einem bestimmten Gesichtspunkte zu ordnen und womöglich in die Gefäße bestimmter Systeme zu gießen. Und da war wohl von Creutz in seinem Versuche über die Seele (1754) einer der ersten, der zunächst mit einem neuen allgemeinen Prinzip Ernst machte, indem er, vielleicht mit beeinflußt durch Leibnizens Monadenlehre, den alten rationalistischen Begriff eines reinen unsinnlichen Erkenntnisvermögens verließ und statt dessen den Begriff allseitiger Selbsttätigkeit der Seele aufstellte.

Eine wesentliche philosophische Unterstützung erhielt diese Auffassung, die im nächsten Jahrzehnt in das fortgeschrittenere Zeitbewußtsein eindrang, aber doch wohl erst durch das Erscheinen von Leibnizens posthumem Werke, den Nouveaux essais (1765). Hier war die Idee der Seele als einer ununterbrochen wirkenden psychischen Energie siegreich gegen Locke ins Feld gestellt, und, um sie durchzuführen, den nur dunkel oder gar nicht zum Bewußtsein gelangenden Vorgängen des Seelenlebens der berechtigte Platz eingeräumt. Hier erschien die Seele nicht mehr als tabula rasa, deren unbeschriebener Fläche erst die sinnliche Erfahrung einen Inhalt zu geben beginnt, sondern als ein unergründliches Meer von Empfindungen, aus dessen Tiefen sich bald leise Wellen, bald brandende Wogen

heben und über dessen Fläche das Schifflein unserer deutlichen Vorstellungen steuert, — als ein ewig lebendiges Organisches, dessen einzelne Erscheinungen auf unendlich mannigfaltige Weise in unendlich feinen Übergängen verknüpft sind: so daß aus unendlichen Verflechtungen die unerschöpflichen Reize des Persönlichen hervorgehen.

Bis zur Unübersichtlichkeit ausgedehnt und damit theoretisch nicht erschöpfbar erschien damit im Grunde die Summe aller seelischen Erscheinungen. Suchte man aber gleichwohl eine Einteilung und Übersicht, so ergab sich, daß vor allem die Masse der dunklen Vorgänge, die sich im Seelenleben halb bewußt, halb unbewußt vollziehen, einer Einordnung und Bezeichnung bedurfte: neben Denken und Wollen, die psychologischen Hauptkategorien des Seelenlebens von alters her, trat damit als dritte Hauptgruppe seelischer Erscheinungen das Empfinden. Bei Mendelssohn ist der Begriff in diesem Sinne bereits deutlich entwickelt; seine Anerkennung bedeutete, wie wir sehen werden, die Emanzipation der Ästhetik aus der Metaphysik und zugleich ihre psychologische Grundlegung.

Aber neben diesem Vorgang, der erst in der Philosophie von Tetens vollkommen abgeschlossen vorliegt, lief ein anderer, noch bedeutsamerer her. Locke hatte in seinen erkenntnistheoretischen Bestrebungen alle Begriffe aus dem Urquell der äußeren und inneren Erfahrung ableiten wollen[1]. Indem nun die empfindsame Zeit sich dieses Gegensatzes bemächtigte, modelte sie ihn bald dahin, daß sie die subjektivistische Seite des Gegensatzes betonte, also die überwiegende Bedeutung der inneren Erfahrung feststellte. Innere Erfahrung aber hieß ihr bald mehr, bald minder deutlich Empfindung. So ward jetzt die Empfindung, im Gegensatz zur kartesianischen Selbsterkenntnis des denkenden Menschen, zum Herzstück der Psychologie, ja im weiteren Sinne des Lebens- und Kraftgefühls, und damit zum Kern des Denkens überhaupt: ein neues psychologisches, ja philosophisches Zeitalter zog herauf.

[1] S. darüber unten unter Nr. 3 S. 335 ff.

Es war eine Wendung, die seit Sulzer und Eberhard und schon Mendelssohn, teilweise im Anschluß an Andeutungen Leibnizens, etwa zu folgenden Sätzen führte: Es gibt einen gemeinsamen Urstoff von Denken und Empfinden: das sind die Eindrücke[1]. Denken wir, so verarbeiten wir nur einen einzigen Eindruck, und zwar in klarer Weise. Empfinden wir, so bemächtigt sich unserer in minder deutlicher Weise eine Summe von Eindrücken. Folglich ist das Empfinden reicher, weiter, anregender als das Denken.

Indem man aber so aus einer Lehre von den Eindrücken her das Denken wie das Empfinden erklärt zu haben glaubte, ergab sich alsbald die Aufgabe, das Wesen der Eindrücke selbst genauer zu bestimmen. Hier ist es nun der ungemein scharfsinnige Tetens gewesen (Hauptwerk: Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung, 1776—1777), der dem Geiste des Zeitalters zum vollen Ausdruck verhalf. Hatte Leibniz das ganze Seelenleben zur Spontaneität gemacht, indem er die Seele ihre Vorstellungen in selbsttätiger Kraft aus sich herausspinnen ließ, hatten im Gegensatz dazu die französischen Sensualisten nur eine passive Aufnahmefähigkeit der Seele für die sinnlichen Eindrücke gelehrt, so erblickte Tetens die Haupteigenschaften der Seele in der Rezeptivität und der Spontaneität zugleich. Es ist eine Auffassung, die wohl durch die Forschungen Hallers über die Reize in den Muskelfasern, vielleicht auch durch die Kenntnis der Arbeiten Unzers in ihm angeregt worden ist[2].

Ausgehend nun von diesen beiden Grundvermögen findet Tetens in der Seele zweierlei: Spuren von Eindrücken, und weiterhin die Fähigkeit, die Spuren wieder willkürlich hervorzuheben. Es war eine sehr entschiedene Stellungnahme gegen die Lockesche Psychologie; eine Stellungnahme, die auf

[1] Ich bediene mich hier dieses Wortes zum Unterschiede von dem geläufigen Worte Vorstellung (= engl. idea).

[2] Sommer S. 278.

die Behauptung einer größeren Selbständigkeit des menschlichen Geistes hinauslief. Aber damit war Tetens in seinen subjektivistischen Neigungen noch keineswegs befriedigt. Auf Grund von Experimenten mit dem Gesichtssinn[1] behauptete er: „Die Schaffenskraft der Seele geht weiter. Sie kann Vorstellungen machen, die für unser Bewußtsein einfach und dennoch keiner von denen ähnlich sind, die wir als die einfachsten Empfindungsvorstellungen antreffen. Sie kann also in dieser Hinsicht neue einfache Vorstellungen bilden." Es ist die Behauptung einer selbsttätigen Denk- und Dichtungskraft der Seele a priori: die Stabilisierung der Selbstherrlichkeit des schöpferischen Menschen. Von diesem Gesichtspunkte aus erschien Tetens dann schon die Kausalität als etwas in den Dingen nicht Gegebenes und als etwas aus der Erfahrung des gewöhnlichen Vorstellungsverlaufes keineswegs Angeeignetes, sondern vielmehr als etwas nur von uns aus den Dingen Zugeschriebenes, als eine Denkform a priori.

Und gleichzeitig bildete Tetens von seinen psychologischen Voraussetzungen her den wichtigsten Begriff unserer klassischen Ästhetik vollends aus, den Begriff des Genies. Hatte schon von Creutz in dem ersten Satze seines Versuchs über die Seele (1754) das Bedürfnis ausgesprochen, „sich über das rätselhafte Etwas, welches im Homer die ewige Odyssee, im Virgil die unsterbliche Äneis hervorgebracht, im tiefsinnigen Leibniz die prächtige Theodicee geboren hat, klar zu werden," so fand Tetens diese Klarheit, indem er die geistige Größe nicht bloß von der stärkeren Rezeptionsfähigkeit und Selbsttätigkeit der Seele in der Verarbeitung gewordener Eindrücke abhängen ließ, sondern vor allem von der über diese hinausragenden Eigenschaft schöpferischer Einbildungskraft: durch Einführung und Zutat dieses Begriffes glaubte er jene heroische Vorstellung vom Genie wissenschaftlich begreiflich gemacht zu haben, die dem enthusiastischen Fühlen der Zeit entsprach.

[1] Zit. Sommer S. 275.

Es war der letzte Begriff, den die psychologische Arbeit für die Entwicklung einer subjektivistischen Ästhetik zu liefern hatte; und längst schon hatte man auf ästhetischem Gebiete die individualistisch-metaphysischen Begriffe früherer Zeitalter in subjektivistisch-psychologische umzumünzen begonnen.

Die Ästhetik der rationalistischen Zeit hatte als Ziel der Kunst die Vollkommenheit, also einen objektiven Zweck, aufgestellt. Diese alte rationalistische Lehre von der Vollkommenheit wurde dann zunächst in die neue, subjektivistische Ästhetik als eine selbstverständliche Voraussetzung mit herübergenommen und stützte hier die ersten, vor allem auch in der praktischen Wendung der Ästhetik idealistischen Bestrebungen, die sich aus dem jugendlichen Streben des neuen Bildungszustandes ergaben: die Kunst sollte das äußere Weltbild zu jener Vollkommenheit erheben, die, entgegen bisweilen der Wirklichkeit, die eingewurzelte Weltanschauung forderte. Doch wurde dann allerdings gegenüber der rationalistisch-objektivistischen Lehre immer mehr ein subjektiver Zweck gesucht: die Kunst, hieß es nun, solle ästhetische Gefühle erregen. Und schon seit den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts etwa begann man sich zu fragen, welche Art des Temperamentes hierzu wohl am geeignetesten sei und daher den Künstler, insbesondere den Dichter, mache. In den vierziger Jahren, man darf es sagen, gipfelte dann eigentlich der ganze Streit zwischen den Schweizern und Gottsched[1] schließlich in der freilich auf keiner Seite ganz klaren und darum auch nicht zum Ziele führenden Absicht beider Parteien, für die dichterische Tätigkeit ständige psychologische Voraussetzungen nachzuweisen. Indem man nun aber trotz dieser neuen Bestrebungen auch am Vollkommenheitsideal inhaltlich noch lange festhielt, kam man zunächst zu der Lehre, daß der Zweck der Kunst das Vergnügen sei! Und mit der Empfindsamkeit wurde diese Lehre verbunden durch die Auffassung, daß die leidenschaftliche Gemütserregung als stärkste Beschäftigung der Vor-

[1] S. Bd. VII, 1 S. 321 ff.

stellungskraft das größte Vergnügen gewähre: mithin die Aufgabe der Kunst die Erregung leidenschaftlicher angenehmer Gefühle sei. Dem Rationalismus gehörte diese Theorie also noch an, insofern sie die Kunstgesetze noch in den objektiven Formen des Kunstwerkes suchte; dem subjektiven Seelenleben aber suchte sie gerecht zu werden, indem sie das Verhalten des Künstlers und des genießenden Kunstfreundes zur Erklärung heranzog.

Indes in weiter fortgeschrittenen Augenblicken des Verlaufes trat doch das Wesen eines völlig Neuen immer mehr hervor; die Theorie suchte mit immer größerer Vorliebe die in die Form hinein verlegten subjektiven Momente auf und baute auf ihren Bestand vor allem den Charakter des Kunstwerkes auf. Bei niemand tritt das deutlicher zutage, als bei dem größten Ästhetiker dieser Entwicklungsstufe, bei Lessing.

Aber daneben stellte doch schon eine weiter fortgeschrittene Ästhetik, wenn auch noch im heftigen Kampfe mit dem Alten, das schaffende Vermögen des Künstlers als den eigentlichen Kern alles ästhetischen Verständnisses hin, und zwar im klaren Gegensatze zu der rationalistischen Betrachtung des Kunstwerkes als einer bloßen Nachahmung natürlicher Formen: und entwickelte daraus als erste ästhetische Aufgabe die Forderung, die Vorgänge in der Seele des Künstlers selbst zu begreifen. Es war der Weg von dem längst vorhandenen staunenden und liebevollen Kultus des Genies zu seiner Zergliederung; es war die Wendung, in der eigentlich erst die Ästhetik völlig subjektivistisch und völlig psychologisch zu werden begann.

Deutlich tritt nach mancherlei Vorgängern diese neue Auffassung zuerst in Sulzers Allgemeiner Theorie der schönen Künste auf, die 1774 im Druck vollendet wurde. In ihr steht das vorstellende Subjekt durchaus im Vordergrund; aus seinem schaffenden Vermögen wird jetzt eine Ästhetik abgeleitet von viel eingehenderem Aufbau des einzelnen, als sie verwandte frühere Versuche der Engländer und der Franzosen, eines Young, Shaftesbury, Dubos, erreicht hatten.

Sulzer geht, teilweise an Gedanken des Leibnizschen Ideen-

kreises anknüpfend, von einer Unterscheidung des Vorstellungslebens in der Seele aus, die wir aus der Entwicklung der Psychologie her schon kennen. Unterscheidet die Seele die einzelnen Teile einer Vorstellungsmasse deutlich, so befindet sie sich im Zustande des Denkens. Faßt sie dagegen eine Menge gleichzeitiger Teilvorstellungen nicht mehr getrennt, sondern ins Ganze auf, so empfindet sie. Nun ist aber bei Sulzer Empfindung die psychische Grundvoraussetzung für die schöpferische Leistung des Dichters: ein Satz, den Sulzer, dem schweizerischen wie dem Gleimschen empfindsamen Kreise angehörend, als unmittelbar gegeben der Wirklichkeit entnahm, wenn er ihn auch noch im Sinne der älteren Ästhetik durch die Behauptung zu motivieren suchte, Empfindung sei deshalb der ästhetische Zustand der Seele, weil das Umfassen einer größeren Masse von Teilvorstellungen mehr Vergnügen erwecke, als die Beherrschung einer einzigen.

Nach alledem besteht für Sulzer die Wissenschaft der Ästhetik in der Zergliederung der seelischen Empfindungen; und da, wo diese Empfindungen besonders voll, besonders wirksam auftreten, da findet er das Genie, den gottbegnadeten Künstler.

Allein mit dieser Auffassung verbindet sich bei ihm nun noch eine andere Gedankenreihe, die für die Zeit höchst bezeichnend ist, wie sie denn ihre Ausbildung nicht bloß Sulzer, sondern auch Eberhard (in seiner Allgemeinen Theorie des Denkens und Empfindens, 1776) verdankt, und die später bei Schiller ihre vollendetste ästhetisch-praktische Verwertung erreichen sollte[1]. Da nämlich Empfindungen eine größere Anzahl von Teilvorstellungen enthalten als die Begriffe, so gelten sie auch als wirksamer und drängen mehr zum Handeln als diese. „Die Empfindung bildet darum die Brücke vom abstrakten Denken zum Handeln," wie sich Eberhard ausdrückt. Aus Denken geht schwer, ja wohl niemals unmittelbar ein Wollen hervor; es muß erst durch den stärkeren Drang des Empfindens

[1] Vgl. unten Abschnitt 7 S. 399 ff.

befruchtet sein. Darum müssen moralische Begriffe, wenn sie wirksam werden sollen, erst durch moralische Empfindungen sinnliche Triebkraft erhalten. Und darum handle es sich praktisch weniger um Ausbildung abstrakter Tugendbegriffe, als um die Entwicklung ethischer Antriebe: diese allein trügen den Tugendbegriff in das Reich der Wirklichkeit.

Damit war von der Empfindung das Handeln, und mit dem Handeln die Tugend abhängig gemacht worden. Es ist ein Zusammenhang, der auf dem Gebiete der Ästhetik als der Lehre von den schönen Empfindungen bald von größter Bedeutung werden mußte. Denn nun erschienen Kunst und Moral eng verschwistert, und es gab eine ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts. Und darum war es jetzt die Aufgabe jeder Kunst, auch auf das Handeln zu wirken, und zwar nicht bloß durch ihre eigensten Mittel, sondern womöglich sogar durch Versinnlichen, durch Empfindungsmäßigmachen von Begriffen.

Es ist die Grundanschauung, der später die philosophische Dichtung entspringen konnte; alsbald wirksam aber wurde sie in einer ganz anderen Stellungnahme der Ästhetik und damit der Kunst in der Reihe der menschlichen Betätigungen. Nicht bloß ebenbürtig, nein übergeordnet stellte sich jetzt das künstlerische Empfinden neben Denken und Wollen: das Leben des Künstlers erschien als die höchste und herrlichste aller menschlichen Daseinsformen, und die künstlerische Durchbildung der Nation galt als wichtigste Aufgabe der Zukunft.

Zugleich aber war damit die deutsche Ästhetik, fern jedem platten Naturalismus, wie er sich zunächst aus der trüben Gärung der Empfindsamkeit, namentlich des Sturmes und Dranges entwickelt hatte, von ihrer Wurzel in dem Seelenleben der ersten Jahrzehnte des neuen Subjektivismus in höchste Höhen freier Betätigung hinübergeleitet; niedriger Weltanschauung und allen Versuchen, nur aus technischen Gesichtspunkten begriffen zu werden, entzogen, erhob sie sich allein aus der Betrachtung der menschlichen Seele, faßte nur die Wandlungen ins Auge, welche die sinnlichen Eindrücke in der empfindungsvollen Tätigkeit des Subjekts erleiden, und

wurde dadurch, jeder Zergliederung der sinnlichen Objekte der Außenwelt ledig und nur der Betrachtung der ästhetischen Uraktualität in der Seele zugewandt, idealistisch.

Freilich, indem sie dieses Weges zog und auf ihm die stärksten eben noch angenehmen Empfindungen, entsprechend dem stürmischen Charakter der Zeit, zunächst in den Leidenschaften zu finden glaubte, ergab sie sich bei der Höhe ihres Standpunktes um so leichter der Neigung zu rein sinnlich-subjektivistischen Theorien. So hat Eberhard schon 1776 gelehrt, im Grunde empfinde die Seele nur ihren eigenen Zustand; darum mache es keinen Unterschied, ob sie auf Grund eines angeschauten oder sonst sinnlich aufgenommenen Gegenstandes oder nur auf Grund eigenster Regungen angenehm empfinde. Da ist denn klar, daß solche Theorien jedes wahre Verständnis des Kunstschaffens und Kunstgenießens aufheben mußten. Es waren die Anfänge eines extremen Subjektivismus, gegen die sich später Kant und Schiller erfolgreich gewendet haben.

2. In wenn auch noch unabgeschlossenen Systemen, so doch in entschiedenen und für sie bezeichnenden Grundlagen einer neuen Psychologie und einer neuen Ästhetik hatte sich die neue Welt der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges ausgewirkt. War es da wahrscheinlich, daß sie sich in solchen Teilwirkungen erschöpfen werde? Dem Ganzen einer neuen Weltanschauung strebte sie zu.

Und von allen Seiten schon boten sich hierzu Ansätze, vor allem von psychologischem Gebiete her: hatten doch hier sogar die verspäteten Wolffianer der fünfziger bis siebziger Jahre bereits Zugeständnisse vom Boden ihrer Weltanschauung aus gemacht, indem sie sich auf psychologisch-physiologische Beobachtungen verlegten und die beschreibende Psychologie (Anthropologie) weit eifriger als bisher zu pflegen, sowie deren Ergebnisse ihrem System einzuverleiben begannen.

Allein nicht an Wolff, sondern zunächst an die tieferen Lehren Leibnizens knüpfte die junge Gesellschaft der Empfind-

samkeit und des Sturmes und Dranges an, insofern sie über die Feststellung der seelischen Vorgänge hinaus einer allgemeinen Anschauung von Gott und Welt entgegenstrebte. Ja sie gab sich sogar zunächst noch völlig dem metaphysischen Hauptsatze Leibnizens hin, daß die wahre Welt geistig sei, da nur das Seelische die notwendige Selbständigkeit für ein dauerndes Sein besitze[1]. Die Welt der Natur der Anschauung ein bloßes Phänomenon, ein Schein, hinter dem geistige Kräfte walten: das war daher die Meinung, mit der man an das Ganze der Erscheinungen um so mehr herantrat, als man im Überschwang eigener Empfindung durchaus geneigt war, sich selbst nach seinem subjektiven Charakter in der gegenständlichen Welt wiederzufinden.

Es war eine Auffassungsweise, die nicht bloß von psychologischen, sondern noch viel mehr von ästhetischen Motiven durchwebt ward. Damals zuerst spiegelte man sich ganz in der Landschaft wider und empfand diese daher beseelt, und mehr noch: auch in den Menschen der Umwelt sah man sich selber[2].

Ging hier eine zunächst ästhetische Betrachtungsweise der Welt soweit, sich als Inbegriff dieser zu erblicken, so entsprach einer solchen Auffassung ganz selbstverständlich eine Weltanschauung, die den Geist hinter den Erscheinungen suchte, der die materielle Welt mit liebevollen Kräften erfüllt schien. Und so erwachte der Glaube eines geläuterten Pandynamismus oder Panpsychismus als grundlegende Anschauung; und in dem Verlaufe dieser Anschauung bewegten sich auch bald die Einzelstudien über Geist und Natur.

Nichts bezeichnet den Umschwung des Denkens in dieser

[1] Leibniz hatte schon die Materie für eine subjektive Vorstellung und nur die unkörperlichen Monaden für wahrhaft vorhanden erklärt (Vaihinger in den Straßb. Abh. zur Philosophie, 1884, S. 107 ff.). Aber die Systematiker und Erklärer seiner Lehre von Wolff an hatten diese strenge Lehre aufgegeben und den Monadenbegriff allmählich zu dem wohlbekannten Atombegriff des Altertums herabgestimmt (Tessoir I², 315 ff.).

[2] S. oben S. 256 ff.

Richtung deutlicher, als die steigende Wichtigkeit und der volle Umbau der Tierpsychologie. Fern jeder Annahme ihrer Ausstattung mit dynamischen Kräften hatte Descartes die Tiere einfach als fein konstruierte Maschinen betrachtet; es war für einen Philosophen, dem der Begriff des Seelischen das Verstandesgemäße war, der einleuchtendste Schluß von der Welt; und dieser echt individualistische Schluß hatte dann noch lange im 18. Jahrhundert, trotz der Monadenlehre Leibnizens, die Geister beherrscht. Jetzt trat dem Reimarus, der Unbekannte der Wolfenbüttler Fragmente, in einem vielgelesenen Buche, in der Schrift über die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion (1754), mit gänzlich abweichender Ansicht entgegen. Unter dem Einflusse stärkeren Empfindungslebens und reicherer Naturanschauungen, wie sie ihm teilweise das englische, ihm wohlbekannte Geistesleben vermittelt hatte, entwickelte er eine Klassifikation der Tierwelt nach den Graden abgestuft in ihr wirkender Kräfte: und so erschienen die Tiere dynamisch bewegt. Allein damit noch nicht genug. Noch immer war auch von Reimarus die Kluft, welche Mensch und Tier zu trennen schien, nicht grundsätzlich beseitigt. Unerbittlich tauchte auch nach seinen Forschungen noch die Frage auf, ob man von einer Beseelung der Tiere zu sprechen berechtigt sei. Da halfen die neuen psychologischen Anschauungen von einer rezeptiven und einer spontanen Seite des menschlichen Seelenlebens weiter. Und wurde die klare Durchbildung dieser Anschauungen namentlich Tetens verdankt, so vermochte Tetens, indem er die Rezeptivität wie die Spontaneität der Seele als relative Kräfte ansah, zugleich auch der Untersuchung näher zu treten, inwiefern etwa in der Funktion beider Kräfte zwischen Tier und Mensch nur ein relativer Unterschied vorhanden sei. Er hat sie durchgeführt in dem Versuche, „aus der Analogie der Seelennatur des Menschen mit seiner tierischen Natur die Einrichtung der letzteren aufzuklären". Das Ergebnis war, daß wir uns von den Tieren nicht grundsätzlich unterscheiden; gemeinsam ist allen Lebewesen, Eindrücke zu erhalten und selbständig darauf zu reagieren;

Unterscheidungsmerkmal des Menschen ist nur eine besonders große Eindrucksfähigkeit und Selbsttätigkeit der Seele im Sinne schöpferischer Kraft: und so sind wir weniger Herren als Krone der Schöpfung.

Mit alledem erschien denn der innere Zusammenhang wenigstens der organischen Welt völlig hergestellt — denn was die Tiere anging, war in schwächerem Sinne leicht auch für die Pflanze nachzuweisen: eine einzige große Urkraft geistiger Natur ergoß sich durch alle Wesen, wenn auch in verschiedener Stärke.

Allein an der Beseelung der organischen Welt ließ sich die empfindungsreiche Zeit bald nicht mehr genügen. Sie riß auch die von Reimarus noch ziemlich entschieden festgehaltene Schranke nieder, die zwischen Physikalischem und Organischem noch bestand, und suchte in dem weiten Empfindungskreise eines vollen Pandynamismus zur Beseelung der Welt überhaupt zu schreiten. Ansätze in dieser Richtung finden sich schon bei Sulzer. Sulzer lebt in der Auffassung der gesamten Natur als eines Systems von stofflich gebannten Kräften und in dem Gedanken ihrer harmonischen Ordnung; es waren Ideen, die dem begeisterungsfähigen Schweizer, einem deutschen Nachbild des französischen Schweizers Rousseau, leichter als anderen nahen mochten. Und so betrachtete Sulzer selbst das Genie nach Analogie derselben unbewußt vernünftig wirkenden Naturkraft, die er, in anderen Wirkungsweisen freilich, im starren Gestein des Felsens und in der bunten Märchengestalt des Schmetterlings wiederfand.

War man aber so weit fortgeschritten: erschien der Emphase der empfindsamen Kreise und um wie viel mehr noch dem Pathos der Stürmer und Dränger die Welt allbeseelt und glaubte man die naturwissenschaftlichen Beweise für einen enthusiastischen Monismus des Geistes in Händen zu halten: so begreift sich, daß dieser machtvollen Flut von Vorstellungen gegenüber weder die Bollwerke der alten cartesianischen Philosophie mit ihrem ausgesprochenen Dualismus standhielten, noch auch die Dämme der Leibnizschen Weltanschauung, die, bei aller einheitlichen Fassung der Monadenlehre und bei allem

Einfluß dieser auf die monistischen Systeme der Zukunft dennoch in der Lehre von der prästabilierten Harmonie an der Zwieheit des rein Geistigen und rein Materiellen festhielt. Und so mußte man, in stillem Gegensatze zu diesen Philosophemen wie zum Dualismus der christlichen Lehre, die oberste Anknüpfung an das Denken der Vergangenheit, falls man sie ersehnte, anderswo suchen. Man fand sie in den Büchern Spinozas.

Aber nicht der Rationalist Spinoza, der unerbittliche Rechner und Beweiser, kam den Bedürfnissen der Zeit entgegen; die mystische und damit freilich die wesentlichste Seite des großen Denkers vielmehr gewann das Feld; und ihr gab man sich einseitig hin sogar bis zum Mißverständnis des vollen Systemes, um sich an ihrer folgerichtigen Auswirkung zu stärken, zu erbauen, zu begeistern. So haben Herder und Goethe in dem höchsten Wesen Spinozas nicht einen abstrakten Begriff gesehen, sondern das „ens realissimum, in dem sich alles, was Wahrheit, inniges Leben und Dasein ist, intus und radicaliter vereinigt," das allein Daseiende, „durch welches ich nur sofern bin, als ich ein kleiner Zweig auf dieser ewigen und unendlichen Wurzel vom Baum des Lebens grüne."[1] Und mit dem lebendigen pantheistischen Gottesbegriff Spinozas, den man eben seiner durchaus anschaulichen, gleichsam persönlichen Fassung wegen dem christlichen Gottesbegriffe keineswegs entgegensetzte, ja oft sogar logisch vereinbar dachte, verband man zugleich dessen warmes, sittlich-religiöses Empfinden. So kam es zu einem Wiederaufleben der alten und doch nun ganz neu gewandten Philosopheme des frommen Juden, das mehr als ein Jahrzehnt hindurch wenigstens den literarischen Kreisen die philosophische Signatur geben half: einen Schritt vor Leibniz voraus erschien man sich, indem man den Manen des heiligen Benedictus eine Locke opferte.

Von keinem Kopfe aber sind die Lehren Spinozas mit der Monadologie Leibnizens so innig umgegossen und zusammen-

[1] Herder, zit. Haym 2, 277. Horst Stephan in seinem Buche „Herder in Bückeburg" 1905 S. 24 f. erhebt mit Recht die Forderung einer eingehenderen Geschichte des Spinozismus und gibt selbst eine Skizze dazu (seit 1740).

verschmolzen, von keinem so früh auf das Niveau des neuen psychologischen Verständnisses gehoben, von keinem alsbald so wirkungsvoll als Glaubensbekenntnis einer neuen Zeit anschaulich gefaßt und weithin verkündet worden als von Herder. Herder ist recht eigentlich der Herold dieser ersten großen Weltanschauung des Subjektivismus; und in der Anregung zu ihr hin, in der klärenden Wirkung dieser Anschauung zugleich in ihm selbst hat seine geschichtliche Mission bestanden.

Herder war nicht eben ein systematischer Kopf, so wenig wie er ein konsequenter Durchführer gefaßter Pläne war; alle seine größeren Arbeiten sind Bruchstücke geblieben. Aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen — er ist am 25. August 1744 als Sohn eines armen Glöckners und Elementarlehrers zu Morungen in Ostpreußen geboren — hatte er sich in selbstsicherem Drange früh als zum Prediger berufen erkannt; und ein Virtuos der Rede, mit allen rhetorischen Mitteln die Klarheit des Gedankens und das Helldunkel der begleitenden Empfindung zugleich beherrschend, ist er zeitlebens Redner, sei es als Prediger, sei es als Schriftsteller, geblieben. In Königsberg, wo er Theologie studierte, wurde er vor allem von Hamann, dem „Magus des Nordens", antirationalistisch beeinflußt; insbesondere ist Hamanns stark entwickelter historischer Sinn auf ihn übergegangen und mit ihm dessen Hauptprobleme, besonders das Problem des Lebens. Rechnet man dazu, daß Herder in diesem Zusammenhange auch, wohl zum erstenmal, der Frage der Entstehung und der geschichtlichen Bedeutung der Dichtung Aufmerksamkeit geschenkt hat, so darf man vielleicht sagen, daß der Einfluß Hamanns der stärkste gewesen ist, den Herder jemals von einer einzelnen Person erfahren hat. Außerdem aber wurde Herder während der Königsberger Zeit auch durch Kant nachhaltig, namentlich in geographischer und ethnologischer Richtung, angeregt; und früh schon trat ihm auch die Naturgeschichte Buffons und die Physiologie Hallers nahe, wie ihn die Gedanken Humes und Rousseaus beschäftigten, wenngleich auf philosophischem Gebiete die Gedanken Leibnizens in dem veränderten Sinne, wie

sie Kant in seinen Schriften der Jahre 1762—1769 vortrug, auf ihn von noch größerem Einfluß gewesen sein mögen. Bald aber wirkte auf Herder vornehmlich auch die Buntheit äußerer Lebensschicksale ein: im Jahre 1764 war er Lehrer an der Domschule in Riga geworden; 1769 ging er auf Reisen, die ihn ebenso in die Kreise der höheren Gesellschaft wie in die weite Welt Westeuropas, vornehmlich nach Paris, führten; im Winter 1770 auf 1771 nahm er längeren Aufenthalt in Straßburg, den jungen Goethe nachhaltig beeinflussend, und seit April 1771 fand er sich als Hofprediger und Konsistorialrat des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe in dessen kleiner, schön gelegener Residenz Bückeburg. Nun folgten Jahre regsten Schaffens in wohlbegrenztem Kreise, dem auch in der Gräfin Marie ein frommes und begeistertes Beichtkind von pietistischer Ader nicht fehlte; damals, nachdem er 1773 seine Darmstädter Braut Karoline Flachsland heimgeführt, stieg Herder in wenigen Jahren regster Produktion zu einem der ersten Schriftsteller und zum anregendsten Leiter der Periode des Sturmes und Dranges empor. Aber fast zwei Jahrzehnte noch reiferer und fruchtbarerer literarischer Tätigkeit folgten, nachdem Herder im Jahre 1776 durch Goethes Vermittlung nach Weimar als Oberhofprediger und Generalsuperintendent berufen worden war. Und vor allem die Zeit, ehe Schiller mit Goethe genauer bekannt wurde, war die Periode eines wahren Herzensbundes zwischen Herder und Goethe, in dem die Rollen des Schülers und Meisters oft genug vertauscht wurden, und dem die ersten herrlichen Blüten eines fast völlig folgerichtig entwickelten subjektivistischen Monismus entsprangen, in dessen Durchbildung Goethe mehr die naturwissenschaftliche, Herder die historische Seite vertrat. Die reifste Frucht dieser Jahre der Bildung neuer und der erneuten Durchbildung alter Überzeugungen sind Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784—1791), eine Schrift, deren warme Energie und deren im einzelnen hervorragend klaren Vortrag Herder wohl in keiner seiner späteren Schriften bis zu seinem Tode, am 18. Dezember 1803, wiederum erreicht hat.

Wie die ganze Strömung, der Herder hauptsächlich angehörte, so sind auch seine Ideen im tiefsten Grunde mit durch Spinoza bestimmt — freilich durch einen Spinoza im Herderschen Verstande. So erscheint seinem enthusiastischen Vorstellen Gott als das Dasein schlechthin, aber als ein aktives Dasein von Macht, von Weisheit und von Güte, das sich in einer unendlichen Abstufung seiner Kräfte offenbart. Diese Kräfte aber sind nun spinozistisch-leibnizisch aufgefaßt — sie entsprechen den Attributen Spinozas und den einfachen Substanzen Leibnizens —: und so können sie sich in einer reichen Formenwelt auswirken. Darum entstehen aus Gott und durch Gott geschaffen in dem Zeitalter einer ersten Schöpfung die Formen alles anorganischen und die Arten alles organischen Lebens als die Gedanken Gottes, damit sich in ihnen, nachdem die Tore der Schöpfung geschlossen sind und die in fast unendlichen Übergängen emporsteigende Stufenfolge der Formen und Arten feststeht, nunmehr die eingeborenen Kräfte in den einzelnen Individuen auswirken in immer größerer Freiheit und Feinheit: bis die einzelnen Formen in der Verfeinerung der in ihnen wirkenden Kräfte altern und zugrunde gehen, von der Form des einfachen Kiesels bis zur Form des großen Gesamtorganismus der Erde, — und nach ihrem Zerfall in ewig wiederholtem Werden neue Himmel und neue Erden hervorgehen.

Auf unserer Erde aber steht der Mensch auf der obersten Höhe der vollendeten Stufenreihe der Organisationen: seine Form, sein Wesen schließt ein, was nur irgend von Gottes-kräften in einer Form vereint ist; es ist das Protoplasma, das Prototyp aller anderen Formen: zu ihm sind diese hingebildet.

Allein damit ist seine Stellung noch nicht erschöpfend beschrieben. Wie der Mensch dem Reiche der tierischen Formen zugehört, so ist er zugleich Teilhaber einer höheren Welt geistiger Organisation: ist er ein Mischgeschöpf der Erde und des Himmels. Und ist er als Tier nur zur Vernunftfähigkeit gebildet, so wird er durch seine Zugehörigkeit zu jener höheren Welt der Vernunft selber teilhaft.

Das aber ist ein Vorzug, der sich nicht ohne wirksame Hilfe von oben her begreifen läßt. In einer zweiten, geistigen

Schöpfung, deren Überlieferung die biblische Schöpfungsgeschichte, die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, nicht minder bewahrt wie die der ersten, verleihen die Elohim noch einmal unmittelbar von sich her dem Menschen die Sprache und das Aufrechte des Ganges und damit die Vorbedingungen und den Anfang vernünftiger Betätigung. Es ist der Augenblick, da der Mensch, dem Naturreich angehörend, zugleich hineintritt in das Reich der Geschichte[1].

So wird die Geschichte zur Auswirkung der gottverliehenen menschlichen Vernunft. Vernunft aber ist nicht bloß Verstandeskraft in höchstem Maße; Vernunft bedeutet zugleich Humanität, und Humanität ist Religion im christlichen Sinne. Humanität also wird zum Ziel aller Geschichte der Menschheit; und wie einzelne ihrer Seiten von vergangenen Völkern in idealer Weise entwickelt worden sind, von den Griechen z. B. die Kunst, von den Römern das Recht, so werden andere Seiten von zukünftigen Völkern entwickelt werden: bis die Auswirkung Gottes von der Macht durch die Weisheit hin zur Güte vollendet ist. Dann, wenn dereinst bei allen Menschen das Humanitätsideal der Güte eingeboren und ausgelebt sein wird, dann wird das Ende der Dinge nahen: denn dann haben die göttlichen Kräfte die organische Geistesform des Menschen von Stufe zu Stufe verfeinernd durchwoben und damit ihre Bestimmung erfüllt.

Es ist eine grandiose Lehre naturgeschichtlicher wie historischer Entwicklung, in deren Mittelpunkt der Mensch steht, eine Theodicee und eine Anthropodicee zugleich: ganz erfüllt erscheint sie wie von der frommen Begeisterung, so von dem edlen Menschenstolz der ersten Jahrzehnte des neuen subjektivistischen Zeitalters.

In der Tat trägt sie in sich, was nur immer Element und System des Denkens in dieser Zeit sein konnte. Aber freilich ist sie als ganzer Ausdruck der Zeit zugleich auch ein Inbegriff aller Inkonsequenzen der Periode. Mochte die neue

[1] Zum Wechsel der Anschauungen Herders über den Ursprung der Sprache vgl. den Schluß der Schrift „Über den Ursprung der Sprache" (1772) und Haym 1, 560; 2, 674.

Psychologie noch so sehr auf einen metaphysischen Monismus hindrängen, wie es die Naturwissenschaften schon seit Galilei zu tun begonnen hatten, mochte die neue Geisteshaltung noch so sehr die Herrlichkeit der menschlichen Einzelpersönlichkeit erfordern: war damit der dualistische christliche Dogmatismus schon überwunden und gegenüber einem Gotte, den wir fürchten und lieben sollen, die führende Selbstherrlichkeit des Subjektes endgültig festgestellt?

Dem Systeme Herders selbst wohnen die Momente des alten Geisteslebens noch deutlich genug, ja an einigen Stellen sogar fast noch wurzelhaft inne.

Gewiß war der Mensch der Prototyp alles Geschaffenen: zu ihm hin, als zu „dem Schoßkind der Natur" waren alle Organisationen gebildet. Aber geschichtlicher Mensch wurde er doch erst durch einen weiteren Eingriff der Elohim, durch ein erneutes Zwischengreifen also der göttlichen Kraft als eines Ganzen, das in diesem Falle unmöglich als immanent und pantheistisch, sondern nur als transzendent und persönlich gedacht werden kann. So ist die zweite Schöpfung der Beweis eines unzerstörten Restes des Dualismus; und alsbald sehen wir auch nach der zweiten Schöpfung das göttliche Prinzip noch persönlich und keineswegs pantheistisch wirksam. Denn so gewiß Herder die Geschichte wiederholt nur als konsequente Weiterentwicklung jener Vernunfttradition darstellt, die das Menschengeschlecht bei der zweiten Schöpfung von den Elohim erhalten hat, so läßt er doch daneben auch immer wieder die Anschauung als nicht zu unterdrückend zu, daß neben der Tradition noch andere Mächte in der Geschichte schöpferisch walten: die großen Personen z. B. und die Völkercharaktere, und daß auch diese dem unmittelbaren Eingreifen Gottes ihr Dasein verdanken. Und der Gedanke tritt auf, daß sich die Weltgeschichte auch nach der zweiten Schöpfung noch einer ganzen Reihenfolge ununterbrochener schöpferischer Akte eines dualistisch begriffenen Gottes erfreue.

Wo aber bleibt bei solchem Einwirken die Selbstherrlichkeit des Subjektes? Sein Stolz beugt sich unter einen fremden

Willen, den Demut vergebens begreiflich zu machen sucht; und statt die Gesetzgeberin der Geschichte zu sein, sieht sich die Menschenpersönlichkeit umflutet von außer ihr webenden Kräften Gottes.

Es ist die dem ursprünglichen Meinen Herders völlig entgegengesetzte Denkweise eines ausgesprochenen Dualismus, wie sie in der christlichen Dogmatik ihren Halt fand; es ist eine Anschauung von der Entwicklung als des alles Geschehene und Geschehende beherrschenden Prozesses, die im Grunde noch gefesselt blieb an das Denken von Leibniz.

Und es war noch das allgemeine Denken der Zeit. So zunächst auf dem Gebiete der Naturwissenschaft. Während die Wissenschaft von heute die Entwicklung unter dem Einflusse der Denkform einer immanenten Kausalität als vom Einfacheren zum Verwickelteren fortschreitend vorstellt in dem Sinne, daß die Arten als im Verlaufe naturwissenschaftlicher Zeitalter auseinander entfaltet gedacht werden und die Reihe derselben grundsätzlich noch keineswegs abgeschlossen erscheint, erblicken Herder und seine Zeit die Arten noch in einer in sich zusammenhängenden Reihe als von Anbeginn nebeneinander und vollständig aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen.

So auch auf dem Gebiete der Geschichte. Hier ist Herdern noch so wenig als seinen Zeitgenossen überhaupt der psychogenetische Gedanke von Persönlichkeitstypen eigen, wie sie die einzelnen aufeinanderfolgenden Kulturzeitalter menschlicher Gemeinschaften nacheinander ausbilden: er kennt noch nicht das entwicklungsgeschichtliche Diapason des Geisteslebens einer Zeit, die besondere geistige Haltung z. B. der Jägervölker, der Nomaden, der Bauern einer primitiven Naturalwirtschaft, der Bürger einer geldwirtschaftlichen Kultur usw. Und weil ihm die entwicklungsgeschichtlichen Persönlichkeitstypen in dem Zusammenhange ihrer regelmäßigen Aufeinanderfolge noch nicht geistig zu Gebote stehen, darum bleibt ihm auch der Gedanke einer immanenten historischen Kausalität noch verschlossen: wehrlos sieht er sich einer immer wieder hereinbrechenden dualistischen Auffassung, die er im Grunde doch schon ablehnt,

anheimgegeben, und im Bereiche ihrer Herrschaft ist er geneigt, die Macht der Einzelpersönlichkeiten, der Helden in der Geschichte immer wieder zu überschätzen und ihrem Wirken im Kerne ebenso direkten göttlichen, außerweltlichen Ursprung zuzuschreiben wie den größesten und allgemeinsten Tendenzen des geschichtlichen Verlaufes.

So ist denn der Monismus Herders noch sehr weit davon entfernt, ein nur in sich selbstbegründetes und folgerichtig durchgeführtes System subjektivistischer Weltanschauung darzustellen, wie unendlich stark auch seine Einzelanschauungen gleichwohl im Sinne eines solchen gewirkt haben: im Grunde unterliegt er, der Theologe, doch wieder speziell christlich-theologischer Anwandlung.

3. Im Denken Herders war zum erstenmal eine allgemeine, bis zur Weltanschauung fortschreitende Zusammenfassung jener neuen Auffassungen auf psychologischem und auch ästhetischem Gebiete vollzogen worden, welche den Gang des neuen Geistes- und Gemütslebens seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wissenschaftlich zu erklären und zu verwerten gesucht hatten. Es war eine enthusiastische Synthese gewesen; und enthusiastisch zum Teil, jedenfalls aber von vielen noch unbewiesenen Voraussetzungen getragen waren auch die Lehren gewesen, deren beste allgemeine Veranschaulichung es bildete.

Die neue Ästhetik beruhte am Ende ganz auf der neuen, subjektivistischen Psychologie. Worauf aber war diese begründet? Die Lehre von den neuen Seelenvermögen, Empfindungen, Vorstellungen war nichts als eine grobe und noch halb phantastische Abstraktion aus der Wirklichkeit des neuen Seelenlebens. Sie konnte auf die Dauer nicht genügen. In der Tat beginnt sich im Verlaufe der siebziger Jahre immer dringlicher der Wunsch nach ihrer tieferen Begründung zu äußern.

So fordert Herder selbst, wenn auch mehr nebenher, in seiner Schrift „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele“ (1778) zunächst eine eingehende Individualpsychologie, um dann zu einer auch auf die moderne Physiologie Hallers gegründeten Psychologie zu gelangen; deutlicher erscheint dann die Forderung der Vertiefung in Feders „Untersuchungen über den

menschlichen Willen" (1779), und im Jahre 1783 beginnt Moritz sein „Magazin zur Erfahrungsseelenkunde" herauszugeben[1].

Allein was man dunkel erstrebte: eine experimentelle Psychologie: das wurde nicht erreicht; Experimentalpsychologie wurde zu einer Errungenschaft erst des 19. Jahrhunderts; für das 18. Jahrhundert fehlte noch der notwendige physiologische Unterbau. So gelangte man denn doch nicht weiter; das Errungene blieb im Gebiete des Ahnungsvollen, Phantastischen; und erst fast ein Jahrhundert später hat eine besser vorbereitete Zeit die Probleme der Psychologie des früheſten Subjektivismus wieder aufgenommen und erfolgreicher gefördert. In den siebziger und achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts aber vermischten sich diese sehr zu ihrem Nachteil mit den verschwommenen Fragestellungen einer schöngeistigen Modephilosophie und den Versuchen, den gleichzeitigen französischen Materialismus auf deutschen Boden zu verpflanzen.

In weiterschauenden philosophischen Kreisen dagegen begriff man, daß die Frage nach den Funktionen unserer Seele, wenn überhaupt je, so doch einstweilen unmittelbar nicht zu lösen sei; daß es vielmehr richtiger sei, die ganze Aufmerksamkeit der Untersuchung nur dem deutlichsten Produkte dieser Funktionen, der Erkenntnis, zuzuwenden. Denn hier konnte man hoffen, weiter zu kommen: und so trat an die Stelle der psychologischen die erkenntnistheoretische Forschung. Es war ein Umschwung, der zugleich durch den Entwicklungsgang der Wissenschaften nahegelegt war. Man war jetzt wenigstens in den Naturwissenschaften so weit zur Klarheit gelangt, um einzusehen, daß diese nur eine Erkenntnis der Gegenstände vermitteln; wollte man diese vertiefen, so war es natürlich die nächste Aufgabe, den Charakter der Erkenntnis an sich festzustellen.

Allein wie war auf diesem Gebiete vorwärts zu kommen? Die alte rationalistische Philosophie hatte die Einzelperson

[1] S. Eybischs eingehende Moritz-Bibliographie S. 283/4 (1909). Eybisch handelt S. 103 ff. auch sehr umfassend über Moritz' Vorbilder und zeitliche Umgebung, namentlich die pädagogischen Vorbilder (S. 106 f.).

als für sich stehenden Mikrokosmos, als Individuum angeschaut. In ihr spiegelte sich für diese Philosophie die ganze Welt der Objekte; sie umfaßte diese Welt und dachte sie in sich adäquat nach. Es geschieht das vermöge der ihr eingeborenen Ideen, der ideae innatae des Cartesius; aus diesen leitet die Seele Schluß für Schluß ein weitausgreifendes System von Begriffen ab, die in sich zusammenhängen, und dies System entspricht der Welt der Erscheinungen. Die Erkenntnis ergab sich also deduktiv, durch denk- und schlußhafte Ableitung aus Begriffen, die uns angeboren waren, nach dem Vorbild der reinen Mathematik, more geometrico.

Die so gewonnene Erkenntnis sollte dann, so nahm man an, dem System der Dinge in ihrer objektiven Verknüpfung derart entsprechen, daß Nachprüfung dieser Erkenntnis an der Erfahrung überhaupt nicht notwendig sei: ja die Heranziehung der Erfahrung nur schaden könne. Denn die Erkenntnis bestände eben aus lauter allgemeinen und notwendigen Urteilen, diese aber könnten nimmermehr als Destillat gleichsam aus verworren sinnlicher Erfahrung, sondern nur durch Vergleichung und Verknüpfung von Urteilen entstehen.

Allein woher wußte man denn, daß eine solche Erkenntnis dem Zusammenhang der Objekte entspräche? Verkannte hier nicht, um mit Kant zu reden[1], „die Vernunft ihre wahre Bestimmung und tat mit Einsicht und Wissen groß da, wo eigentlich Einsicht und Wissen aufhören?" Es war notwendig, den behaupteten Zusammenhang zwischen der so gewonnenen Erkenntnis und der Wirklichkeit zu beweisen.

Der Rationalismus hat das nun vornehmlich auf zweierlei Art zu tun versucht, einmal, indem er den Grund in den Begriffen der Ursache in den Dingen gleichsetzte, und dann, indem er behauptete, die angenommene Übereinstimmung sei vermöge eines weiter nicht erklärbaren Ratschlusses Gottes tatsächlich vorhanden.

Nun ist aber klar und in langen streiterfüllten Erörte-

[1] Kr. d. r. V. 467 ff.

rungen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch ausreichend bewiesen worden, daß die Gleichsetzung von Grund und Ursache verkehrt ist. Und was die zweite Begründung anlangt, so versteht es sich, daß wir es hier mit einem Beweis metaphysischen Charakters zu tun haben: sie beruht auf der Annahme Gottes als der wie auch immer regulierenden Kraft zwischen Denken und Ding, d. h. tiefer betrachtet auf einer Fassung des Gottesbegriffs, die dem Zeitalter des Individualismus innerlich durchaus entsprach und darum auch besonders geläufig war.

Nun hat gewiß die rationalistische Erkenntnistheorie in Deutschland niemals in der schroffen Konsequenz bestanden, zu der sie anderswo Descartes und nach ihm vor allem Spinoza entwickelt haben. Vielmehr hat sich schon Leibniz, wenn auch auf verworrenen Pfaden, von ihr zu trennen gesucht, und auch Wolff erkannte zwar ihre Grundlagen völlig an, ließ aber dennoch neben ihr stillschweigend die Erkenntnis aus Erfahrung als wissenschaftlich systembildend zu. Allein im ganzen war doch das Denken von ihr noch bis weit über die Mitte des 18. Jahrhunderts beherrscht; und auf ihr beruhte z. B. eine so wichtige Erscheinung wie der immer noch fortwährende Anhistorismus des Zeitalters.

Wie sollte da nun das neu heraufziehende Zeitalter von ihr loskommen? Es geschah in Deutschland zunächst mit einem gewaltsamen Ruck, in einer einstweilen allzuweit gehenden Reaktion, die jeden Glauben an die Möglichkeit wirklicher Erkenntnis zu zerstören drohte. Der Auffassung, daß die Welt der Erscheinungen ganz unserem Denken entspräche, setzte man die in einem mehr oder minder absoluten Phänomenalismus wurzelnde Behauptung entgegen, daß wir überhaupt nicht imstande wären, von der Wirklichkeit der Gegenstände etwas zu erkennen; mit anderen Worten: daß wir die Welt nur als Summe unserer Wahrnehmungen über sie begriffen.

Es ist eine Richtung des Philosophierens, die jedem naturwissenschaftlichen Denken naheliegt; und sie ist darum alt genug: schon Protagoras hat in dieser Hinsicht den viel-

deutigen Satz gelehrt, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei; und Demokrit bereits betrachtete Temperatur, Geschmack, Geruch, Ton und Farbe als menschlich-konventionelle Bezeichnungen für gewisse Eigenschaften und Wirkungen der Dinge. Und auch in der neueren Philosophie, deren Entwicklung ja aufs engste mit der Genesis der Naturwissenschaften zusammenhängt, ist die Anschauung gelegentlich schon früher vertreten. So erging sich Servede wenigstens in Ahnungen subjektivistischer Erkenntnistheorie, und ein Jahrhundert später (ca. 1630) lehrte Herbert von Cherbury den Satz, daß die Bedingungen der Wahrheit nicht aus Erfahrung und Beobachtung abgeleitet werden könnten, sondern ihrerseits vielmehr die Voraussetzung jeder möglichen Erfahrung und Erkenntnis bildeten[1]. Darauf gelangte Descartes zu der Erkenntnis, daß durch unsere Empfindungen und Wahrnehmungen nicht Eigenschaften der Dinge an sich gegeben seien; und Leibniz erschien die wesenhafte Welt durch die Sinne und deren Auffassungsweise in Raum und Zeit nicht erfaßbar, ja ihm wurde der Raum bereits zu einem „Continuum ideale", zu einer Vorstellung, welche nur auf das Wirkliche hinweise, nicht aber dieses selbst sei.

Allein Ernst mit dieser Lehre bis zur Ausbildung eines absoluten Phänomenalismus hatte man bisher wenigstens in Deutschland dennoch nicht gemacht. Jetzt dagegen, in den Anfangszeiten der neuen Psychologie, als die in der geistigen Gesamthaltung des individualistischen Zeitalters gegebenen Stützen der rationalistischen Erkenntnistheorie zusammenbrachen und man der großen Frage nach der Möglichkeit der Erkenntnis zunächst ratlos gegenüberstand, wagte man es, in den Jahrzehnten einer noch durch keine Kritik gelähmten Empfindsamkeit und des ausschweifenden Subjektivismus des Sturmes und Dranges die Welt gegenüber der Selbstherrlichkeit des Subjekts für unser Denken in bloßen Schein aufzulösen.

Im Jahre 1753 gab der Tübinger Professor Ploucquet

[1] S. dazu Dilthey, Arch. f. Gesch. d. Phil. VII, 33.

seine Principia de substantiis et phaenomenis heraus, in denen diese Lehre begründet wurde. Von sinnesphysiologischen Beobachtungen, namentlich Untersuchungen der Gesichtswahrnehmung ausgehend, drang Ploucquet bis zu der Auffassung vor, daß die ganze uns gegenständliche Welt nur ein geistiges Phänomenon sei, eine Summation unserer Vorstellungen, ohne daß es uns möglich bleibe, die diese Vorstellungen veranlassende Wirklichkeit zu erkennen. Es wäre der Übergang zu einem gänzlich zügellosen Subjektivismus des Erkennens gewesen, hätte dem nicht bei Ploucket der metaphysische Glaube die Wage gehalten, daß Gott schon durch sein bloßes Vorstellen die von den Menschen angeschauten Körper zu Wirklichkeiten mache und zugleich in uns die diesen Objekten entsprechenden Scheine hervorrufe.

Allein dieser Glaube war Ploucquets persönlicher, wenn auch an einige Grundlehren der individualistischen Zeit angelehnter Besitz. Nun fand Ploucquets Lehre zwar auch zugleich mit Ploucquets Glauben Anhänger, wie denn ein mystischer Subjektivismus schon in dieser Zeit ziemlich weit verbreitet gewesen zu sein scheint. Mehr griffen aber doch noch die Lehren eines absoluten Phänomenalismus um sich, einer rein subjektiven Auffassung der uns zugänglichen Welt als eines nur durch unser Denken hervorgerufenen Scheines; wie sie denn längere Zeit der allgemeinen seelischen Strömung am besten zu entsprechen schienen.

Und da kam es denn zu Behauptungen, die nur noch einen trostlosen Skeptizismus übrigließen. Lossius z. B. führte aus, „die Wahrheit sei durchaus nichts anderes als eine Relation für den, der sie denkt“; und weiter wurde behauptet, daß es denkende Wesen geben könne, die sich auch dasjenige vorstellen könnten, was für uns etwas Widersprechendes ist: jede erkenntnistheoretische Sicherheit schwand dahin: die alte Ruhe des Rationalismus hatte man verloren, eine neue des aufkeimenden Subjektivismus schien erkenntnistheoretisch einstweilen nicht möglich.

Und zur selben Zeit, da die Fahnenträger des neuen Zeit-

alters in eine erkenntnistheoretisch so radikale Richtung gerieten, drangen von England her auf den deutschen Boden Lehren ein, die von den Zeitgenossen ebenfalls fast durchweg im Sinne eines absoluten Skeptizismus aufgenommen wurden.

In England, während des 17. und 18. Jahrhunderts dem Lande freier protestantischer Regungen und damit des Vorgenusses eines kommenden Zeitalters des Subjektivismus, hatte die Philosophie von vornherein eine Richtung auf die Zergliederung der Möglichkeit unserer Erfahrung genommen: schon Bacon war vornehmlich diesem Probleme nachgegangen. Und indem man der damit gegebenen Aufgabe induktiv lebte, trat bald die Frage nach dem Ursprung unserer Begriffe in den Mittelpunkt des Interesses.

Der erste große Philosoph, der sich ihr ausgesprochenermaßen widmete, war Locke. Als Methode aber bot sich ihm für dieses erkenntnistheoretische Thema zunächst nur die psychologische Untersuchung — die physiologische oder, wie er sich ausdrückte, die physikalische, schien ihm ausgeschlossen — und hier wieder vor allem, um das genetische Moment zum Ausdruck zu bringen, die Untersuchung von Kindern und Wilden. Und da ergab sich ihm nun folgendes:

Den Stoff aller Erkenntnis liefert die Erfahrung. Diese fließt aus zwei Quellen, der Sensation und der Reflektion, dem äußeren Sinn, der die Sinneswahrnehmungen, und dem inneren Sinn, der das Wissen von den eigenen Zuständen umfaßt. Sensation und Reflektion liefern, teils jede für sich, teils beide zusammen, die einfachen Ideen, gewissermaßen die Buchstaben und Silben der Erkenntnis, zu denen ebenso die Sinneseindrücke wie die elementare Willens- und Verstandestätigkeit gehören. Aus ihnen kombiniert der Verstand, um die bildliche Ausdrucksweise weiterzuführen, in den zusammengesetzten Ideen und in einer letzten Zusammenfassung, eben der Erkenntnis im vollen Umfang, seine Worte und Sätze.

Locke unterscheidet so die Ideen, deren einige, z. B. den Zeitbegriff und namentlich den Substanzbegriff, er schon sehr eingehend untersucht[1], von den Eigenschaften in den Dingen selbst: es ist das tiefste Grundmotiv für die Grenzbestimmung des Erkennens, bis zu welchem er vordringt: durch die gegebenen Ideen werden uns die entsprechenden Eigenschaften der Dinge bewußt: doch sind diese ebenso primitiv wie die Ideen; in dieser Hinsicht ist die Wahrnehmung die Grenze des Erkennens; über sie hinaus denken wir nur noch formal. Mithin sind verborgene Qualitäten, substantielle Formen und Jenseitigkeiten der Empfindung leere metaphysische Grübeleien.

Locke kannte also schon formelle Vorstellungen, deren Urbilder, wie er sich ausdrückt, durch den Verstand selbst erzeugt werden, also nach späterer Bezeichnung apriorische Vorstellungen. Aber er blieb von der Theorie dieser Begriffe als Ganzem doch noch weit entfernt, er kannte weder ihre Funktion genauer noch ihre ganze Bedeutung für die Erfahrungserkenntnis, es entging ihm ihre grundlegende formgebende Bedeutung, er konnte sie weder vollständig ableiten noch ihren gültigen Gebrauch begründen, und wäre auch auf dem von ihm eingeschlagenen Wege der Untersuchung tatsächlich nie imstande gewesen, zu einer klaren Lehre von diesen Begriffen zu gelangen, da er die apriorischen Vorstellungen von den sinnlichen trennte und die letzteren jenen zeitlich vorangehen ließ. So hat er in seiner Lehre der unmittelbaren Wahrnehmungen wohl die Materie des Erkennens bestimmt und begrenzt; aber dem Erkennen selbst, namentlich seiner Form nach, die richtigen Grenzen zu setzen, das gelang ihm nicht.

Hatte nun Locke die durch die Reflektion gleichsam zum Stehen gebrachten Vorstellungen psychologisch zu zergliedern begonnen, etwa im Sinne einer psychologischen Statik, so

[1] Zeit ist ihm im Grunde nicht eine einfache Idee, sondern die Modifikation einer solchen, der Dauer. Vgl. Riehl, Philos. Kritizismus 1, 44: „Die periodischen Himmelserscheinungen dienen uns nur als konventionelles, praktisches Maß der Zeit; in Wirklichkeit bleibt das eigentliche Ausdehnungselement die psychologische Dauer."

schritt Hume, dieser große und umfassende englische Denker, in mancher Hinsicht der Vorgänger Adam Smiths und Rivale J. J. Rousseaus, auf erkenntnistheoretischem Gebiete zu einer Art von Dynamik, zur Erforschung der Bildungs- oder Assoziationsgesetze der Vorstellungen fort. Von diesem Standpunkte aus aber mußte ihm der Begriff der Kausalität von besonderer Bedeutung werden, für den ja die Verknüpfung vorhandener Eindrücke mit vorgestellten oder erinnerten wesentlich ist.

Und hier ging nun die Absicht Humes dahin, „den Leser die Wahrheit der Hypothese empfinden zu lassen, daß alle unsere Erkenntnisse von Ursache und Wirkung sich bloß und allein auf Gewohnheit gründen". In der Tat wußte er aus dem Verhältnisse von Ursache und Wirkung den Kraftbegriff, den man zwischen beide geschoben hatte, zu entfernen und damit den Kausalitätsvorstellungen ihren bisher behaupteten metaphysischen Charakter zu nehmen. Es geschah das in folgendem Zusammenhang.

Nach Hume gibt es nur zwei Arten seelischer Vorgänge: unmittelbare Eindrücke und (willkürliche oder unwillkürliche) Verknüpfungen, Impressionen, und Assoziationen von Vorstellungen. Dabei führen ständig wiederholte Eindrücke zu einer solchen Sicherheit der Erwartung ihrer gleichmäßigen Wiederholung, daß sie in uns als dauernde Eindrücke, von der Erfahrung scheinbar unabhängige Begriffe zurückbleiben. Assoziationen von Vorstellungen weiterhin entstehen auf Grund von Ähnlichkeit oder von Berührung in Raum und Zeit: in diesem Falle pflegt beim Auftreten eines Eindruckes sich auch der mit ihm durch Ähnlichkeit oder Berührung assoziierte ständig einzufinden. Nun ist aber die Kausalität nichts als ein besonderer Fall der Berührung in Raum und Zeit: also gilt auch für sie das Gesetz der Impressionen und Assoziationen: sie ist die aus Gewohnheit zur Begriffsmäßigkeit, zum intellektuellen Instinkt entwickelte Verbindung gewisser Eindrücke nach dem Prinzip von Ursache und Wirkung[1].

[1] Ähnlich wie für die Kausalität hat Hume auch für die Substantialität den Beweis ihres subjektiven Charakters zu führen gesucht.

Hatte nun Hume damit eine der wichtigsten Ideen Lockes auf Grund anscheinend sehr elementarer psychologischer Annahmen erklärt, und schien eine verwandte Behandlung auch anderer Lockescher Ideen möglich, so bestand doch das Bedenken, daß auf diese Weise die strikte Allgemeinheit und Notwendigkeit der Begriffe, und also auch die erkenntnistheoretische Frage nach deren Wahrheit, unbeantwortet blieb. Es war die Frage, die weder auf dem Wege der psychologischen Analyse Lockes noch auf dem Wege der psychologischen Synthese Humes lösbar erschien: auf die schließlich überhaupt nur eine rein erkenntnistheoretische Betrachtung volle Antwort bringen konnte, sollte man nicht in schlimmen Relativismus und schließlich unheilbaren Skeptizismus verfallen.

Und so wies denn wie Locke so auch Hume und damit die gesamte für Deutschland wichtig werdende englische Philosophie wiederum auf eine Bearbeitung der fertigen Produkte des Denkens, der Begriffe hin, also auf logische, erkenntnistheoretische Untersuchung im eigentlichen Sinne, sollte man über eine Periode von Ahnungen erkenntnistheoretischer Grundbegriffe und von Aufstellungen psychischer Wahrscheinlichkeiten, die niemals volle Gewißheit bringen konnten, endgültig hinwegkommen. Und eben auf diesem Gebiete hatten nun die deutschen Denker schon früh zu arbeiten und einzugreifen begonnen.

4. Zu der Zeit, da die Gedanken Humes anfingen in Deutschland bekannt zu werden, hatte man auf deutschem Boden, wie wir sahen, das erkenntnistheoretische Problem gegenüber den zahlreichen und an sich wichtigen psychologischen Arbeiten schon als das wesentliche zu erfassen begonnen. Aber man war zunächst einem völligen Skeptizismus zugeführt worden; dem nil admirari des Rationalismus, der mit seinem System alles begründen konnte und begründete, war das bene desperare gefolgt.

Und wir wissen bereits, daß die englische Philosophie aus diesem Skeptizismus nicht befreien konnte; denn sie hatte zwar die erkenntnistheoretischen Probleme aufgenommen, suchte sie

aber im ganzen mit psychologischen, also, wie wir ebenfalls schon wissen, unzureichenden Mitteln zu lösen. So konnte denn ihre Aufnahme in Deutschland bei aller Anregung, die sie im einzelnen gab, doch im ganzen nur die Neigung zum Skeptizismus verstärken. In der Tat dachte man von Hume im allgemeinen im Sinne Kants, welcher behauptete, der englische Philosoph habe einen „schrecklichen Umsturz" herbeigeführt, der nicht bloß die Metaphysik, sondern auch die Naturwissenschaften betreffe. Denn nach Hume bestehe die ganze Physik aus Regeln der Erwartung ähnlicher Fälle; alle Naturgesetze gälten ihm daher nur mit Rücksicht auf die unendliche Zahl der Fälle, in denen sie bisher eingetreten sind, aber nicht absolut. Eine solche Anschauung aber, das war die einmütige Ansicht wie Kants so der deutschen Philosophie jener Jahre überhaupt, sei keine Erkenntnis, sondern nur das tierische Gegenstück zu dieser oder, um es mit einem früheren Leibnizschen Ausdrucke zu bezeichnen, eine consécution des bêtes.

Damit erschien es denn den deutschen Philosophen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als wichtigste Aufgabe, über Hume und Locke hinwegzukommen: es müsse gezeigt werden, daß es falsch sei, wenn man „die Vermehrung der Begriffe aus sich selbst und sozusagen die Selbstgebärung unserer Vernunft, ohne durch Erfahrung geschwängert zu sein, für unmöglich, mithin alle vermeintlichen Prinzipien derselben a priori für eingebildet"[1] halte.

Hierzu war es notwendig, die Untersuchung nicht so sehr auf die Entstehung der Begriffe selbst zu richten, als vielmehr auf die Formen des Begreifens, indem man die niedergeschlagene Erkenntnis als Gegenstand der Untersuchung heranzog und an ihr die Funktion und Gültigkeit der Begriffe erörterte. Es mußte also das subjektive und psychologische durch ein objektives und logisches oder erkenntnistheoretisches Verfahren ersetzt werden. Dabei war denn das blinde Vertrauen des Rationalismus auf die Möglichkeit der Erkenntnis ebenso

[1] Worte Kants, zit. Vaihinger, Kommentar z. Kr. d. r. V. 1, 31.

zu vermeiden wie das blinde Mißtrauen des Skeptizismus in dieser Richtung; nicht auf die Realität der Erkenntnis, sondern auf das Erkenntnisvermögen war zu achten: das Wie der Erkenntnis stand zur Erörterung, und aus dem Verlauf derselben mußte sich ergeben, in welchen Grenzen von einem Was der Erkenntnis geredet werden könne.

Indem nun aber dieser Weg in Deutschland eingeschlagen wurde, betrat man ihn nicht ohne bestimmte, der geistigen Vergangenheit der letzten Jahrhunderte entstammende Neigungen und Absichten.

Eng war in Deutschland, bei weitem enger als in Frankreich und England, noch während des 17. und 18. Jahrhunderts das Verhältnis zwischen Theologie und Philosophie gewesen. Man hatte sich deshalb daran gewöhnt, alle erkenntnistheoretischen Probleme alsbald in Beziehung zu setzen zu den Vorstellungen mindestens über natürliche, oft auch über geoffenbarte Religion.

Und weiter: was man prüfen wollte, war entsprechend den damals herkömmlichen Tendenzen nicht bloß der deutschen, sondern fast aller europäischen Philosophie nicht eigentlich das empirische, sondern das metaphysische Erkenntnisvermögen: gibt es angeborene, von aller Erfahrung unabhängige Begriffe, ist eine erkenntnismäßige Sicherheit in Sachen der Metaphysik denkbar: das sind die Fragen, welche die Zeitgenossen zunächst bewegten; und es galt noch allgemein als eine Ketzerei, wenn Hume behauptete, die Philosophie sei vor allem „zur Erforschung des gewöhnlichen Lebens als ihres eigentlichen und wahren Gebietes" da.

Ging man aber auf dies Gebiet, das Gebiet der Erfahrungswissenschaften über, so schienen selbst sie die Erkenntnistheorie eben jetzt auf ein wenigstens ihre Erfahrung übersteigendes Gebiet zu verweisen. Denn man glaubte sich jetzt klar darüber zu sein, daß sich die einzelnen Wissenschaften erkennend nur auf die Dinge richten, mithin ihr Horizont im Erkennen an sich eingeschlossen sei. So ergab sich, da die Erkenntnistheorie sich zergliedernd auf das Erkennen als Ganzes richtet,

daß deren Horizont eben deshalb jenseits der Linie des Erkennens liegen müsse: daß er den Standpunkt der empirischen Wissenschaften übersteigen, daß er transzendental sein müsse[1].

Zog man nun aus alledem Schlüsse, so mußte man zu der Ansicht gelangen, daß es gegenüber Nationalismus wie Skeptizismus vor allem darauf ankomme, das Verhältnis unseres Erkennens zu den metaphysischen, besonders den religiösen Problemen festzustellen, sowie nicht minder dies Verhältnis zu den empirischen Wissenschaften festzulegen, insofern diese, etwa in einer reinen Mathematik und einer reinen Physik, über die Grenze der Erfahrungserkenntnis hinauswiesen. Kann die „reine Vernunft" als Inbegriff aller menschlichen Erkenntnisvermögen zur Erkenntnis in Sachen der Metaphysik sowie in Sachen einer etwaigen reinen Mathematik und Naturwissenschaft gelangen? —: das war mithin die nach dem geschichtlichen Charakter des Zeitgeistes notwendige Fragestellung, in der sich das Verlangen nach festen Grundlagen einer subjektivistischen Erkenntnistheorie ausdrücken mußte und ausdrückte.

Wir werden nun später sehen, inwiefern insbesondere Kant dieser Fragestellung in seiner Kritik der reinen Vernunft gerecht wurde. Das Problem selbst aber lag seit den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts in der Luft, und in sehr verschiedener Weise hat man es schon vor Kant zu lösen versucht. Im Jahre 1760 schrieb Tetens seine „Gedanken, warum in der Metaphysik nur wenige ausgemachte Wahrheiten sind", 1763 stellte die Berliner Akademie eine Preisfrage nach der Evidenz, deren die Metaphysik fähig sei, 1764 veröffentlichte Lambert sein Neues Organon, das ganz den soeben besprochenen Materien gewidmet ist, 1772 forderte Meiners eine Revision

[1] Vgl. dazu Kant, Proleg. 204 Anm.: „Das Wort transzendental bedeutet nicht etwas, das über alle Erfahrung hinausgeht, sondern was vor ihr (a priori) zwar vorhergeht, aber doch zu nichts Mehrerem bestimmt ist, als lediglich Erfahrungserkenntnis möglich zu machen. Wenn diese Begriffe die Erfahrung überschreiten, dann heißt ihr Gebrauch transzendent."

der Philosophie und suchte die Philosophie durch Psychologie zu bessern; 1775 untersuchte Lossius „die physischen Ursachen des Wahren", und 1776—1777 übergab Tetens die philosophischen Versuche über den menschlichen Verstand der Öffentlichkeit[1].

Allein von all diesen Autoren hielt eigentlich doch nur Lambert am erkenntnistheoretischen Probleme völlig fest und kann deshalb als wirklicher Vorgänger Kants bezeichnet werden. Von den übrigen war Tetens wohl der bedeutendste; auch von Kant ist er hoch geschätzt worden; sein Buch hat beständig aufgeschlagen auf Kants Tische gelegen. Allein er war im wesentlichen nur Psycholog, und indem er auf psychologischem Wege die erkenntnistheoretischen Fragen zu beantworten suchte, geriet er auf abschüssige Bahnen bei aller Energie und Freiheit des Denkens.

Lambert dagegen ging ganz auf den Wegen einher, die dann auch Kant betreten hat; nur begrenzte er seine Untersuchungen, ein ausgezeichneter Mathematiker und Physiker, wesentlich auf die Probleme seiner Wissenschaften. Aber auch hierfür mußte er die volle, allgemeine Grundlage zu gewinnen suchen, auf der Kant später sein System aufbaute; und dies gelang ihm. Schon er hat eine klare Vorstellung davon, daß in der Erkenntnis zwei Faktoren zusammenwirken, ein ideeller, in uns gegebener, von der Erfahrung unabhängiger (die Form des Denkens), und ein empirischer, von der Wahrnehmung abhängiger (die Materie). Sie zu scheiden sei eben die Aufgabe. Und Lambert versucht das vermöge einer Anatomie gleichsam der Begriffe, er will „auf gut anatomische Art" die Begriffe sämtlich vornehmen, um zu sehen, welche von ihnen einförmig und nicht mehr auf andere zurückführbar seien. Von diesen glaubt er dann auf die ideelle Seite der Erkenntnis, die Form, gelangen zu können. In der Tat erhält er nun eine Anzahl solcher Begriffe, besonders aus der Mathematik, aber auch aus der Mechanik, z. B. die Begriffe des Bewußtseins, der Existenz, der Einheit, der Dauer, der Succession, der Solidität, der

[1] Riehl 1, 175. Vgl. oben S. 312.

Ausdehnung, der Bewegung, der Kraft, des Wollens. Und er schreitet auf der Grundlage dieser Erkenntnis schon zu dem Satze fort: „Wenn man annimmt, daß die Begriffe Zeit und Raum einfach sind, so sind sie von der Erfahrung unabhängig und folglich die Wissenschaften der Mathematik und Chronometrie, da sie weiter nichts als diese Begriffe gebrauchen, im strengsten Verstande a priori." [1]

Allein woran Lambert trotz aller dieser Einzeleinsichten scheiterte, das war die Schwierigkeit, diese sporadisch gefundenen reinen Begriffe nun systematisch aufzuklären, ihre Gesamtheit auf gewisse Grundprinzipien zurückzuführen und dann schließlich durch sie hindurch zu einer klaren Charakteristik unseres Denkvermögens zu gelangen.

In der Vollendung dieses Weges besteht daher auf erkenntnistheoretischem Gebiete das Verdienst Kants; und in seiner Kritik der reinen Vernunft (1781) hat er das bis dahin noch halb verschlossene Gebiet völlig erobert. Es geschah ebensosehr vermöge einer großen Schärfe des Denkens, als besonders vermöge einer außerordentlichen Umsicht der Methode. Und diese Umsicht äußerte sich vor allem in der Ablösung der bisherigen fast ausschließlich psychologischen Betrachtungsweise der Erkenntnisprobleme durch eine absolut ruhige erkenntnistheoretische Forschung.

Seelische Selbstbeobachtung war ja dem neuen Zeitalter von Anbeginn eigen gewesen; eben ihre Entwicklung konnte als eines der wichtigsten Symptome für den Eintritt des neuen Geisteslebens gelten. Aber diese Selbstbeobachtung hatte sich anfangs nicht so sehr auf die Erfahrung, als auf die Stimmung bezogen; Empfindungen hatte man zergliedert, Empfindungen auf den Ursprung ihres Wesens zurückzuverfolgen gesucht. Es war jene Haltung des Gemütes gewesen, die, an sich fruchtbar genug, zu den psychologischen und ästhetischen Untersuchungen von Creutz bis auf Sulzer und darüber hinaus geführt hatte.

[1] I, 423 zit. Sommer S. 147.

Demgegenüber ging nun Kant, hierin auch Lambert noch weit überragend, von einer höheren, ruhigeren Stufe der Selbstbeobachtung aus. Nicht die Empfindungen und Gefühle suchte er in unvollkommener Untersuchung zu zergliedern oder gar auf den Ort ihres Ursprungs zurückzuverfolgen; die eigentlich psychologische Forschung lag ihm fern. Vielmehr das Produkt der menschlichen Geistestätigkeit wollte er zerfasern, um zu tieferer Einsicht in das Wesen unseres Geistes zu gelangen; die Erfahrung, die Begriffe, sollten auf ihren Zusammenhang und eventuell ihre Zusammensetzung hin untersucht werden. Kant war damit der Vertreter einer neuen Periode ruhigerer seelischer Betrachtung, welche den ersten bewegten Jahrzehnten des subjektivistischen Zeitalters nicht mehr angehörte, sondern ihnen folgte: es ist die Stellung, auf der unter anderem auch im Tiefsten sein Gegensatz zu Herder beruht.

Von diesem Standpunkt der Betrachtung aus meinte nun Kant zunächst, „es könne wohl sein, daß selbst unsere Erfahrungskenntnis ein Zusammengesetztes aus dem sei, was wir durch Eindrücke empfangen und dem, was unser eigenes Erkenntnisvermögen (durch sinnliche Eindrücke bloß veranlaßt) aus sich selbst hergibt, welchen Zusatz wir von jenem Grundstoffe nicht eher unterscheiden, als bis lange Übung uns darauf aufmerksam und zur Absonderung desselben geschickt gemacht habe". Und eben auf diese Absonderung, und zwar ihre Untersuchung in ganz systematischer Weise, kam es ihm an; und so lautete seine Hauptfrage: welches waren die „Zusätze"?

„Lasset von Eurem Erfahrungsbegriffe eines Körpers alles, was daran empirisch ist, nach und nach weg: die Farbe, die Härte oder Weiche, die Schwere, selbst die Undurchdringlichkeit, so bleibt doch der Raum übrig, den er (welcher nun ganz verschwunden ist) einnahm, und den könnt Ihr nicht weglassen." Also, folgert Kant, ist der Raum ein von Euch gemachter Zusatz Eures nicht weiter auflösbaren, vor den Dingen schon bestehenden, über sie hinausgehenden Anschauungsvermögens. „Ebenso, wenn Ihr von Eurem empirischen Begriffe eines jeden

körperlichen oder nicht körperlichen Objektes alle Eigenschaften weglaßt, die Euch die Erfahrung lehrt, so könnt Ihr ihm doch diejenige nicht nehmen, dadurch Ihr es als Substanz oder einer Substanz anhängig denkt (obgleich dieser Begriff mehr Bestimmung enthält als der eines Objektes überhaupt); Ihr müßt also, überführt von der Notwendigkeit, womit sich dieser Begriff Euch aufdrängt, gestehen, daß er in Eurem Erkenntnisvermögen a priori seinen Sitz habe."

Nach dem in diesen Fällen angewandten Prinzip der Aussonderung ist nun Kant allgemein verfahren. „In der transszendentalen Ästhetik" [1] äußert er ziemlich zu Beginn der Untersuchungen über die reine Vernunft, „werden wir zuerst die Sinnlichkeit isolieren, dadurch, daß wir alles absondern, was der Verstand durch seine Begriffe dabei denkt. Zweitens werden wir von dieser noch alles, was zur Empfindung gehört, abtrennen, damit nichts als reine Anschauung und die bloße Form der Erscheinungen übrigbleibe, welches das einzige ist, das die Sinnlichkeit a priori liefern kann. Bei dieser Untersuchung wird sich finden, daß es zwei reine Formen sinnlicher Anschauung als Prinzipien der Erkenntnis a priori gebe, nämlich Raum und Zeit."

Raum und Zeit sind demgemäß Kant an sich, außer dem Subjekte, nichts; sie sind nur die Formen, in denen alle von uns angeschauten Gegenstände sich finden, Formen, die angewandt werden, sobald uns Gegenstände für unsere Wahrnehmung gegeben sind. Raum und Zeit gehören deshalb nach Kant weder zu der Materie der Empfindung, wie Locke vorausgesetzt hatte, noch sind sie a priori in uns liegende, völlig ohne sinnliche Grundlage denkbare Begriffe, wie sie die rationalistische Philosophie in der Regel aufgefaßt hatte. Sie sind vielmehr durchaus anschaulich, da sie unmittelbar in jede sinnliche Wahrnehmung eingehen und ohne eine solche gar nicht vorgestellt werden können, haben aber zugleich eine

[1] D. h. der Lehre von der über die bloße Erfahrung hinausgehenden Empfindung.

von der Empfindung wesentlich verschiedene Bedeutung, da sie ordnende Formen der Empfindung sind.

Aber neben den reinen Anschauungsformen hat unsere Seele nach Kant auch noch reine Begriffsformen. Diese doppelte Ausstattung erklärt sich bei Kant, der in diesem Punkte unmittelbar in der zeitgenössischen Psychologie wurzelt, aus dem Charakter unseres Seelenlebens. Dies nimmt nämlich einmal Vorstellungen in sich auf, indem es von außen her irgendwie affiziert wird, ist also anschauend rezeptiv; anderseits aber bringt es auch aus sich, den Wahrnehmungsstoff bearbeitend, selbsttätig Vorstellungen hervor, indem es denkend verschiedene Vorstellungen einer gemeinschaftlichen unterordnet.

Der Rationalismus hatte freilich im Grunde als spontane Geisteskraft nur den Verstand anerkannt: sinnliche Anschauung war ihm eine an Klarheit und Deutlichkeit zurückstehende Funktion des Verstandes gewesen. Der Sensualismus dagegen hatte seit Locke nur eine rezeptive Sinnlichkeit anerkannt; ihm war Verstandestätigkeit nur eine höhere Ausbildung sinnlicher Eindrücke. Kant nimmt ihnen gegenüber zwei selbständige Quellen unserer Erkenntnis an: Sinnlichkeit und Verstand; diese gibt die Gegenstände, jener denkt und verbindet sie. Damit beseitigt Kant die Wolffsche Hierarchie der oberen und unteren Erkenntnisvermögen. Nach ihm sind beide Erkenntnisvermögen Wolffs vielmehr koordinierte Teile der menschlichen Vernunft; sie müssen zusammenwirken, um Erkenntnis zustande zu bringen. „Die quantitative Differenz der mehr oder minder großen Klarheit wird durch eine prinzipielle Trennung ersetzt. Die Sinnlichkeit macht aus den Eindrücken Erscheinungen, der Verstand aus den Erscheinungen Erfahrungen.“ [1]

Indem aber der Verstand aus den Erscheinungen Erfahrungen macht, spricht er Urteile aus. Daher versteht es sich, daß man die reinen Begriffsformen, die Stammbegriffe oder, wie Kant sie auch nennt, die Kategorien — die zweite

[1] Dessoir I², 320.

Art unserer aprioriſchen Ausſtattung neben den Anſchauungsformen — wird finden können, indem man die aus der Logik bekannten Urteilsformen durchgeht. Indem Kant dies tut, ergeben ſich ihm folgende Gruppen der Stammbegriffe: Einheit, Vielheit, Allheit; Realität, Negation, Limitation; Subſtantialität und Inhärenz, Kauſalität und Dependenz, Gemeinſchaft und Wechſelwirkung; Möglichkeit und Unmöglichkeit, Daſein und Nichtſein, Notwendigkeit und Zufälligkeit. In dieſen Stammbegriffen alſo, als etwas durch die ſeeliſchen Funktionen in uns der Aufnahme der Wahrnehmungen Hinzugefügtem, ſind wir allein imſtande, Wahrnehmungen zu Erfahrung zu verarbeiten. Und dieſe Begriffe umfaſſen das ganze Gebiet dieſer Art ſeeliſcher Funktionen, denn ſie ſind aus der allumfaſſenden Logik abgeleitet. Erſchöpft ſind freilich mit ihnen die reinen Begriffe des Verſtandes inſofern noch nicht, als ſich aus ihnen noch eine große Anzahl weiterer reiner Begriffe würde ableiten laſſen, z. B. aus der Kauſalität die Begriffe des Leidens, des Handelns, der Kraft. Indes Kant nimmt in der Kritik der reinen Vernunft dieſe Ableitung, die an ſich nicht ſchwer iſt, nicht vor; es genügt ihm, die prinzipielle Grundlegung zu vollziehen; und erſt ſpäter, in ſeinen Vorleſungen, hat er das ganze Syſtem in ſeine Einzelheiten verfolgt.

Was aber hatte ſich nun für Kant bisher im ganzen ergeben?

Unſere ſeeliſchen Vorgänge waren jetzt in ihre einzelnen Funktionen aufgelöſt; es hatte ſich unterſcheiden laſſen, inwiefern in unſerem „Gemüt", wie Kant unſeren ſeeliſchen Organismus als Ganzes nennt, die Wahrnehmung eine Rolle ſpielt, und inwieweit neben ihr Momente in Betracht kommen, die der Seele ſelbſt als ihr vor aller Erfahrung gegebene allgemeingültige Formen innewohnen. Dabei hatte ſich herausgeſtellt, daß, ſetzen wir einen einfachen ſinnlichen Eindruck auf die Seele voraus, eine Einwirkung des Lichtes z. B. oder eines Schalles, die Seele ſich ihm gegenüber folgendermaßen verhält: erſtens: ſie nimmt dieſen Eindruck einfach als Emp-

findung auf; und zweitens: sie bringt diese Empfindung unter die von ihr aus eintretenden sinnlichen Formen sowohl der Raum- und Zeitanschauung als auch der Stammbegriffe des Verstandes. Aus diesem Vorgange folgt dann, daß wir vermöge unserer seelischen Stammpotenzen nicht die außer uns gegebenen Dinge an sich, sondern nur unsere Empfindungen von diesen verarbeiten: die Dinge an sich, wie sie objektiv, nicht durch das Medium unserer Empfindungen betrachtet angenommen werden müssen, bleiben uns verschlossen.

Für unsere Erkenntnis aber, wie sie auf den Empfindungen beruht, war doch die Frage noch viel wichtiger, wie denn unsere Seele zu der Fähigkeit der Aufnahme dieser Empfindung in Zeit und Raum und ihrer Ordnung unter Stammbegriffe zu gelangen vermöge? Und da ergab sich die Antwort: offenbar nur vermöge irgendwelcher Einheit der Seelenkräfte überhaupt, also vermöge eines einheitlichen Bewußtseins. Dieses Bewußtsein mußte es sein, das in sich die Stammformen der Anschauung und der Begriffe als Potenzen vereinigte und alles Mannigfaltige, das ihm die Erfahrung entgegenbringt, den Bedingungen dieser Einheit, eben den Stammformen unterwarf. Demnach erschienen dann die Empfindungen an sich als unter gar keinem Gesetze der Verknüpfung, außer dem, das das verknüpfende Bewußtsein vorschrieb. „Verbindung ist nicht in den Gegenständen und kann von ihnen nicht etwa durch Wahrnehmung entlehnt und in den Verstand dadurch allererst aufgenommen werden, sondern ist allein eine Verrichtung des Verstandes, der selbst nichts weiter ist, als das Vermögen a priori zu verbinden und das Mannigfaltige gegebener Vorstellungen unter die Einheit des Bewußtseins (der Apperzeption) zu bringen, welcher Grundsatz der oberste der ganzen menschlichen Erkenntnis ist.“ [1]

Allein unser Bewußtsein bildet nun, vermöge der Anschauungs- und Begriffsformen, nicht bloß an der Hand der Erfahrung Urteile. Vielmehr besitzen wir in dem Vorrat

[1] Zit. Überweg-Heinze, Neuzeit I[9] S. 288.

unserer Urteile nach Kant auch eine ganze Anzahl von solchen Urteilen, die unzweifelhaft ohne den Anteil der Erfahrung zustande gekommen sind: nämlich alle die Urteile, die wir als streng allgemein und notwendig empfinden. Denn die Erfahrung ist stets begrenzt, kann also weder streng allgemeine noch notwendige Urteile liefern.

Woher kommen nun, so fragt Kant, diese vor aller Erfahrung liegenden „aprioristischen" Urteile? Für die Beantwortung dieser Frage wird der von Kant besonders betonte Unterschied zwischen analytischen und synthetischen Urteilen wichtig. Analytische Urteile sind Erläuterungsurteile; sie breiten nur die in dem beurteilten Gegenstand gelegenen Eigenschaften auseinander; so löse ich z. B. in dem analytischen Urteile „der Körper ist ausgedehnt" nur die Vorstellung des Körpers in ihre Merkmale auf, um unter diesen das Merkmal der Ausdehnung zu finden. Die analytischen Urteile beruhen also alle auf dem Satze A ist gleich A. Von diesem Satze aber ist klar, daß er vor aller Erfahrung gegeben ist; der Apriorismus aller analytischen Urteile macht also nicht die geringsten Schwierigkeiten.

Den analytischen Urteilen stehen nun die synthetischen gegenüber. Das sind Erweiterungsurteile. Um z. B. zu urteilen „der Körper ist schwer", muß ich den Druck des Körpers erfahren haben und die Vorstellung dieses Druckes mit der Vorstellung des Körpers vereinigen, denn von der Schwerwirkung des Körpers ist im bloßen Begriff des Körpers nichts enthalten. Im synthetischen Urteil wird also nicht ein und dieselbe Vorstellung analysiert, sondern verschiedene Vorstellungen werden miteinander verbunden, synthesiert.

Nun gibt es eine gewaltige Anzahl von synthetischen Urteilen, die sicherlich aus der Erfahrung stammende Vorstellungen verbinden: z. B. die Blätter sind grün, der Himmel ist blau usw. Alle diese Urteile sind nicht allgemein und notwendig. Blätter können auch rot, der Himmel kann auch grau sein. Aber — und das ist für ihn das Entscheidende — Kant findet, daß neben diesen erfahrungsmäßigen synthetischen

Urteilen auch solche vor aller Erfahrung, mithin auch allgemeine und notwendige synthetische Urteile vorkommen, oder wenigstens solche synthetische Urteile, die, wenn auch nicht ohne alle Beziehungen zur Erfahrung in uns gegeben, so doch derart für uns allgemein sind, daß sie sich da, wo wir Erfahrungen machen, stets mit dem Erfahrungsinhalt verbinden.

Hierhin rechnet Kant u. a. die meisten mathematischen Urteile, z. B. den Satz, daß zwei Seiten eines Dreiecks zusammen größer sind als die dritte, aber auch die meisten Sätze der reinen Physik, z. B. den Satz, daß die Quantität der Materie in allen Umformungen der körperlichen Welt unveränderlich sei. Und auch die metaphysischen Urteile sind nach Kant wenigstens ihrer Absicht gemäß Urteile, die vor aller Erfahrung gelten sollen: z. B. der Satz, daß die Welt endlich oder der, daß sie unendlich sei.

Aber mag es nun um die metaphysischen Urteile dieser Art einstweilen bestellt sein wie es wolle: für die Mathematik und die reine Naturwissenschaft stand Kant das Dasein synthetischer Urteile vor aller Erfahrung fest. Das aber war der Zusammenhang und der Umstand, auf dessen Anerkennung eben die deutsche Erkenntnistheorie gegenüber der skeptisch englischen hindrängte; und darum suchte Kant ihn auf alle Fälle und mit allen Mitteln als richtig zu erweisen. Er ging dabei der Hauptsache nach von den folgenden Betrachtungen aus:

Die Formen der Anschauung, Raum und Zeit, sind sinnlichen Charakters, sie sind Mannigfaltigkeitsformen, in die das Gegebene sich einpaßt. Die Formen des Verstandes dagegen, die Stammbegriffe, sind logisch; sie fassen zusammen. Dementsprechend beruht die Anwendung der Anschauungsformen, wie wir schon wissen, auf dem rezeptiven, die Anwendung der Verstandesformen auf dem spontanen Vermögen des Bewußtseins. Aber zwischen beiden Vermögen steht nun noch ein drittes, rezipierend spontanes zugleich, das Vermögen der schöpferischen Zusammenfassung dessen, was das Bewußtsein irgendwie erfaßt hat. Dieses Vermögen besteht nun natürlich

auch bereits vor aller Erfahrung, und es könnte darum schon an sich, durch bloße Verknüpfung der Stammbegriffe und der Stammanschauungen, zu wirken suchen. Allein das Ergebnis würden dann nur Phantasmen sein, zudem tritt ja Anschauung und Verstand tatsächlich erst an der Hand der sinnlichen Wahrnehmung in Aktion. Die Vorstellung einer solchen Tätigkeit des schöpferischen Vermögens vor aller Wahrnehmung ist also müßig. Jedenfalls aber tritt dies Vermögen von dem Augenblicke an, da Anschauungs- und Verstandesformen in Gemeinschaft mit der Wahrnehmung der Welt außer uns Erfahrungen zu wirken beginnen, in ganz bestimmten Grenzen in Wirkung, indem es unseren Wahrnehmungen innerhalb der Anschauungs- und Verstandesschranken, aber jenseits der Erfahrungsmöglichkeit, einen allgemeinen und notwendigen Ausdruck zu geben sucht. Dieser Ausdruck, in synthetischen Urteilen a priori gewonnen, ist deshalb unabhängig von aller Erfahrung seiner Gültigkeit nach, nicht aber nach seiner Bedeutung: Bedeutung oder Erkenntniswert erhalten diese Urteile für uns vielmehr erst durch ihre Anwendbarkeit auf die Erfahrung.

Synthetische Urteile a priori sind nun nach Kant die Vorgänge, in welchen reine Mathematik und reine Naturwissenschaft möglich werden, Wissenschaften also, die nach der Anschauung der Zeit vor jeder möglichen Erfahrung lagen.

Mit dem Nachweise der Möglichkeit, d. h. der Denkbarkeit reiner Mathematik und reiner Naturwissenschaft auf Grund synthetischer Urteile a priori hatte Kant dem Bedürfnisse einer neuen, wahrhaft subjektivistischen Erkenntnistheorie nach der einen Seite hin genügt: innerhalb der seelischen Veranlagung des Subjektes selbst schien die Stelle gefunden zu sein, auf die hin konkrete Wissenschaften des Notwendigen und Allgemeinen gegründet werden konnten. Es war damit das Verständnis der Flucht der Erscheinungen aus dieser Flucht in das Innere des Subjekts verlegt; und Kant erschien als der Kopernikus des erkenntnistheoretischen Gebietes, wie er sich denn selbst als solchen bezeichnet hat: eben das Subjekt gab jetzt der Welt der Erscheinungen, wie es diese verstand, seine

Normen und machte sie sich von seinem Zentrum aus untertan: der Mensch ward zum Gesetzgeber der Natur. Und hiermit erschien dann die Menschheit auch im Tiefsten nicht mehr als eine mechanische Summation persönlicher Mikrokosmen, die ohne unmittelbare Verbindung miteinander dastehen, sondern als eine Sammlung von Personen, deren Bewußtsein zwar subjektiv, doch gleichartig gebildet ist und auf die gleiche und darum gemeinsam tätige Auswirkung derselben Außenwelt gegenüber angewiesen erscheint.

Allein die Lehre Kants griff noch weiter.

Die Verstandestätigkeit, insofern sie uns vermöge der reinen Anschauungs- und Begriffsformen die Einheit der Erscheinungen subjektiv vermittelt, war ihm nicht die höchste Funktion unseres Bewußtseins. Vielmehr empfindet der Mensch nach ihm das Bedürfnis, über die bedingte, weil immer mit einer endlichen und darum lückenhaften Erfahrung verknüpfte Erkenntnis des Verstandes hinaus das Unbedingte zu finden.

Und dies Bedürfnis wurzelt in der Einsicht, daß das Bedingte niemals gänzlich verstanden erscheint, wenn nicht alle seine Bedingungen bekannt sind. Die Summe aller Bedingungen aber ist eben das Unbedingte.

Diesem Streben wird nun nach Kant eine letzte und oberste Kraft unseres Bewußtseins gerecht, die Vernunft. Sie ist es, die über die Gegebenheiten der Erfahrung hinaus aus den Begriffen des Verstandes die letzten, in sich unbedingten Gründe aller Erscheinungen zu ermitteln sucht, die Ideen, Vernunftbegriffe, die als solche unbedingte Gründe keinen ihnen kongruierenden Gegenstand in der Erfahrung haben, und die mithin ebenso unbeweisbar als praktische Erfordernisse unseres höheren Selbstbewußtseins und Gegenstände unseres Glaubens sind.

Als solche oberste Begriffe der Vernunft, als eines Vermögens der Hervorbringung von Paralogismen und transszendenten Begriffen, erscheinen Kant vor allem die Idee der Seele als der absoluten Einheit des denkenden Subjekts, die Idee der Welt als der absoluten Reihe der Bedingungen der

Erscheinung und die Idee der Gottheit als der absoluten Einheit aller Gegenstände des Denkens überhaupt oder als des alle Realität in sich befassenden Wesens.

Es sind die Begriffe, welche bisher den Mittelpunkt aller metaphysischen Doktrinen, zuletzt noch der rationalen Kosmologie, Psychologie und Theologie gebildet hatten: und in allen diesen Doktrinen bisher als dem Verstande beweisbar hingestellt worden waren. Demgegenüber führte Kant jetzt aus, daß weder ein Gottesbeweis, noch ein Beweis kosmologischer Ideen, wie man diese auch gestalten möge, noch ein Beweis für das Dasein und die Unsterblichkeit der Seele je gelungen sei noch künftig gelingen werde: endgültig glaubte er die Metaphysik in dem bis dahin gebräuchlichen Sinne des Wortes vernichtet zu haben.

Aber keineswegs zugunsten einer sensualistischen oder materialistischen Weltanschauung. Nein: die großen Ideen sollen nun erst recht gelten, aber freilich allein in ihrem rechten Verstande, im Verstande des Glaubens. Hinweggeräumt sah Kant damit den Schutt des alten angeblichen Wissens des metaphysischen Rationalismus, das die Seele gebunden hatte, ohne sie zu befriedigen; heraufführen wollte er seiner Umwelt ein neues Zeitalter, in dem jede denkende Seele sich selbst, bei aller Freiheit der Einzelvorstellung, in gläubiger Begeisterung diejenigen Ideale aufbauen sollte, die in der einmal vorhandenen, für uns notwendigen Konstruktion des menschlichen Bewußtseins gegeben seien.

Es sind die letzten Gedanken seiner Erkenntnistheorie. Sie weisen über das theoretische Gebiet hinaus, hinein in das anders geartete, praktische Gebiet der Bedürfnisse des Gemütes.

5. Was war nun mit der Kantschen Erkenntnistheorie gewonnen?

Der alte Rationalismus hatte die Möglichkeit der Erkenntnis auf die angeborenen Ideen begründet, die er vermöge der Annahme irgendwelchen Eingriffes göttlicher Kraft

der Wirklichkeit entsprechend geordnet dachte. Kant hatte demgegenüber die für uns bestehenden Notwendigkeiten des Erkennens aus der — wie wir hinzusetzen müssen — in unserem Kulturzeitalter vorwaltenden Summe von Anlagen und Fähigkeiten unseres Geistes nachgewiesen und dabei besonders die Erkenntnisvorgänge beleuchtet, die sich unter dem Einflusse der heute bestehenden Erscheinungswelt in unserem Seelenleben auslösen.

Auf diese Weise war das dogmatische Element aus der Erkenntnistheorie ausgemerzt und statt seiner ein subjektivkritisches Verfahren eingeschlagen worden; und hiermit war das bisher objektiv (in Gott) vorhanden gedachte Intelligible als Summe der Begriffe der Gesetze unseres Verstandes in uns als Subjekte verlegt worden.

Mit alledem hatte Kant natürlich die Rationalität keineswegs aufgehoben oder aufheben wollen; im Gegenteil, die menschliche Vernunft blieb ihm, wie allem Rationalismus vor ihm, die sicherste Autorität im Himmel und auf Erden. Wohl aber hatte er die Rationalität vertieft, indem er sie untersuchte. Und bei dieser Untersuchung hatte sich ergeben, daß der Verstand zwar nach gewissen inneren Gesetzen Erfahrung zustande bringe und allgemeine, über die Erfahrung hinausgehende, wenn auch auf sie bezogene Wahrheiten bilde; daß aber darüber hinaus der Mensch auch noch das Bedürfnis fühle nach metaphysischen Annahmen höchster Instanz, nach letzten unbeweisbaren, nur dem Glauben zugänglichen Bedingungen alles Bedingten, nach Forderungen, nach Postulaten seiner praktischen Vernunft.

Hier lag also ein Bedürfnis vor, das sich zwar aus der Veranlagung unserer intellektuellen Fähigkeiten erklärte, an sich indessen durchaus praktischer Natur war. Und so erschien denn Kant alles, was, obgleich die Grenze der Erfahrung überschreitend, dennoch den Inhalt für uns wertvoller Ideen ausmacht, dem Wissen entzogen und der praktischen Vernunft, dem Dafürhalten, dem Glauben überwiesen. Die damit erreichte genaue Begrenzung von Erkennen und Meinen, von Wissen und Glauben, von theoretischem Verstand und prak-

tischer Vernunft ist eine der bezeichnendsten Errungenschaften dieser neuen subjektivistischen Erkenntnistheorie, wie der allgemeinen subjektivistischen Erkenntnistheorie überhaupt; von Kant vornehmlich klar durchgeführt, findet sie sich doch auch früher schon in den Lehren Humes, wie sie später zu den wichtigsten Grundanschauungen der gemäßigten Vertreter des modernen Positivismus führt; einer der Grundpfeiler alles modernen Erkennens hat sie in stillem Wirken das geistige Leben des 19. Jahrhunderts auf tausend und aber tausend Gebieten beherrscht und beherrscht dieses Leben noch heute.

Ist nun aber Kant zu seinen Ergebnissen auf dem einfachsten und reinsten logischen Wege gelangt? Diese Frage bejahen könnte beinahe heißen, die subjektivistische Erkenntnistheorie Kants in der von ihm gelehrten Form als für immer gefestigt betrachten: denn einfachste logische Grundgesetze scheinen sich wenigstens im Laufe der uns geschichtlich zugänglichen Zeiten wenig oder gar nicht geändert zu haben oder zu ändern. In der Tat lebte Kant eines so zuversichtlichen Glaubens an die absolute Dauer seines Systemes, denn er meinte bei dessen Aufriß und Ausbau jede psychologische, und das heißt psychogenetische und somit zeitlich bedingte Grundlegung vermieden zu haben. Eine geschichtliche Betrachtung freilich wird diesen Glauben nicht teilen. Schon an sich steht auch den höchsten menschlichen Abstraktionen kein anderes Material zur Verfügung, als die seelische Organisation des Denkers mit ihren bleibenden Elementen einerseits, aber auch ihren geschichtlichen Grenzbestimmungen anderseits. Und bei Kant lassen sich zudem noch die psychologischen Grundlagen seiner besonderen Erkenntnistheorie klar nachweisen. Es sind, soweit die Kritik der Verstandestätigkeit in Betracht kommt, die allgemeinen psychologischen Lehren seiner Zeit, so wie sie sich mit der Entfaltung des subjektivistischen Seelenlebens ergeben hatten: die Lehren von einer rezeptiven und spontan zusammenfassenden wie einer schöpferischen, spontane und rezeptive Tätigkeit zu Höherem vereinigenden Funktion des Gemütes. Kant ist in der Anerkennung dieser Lehren nur

ein Sohn seiner Zeit; und in der Tat war ihre Aufnahme durch ihn unumgänglich, da sie ein zutreffender Ausdruck der gesamtpsychischen Disposition seines Zeitalters genannt werden konnten[1]. Nur war er in ihrer Anwendung vorsichtiger, als die Philosophen des Subjektivismus vor ihm; denn er regelte diese Anwendung durch eine möglichst weitgehende Einführung solcher erkenntnistheoretischer Momente wie sie in der gegebenen Logik herkömmlich waren: und so konnte er persönlich zu dem Glauben gelangen, alles Psychologische ausgeschieden zu haben[2].

Aber auch in seinen Aufstellungen des Denkumfangs der praktischen Vernunft, also in der Begründung des Postulats dieser Vernunft, insofern sie notwendige Ideenverbindungen zur abschließenden Vervollständigung der Ergebnisse unserer Verstandestätigkeit darbieten, ist Kant durchaus ein Kind seiner Zeit. Ja nicht bloß dies: bei dem praktischen Charakter dieser Postulate lag es auf der Hand, daß diese zugleich auch Ausdruck des persönlichen Charakters und der Lebensschicksale des Philosophen sein mußten. Wenn die Erzählung zu ihrer Darstellung übergeht, verläßt sie daher den für alle Individuen innerhalb des Diapasons eines ganzen Zeitalters durch-

---

[1] Vgl. schon Athenäum I, 2, 119: Man betrachtet die kritische Philosophie immer so, als ob sie vom Himmel gefallen wäre. Sie hätte auch ohne Kant in Deutschland entstehen müssen und es auf viele Weisen können. Doch ist's so besser.

[2] Die Naturwissenschaft hat Kants Lehren (namentlich durch Helmholtz) wieder aufgenommen, insofern sie den Phänomenalismus der Erscheinungswelt betreffen. Dagegen erscheinen ihr die reine Mathematik und die reine Naturwissenschaft, von der Metaphysik ganz abgesehen, unzulässig; und ebenso erkennt sie, erkennt auch die neuere Psychologie die Kantschen Raumanschauungen und Stammbegriffe nicht mehr als vor aller Erfahrung liegende Formen unseres Denkens an, sondern nur als schöpferische Synthesen des Bewußtseins heraus aus der Einzelwahrnehmung. Kant war der letzteren Auffassung unzugänglich, weil er dem genetischen Gedanken in der hierzu nötigen Konsequenz der Durchführung fern stand. Erst der evolutionistische Sinn des 19. Jahrhunderts hat die neuere psychologische Erklärung möglich gemacht.

weg gleichverbindlichen, also zeitlich objektiven Stoff einer psychologisch begründeten Erkenntnistheorie und tritt auf das persönliche Gebiet der Weltanschauung über. —

Kant ist am 22. April 1724 zu Königsberg als viertes Kind einer früher aus Schottland eingewanderten Handwerkerfamilie pietistischer Richtung geboren worden; pietistisch wurde er auch in dem Collegium Fridericianum seiner Vaterstadt erzogen. Die Universität besuchte er ebenfalls in seiner Vaterstadt, indem er sich unter Knutzens Einfluß namentlich dem Studium der Philosophie und Mathematik zuwandte. Dann war er neun Jahre in seiner Heimatprovinz als Hauslehrer tätig, um die äußeren Mittel zur Aufnahme der akademischen Laufbahn zu gewinnen, habilitierte sich darauf im Jahre 1755 an der Universität seiner Vaterstadt, blieb fünfzehn Jahre Privatdozent und wurde dort endlich, 1770, ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik, nachdem er kurz zuvor Berufungen nach Erlangen und Jena abgelehnt hatte. Von da ab hat er in immer gleicher Stellung bis zu seinem Tode am 12. Februar 1804 ohne jeden weiteren äußeren Schmuck des Lebens fortgewirkt, anfangs mit einem Gehalte von 400, seit dem Regierungsantritte König Friedrich Wilhelms II. mit einem Gehalte von 620 Talern.

Einfach und eng gebunden an Heimat und Vaterstadt war also sein Leben; über Königsberg und Preußen ist er niemals hinausgekommen. Aber wunderbar reich war dies Leben nach seinem inneren Aufbau. Der geistige Horizont Kants hatte die größte Weite, die in seinem Zeitalter denkbar war; im ganzen Gebiete der Naturwissenschaften war er zu Hause; anthropologische und geographische Forschungen fesselten ihn ganz besonders trotz alles Schollensinns, und politisch lebte er in sehr entschiedener Parteinahme mit seiner Zeit; er verabscheute den Krieg, und seine Ideale waren in gewissem Sinne republikanisch; wie hat er sich für die Ziele der französischen Revolution erwärmt, wie mit den Bürgern der jungen amerikanischen Union sympathisiert gegen England!

Und auch in dem Labyrinth praktischer menschlicher Be-

ziehungen fand er sich klug zurecht; er war welterfahren, da er äußerst eingehend beobachtete, und weise, da er keine Erfahrung vorübergehen ließ, ohne ihr einen allgemeinen Grundsatz, das, was er Maxime nannte, zu entnehmen.

Vor allem freilich stand er auf sich allein. Zwar war er nicht ohne joviale Ader; seine früheren Werke zeigen alle Verheißungen eines großen Schriftstellers, vor allem die schillernden Gaben des Humors und der Fähigkeit, in anmutigem Wechsel des Ausdrucks die Darstellung körperlich zu gestalten. Auch liebte er die Geselligkeit des Mahles, das er im engen Kreise der Freunde auf drei, ja fünf Stunden ausdehnen konnte: es war der einzige Luxus, den er seinem Leben gegönnt hat.

Trotzdem war er aber weit davon entfernt, im Verkehr mit anderen aufzugehen. Bezeichnend für ihn ist vielmehr ein strenger Unabhängigkeitssinn, der eine gewisse Vereinsamung in sich schloß. Kant ist, gleich Descartes, Hobbes, Spinoza und Leibniz, unverheiratet geblieben. Er hat immer den Wunsch gehabt, in größter Stille für sich zu wohnen. Seine Neigung zur pünktlichsten Gesetzmäßigkeit der Tageseinteilung, die bis zur Pedanterie ging, war nicht denkbar ohne eine gewisse Isolierung. Die Musik, die geselligste aller höheren menschlichen Fähigkeiten, nach Goethe die Hälfte unseres Daseins, hat er eine „zudringliche Kunst" genannt. Er wollte für sich stehen.

In der Tat entwickelte er sein Unabhängigkeitsgefühl bis zum Rigorismus. Sein Abscheu vor jeder Verbindlichkeit gegenüber anderen wuchs schließlich dahin, daß er es in seinen letzten Jahren als eine der größten Gnaden seines Lebens erklären konnte, niemals einen Gläubiger gehabt zu haben. Und unabhängig sein, herrschen wollte er vor allem auch gegenüber seinem Körper. Er handelte nach dem Grundsatze seiner Schrift „Von der Macht des Gemütes, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein". Im Knabenalter überaus schwächlich, zeitlebens von zartem Körperbau, von eingebogener Brust und schiefer Haltung, hat er gleich-

wohl die Altershöhe des Psalmisten erreicht: und seine Lebensdauer war, fast darf man es sagen, weniger ein Werk der Natur, als seines eisernen Willens.

So hat er systematisch und streng gelebt, wie er streng und systematisch geforscht hat: denselben Gesetzen unterlagen Leben und Lehre. Diese Gesetze aber waren im Grunde doch weniger Ausdruck eines überlegenen Verstandes, als einer außerordentlichen Lauterkeit des Wesens, einer festen Gewissenszucht und der zähen schottisch-preußischen Grundlage des gesamten Charakters. Frommer Sinn und innerliche Wahrhaftigkeit waren Kant ebenso anerzogen wie angeboren; und eben von ihnen her ist er zum Philosophen der Selbsterkenntnis und Selbstvertiefung geworden.

So ist denn auch kein Zweifel, daß Kant die erkenntnistheoretischen Arbeiten im Grunde seines Herzens immer nur als Vorarbeiten, als Traktate über die Methode einer künftigen praktischen Philosophie angesehen hat: hinweg über jedes Verständnis, das an die Welt der Erscheinungen auch noch so lose gebunden erschien, strebte er stetig hin zu der reinen Höhe neuer Lehren über Religion und Sittlichkeit.

Wie kurz war ihm aber schließlich die Frist für die Bewältigung dieser eigentlichen Aufgaben seines Lebens bemessen! Hatte er mit dem Jahre 1781 in der Kritik der reinen Vernunft den Ausbau seiner Erkenntnistheorie vollendet, so kostete ihm deren Verteidigung weniger gegen Angriffe als gegen Mißverständnisse noch den größten Teil der Arbeitszeit einiger nächsten Jahre. So mußte er, von leicht störbarer Gesundheit und darum, trotz aller von ihm versuchter Wahrscheinlichkeitsberechnungen, seines künftigen Alters in besonderem Grade ungewiß, nun jeden Augenblick zusammenraffen, um vorwärts zu gelangen; stets sparsam mit seiner Zeit, wurde er seit den achtziger Jahren mit ihr geizig; er erschien nun weniger gesellig; Jahre vergingen, ehe er auf einen Brief antwortete: bis endlich um 1790 die wesentliche Arbeit getan war, die er zur praktischen Philosophie für nötig hielt: 1785 war die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, 1786 waren

die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft, 1788 die Kritik der praktischen Vernunft, 1790 die Kritik der Urteilskraft erschienen.

Nun mochte Kant, dessen Ruhm inzwischen unaufhaltsam gestiegen war, wohl innehalten und auf das Werk seines Lebens als Ganzes zurückblicken. Was ihm übrigblieb, war nur noch eine Auseinandersetzung seines praktischen Systems mit dem vorhandenen, in Kirche und Staat positiv gestalteten Gedankeninhalt früherer Zeitalter. Er begann diese Auseinandersetzung in den neunziger Jahren mit dem Buche über die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft (1793); aber in Berlin der „Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der Heiligen Schrift und des Christentums" verdächtigt und von dem bigott-frivolen Könige Friedrich Wilhelm II. zum Stillschweigen vermahnt, zudem bald an geistiger Frische abnehmend und schließlich dem Marasmus des Alters unterliegend, hat er sie nicht mehr zu Ende führen können. Im ganzen aber liegen die Prinzipien seiner praktischen Philosophie dennoch geschlossen vor uns.

Überschaut man sie, so fällt vor allem auf, wie sehr Kant mit ihnen, trotz aller persönlichen Bedingtheit der Auffassung, doch den geistigen Bedürfnissen der achtziger und neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts überhaupt nachkam. Man sehnte sich damals heraus aus den verworrenen Strömungen eines extremen, nur sich selbst kennenden Subjektivismus, der die Welt der Erscheinungen in Schein, die Welt der Werte in Spott auflöste. Hatte nun Kant mit der Kritik der reinen Vernunft dem einen, dem theoretischen Bedürfnis dieser Richtung genug getan, so befriedigte er jetzt auch das andere, praktische, das auf die Welt der Werte gerichtet war.

Freilich geschah das nicht ohne engen Anschluß an seine Erkenntnistheorie: mit Recht sah Kant von seinem Standpunkte aus in der praktischen Philosophie nichts als eine genaue Ergänzung der theoretischen, wenn diese Ergänzung auch in ihrer besonderen Bedeutung für menschliche Lebensführung

höher zu bewerten sei. Er trug daher seine praktische Philosophie auch in genauem Zusammenhang mit der theoretischen und zwar im Sinne einer Ableitung aus dieser vor.

Da war es nun ein grundlegendes Ergebnis der Erkenntnistheorie gewesen, daß unsere Erkenntnis der Erscheinungswelt nicht eine absolute Erkenntnis ist, sondern eine relative, unserem Auffassungsvermögen entsprechende; oder objektiv ausgedrückt: daß neben der sensiblen Welt, welche Gegenstand unserer Erfahrungserkenntnis ist, eine andere Welt steht, eine intelligible, als Gegenstand einer absoluten, uns im allgemeinen unzugänglichen Erkenntnis. Indes an einer Stelle schien nun eine solche absolute Erkenntnis dennoch zugänglich, nämlich mit Hinsicht auf unser eigenes Ich. Der Mensch ist ja zunächst ein Sinnenwesen: als solches gehört er der Welt der Erscheinungen an. Aber der Mensch ist auch ein intelligibles Wesen: als solches ist er ein Wesen an sich, gehört hinein in die Welt der absoluten Erkenntnis. Was hat diese Doppelstellung nun für Folgen?

Wir haben zur sinnlichen Welt Beziehung durch das wissenschaftliche Erkennen, zur intelligibeln Welt durch das Wollen. Der Wille ist also die Tätigkeit erst unseres innersten Innern, unseres eigentlichen, hinter der Welt der Erscheinungen stehenden Wesens. Als solcher muß er natürlich ein intelligibles Vermögen sein. Kant erbringt den Nachweis hierfür, indem er ausführt, als Bedingung aller Willenshandlungen könne der Wille nicht im Sinne des Erkennens eine Erscheinung sein, denn erst seine Folgen, die Willenshandlungen seien Erscheinungen. So werde es notwendig, ihn im Sinne des Vermögens, eine Reihe von Handlungen von Anfang zu beginnen, als eine jenseits der Erkenntnistätigkeit liegende Urkraft der Seele zu betrachten.

Dieser Wille nun ist als intelligibles Vermögen frei; er steht im Gegensatze zum Zwang. Es gibt daher für seine Auswirkung keinerlei bedingende Regeln, wie sie für die Auswirkung des Verstandes in den Formen der Anschauung und der Allgemeinbegriffe vorhanden sind; er kennt nicht das

Muß. Wohl aber besteht für ihn ein regulatives Prinzip, ein Du sollst.

Dieses Du sollst ist in dem unmittelbar in uns lebenden, durch das Gewissen uns bezeugten praktischen Sittengesetze gegeben; einem Gesetz, das uns in keinem Augenblicke des Handelns mit seiner Autorität im Stich läßt, wenn wir es auch nicht zu klaren Sätzen formuliert in uns tragen[1]. Um aber zur Anwendung als regulatives Prinzip zu gelangen, setzt dieses Du sollst naturgemäß Freiheit des Willens voraus. Menschliche Selbstbestimmung nach dem kategorischen Sittengesetz ist daher Autonomie, ist Selbstherrlichkeit des Willens: denn der Wille setzt sich das Sittengesetz selbst als Gesetz. Und eine solche Selbstherrlichkeit ist mithin der für uns zu erstrebende Zustand.

Läßt sich nun aber das in uns beruhende Sittengesetz nicht noch näher bestimmen? So viel ist klar: es muß einen „durch keine sinnliche Bedingungen zu überwiegenden, ja davon gänzlich unabhängigen Bestimmungsgrund“[2] unseres Willens enthalten, d. h. es muß vor aller Erfahrung liegen. Dann aber kann es nur ein formales Gesetz sein, d. h. „ein solches, welches der (praktischen) Vernunft nichts weiter als die Form ihrer allgemeinen Gesetzgebung zur obersten Bedingung der Maximen vorschreibt“[3]. Ein solches Grundgesetz findet Kant nun in dem Satze: „Handle so, daß die

[1] „Wie freilich jenes Rationelle, das Kant die praktische Vernunft und die gewöhnliche Sprache das Gewissen nennt, wie jenes einleuchtende, klare „Du sollst“, wie die spezifischen Gefühle der Achtung und Verachtung, auch der Selbstverachtung, entstehen konnten, das ist trotz aller Bemühungen der gegenwärtigen sozial-historischen Ethik noch nicht genügend klargestellt. Der Übergang von den blinden Trieben und den gewohnheitsmäßig befolgten Sitten zur bewußten Sittlichkeit erscheint doch immer wie ein Sprung, den man nur insofern abschwächen kann, als man sich das Neue in unendlich kleinen Anfängen denkt.“ So C. Stumpf, Zwei Reden [2], S. 47—48. Bei Kant wird auch nur die Frage nach der zeitlichen Entstehung des kategorischen Imperativs schwerlich aufgeworfen.

[2] K. d. pr. V. (Kehrbach) S. 35.

[3] A. a. O. S. 78.

Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne."[1] Dieser Satz bildet daher einen kategorischen Imperativ; er beruht auf dem sic volo, sic jubeo der reinen Vernunft; er ist nicht empirisch, sondern außer aller Erfahrung und darum allgemein und notwendig gegeben.

Wo der menschliche Wille diesem Gesetze nachlebt, rein in dem hehren Gefühl seiner damit zu Recht getroffenen Selbstbestimmung, da ergibt sich volles, echtes Menschenleben. Und es geht auf, es findet seinen Leitstern in der Achtung vor diesem Gesetz. „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt oder im Überschwenglichen, außer meinem Gesichtskreise, suchen und bloß vermuten; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußeren Sinnenwelt einnehme und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit, an und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort, in bloß zufälliger, sondern allgemeiner und notwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit, als eines tierischen Geschöpfes, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweite

[1] K. d. pr. V. (Kehrbach) S. 36.

erhebt dagegen meinen Wert, als einer Intelligenz, unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Tierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens so viel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseins durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt." [1]

Wie mußte nun der Philosoph, der aus so erhabener Höhe die Wirkungen des kategorischen Imperativs auf Mensch und Menschenleben zu verfolgen sich anschickte, wie mußte er herabsehen auf die kleinlichen, dem sinnlichen Teile des Menschen entgegenkommenden ethischen Systeme der Vorzeit! In welchem Lichte mußten ihm, den nichts auf Himmel und Erden gut dünkte, es sei denn ein guter Wille, vor allem die begeisterungsloser Seichtigkeit entsprungenen Nützlichkeitstheorien des rationalistischen, im Versinken begriffenen Zeitalters erscheinen!

Zwar war er selbst von dieser Nützlichkeitslehre ausgegangen; noch in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts hat er einen Versuch gemacht, allgemeingültige sittliche Gesetze auf eudämonistischer Grundlage aufzufinden. Aber ihrer wahren Anerkennung hatte doch von jeher der pietistische, der subjektiv-religiöse Zug seines Herzens widersprochen, und bald war dieser Tendenz der Einfluß der Gefühlsmoral der Engländer, vor allem aber die Einwirkung Rousseaus zu Hilfe gekommen; Rousseau war es, der bei Kant der Auffassung des Einzelmenschen als einer auf sich gestellten moralischen Persönlichkeit zum Durchbruch verhalf, der zugleich freilich auch einen gegenüber der Sittlichkeit der Kultur pessimistischen Zug in Kants Denken einführte.

Von dieser Linie der Entwicklung her ergab sich für Kant in den achtziger Jahren sein eigenes Moralsystem des kategorischen Imperativs. Das gerade Widerspiel des Prinzips der

[1] K. d. pr. V. (Kehrbach) S. 193—194.

Sittlichkeit nennt es Kant in dieser Zeit, wenn das Prinzip der eigenen Glückseligkeit zum Bestimmungsgrunde des Willens gemacht werde; dieser Widerstreit würde, wäre nicht die Stimme der Vernunft in Beziehung auf den Willen so deutlich, so unüberschreitbar, selbst für den gemeinsten Menschen so vernehmlich, die Sittlichkeit gänzlich zugrunde richten; so aber kann er sich nur noch in den kopfverwirrenden Spekulationen der Schulen erhalten, die dreist genug sind, sich gegen jene himmlische Stimme taub zu machen, um eine Theorie, die kein Kopfzerbrechen kostet, aufrecht zu erhalten[1].

Kant wird warm, wenn er zwischen all seinen mühsamen Deduktionen und seinen schwerfälligen Satzgebilden mit ihren unablässigen Einschränkungen und Parenthesen auf diesen Gedankenzusammenhang kommt; und emphatisch schildert er die befreienden Vorzüge seiner Lehre. In ihr schließt eine Handlung aus Pflicht jedes andere bestimmende Motiv aus, als objektiv das Sittengesetz und als subjektiv die Achtung vor der Majestät dieses Gesetzes; und Tugend, durch Betrachtung der Würde des Vernunftgesetzes und durch Übung erworben, wird zu einer in fester Gesinnung gegründeten Übereinstimmung des Willens mit jeder Pflicht. Handeln nur aus Achtung vor dem Sittengesetze, das ist der wahre Maßstab der Sittlichkeit; alle anderen Motive, mögen sie an sich noch so edel sein, bedeuten nur einen Absturz aus den Höhen rein sittlicher Empfindung. „Pflicht!" ruft Kant an einer besonders schönen Stelle der Kritik der praktischen Vernunft[2] aus, „du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüte erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung)

[1] K. d. pr. V. (Kehrbach) S. 42.
[2] S. a. a. O. S. 105.

erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich in Geheim ihm entgegenwirken: welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen die unnachläßliche Bedingung desjenigen Wertes ist, den sich Menschen allein selbst geben können? — Es kann nichts Minderes sein, als was den Menschen über sich selbst (als einen Teil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann, und die zugleich die ganze Sinnenwelt, mit ihr das empirisch-bestimmbare Dasein des Menschen in der Zeit und das Ganze aller Zwecke (welches allein solchen unbedingten praktischen Gesetzen, als das moralische, angemessen ist) unter sich hat. Es ist nichts anderes als die Persönlichkeit, d. h. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur, doch zugleich als ein Vermögen eines Wesens betrachtet, welches eigentümlichen, nämlich von seiner eigenen Vernunft gegebenen reinen praktischen Gesetzen . . unterworfen ist, sofern [es] zugleich zur intelligibelen Welt gehört . . . . . Diese Achtung erweckende Idee der Persönlichkeit, welche uns die Erhabenheit unserer Natur (ihrer Bestimmung nach) vor Augen stellt, indem sie uns zugleich den Mangel der Angemessenheit unseres Verhaltens in Ansehung derselben bemerken läßt, und dadurch den Eigendünkel niederschlägt, ist selbst der gemeinsten Menschenvernunft natürlich und leicht bemerklich."

Aus dieser erhabenen und rigoros selbständigen Auffassung der sittlichen Persönlichkeit folgen für Kant sittliche Vorschriften sehr entschiedener und der herkömmlichen christlichen Moral abgewandter Art: „Lasset euer Recht nicht ungeahndet von anderen mit Füßen treten. — Nehmt nicht Wohltaten an, die ihr entbehren könnt, und seid nicht Schmarotzer oder Schmeichler oder gar, was freilich nur im Grade von dem Vorigen unterschieden ist, Bettler. Daher seid wirtschaftlich, damit ihr nicht bettelarm werdet. — Als Gefühle können Liebe und Achtung nicht moralisch geboten sein; denn Gefühle

zu haben, dazu kann es keine Verpflichtung durch andere geben." [1]

So ergießt sich die Herbheit dieses Sittengesetzes hinab bis in einzelne Vorschriften; ein scharfer Höhenwind durchweht es; durch Welten ist es getrennt von der Sittenlehre des Rationalismus wie des späteren Positivismus. Dieser Charakter aber ist ihm gegeben durch die Apriorität des Aufbaus seiner obersten Prinzipien: über alle Erfahrung hinweg ragt es mit diesen als eine Forderung innigsten und persönlichsten Glaubens hinein in die ewigen Firnen der Metaphysik.

Auf diesem Gebiete größter Fragen jeglicher Weltanschauung aber wirkt es sich nun mit entscheidender Klarheit weiter aus.

Die Kritik der reinen Vernunft war zu der Forderung gelangt, daß eine Welt selbstherrschender Vernunft, eine Welt der Ideen jenseits jener Welt der Erscheinungen stehe, die wir durch unsere Verstandeskräfte kennen lernen, und der wir nach dem Charakter der Funktionen dieser diejenigen Gesetze geben, die sie uns verständlich machen. Und sie hatte über den wesentlichen Inhalt dieser ideologischen Welt Gedankenreihen entwickelt, in deren Mittelpunkt die Fragen nach dem Dasein Gottes, nach Freiheit und nach Unsterblichkeit standen.

Zu lösen waren diese Fragen theoretisch freilich nicht; denn das menschliche Erkenntnisvermögen, trotz seiner aprioriſchen Formen nur auf die Welt der Erscheinungen berechnet, erschien als unfähig, in die Welt der wahren Wirklichkeit einzudringen. Diese Welt galt vielmehr, wie wir inzwischen belehrt worden sind, als zugänglich nur vermittelst des vernünftigen Willens, der Sittlichkeit. So können auch seine großen Probleme, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, erschlossen werden nicht auf dem Wege des Erkennens, sondern nur auf dem Wege der sittlichen Forderung. Gott, Freiheit, Unsterblichkeit bestehen mithin für uns nur, weil sie Forderungen unseres sittlichen Willens sind; und erst in diesem Gedanken

[1] Heinze-Überweg III⁹, 1, 315.

erhalten alle Annahmen und Ideen der theoretischen Vernunft über diese Gegenstände für uns objektive Gültigkeit.

Zu Forderungen aber unseres vernünftigen Wollens, unseres sittlichen Bewußtseins werden diese Ideen vor allem durch das Eingreifen der Teilidee der menschlichen Freiheit. Freiheit als die Kausalität unseres Ich, insofern dieses nicht der Welt der Erscheinungen, sondern der intelligibeln Welt angehört, war, wie wir uns erinnern, einer der Grundbegriffe der Ethik des kategorischen Imperativs. Diese Freiheit zieht nun den Glauben an die Unsterblichkeit und an Gott als ihre Konsequenz nach sich, und zwar in dem folgenden Zusammenhange:

Freiheit unter der selbstbestimmenden Herrschaft des kategorischen Imperativs bedeutet ständige Annäherung unseres Willens an das Sittengesetz, und die Forderung, daß diese Annäherung einmal eine vollkommene sei. Nun wissen wir aber, daß eine solche Vollkommenheit, welche Heiligkeit bedeuten würde, keinem vernünftigen Wesen der Sinnenwelt in keinem Zeitpunkte seines Daseins möglich ist; vielmehr sehen wir im besten Falle nur einen unendlich langsamen Fortschritt in der Annäherung an diesen Zustand. Da ist es denn unmöglich, daß dieses Fortschreiten mit dem Tode aufhöre. Es muß ins Unendliche fortdauern, was nur unter der Bedingung einer unendlich fortdauernden Existenz der Persönlichkeit desselben vernünftigen Wesens möglich ist.

Der Begriff der Freiheit fordert aber auch den praktischen Gottesglauben. Das Sittengesetz nämlich, als ein Gesetz der Freiheit, gebietet kategorisch, d. h. ohne Rücksicht auf irgendwelche Bestimmungsgründe, die uns etwa vom Standpunkte einer eudämonistischen Moral nahetreten könnten. Gleichwohl fordern wir einen Zusammenhang zwischen Tugend und Glückseligkeit. Er kann nur gewährleistet werden durch einen regulierenden göttlichen Eingriff, setzt mithin den Glauben an die Güte und Gerechtigkeit eines Gottes voraus als eines obersten vernünftigen Wesens, das seinem Charakter nach nicht umhin kann, den würdigen Gebrauch der Freiheit mit Glückseligkeit zu lohnen.

Man sieht, wie die Konsequenzen der Kantschen Ethik unmittelbar hinüberführen auf das Gebiet der Theologie, ja der Religion. Aus der ganzen Auffassung der Sittlichkeit bei Kant ergibt sich von neuem und in voller Übereinstimmung mit der Kantschen Erkenntnistheorie, daß Glauben niemals ein Ergebnis des Erkennens, sondern immer nur Ergebnis des Wollens sein kann. Der Begriff des höchsten Gutes aber, als des durch Gott gewährleisteten Objekts und Endzwecks aller Sittlichkeit, unterstellt zugleich das Sittengesetz der Einwirkung Gottes; und unsere Pflichten erscheinen von nun ab als göttliche Gebote[1]. Damit besteht denn alle Religion darin, „daß wir Gott für alle unsere Pflichten als den allgemein zu verehrenden Gesetzgeber ansehen“[2]; und ist „alles, was außer dem guten Lebenswandel der Mensch noch tun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu sein, bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes“[3]: so z. B. die Anwendung besonderer Gnadenmittel oder die Auffassung des Gebets vom Standpunkte eines Wunsches, der auf Erhörung gerichtet ist.

Die Religion aber, in diese Grenzen eingeschrieben, kann durchaus Vernunftreligion sein: die natürliche Religion als Moral verbunden mit dem Begriffe Gottes als moralischen Welturhebers und bezogen auf die Unsterblichkeit der Seele „ist ein reiner praktischer Vernunftbegriff, der ungeachtet seiner unendlichen Fruchtbarkeit doch nur so wenig theoretisches Vernunftvermögen voraussetzt, daß man jeden Menschen von ihr praktisch hinreichend überzeugen und wenigstens die Wirkung derselben jedermann als Pflicht zumuten kann“. Religion in diesem Sinne hat also das große Erfordernis der wahren Kirche, nämlich der Geeignetheit zur Allgemeinheit für sich[4].

Die natürliche Religion ist darum der natürliche Kern jeder geoffenbarten Religion; und es besteht mithin die Möglichkeit, diese jederzeit, unter Beihilfe der nötigen gelehrten

[1] K. d. pr. V. (Kehrbach) S. 155.
[2] Religion innerh. d. Gr. d. bl. Vern. S. 108, vgl. S. 164.
[3] A. a. O. S. 184.
[4] Religion innerh. d. Gr. d. bl. Vern. S. 168.

Interpretationsmittel, auf die Sätze der natürlichen Religion zurückzuführen. Zu diesem Zwecke ist es zulässig, die geoffenbarten Religionen durchgängig in einem Sinn zu deuten, der mit den allgemeinen praktischen Regeln einer reinen Vernunftreligion zusammenstimmt. „Denn das Theoretische des Kirchenglaubens kann uns moralisch nicht interessieren, wenn es nicht zur Erfüllung aller Menschenpflichten als göttlicher Gebote (was das Wesentliche aller Religion ausmacht) hinwirkt. Diese Auslegung mag uns selbst in Ansehung des Textes (der Offenbarung) oft gezwungen scheinen, oft es auch wirklich sein, und doch muß sie, wenn es nur möglich ist, daß dieser sie annimmt, einer solchen buchstäblichen vorgezogen werden, die entweder schlechterdings nichts für die Moralität in sich enthält oder diesen ihren Triebfedern wohl gar entgegenwirkt." [1]

Kant hat dementsprechend in seinem Buche über die „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" es selbst versucht, eine solche Umdeutung der Hauptlehren der christlichen Offenbarung zu geben, nämlich der Lehren vom Sündenfall, von der Erlösung und vom Reiche Gottes auf Erden. Die Lehre von der Auferstehung und Himmelfahrt dagegen hat er ausdrücklich weggelassen: denn sie kann nach ihm zur Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft nicht benutzt werden, da sie auf der Voraussetzung der Materialität aller Weltwesen beruhe, d. h. eines Begriffes, der zwar der sinnlichen Vorstellungsart der Menschen sehr angemessen, der Vernunft aber in ihrem Glauben an die Zukunft lästig sei [2]. Dagegen suchte er für die Erlösungslehre eine Vermittlung mit der Eigenart und den Forderungen der natürlichen Religion.

Und er fand sie darin, daß „in der Erscheinung des Gottmenschen nicht das, was von ihm in die Sinne fällt, oder durch Erfahrung erkannt werden kann, sondern das in unserer Vernunft liegende Urbild, welches wir dem letzteren unter-

[1] Religion innerh. d. Gr. d. bl. Vern. S. 116.
[2] A. a. O. S. 138 Anm.

legen . . eigentlich das Objekt des seligmachenden Glaubens" sei, und ein solcher Glaube erschien ihm dann „einerlei mit dem Prinzip eines Gott wohlgefälligen Lebenswandels" [1]. Oder wie er den Unterschied einmal besonders anschaulich bezeichnet: „Der Satz: Man muß glauben, daß es einmal einen Menschen, der durch seine Heiligkeit und Verdienst sowohl für sich . . als auch für alle anderen genug getan, gegeben habe, . . um zu hoffen, daß wir selbst in einem guten Lebenswandel, doch nur kraft jenes Glaubens, selig werden können, dieser Satz sagt ganz etwas anderes als folgender: man muß mit allen Kräften der heiligen Gesinnung eines Gott wohlgefälligen Lebenswandels nachstreben, um glauben zu können, daß die (uns schon durch die Vernunft versicherte) Liebe desselben zur Menschheit, sofern sie seinem Willen nach allem ihren Vermögen nachstrebt, in Rücksicht auf die redliche Gesinnung den Mangel der Tat, auf welche Art es auch sei, ergänzen werde." [2]

Man sieht den ganzen Abstand dieser Lehre nicht bloß von der katholischen, nein auch von der altevangelischen Auffassung etwa Luthers: keine Gnadenmittel, keine besondere Person eines Mittlers überhaupt; Selbstverantwortung und Selbsterlösung wenigstens im Sinne subjektiver Annahme des Erlöstseins gleichviel durch welche göttlichen Mittel, Verlegung der objektiv und transzendent gedachten Heilsvorgänge des Christentums in das Subjekt im Sinne einer inneren Transszendenz: das ist die Meinung. Und in ihr tritt auch auf religiösem Gebiete jenes starke Selbstbewußtsein des Subjekts zutage, das Selbstbewußtsein des neuen seelischen Zeitalters, dem Kant einmal in dem Zitate aus Persius Ausdruck gegeben hat:

Quod petis, in te est; cur te quaesiveris extra?

Kant aber sah die Zeit dieses neuen Glaubens nahe herbeigekommen; ausdrücklich erklärte er von allen bekannten Zeit-

[1] Religion innerh. d. Gr. d. bl. Vern. S. 127.
[2] A. a. O. S. 128.

altern der Kirchengeschichte sein Zeitalter für das beste; zwar nicht auf dem gewaltsamen Wege einer äußeren Revolution, wohl aber auf dem einer allmählich fortgehenden Reform werde die neue Ordnung der religiösen Anschauungen durchdringen. Und es war eine Prophezeiung, deren Erfüllung zunächst sehr wohl möglich erschien. Denn Kant traf tatsächlich ein höchstes Bedürfnis der Zeit, indem er, skeptisch oder wenigstens zurückhaltend gegenüber einem strengen Abschluß des Weltbegriffs, sich anderseits, gleichsam noch ein frommer Christ, für praktische Fragen ein überweltliches Dasein Gottes vorzubehalten schien und der Kirche mit einem problematisch gedachten Dualismus entgegenkam. Und in der Tat: sehen wir nur auf die persönliche Größe und den innersten Ernst des Mannes: ist da Kant nicht in mancher Hinsicht mit einem religiösen Helden wie Luther zu vergleichen? Beide treffen sich in dem Gedanken einer Verinnerlichung des Sittlichen und Religiösen nach dem Maße ihrer Zeiten, beide suchen nach demselben, an sich ja verschiedenen Maße die Selbstherrlichkeit der Einzelperson, beide achten äußeren Erfolg gering und sind entschiedene Verteidiger des Selbstwertes des Sittlichen, und beide führen die sittliche Anlage zurück auf Gott.

Wie dem aber auch sei: jedenfalls hingen Tausende und Abertausende gerade unter den Frommen und Gebildeten der Zeit an Kant wie an einem Erfüller der Zeiten; wie denn seine religiösen Lehren schon seit beinahe einem Menschenalter mannigfach vorbereitet waren und in Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" schon einen auch von ihm selbst vielfach hervorgehobenen Ausdruck gewonnen hatten; und man darf sagen, daß stärker als die Lehren Kants auf religiösem Gebiete eigentlich nur noch solche Reformen gewirkt haben, die im unmittelbaren Zusammenhang mit der Kirche standen. Schwärmer aber versicherten damals, in hundert Jahren werde Kant die Reputation Christi haben, und auch nüchternen Leuten erschien der Königsberger Philosoph geradezu als der Prophet einer neuen Religion; ein „neues Licht" war, um mit Schiller zu reden, der Menschheit angezündet, und kaum noch im offenen

Widerstand, nur im stillen noch empfanden selbst Kants Gegner die Gewalt des „Allzermalmers".

Und gewiß lag, ganz abgesehen von den besonderen Zeitbedürfnissen, in der Einseitigkeit dieser Religionslehre, die an allen rituellen und kultischen Formen der Religion, an allen inneren Abhängigkeitsgefühlen und Empfindungsbedürfnissen des Menschenherzens erhabenen Schrittes vorüberzugehen schien, ein wunderbares Pathos, das mehr als zu fesseln, das zu begeistern vermochte. Die bloße Vernunftlehre der natürlichen Religion erschien hier dem Christentum aufs engste angenähert und doch zugleich auch aufs innigste verknüpft mit der sittlichen Wucht des kategorischen Imperativs: endlich wieder hörte man in der schlaffen und geistig so lange ausschweifenden Zeit entscheidend den ehernen Ruf der Pflicht; und in ihm schien der Glaube der Väter, vielfach schon wankend und durch vermeintliche Gottesbeweise wie durch den Spott eines von Frankreich herübertönenden Materialismus gleich stark zerfressen, noch einmal in neuer Form einem neuen Zeitalter gesichert.

Und eins jedenfalls war klar: den ethischen Fragen war seit Kants praktischen Lehren ein Feld der Erörterung eröffnet, wie sie es in dieser Ausdehnung seit lange nicht und selbst in den Zeiten höchster Aufklärung niemals gefunden hatten.

6. Aber war nun der Philosoph, der Denker, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts am ehesten berufen, ethische Fragen, ja noch weiter: Fragen der eigentlichen Weltanschauung zu lösen, insofern diese die engeren Bereiche der Psychologie und Erkenntnistheorie überschritten? Wer diese Fragen unter vollstem Überblick über das Wesen der Zeit und all seine Ausgestaltungen zu beantworten sucht, der wird geneigt sein, sie zu verneinen. Erste Perioden neuer großer Zeitalter, wie die Zeit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine solche war, pflegen überhaupt den Aufgaben, deren Lösung ihnen zunächst obliegt, nicht mit der kühlen Stirn des reinen

Denkers entgegenzutreten: selbst dann nicht, wenn schon der erste Rausch des Neuen vorüber ist und eine gewisse geistige Selbständigkeit gegenüber den Anforderungen eines veränderten Seelenlebens gewonnen scheint. Denn noch immer hallt das Getöse der Übergangszeit nach; noch immer ist die Bewältigung des Neuen von Pathos erfüllt; noch immer verläuft das Denken selbst enthusiastisch.

Es ist der Fall auch in den Entwicklungszeiten des Subjektivismus gewesen, von denen in diesem Bande die Rede ist; selbst nach Empfindsamkeit und Sturm und Drang blieb die Stimmung der Welt noch voll hochgemuter Erregung, und auch die philosophischen Beobachtungs- und Denkgewohnheiten standen im Zeichen des Enthusiasmus. Man muß sich das dauernd vergegenwärtigen, will man die Jahre des Klassizismus — und später erst recht wiederum die der Romantik — vor allem auch in ihrer philosophischen Bedeutung verstehen; und man muß unter dem Eindrucke dieses Zusammenhanges es nicht bloß als möglich, sondern als durchaus erfordert finden, daß in allem philosophischen Denken, besonders sobald es sich irgendwie praktischen Fragen zuwandte, der Dichtung eine entscheidende Teilnahme zufiel. Ist es doch diese Zeit gewesen, die den einheitlichen Doppelwortbegriff „Dichten und Denken" prägte; ist doch die Geschichte der Weltanschauung dieser Zeit und insbesondere des Klassizismus nicht denkbar ohne eingehende Betrachtung der Lebensansichten Schillers und Goethes: und hat doch die Zeit des Klassizismus eine gedankenschwere Dichtung erstehen sehen, die zu dem Schönsten gehört, was Menschen überhaupt an philosophischer Poesie geschaffen haben.

Gewiß halten auch die Fürsten der Dichtung in dieser Zeit im allgemeinen an den Grundanschauungen der Kantischen Philosophie fest; aber doch nur, insofern diese Grundanschauungen als unumgängliche Forderungen eines subjektivistischen Daseins überhaupt erscheinen. Und so geben Goethe und Schiller, wie schon vor ihnen Herder, wohl zu, daß der Mensch nicht mehr im Weltpunkte des Alls stehe, sondern im

Gedränge, halten aber mit Kant daran fest, daß er dies Gedränge von seinem Standpunkte aus zu betrachten ein erkenntnistheoretisches Recht habe:

In selbstgefäll'ger, jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären seine Harmonie,
Und preiset er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie[1].

Und wie durch die Kritik der reinen Vernunft, so wird die Weltanschauung des Klassizismus auch durch die Kritik der praktischen Vernunft und der Urteilskraft mit bestimmt; ja auf diesem Gebiete ist die mit steigendem Alter sich immer mehr vertiefende Persönlichkeit Kants, namentlich in der Auffassung des Sittengesetzes, sogar noch einflußreicher gewesen. Vor allem entnimmt man Kant hier die Lehre von der Zweiheit der menschlichen Natur; wie oft hat z. B. Goethe nicht den Menschen eine Ausgeburt zweier Welten genannt: und „Licht und Geist, jenes im Physischen, dieser im Sittlichen herrschend," waren ihm „die höchsten denkbaren, unteilbaren Energien".

Allein so sehr der Klassizismus im Gegensatze zur Empfindsamkeit und zum Sturm und Drang und auch zur Romantik darauf ausging, die Welt in ihrer Gesetzmäßigkeit auf dem Wege der Erfahrung zu umfangen, so wenig hielt er dies Ziel mit den Mitteln bloßer Begriffsbildung, ja bloßen Denkens überhaupt für erreichbar. Über dem Begriffe stand ihm die Idee und über dem Denken das Schauen: unmittelbar, aus dem unendlich reichen Pathos einer harmonischen, optimistischen Stimmungshaltung heraus wollte er intuitiv des Weltganzen gewiß werden: und höchste Weisheit und Begeisterung sollte ihm das Allgemeine ohne Zwischenglied im Individuellen erschließen.

Es war zweifelsohne eine mystische Art des Erkennens; und man war sich dessen auch ebenso bewußt, wie man die Methode für zuverlässig hielt. Denn noch waren längst nicht

[1] Faust II. T. 5. Akt.

Wissenschaft und Kunst, Denken und Dichten, kritische Analyse und die Synthese des phantasievollen Raptus in den seelischen Gewohnheiten der Zeit so genau geschieden, wie in denen der Gegenwart: ja erst im 17. Jahrhundert hatten sich in dem Denken der Zeitgenossen im Grunde Wissenschaft und Kunst überhaupt zu trennen begonnen: und auch jetzt nannte man immer noch nach Goethes Ausdrucke, der die Auffassung des 18. Jahrhunderts klar bezeichnet, das abgezogene Wissen Wissenschaft, die zur Tat verwendete oder praktische Wissenschaft aber Kunst.

Bei dieser seelischen Haltung versteht es sich, daß ein mystischer Empirismus der Zeit Goethes und Schillers noch als vollgültiges, ja einziges Erkenntnismittel gelten konnte.

Da sah man wohl, wie Kant die Syllogismenbrücke, über die die hohen Geister des individualistischen Zeitalters triumphierend in das Reich des Absoluten eingezogen waren, abgebrochen und eine neue kaum gebaut hatte: seine Postulate, ein schlechter Ersatz der früheren Gewißheit, erschienen nur wie ferne Wünsche und einsames Sehnen nach dem alten, herrlichen Land.

Aber sollte da eine neue Mystik nicht wenigstens neue Stege bauen können? Freilich nicht eine Mystik von der Erregungsfähigkeit der mittelalterlichen, ja selbst nicht von der weit feineren Schattierung des eben jetzt zu Grabe gehenden Pietismus: eine um vieles zarter schauende, umsichtigere Mystik vielmehr anscheinend einfach begrifflicher Intuition: ein neuer Zweig gleichsam nur an dem uralten Baume synthetischer Erkenntnisversuche. Da wollte man nicht mehr mit „Geistesaugen" in die jenseitige Ferne schauen:

nach drüben ist die Aussicht uns verrannt.

Aber doch schien es möglich, durch geniale Intuition, durch inneren Sinn, durch etwas noch durchsichtig Schmiegsameres als den amor intellectualis Spinozas, der Welt des Diesseits — und auch der seelischen Welt — näher zu treten als bisher und klare Entdeckungen zu machen: hier auf natur-

wissenschaftlichem Gebiete, dort in den kühnerschauten Reichen einer Geschichte des Geistes. Und lehrte nicht am Ende auch Kant, daß die menschlichen Kenntnisse weder aus bloßer Spekulation entsprängen, noch aus bloßer Erfahrung, sondern durch eine organische Wechselwirkung des Objektiven mit dem Subjekt? Vor allem auf den mehr greifbaren Gebieten der Naturwissenschaft erschien der damit bezeichnete Weg gangbar. Da mochte wohl eine besonders hohe Erregungsfähigkeit des Gemütes, wie sie als dauernder Zustand und gleichsam quietistisch eintreten konnte, dazu führen, daß hervorragende Geister sozusagen in die Natur selber eintraten, daß vor und in ihnen die Schranken zu fallen schienen, die sie von dem Gegenstande ihrer Wahrnehmung trennten. Konnte sich dann, in einem solchen Falle, nicht dauernd ein Gefühl der Naturnähe bilden, aus dem heraus sich die Rätsel der Erscheinungswelt auf intuitivem Wege zu lösen schienen, unter dessen Einflusse hinter dem bunten Mantel der sichtbaren Wirklichkeit das feste Gefüge, ja das Skelett hervorzutreten schien, das es zusammenhält: wo in der Natur zwar noch nicht der Schöpfer, wohl aber die Urphänomene, die mit allen künftigen Formen schwangeren Urerscheinungen sich enthüllten?

Goethe vor allem rang sich aus Empfindsamkeit und Sturm und Drang zu dieser stillsten und feinsten aller bisher von Deutschen erlebten Mystiken empor: eben auf ihr beruht seine Betrachtung der Natur und, wir werden es bald sehen, auch des Geistes. Dabei war er sich, mindestens im höheren Alter, dieser Grundlage seines Erkennens wohl bewußt. Und eben in ihr fand er die Einheit seiner Natur als Forscher und Dichter. „Wenn der Knabe zu begreifen anfängt," heißt es in einem seiner Sprüche in Prosa, „daß einem sichtbaren Punkte ein unsichtbarer vorhergehen müsse, daß der nächste Weg zwischen zwei Punkten schon als Linie gedacht werde, ehe sie mit dem Bleistift aufs Papier gezogen wird, so fühlt er einen gewissen Stolz, ein Behagen. Und nicht mit Unrecht, denn ihm ist die Quelle alles Denkens aufgeschlossen, Idee und Verwirklichtes, potentia et actu, ist ihm klar ge-

worden." Und in der Tat, dies Behagen, dieser Stolz ist eins der Grundelemente poetischen und das will sagen schöpferischen Daseins. Selbst wenn eine Idee, d. h. ein Bild, uns nicht zum Schaffen, sondern nur zum Betrachten anregt, fühlen wir in der hierfür nötigen Zusammenfassung unserer anschauenden Kräfte unmittelbar die Beseligung des Schaffens. Es ist der Punkt, von dem eine Übertragung dieser mystischen Erkenntnistheorie auch in die Gebiete des Geistes möglich erschien, ja unmittelbar notwendig werden mußte: wo in der Natur das Urphänomen hervorsprang, da mußten sich im Geistesleben die hinter dem Vorhange der psychologischen Wirkungen waltenden Ideen enthüllen. So hatte schon Herder die Ideen anschauen dürfen, und so sah sie, vor allem in der Welt des Willens, der durch Kant in der Seelenlehre erst recht wieder entfesselten Kraft, später an erster Stelle Schiller.

Dabei kannte man immerhin das Ungewöhnliche, das gleichsam Aristokratische dieser Erkenntnismittel: und eben in der Begnadigung mit ihnen erschien dem Klassizismus das Schöpferische der Einzelpersönlichkeit enthalten:

Denn unten wogt es schwellend tief im Grunde
Mit der Natur im eng vereinten Bunde,
Allein dem Menschen lang oft unverstanden:
Bis, sich befreiend von des Dunkels Banden,
Ein leuchtender Gedanke aufwärts schießt
Und wie ein Erdenblitz den Himmel grüßt.

In diesem Sinne hat sich der Goethe der letzten Jahrzehnte wohl rückblickend mit der Conceptio mystica beschäftigt. „Gewöhnliches Anschauen, richtige Ansicht der irdischen Dinge, ist ein Erbteil des allgemeinen Menschenverstandes." „Reines Anschauen des Äußeren und Inneren ist sehr selten. Es äußert sich jenes im praktischen Sinn, im unmittelbaren Handeln; dieses symbolisch, vorzüglich durch Mathematik, in Zahlen und Formeln, durch Rede, uranfänglich, tropisch, als Poesie des Genies, als Sprichwörtlichkeit des Menschenverstandes." „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originalen Wahr-

heitsgefühls, das im stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern am Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt." „Geheimnisse sind noch keine Wunder." „Poesie deutet auf die Geheimnisse der Natur und sucht sie durchs Bild zu lösen. Philosophie deutet auf die Geheimnisse der Vernunft und sucht sie durchs Wort zu lösen. Mystik deutet auf die Geheimnisse der Natur und Vernunft und sucht sie durch Wort und Bild zu lösen." „Alle Mystik ist ein Transzendieren und ein Ablösen von irgendeinem Gegenstande, den man hinter sich zu lassen glaubt. Je größer und bedeutender dasjenige war, dem man absagt, desto reicher sind die Produktionen des Mystikers." „Der Mystizismus ist die Scholastik des Herzens."

Zeigen die zuletzt angeführten Sätze, in welcher Richtung sich die mystische Erkenntnis bei Goethe in dessen letzten Zeiten noch weiter umbildete, so ist doch schon die ganze Entwicklung der Weltanschauung des Klassizismus ohne dies Element, in noch mehr ruhigen, klaren Formen, kaum zu denken. Ja bereits die vorhergehende Periode der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges hat es gehabt: und zwar in weit erregterer, sprunghafter Anwendung, wie ihre Psychologie und Ästhetik ohne weiteres erkennen läßt.

In wie regellosem Kampfe hatte man da doch eine Kenntnis des neuen Seelenlebens in einer unmittelbar angeschauten, angeblich nicht mehr metaphysisch bedingten Psychologie zu erwerben gesucht! War aber diese Psychologie, indem sie von einer reicheren Auffassung und Zerlegung der psychischen Erscheinungen in Denken, Wollen und Empfinden ausging, um schließlich über die Begriffe der Spontaneität und Rezeptivität zur Phantasie als der wahrhaft schöpferischen Kraft der Seele vorzudringen, in der auf diese Kraft begründeten Lehre vom Genie denn nicht von neuem deutlich im Begriffe gewesen, der Metaphysik zu verfallen, wenn sie der Auffassung

huldigte, daß das Genie ein göttlicher Funke unbegreiflichen Ursprunges sei?

Und auf dem Gebiete der Ästhetik hatte sich eine ähnliche Wendung gezeigt. Gewiß hatte man sich hier von der alten Vollkommenheits- und Vergnügenslehre des Rationalismus losgelöst und war einer subjektivistisch begründeten Theorie der Kunst zugestürmt, indem man nicht mehr nach der Eigenschaft des Kunstwerkes, sondern des Künstlers gefragt hatte: indes zugleich hatte man dadurch, daß man fast jedem praktischen Wollen die Notwendigkeit ästhetischer Veranlassung unterlegte, die Moral in die Lehre von den Künsten eingeführt und mit ihr jene Fülle transzendenter Anschauungen, die sich an diese knüpften.

So begreift es sich, wenn die neue, doch vornehmlich auf psychologischer und ästhetischer Grundlage rasch aufgezimmerte Weltanschauung dieser Zeiten auch von stärksten metaphysischen Elementen durchtränkt war. Und deutlich wirkte darum auf diesem Gebiete noch der Einfluß der letzten großen Metaphysiker der Vergangenheit nach. Auf Spinoza ging die Auffassung zurück, daß Gott die immanente Weltursache sei, auf Leibniz die Anschauung der Welt als eines Systems wirkender Kräfte. Gewiß war mit der Entwicklung dieser Sätze die eigentlich ontologistische Grundlage der Systeme Spinozas und vor allem Leibnizens beseitigt: die Monaden erschienen nicht mehr als raum- und zeitlos, abstrakt und intellektualistisch gedachte Wesen, sondern waren zu mystischen Weltkräften geworden, und der leibnizischen Kontinuität drohte auch schon ihr raum- und zeitloser Charakter verloren zu gehen: allein noch immer blieb doch die Vorstellung von der Selbständigkeit, Freiheit, Unsterblichkeit, graduellen Verschiedenheit und Zielstrebigkeit dieser wirkenden Kräfte bestehen und damit ein durchaus metaphysisches Element des neuen subjektivistischen Empirismus. Folge wie Ursache dieser halben Wandlung war, daß an die Stelle des abstrakten ein konkreter Universalismus und an die Stelle des denkhaften Ontologismus schon jetzt ein tatsächlicher Mystizismus idealistischen Charakters trat, daß

die Anschauung dem Denken nicht bloß gleichgesetzt, sondern vorgezogen ward, und daß damit eine neue, zwar idealistische, zugleich aber auch intuitiv-mystische, „ahndevolle" Geisteskultur erblühte.

Der Vollender und größte Held dieser Frühkultur des Subjektivismus war Herder gewesen. Denn von ihm kann mit Recht behauptet werden, daß er nicht eigentlich Forscher gewesen sei, sondern nur „eine große Gabe gedankenreichster Reproduktion", einen wahrhaft ahnenden Sinn besessen habe.

Über Herder hinweg aber stieg jetzt, in den Zeiten des Klassizismus, Goethe: Goethe hat wohl einmal selbst seine Frühzeit, da er noch teilweise unter Herderschem Einflusse stand, als seinen Komparativ, die spätere Periode dagegen, seit den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts, die eigentliche Zeit des Klassizismus, als seinen Superlativ bezeichnet. Goethes Weltanschauung nach ihrem Wesen wie ihrer Entstehung gilt es daher vor allem vorzuführen, soll ein tieferes Verständnis des klassizistischen Geisteslebens erreicht werden.

Und da kommt es an erster Stelle darauf an, die Intuition, die „anschauliche Erkenntnis" als Prinzip aller Betrachtung eben im Sinne Goethes näher zu erläutern. Und sehr natürlich, daß sich in diesem Zusammenhange, bei dem rein persönlichen Charakter des Erkenntnisprinzipes, das Wesen des Dichters als für jede nähere Bestimmung entscheidend ergibt. Goethe war dem regellosen, dithyrambischen Ergreifen abgeneigt, so sehr er sich ein Verständnis selbst für Kontemplation und Askese des Mittelalters zu erwerben wußte; geläutert, „rein" zu sein erschien ihm als Vorbedingung jeglicher wirklichen Erkenntnis. Darum sollte seiner Meinung nach im Vorgange des Erkennens eine gleichmütige Stimmung der Seele, durch das allgemeine Interesse des Objekts geleitet, die beobachtende Aufmerksamkeit gleichmäßig auf alle Punkte verteilen; und es sollte das Bestreben obwalten, jeden Gegenstand oder jede Klasse von Gegenständen und so nach und nach das Ganze bis zu seinen äußersten Grenzen und höchsten Zusammenfassungen zu verfolgen. Parteilosigkeit und Allgemein-

heit sollten also möglichst viel Wirklichkeitssinn gewährleisten; und durch ihre Beobachtung sollte der intuitive Mensch leidenschaftslos in jene Höhen entrückt werden, welche die „Erahndung des Göttlichen", d. h. die Anschauung der hinter den Objekten wirkenden Ideen, der Teilkräfte des immanenten Absoluten gestatteten. Das war nach Goethe die „zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird"; und in diesem Sinne übergibt in seinem „Faust" Mephistopheles, als Verkörperung des nüchternen Rationalismus, dem Idealisten Faust bei seinem Forschergange in das unbetretene Reich der Mütter, der metaphysischen Lebenskräfte, den goldenen Schlüssel der Wirklichkeitsintuition, der in seinen Händen aufblitzend die Führung übernehmen soll. Freilich: die Gefahr ist groß, sich bei diesem Gange in das Reich der Schemen zu verlieren, der Wirklichkeit völlig entfremdet und von den Müttern erfaßt und nicht wieder freigelassen zu werden: drum

Den Schlüssel schwinge, halte sie vom Leibe!

In der Tat haben denn auch die Vertreter der neuen mystisch-idealistischen Weltanschauung, allen voran Goethe, die größten Anstrengungen gemacht, reine Idealisten zu werden und dennoch reine Empiriker zu bleiben: vornehmlich durch starke Konzentration der geistigen Fähigkeiten auf die äußeren Sinne: welch wunderbaren Auges und wohl entwickelten Formensinns hat sich nicht eben Goethe und welcher außerordentlichen Erfahrung in rascher Beurteilung von Charakteren hat sich nicht Schiller erfreut!

Allein war das Ziel zu erreichen? Wenn Goethe den Satz aufstellte, daß die Natur alles auf Individualität angelegt zu haben scheine: drückte er dann nicht doch Zweifel schon am Typ und in gewisser Hinsicht auch an der Idee aus? Melancholisch zog schließlich Wilhelm von Humboldt, der tiefsinnigste Vertreter vielleicht der jüngeren Generation des Klassizismus, aus den erkenntnistheoretischen Bestrebungen seines Zeitalters den Schluß: „Jeder eigen gebildete Mensch trägt

sich selbst in die Natur hinüber. Alle unsere Gedanken von Organisation gehen ursprünglich vom Menschen aus; daher läßt sich ein tiefer Blick in die Beschaffenheit der Organisation auch der leblosen Natur nicht ohne physiologische Kenntnis des Menschen tun. — Aber physiologische Kenntnis des Menschen ist nicht ohne psychologische möglich. Darum ist es im höchsten Verstande wahr, daß jeder nur in dem Grade Fülle und Schönheit außer sich wahrnimmt, in welchem er beide im eigenen Busen bewahrt." Extremer Subjektivismus trotz aller Intuition ins Allgemeine, das war das Ergebnis, und dem Klassizismus der idealistischen Zeit folgte die Romantik. —

Wollte man nun aber eindringende Anschauung als Prinzip des Erkennens auf die Welt der Erscheinungen anwenden, so ergaben sich im Bereiche des menschlichen Seelenlebens, und das heißt vor allem in den weiten Bezirken der Geschichte, alsbald die größten Schwierigkeiten; und vielleicht auch deshalb hat sich Goethe diesem Gebiete weniger eingehend zugewandt. Er konnte wohl noch in späteren Jahren sagen, Geschichte schreiben sei eine Art, sich das Vergangene vom Halse zu schaffen, und meinte, die Historiker hätten Sorge zu tragen, daß das Publikum nicht in das Geheimnis hineinsehe, „wie wenig in der Geschichte als entschieden ausgemacht kann angesprochen werden". Dieser klare Verzicht auf tieferes Eindringen hat indes den Dichter nicht gehindert, gelegentlich allgemeinere Eindrücke auch für das historische Gebiet auszusprechen; denn immerhin war er überzeugt, daß große, von Ewigkeit her oder in der Zeit entwickelte, ursprüngliche Kräfte unaufhaltsam auch in der Geschichte walten. So finden sich bei ihm wertvolle Beobachtungen zu jener geschichtlichen Ideenlehre, die später das Denken Rankes beherrscht hat, und es ist bezeichnend, wie sie sich durch Schärfe des Urteils von verwandten Aussprüchen selbst auch Rankes unterscheiden. „Eine jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung, und wie sie sich zu realisieren beginnt, ist sie kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden." „Jede große Idee, sobald sie in die Er-

scheinung tritt, wirkt tyrannisch; daher die Vorteile, die sie hervorbringt, sich nur allzubald in Nachteile verwandeln. Man kann deshalb eine jede Institution verteidigen und rühmen, wenn man an ihre Anfänge erinnert und darzutun weiß, daß alles, was von ihr im Anfange gegolten, auch jetzt noch gelte." Und von solchen Einzelbeobachtungen her stieg der Dichter, wenn auch nicht ständig und systematisch, doch ins Allgemeine; er lebte da aus seiner Erfahrung her des Bewußtseins, daß, wer vor schwierigeren Problemen der Geschichte nicht zurückschrecke, sondern kühn darauf losgehe, sich, indem er weiter gedeihe, höher gebildet und behaglicher fühle; und wir verdanken ihm so hohe allgemeinste Einsichten wie die, daß das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus, das Gefühl der menschlichen Größe sei, die sie errege. Freilich: im ganzen begann für Goethe der Bereich des Unerforschlichen in der Geschichte schon in deren Randgebieten; und so ist es nicht verwunderlich, wenn er sich, um ihn noch einmal persönlich reden zu lassen, auf geschichtlichem Boden schon früh mit dem schönsten Glücke des denkenden Menschen begnügte, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren. Mit um so nachhaltigerem Eifer aber wandte er sich dem sinnlichen Gebiete des Erforschbaren, den Naturwissenschaften zu, denn „die Sinne trügen nicht, aber das Urteil trügt".

Will man ihn auf diesem Gebiete verstehen, so muß man sich erinnern, daß ihm, bei seinem Glauben an die Allbeseeltheit der Materie, alle naturwissenschaftlichen Fragen im Grunde in biologische aufgingen: der Begriff des Lebens ist es daher, den er überall fand und dessen einfachste Phänomene, die Urphänomene, nachzuweisen sein eigentlichstes Bestreben blieb. Nichts ist hierfür bezeichnender, als daß er den Glauben der alten ionischen Naturphilosophen, nach welchem die atmosphärischen Erscheinungen auf einem Ein- und Ausatmen der Erde als eines Lebensorganismus beruhten, in wenig umgeformter Weise durch seine barometrischen Aufzeichnungen bestätigt fand. Und selbstverständlich erschien es ihm hiernach, daß

man die geologischen Epochen der Erdentwicklung, soweit er sie erkannte, biologisch betrachten müsse; der Entwicklung der Erdoberfläche schienen ihm gestaltende Kräfte von höheren Bildungsprinzipien, als sie in Chemie und Physik bekannt sind, zugrunde zu liegen: sie erwiesen sich ihm in der Faltung und Lagerung der Massen tätig und hatten so in ihrer langsamen Auswirkung durch unendlich lange Zeiträume hin die heutige geologische Welt geschaffen.

Sein Hauptaugenmerk aber wandte Goethe unter diesen Umständen ganz besonders den naheliegendsten biologischen Problemen zu, den Fragen der Botanik und der Zoologie also im weitesten Verstande: kaum bedurfte es da noch der äußeren Anregung, die er 1776 in Weimar durch Schenkung eines Gartens von seiten seines Herzogs erhielt, um ihn auf die anscheinend elementarste der hier in Betracht kommenden Aufgaben, auf die Biologie der Pflanzenwelt, hinzuweisen.

Was er nun hier suchte und schließlich schaute hinter den mannigfaltigen Formen der Flora, war nicht etwa eine möglichst einfache Pflanze, ein niedrig stehendes pflanzliches Lebewesen, aus dem in unendlich langer zeitlicher Entwicklung die höher organisierten Pflanzen durch irgendwelche Wirkungen hervorgegangen wären: fern blieb er dem Darwinischen Gedanken einer kausalen Entwicklung. Und fern war er auch verwandten Vermutungen Kants, die freilich der Königsberger Weise selbst, obwohl er sie etwas genauer ausführte, ein „gewagtes Abenteuer der Vernunft" genannt hatte. Was er zu finden bestrebt blieb, war gewiß auch eine Urpflanze, doch ganz anderen Charakters. Er nahm an, allen Pflanzen müsse die im Grunde zeit- und raumlose, aber energiebegabte Idee eines allgemeinsten pflanzlichen Typus zugrunde liegen, ein Gebilde, das die Fähigkeit zur Ausbildung nicht bloß aller wirklich bestehenden, sondern auch noch zahlreicher, einstweilen nur denkbarer Pflanzenformen in sich trage; ein Gebilde, das mit Geistesaugen sehr wohl zu schauen sei und das mit einem einzigen Blick das wirkende Ganze jeglicher Pflanzenwelt zu erfassen erlaube. Das Gebilde selbst anschaulich zu gestalten,

war seine Sorge vornehmlich während der achtziger Jahre; und die Reise nach Italien (1786—1788), die Betrachtung der Wandlungen des pflanzlichen Lebens in den Alpen, der Anblick einer anderen Vegetation vom botanischen Garten zu Padua bis südlich hinab zu den Kaktusfeldern Siziliens brachte ihm die Lösung. Was er anfangs noch hypothetisch ausgesprochen hatte, das wurde ihm nun anschaulich darstellbare Überzeugung: die Urpflanze entwickelt sich durch Ausdehnung und Zusammenziehung aus der einfachsten Bildungsform, dem Blatte. Der Keim ist der Idee nach ein zusammengezogenes Blatt; dann folgt die erste Ausdehnung in den Kotyledonen; und nun sproßt im Wechsel von Zusammenziehung und Ausdehnung Trieb auf Trieb, Knoten auf Knoten, Blatt auf Blatt: bis sich das ganze System im Kelche von neuem zusammenzieht, in der Blumenkrone ausbreitet und in den Staubgefäßen und im Stempel wie in der Fruchtbildung eine neue Zusammenziehung und Ausdehnung erlebt. In diesen Stufen ihrer Bildung entfaltet sich die Idee der Pflanze von innen heraus nach dem in ihr webenden Grundsatze des Lebens, und diese Bildung wiederholt sich in jeglicher Pflanzenart der bekannten Flora:

Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,
Und die seltenste Form bewahrt im Geheimsten das Urbild.

So ist es die Idee von einem stufenweise, wie auf einer „geistigen Leiter" vom Samen bis zur Frucht sich umbildenden pflanzlichen Grundorgan, welche die unendliche Vielheit des Pflanzenlebens beherrscht; von Anbeginn hat sie sich in diese Vielheit ergossen, und niedrig und hoch organisierte Formen sind in gleicher Weise unmittelbar aus ihr hervorgegangen. In diesem Sinne ist die Urpflanze ein Urphänomen, und als solches unverwüstlich, erhaben über Raum und Zeit:

Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit,
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit —
Die Mütter sind es.

Der Urpflanze aber mußte ein Urtier entsprechen. Freilich: viel schwerer war die Idee dieses Urtieres anschaulich zu erfassen bei den um ein Unendliches reicher gestalteten Formen der Tierwelt; und vor allem gab es scheinbar unter den animalischen Wesen nicht jene Kontinuität der Formen, die doch eine Voraussetzung war für die Zurückführung von ihnen allen auf ein gemeinsames Prinzip: und insbesondere vom menschlichen Skelett behaupteten die Anatomen der Zeit, daß ihm der Zwischenkieferknochen und damit der volle Parallelismus der Bildung mit den Skeletten der höchst entwickelten Tiere fehle. Hier vor allem war es darum, wo Goethe mit seinen Forschungen einsetzte: und durch Entdeckung des menschlichen Zwischenkieferknochens (1784) stellte er für die Fauna jene lex continui Leibnizens her, deren er bedurfte, um die Anschaulichkeit des ideellen Urtieres zu ermöglichen. Nun aber galt es diese Anschauung selbst zu entwickeln. Es war eine Aufgabe, der der Dichter gleichzeitig mit der Lehre von der Urpflanze in Italien nachging; und ein geborstener Schafschädel, den er 1790 auf den Dünen des venetianischen Lido fand, wies ihm hier besonders deutlich den schon früher geahnten Weg. Er behauptete jetzt, daß Schädelknochen und Gehirn ideell nur Endglieder der Wirbelsäule und des Rückenmarkes seien[1], und er drang, wenn er auch im übrigen einen klaren Weg zur ideellen Veranschaulichung des Urtieres nicht fand, doch zu einem allgemeinen Satze über die Art seiner Auswirkung in den einzelnen realen Tierformen vor, dem das Gesetz der sogenannten Korrelation oder Kompensation der Organe der heutigen Physiologie entspricht: zu dem Satze nämlich, daß sich im Urorganismus alle Glieder gleichmäßig ausgebildet das Gleichgewicht halten müßten, und daß die Mannigfaltigkeit der realen Tierformen entstehe, indem sich die Kraft der Bildung auf bestimmte Glieder werfe und dafür

[1] Daß dies bei den Urfischen oder Selachiern tatsächlich der Fall ist, hat 1872 Karl Gegenbauer nachgewiesen; vgl. Steiner, Goethes Weltanschauung S. 122.

andere in der äußeren Erscheinung gar nicht oder nur andeutungsweise entwickelt würden. Diese Kraft der Bildung aber werde ausgelöst durch den Reiz äußerer Einflüsse: so daß von den unzähligen, im Urtier wie in der Urpflanze der Idee nach enthaltenen Organismen eben nur diejenigen entstehen, auf welche gewisse äußere Reize hinwirken.

Es ist der Punkt, in welchem Goethe, wie an verwandten Stellen auch Herder, die Grundgedanken der Entwicklungslehre Darwins aufs nächste zu berühren scheint, wie er denn in der Tat gelegentlich die Behauptung aufgestellt hat, daß die Urbilder sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbilden[1]. Indes ganz abgesehen davon, daß diese Umbildung von Goethe als eine doch wesentlich spontane, von inneren Bildungskräften getragene angesehen wurde und nicht als eine kausal von außen her veranlaßte, so stand der Dichter vor allem ganz allgemein dem zeitlich-kausalen Entwicklungsgedanken zurückhaltend gegenüber; und er hatte, bei der noch recht begrenzten Kenntnis naturwissenschaftlicher Tatsachen in seiner Zeit und gegenüber phantastischen Versuchen einer Entwicklungstheorie, wie sie vornehmlich in Frankreich auftraten, allen Grund zu diesem Verhalten.

Nicht also eine Entwicklungstheorie der Lebewesen im Sinne tatsächlicher, kausal bedingter Entfaltung aus einem primitiven, konkreten Urorganismus hat Goethe aufgestellt, sondern die Lehre von der Metamorphose idealer pflanzlicher und tierischer Urphänomene in die, sei es nun ärmlich, sei es reich entwickelten Formen der vorhandenen Pflanzen- und Tierwelt.

Indem der Dichter aber die ideellen Kräfte und Urformen mit „Geistesaugen" im ganzen Bereiche des uns unmittelbar sichtbaren Lebens ausgegossen schaute, war er weit davon entfernt, die Wirkungsgewalt dieser Kräfte in den engen Kreis des spezifisch Biologischen einzuschließen. Auch die Erde be-

[1] „Vorträge über die drei ersten Kapitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie", 1796.

trachtete er als einen von besonderen ideellen Urphänomenen durchwirkten Gesteinskörper, als einen Organismus. Und weit darüber hinaus hat er seine Betrachtungsweise selbst auf die spröden Gebiete der reinen Physik und Chemie noch ausgedehnt.

Das ist der Zusammenhang, in dem seine Farbenlehre verständlich wird, wenn sie auch zunächst durch rein ästhetisch-psychologische Bedürfnisse in ihm angeregt wurde, durch die Notwendigkeit nämlich, die warme und kalte, die aufregende und die beruhigende Wirkung gewisser Farben und Kolorite zu erklären.

Goethen mußte da bei seiner ganzen Anschauungsweise ein Betrieb der Naturwissenschaft unverständlich bleiben, der eine Reduktion der physikalischen und chemischen Erscheinungen nur auf quantitative Momente vornahm: wo hätten da die qualitativ unterschiedenen Urphänomene, die Ideen bleiben sollen? Fern stand er darum dem Begriffe der mechanischen Kausalität überhaupt, wie ihn seit der weiteren mathematischen Durchbildung der Mechanik im 17. Jahrhundert die Welt der Naturforscher ständig verwertete und wie ihn Newton zu der heute geltenden Erklärung der Erscheinungen des Lichtes angewandt hatte. Von seinen allgemeinen naturphilosophischen Voraussetzungen aus bedurfte der Dichter vielmehr auch in der Welt der reinen physikalisch-chemischen Erscheinungen der Annahme qualitativer Momente: denn nur diese konnten die anschauliche Erkenntnis verschiedener, hinter den physikalisch-chemischen Erscheinungen stehender Urphänomene vermitteln.

Und schienen solche qualitative Elemente nicht gerade in der Farbenwelt, in der verschiedenen psychologischen Wirkung der einzelnen Farben, vorhanden zu sein? Von dieser Wirkung ging er aus: als die polaren Gegensätze innerhalb der Skala dieser Wirkungen erschienen ihm bald Licht und Finsternis, und es gelang ihm seiner Auffassung nach, experimentell deren Mischung zu Gelb, einem durch Finsternis gedämpften und darum warmen Licht, und Blau, einer durch das Licht abgeschwächten Finsternis und dadurch kalten Farbe, sowie zu

allen anderen Farben mit besonderen qualitativen Wirkungen nachzuweisen. Und so war denn auch auf diesem Gebiete die geforderte idealistische Anschauung der Natur erreicht, nur daß hier, in der für unseren Augenschein zunächst unbelebten Welt, die Urphänomene weit unmittelbarer als in der belebten Welt zutage traten: hatte sich doch aus den Urphänomenen des Lichts und der Finsternis und deren Auswirkung ohne weiteres die bunte Welt der empirischen Farben ergeben.

Wenn sich aber so auch die physikalisch-chemischen Vorgänge, wie die Farbenlehre zeigte, nicht minder einer typisch anschauenden Erkenntnis zu erschließen schienen, wenn bei ihnen Urphänomene hervortraten wie auf dem Gebiete der biologischen Metamorphosen Urtier und Urpflanze: was stand dann noch weiter hinter diesen Ideen und Kräften? Und wie war es möglich, von ihnen aus noch fürder eine Stufe vorzudringen hinein und hinab in die tieferen Kammern des Lebens?

Es ist die Stelle, an welcher Goethe abbricht. Er ist überzeugt davon, daß der lebendige Bund zwischen leiblichem und geistigem Auge uns zur Erkenntnis der Natur als einer kräftedurchströmten, organischen Erscheinung, als eines sinnlich-übersinnlichen Elements befähige — darüber hinaus dagegen in klarer und das heißt ihm in anschauender Erkenntnis vorzudringen, ist uns versagt. Denn das spekulative Denken, das wohl die Urbilder und Urphänomene zusammenfassen könnte zum Aufbau irgendeines metaphysischen Systemes, ist nach des Dichters Auffassung ein gegenüber der Intuition verkümmertes Denken:

Ich sag' es dir: ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Oder wie Goethe es in einem Briefe an Jacobi einmal nicht minder entschieden ausdrückt: „Gott hat Dich mit der Meta-

physik gestraft und Dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich mit der Physik gesegnet."

Aber setzt nun eine solche Haltung etwa überhaupt Kühlheit gegenüber den größten metaphysischen Fragen des Menschenseins voraus? Wie hätte Goethe in seiner intuitiven Betrachtung der Dinge nicht auch fromm sein sollen! Eben in der Ehrfurcht seiner Intuition, wie er sie täglich übte, bestand sein Gottesdienst. Denn Ehrfurcht der Betrachtung hieß ihm Hingabe im Schauen:

In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich dem ewig Ungenannten —
Wir heißen's fromm sein . . .

Und so war sein Leben, abgesehen von den explosiven Jahren der Jugend und den in immer tiefere Mystik getauchten Jahrzehnten des Greisenalters, tatsächlich in der Ehrfurcht verankert vor den dunkeln, nicht völlig enträtselbaren Geheimnissen der Natur und der Geschichte, hinter denen sich dem Schauenden göttliche Kräfte webend und waltend zeigten, und in dem innigen Kulte eben dieses Schauens. Da schien sich denn wohl der Kosmos als ein wunderbarer Organismus des Alls zu enthüllen, in dem Leben und Dasein bedingt waren durch das gesetzmäßige Wechselspiel der Glieder und fruchtspendend die goldenen Eimer auf und nieder stiegen; und als ein ewiges Anziehen und Abstoßen, als ein Trennen und Verbinden der Kräfte, als Polarität, erschien das Triebrad der Natur:

Die endliche Ruhe wird nur verspürt,
Sobald der Pol den Pol berührt;
Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit,
Daß er die Pole für ewig entzweit!

Und hinderte da noch etwas, an all diese Wechselwirkungen als die Erscheinung einer in dem Ganzen teleologisch wirkenden, metaphysischen Kraft, einer Idee über alle Ideen, zu glauben?

Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Liebe! Herz! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles.

So hat der jugendfrische Goethe empfunden; und der alternde formulierte es nur bedächtiger: „Ich glaube einen Gott': Dies ist ein schönes, löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden." Und so fühlten, so empfanden im Grunde auch all die Großen der Zeit, ein Herder, ein Kant, ein Schiller: und trotzig mochte der alte Goethe von seinem Glauben und dem Glauben der Besten dieser Zeit sagen: „Es wäre nicht der Mühe wert, siebzig Jahre alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Torheit wäre vor Gott."

In der Tat: auf dem tiefsten Ankergrund des neuen Seelenlebens war diese neue Gottesinnigkeit befestigt: denn wie mochte eine Zeit, der Seelenleben engstverschlungenes Zusammenwalten aller geistigen Kräfte hieß, einem Gotte leben, der nur von außen stieß? Auch diesmal malte sich der Mensch in seiner Anschauung der Ewigkeit.

Aber hieß diese Anschauung nicht auch Entsagung? Bedurfte es nicht stiller Selbstüberwindung, jene letzten Kammern des Lebens nicht gewaltsam zu öffnen, die sich dem Wissensbedürftigen so hartnäckig verschlossen? Wie schwer mochte da dem Forschenden die Antwort auf ein Wie?, Wann? und Wo? lauten —:

Die Götter bleiben stumm!
Du halte dich ans Weil, und frage nicht warum!

Und konnte die Süßigkeit des Schauens allein über all die herben Stunden der Resignation hinwegheben? Es ist mitnichten Goethes Meinung. Intuition ist ein hoher Wunsch, doch nicht der höchste. Der zweifelnden Pein der Entsagung kann nur Herr werden, wer schafft; und über dem Anschauen steht die Pflicht. So fährt Faust wohl hinab zu den Müttern,

um im Reiche der Ideen, der ewigen Urformen des Seienden, anschauend-selig zu weilen. Und Szenen voll wärmster Farbenpracht umschlingen ihn und führen ihm in der klassischen Walpurgisnacht die idealen Schemen der Geschichte vor. Aber wie wenig stillen sie seinen Durst. Aus dem Schattenreiche des Anschauens stürzt er fort in den Kampf mit den harten Mächten der Wirklichkeit bis zum Ringen schließlich gegen die Natur selbst: und mit dem Meere besteht er den siegreichen Strauß, um „auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn“ [1].

Und erst auf diesem Boden, auf dem Boden herben Kampfes und härtester Tat, erwächst dann wie Faust so dem Dichter das Ideal der Unsterblichkeit. Eben darum ist die Unsterblichkeit der Seele Goethen kein Gegenstand der Erkenntnis, sondern eine praktische Forderung gewesen. Und als Forderung war sie ihm keineswegs für alle, Tüchtige und Untüchtige, gleich selbstverständlich, sondern hing ihm ab vom Werte persönlichen Tuns. „Wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein“;

Wer keinen Namen sich erwarb noch Edles will,
Gehört den Elementen an: — so fahret hin!

In diesem Zusammenhange konnte der Dichter wohl scharfe Worte von „niederem Weltgesindel“ sprechen, von einem „wahren Monadenpack, womit wir in diesem Planetenwinkel zusammengeraten sind“ — und niemals hätte er moralischer und intellektueller Faulheit, taten- und gesinnungslosem Wesen die Unsterblichkeit zuerkannt.

Es sind die Züge seines Wesens, in denen er sich vielleicht am innigsten mit seinem großen Mitkämpfer, dem Freunde seines reifen Mannesalters, dem Ideal seiner späten Tage, mit Schiller berührt hat.

7. Schillers Weltanschauung ist aufs engste mit seinen besonderen sittlichen und künstlerischen Idealen verflochten.

[1] Windelband, Straßburger Goethevorträge S. 106.

Wir würden ihr nicht gerecht werden, wenn wir uns nicht durch deren Darstellung den Zugang zu ihr eröffneten — ja sie eben in ihrer Auswirkung in diesen recht eigentlich schon kennen lernten. Ethik und Ästhetik Schillers aber lassen sich in ihrer vollen Reife wiederum kaum verstehen ohne die Parallelarbeit, ja teilweis unmittelbare Mitarbeit Goethes: und so soll zunächst von dieser erzählt werden.

Da ist es denn für den Leser des soeben beendeten Abschnittes kaum nötig zu bemerken, daß Goethes Lehre von der Kunst ganz in seiner Naturanschauung wurzelte. Keineswegs aber lief sie in diesem Zusammenhange auf den Gedanken einer bloßen Nachahmung der Natur hinaus, wie sie noch die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts gelehrt hatte, und wie sie auch den Zeiten der Empfindung und des Sturmes und Dranges, insofern diese einen neuen Naturalismus der Dichtung entwickelten, nicht eben fern gestanden hatte. Vielmehr, wie der Dichter in seiner Naturbetrachtung tief hinab griff bis auf die Ideen und Urphänomene, um aus ihrem innersten Wirken die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu verstehen und abzuleiten, so drang er auch in der Welt der Dichtung und Kunst alsbald von der Hülle der Erscheinung zu deren Kern, zu deren tieferem Sinne vor. Und konnte er, indem er so verfuhr, nicht in der Tat auf ein „Urphänomen" der Kunst treffen? Schopenhauer hat einmal geäußert, der Begriff, so nützlich er fürs Leben und so brauchbar, notwendig und ergiebig er für die Wissenschaft sei, bleibe doch für die Kunst ewig unfruchtbar: die aufgefaßte Idee sei die wahre und einzige Quelle jedes echten Kunstwerkes. Es ist die Elementarerfahrung aller großen idealistischen Künstler gewesen jeglicher Zeit und jeden Ortes. „Um eine Schöne zu malen," schreibt Raffael an seinen Freund Castiglione, „müßte ich deren mehrere sehen; da nun aber immer Mangel an richtigem Urteil wie an schönen Frauen ist, bediene ich mich einer gewissen Idee, die in meinem Geiste entsteht." Und Dürer, Raffaels großer Zeitgenosse und bewußter Nebenbuhler, meint dasselbe mit dem epigrammatischen Worte, die Kunst stecke in der

Natur, wer sie da heraushole, der habe sie. Gewiß bestehen bei all dieser Übereinstimmung der schöpferischen Naturen der Kunst und Dichtung über die Art ihrer Tätigkeit noch Unterschiede für die einzelnen Zeiten und Zeitalter; so in der Intensität des ursprünglichen Erfassens der Natur, die z. B. durch das Einspannen wissenschaftlicher Beobachtungsmittel sehr gesteigert werden kann; so in dem fehlenden oder vorhandenen Wettbewerb, der dem eigenen Auffassen des Künstlers durch die noch fortwirkende Auffassung der Künstler der Vergangenheit gemacht wird; so vor allem in den Unterschieden des Seelenlebens der einzelnen Kulturzeitalter, aus deren Nährboden der schaffende Künstler die Kräfte spezifischer und zeitlich wechselnder Auffassungsfähigkeit saugt. Aber in seinen elementaren Eigenschaften bleibt sich der schöpferische Akt des Künstlers doch allezeit gleich: und die Erahndung dieser Eigenschaften in eingehendstem Anschauen und Denken hat eben Goethe vom Künstler gefordert.

In die besondere Zeit des Klassizismus aber stellte Goethe in seinen Betrachtungen das Urphänomen der Kunst durch eine Anzahl von Beobachtungen, die sich am besten in einem Aufsatze des Jahres 1788 mit der Überschrift „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil" zusammenfinden. Hat ein Künstler, so wird hier ausgeführt, sich in langer, emsiger Arbeit mit treuem Sinn an die Natur gehalten, so wird er dazu gelangen, mit den so erlernten Formen, wie mit einem Eigentum, in einiger Freiheit zu schalten. Er wird sich aus diesen der Natur abgelernten Formen eine Sprache bilden und sie zum Ausdrucke seiner innerlich gehegten Eigenart verwenden. Aber über diesen beiden Vorgängen gibt es noch einen dritten, höheren, höchsten: er entsteht durch Einblick in die Eigenschaften der Gegenstände, durch Überblick über die Erscheinungen; in ihm verliert sich der Künstlergeist in das Objekt, um diesem dadurch eine stärkere Fülle des Sinnes und Gehaltes und eine sonst nie gehörte Sprache zu verleihen[1].

[1] Vgl. Stein, Ästhetik der deutschen Klassiker (Reclam) S. 28—29.

Man sieht: es genügt Goethen nicht, daß durch mechanische Zusammensetzung gleichsam einzelner vorzüglicher Stücke, die sich in verwandten Erscheinungen der Natur zerstreut finden, eine Art von Urbild, ein Typ künstlerisch gestaltet werde; dieser Akt war zum Teil das Verfahren des Sturmes und Dranges gewesen. Nein: er fordert darüber hinaus noch eine ruhige, anschauliche Versenkung in die typischen Seiten des Gegenstandes bis zum mystischen Sichverlieren in demselben und darauf eine Wiedergeburt des künstlerischen Vermögens aus dieser Versenkung in dem Sinne, daß sie zu einer real-idealistischen Nachschöpfung befähige: und eben hierin sieht er die Aufgabe einer idealistischen Kunst, für uns der Kunst des Klassizismus. So versteht es sich, daß ihm das Schöne zu einer Manifestation geheimer Naturgesetze wird, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben; und daß er, wenn die Natur ihre offenbaren Geheimnisse zu enthüllen anfängt, eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst, empfindet. Und so werden ihm Typ im höheren Sinne und Symbol zu den erhabensten Formen wie jeglicher Kunst so auch der Dichtung; und er erhebt sich, vor allem in seiner Lyrik, über sein ihm begrifflich unverständlich bleibendes Selbst, indem er sich als fremd anschaut und sein Selbst in typisierten und symbolisierten Empfindungen und Handlungen wie in dem reinigenden Bade einer höchsten Selbstreflexion von neuem gestaltet. Denn „das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentiert, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen."

In der objektiveren Kunst aber, wie sie sich der Lyrik entgegenstellt, im Epos und im Drama brachte diese Auffassung doch auch eine typische Durchformung der behandelten Gegenstände mit sich, in der sich nicht minder Allgemeines und Besonderes zu einer höheren, eben nur noch dichterisch zu erfassenden Einheit verbanden. Denn auch hier handelte es sich nach Goethe nicht bloß um ein typisches Schicksal, das,

„wie verschieden sonst durch Einwirkung äußerer Umstände die Lebensgeschichte der einzelnen erscheinen möge, bei einer größeren oder kleineren Anzahl von Menschen immer wie ein Thema durch ein Tonstück hindurchgeht, und all diesen Leben, so verschieden ihr Äußeres sein mag, eine innere Ähnlichkeit gibt“ [1]. Vielmehr darauf kam es an, die Handlung, wie es schon Lessing ausgedrückt hatte, über das Typische hinaus noch zu ihrem eigenen Ideale zu simplifizieren und ihr in diesem Sinne Charaktere und Gespräche, Kausalnexus und Szenen anzupassen.

Es sind die Grundzüge der Kunst des Klassizismus, und man versteht ohne weiteres, wie sie aus Goethes Weltanschauung herauswuchsen: hier war schöpferisch und intuitiv jene Einheit metaphysischer Weltbetrachtung hergestellt, welche Goethe auf verstandesmäßig-spekulativem Wege zu erwerben verschmähte. Eben darum war es nicht des Dichters Art, diese Auffassung bis ins einzelnste durchdacht systematisch zur Aussprache zu bringen. Er lebte und webte in ihr, und er ließ sich an dieser Weise des Besitzes genügen. Ganz anders dagegen beim Betreten verwandter Wege Schiller. Ihn führte innerste Beanlagung immer wieder bis zum Aufsuchen höchster Prinzipien und zur Ausbreitung der Einzelerfahrungen erst innerhalb des Bereiches derselben; und da ihm die ästhetische Betrachtung im Grunde überhaupt der Weg aller Erkenntnis war —

Nur durch das Morgentor des Schönen
Dringst du in der Erkenntnis Land —:

so lag es ihm um so näher, als Grundlage seiner Weltanschauung ästhetische Ideen systematisch zu entwickeln.

Innerhalb dieses Kreises der Betrachtung aber hat Schiller eigentlich nur die freilich lebendigste und bewegendste Grundvorstellung seiner ästhetischen Gedankenwelt, die Vorstellung der Harmonie, noch tiefer gewonnen. Denn diese Vorstellung war ihm allerdings persönlichstes und unmittelbarstes Lebens-

[1] So die Definition von Otto Ludwig, Werke 2, 190.

bedürfnis, und sie allein schien ihm auch, bei mehr äußerlicher Betrachtung, in einer Zeit, da eine Fortbildung der nationalen Wirtschaft zu immer breiterer Arbeitsteilung führte, und in einer Periode subjektivistischer Berufsteilung den Menschen und das in ihm, was er später gern als Totalität bezeichnete, noch retten zu können. „Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als ein Bruchstück aus," klagte er, und nur die Kunst als Inbegriff der Harmonie schien ihm die Folgen dieses Zusammenhanges beseitigen zu können. Es ist eine stetige Klage des subjektivistischen Zeitalters, die hier elegisch zum erstenmal ertönt: die Klage, die der Kunst — und neben ihr der Religion — noch in unseren Tagen ihre auch sozialgeschichtlich hohe Wirkung sichert: das Motiv, das zugleich die enge Verbindung ethischer und ästhetischer Betrachtungsweise in allen subjektivistischen Zeitaltern verständlich macht.

Schiller hat sich schon auf der Karlsschule in Stuttgart mit Philosophie beschäftigt. Was ihm da anfangs nahe trat, war die Leibniz-Wolffsche Lehre und die Glückseligkeitsmoral der Aufklärung; wirksam wurde auch die durch Garve vermittelte Schönheitsphilosophie Shaftesburys und daneben wohl auch die Moral Fergusons: eine Zusammenfügung ethischer und ästhetischer Anschauungen des englischen Subjektivismus traf am ehesten und frühesten die Bedürfnisse seines Herzens. In welchem Grade, das zeigen schon die Abhandlungen aus seiner Elevenzeit, die, als Lösungen medizinischer Aufgaben gedacht, sich im Grunde doch in philosophischen Spekulationen ergehen: der Leitsatz der ersten vom Jahre 1779 war, daß die menschliche Seele um so glücklicher sei, je umfassender sich ihre Anschauung des göttlichen Kunstwerks gestalte; die zweite vom Jahre 1780, der Versuch „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" lief gar schon, nach starker Betonung der tierischen Seite, auf die entscheidende Forderung einer stetigen Harmonie zwischen Geist und Natur hinaus.

Und dies blieb denn auch das, wenn auch mannigfach

variierte Grundthema in Schillers Empfinden und Denken. Es tönt wieder aus dem noch in Stuttgart entstandenen Aufsatze „Über das gegenwärtige deutsche Theater" in der Form theosophischer Ahnungen einer Harmonie der sittlichen und natürlichen Welt, von denen aus schon eine idealistische Vermittlung zwischen Natur und Kunst gesucht wird: der Dichter dürfe die Erscheinungswelt nicht platthin nachahmen, sondern müsse sie verdichten. Es findet einen ersten systematischen Ausdruck in den Philosophischen Briefen des Jahres 1786, einem „Glaubensbekenntnis der Vernunft", das man wohl am besten als eine Art ästhetischer Theosophie auf vager pantheistischer Grundlage bezeichnen kann. Gott erscheint hier dem Dichter als Künstler und die Welt als Kunstwerk, zugleich aber ist das Universum der unendlich geteilte Gott. Und so besteht es in einer inneren Harmonie, die sich uns als Schönheit offenbart: und die Anschauung dieser Schönheit ist unser eigentlicher Beruf: der Beruf, der uns glückselig und daher, nach alter Glückseligkeitslehre, auch vollkommen und tugendhaft machen wird. Darum bleibt dieser Beruf auch nicht passiv; er wirkt sich aus in der Begierde, auch andere glückselig zu sehen und wird auf diese Weise zur schaffenden Liebe. In diesem Zusammenhange scheint es dann so, als ob Schiller, wie er für die Ästhetik insbesondere der Dichtkunst schon das Denken des individualistischen Zeitalters überschritten hatte, nun auch für die Ethik sich zu einem ähnlichen Schritte anschicke; aus seiner Vorstellung der Liebe fordert er eine freie, uneigennützige Hingabe an das Ganze, so wie sie später etwa der Marquis Posa predigen wird: es ist eine Vorbildung des strengen Pflichtgebotes Kants.

Im übrigen aber waren sich Schiller und noch mehr der an den Philosophischen Briefen mitbeteiligte ältere Körner nicht im unklaren darüber, daß diese ganze Konzeption insofern ein „bestandloses Traumbild" sei, als ihr die erkenntnistheoretische Grundlage fehle; und als Körner das aussprach, sah Schiller darin eine „entfernte Drohung mit Kant", mit dem er sich allerdings beschäftigen müsse.

Zunächst indes wurde in Schillers Entwicklung alles weitere philosophische Grübeln durch einen mächtigen Drang zu handeln abgelöst, wenn auch eben dieser Drang, auf Kunst und bald auch auf Wissenschaft, insbesondere Geschichte, gerichtet, die wichtigsten Anregungen zu einem künftigen, höheren allgemeinen Denken lieferte. Es sind die Zeiten, da der Dichter dem klassischen Altertume näher trat: alsbald erschienen ihm seine Vorstellungen einer harmonischen Schönheit und einer universalen Schönheitsharmonie lebendiger im Gewande der Alten. Und es sind zugleich die Zeiten, in denen ihm aus seinen historischen Studien heraus nun doch ein besonderer Beruf, die Vertretung einer Geschichtsprofessur in Jena, erwuchs. Es war eine seiner Natur entgegenkommende Aufforderung zum Durchdenken universalgeschichtlicher Probleme; nun erschien ihm die Kunst als Erzieherin des Menschengeschlechts und Bezähmerin wilder Sitten, und jene philosophische Auffassung des Schönen als des harmonischen Ausgleiches der mehr sinnlichen und der mehr geistigen Kräfte des Menschen ward zur Grundlage einer kulturhistorischen Anschauung des Entwicklungsganges der Menschheit.

Aber wie hätten bei Schiller die eigentlichen philosophischen Regungen jemals länger ruhen können. In jenem glücklichsten Jahre vielleicht seines Lebens, da er in Jena als junger Ehemann und neuernannter Professor Haus hielt, 1790, drängten sie sich wiederum machtvoll empor. Und nun ließ sich, zur festeren Fundamentierung, Kant nicht mehr umgehen; Schiller wollte sich ganz in ihn versenken, und wenn es ihn drei Jahre seines Lebens koste; und er begann mit dem Studium der soeben erschienenen Kritik der Urteilskraft, die unmittelbar in die ihn zumeist fesselnden ästhetischen Fragen einführte.

Gewiß ist denn auch die Kantsche Philosophie das Stahlbad gewesen, worin der Dichter seine starke philosophische Anlage zu männlicher Klarheit des Denkens geläutert hat. Und sicherlich sind einige Teile der Kantschen Lehren unmittelbar oder in stark nachgebildeten Analogien in seinen geistigen Besitz

übergegangen. Allein daß er von Kant im ganzen abhängig sei, wird man nur auf Grund mehr äußerlicher Zusammenhänge behaupten können.

Schon in der Ethik, einem der Hauptstücke der Kantschen Philosophie wie der Weltanschauung Schillers und der Klassiker überhaupt, sind die Klassiker selbständig genug; und für Schiller insbesondere ist der Nachweis geglückt, daß alle Fundamente seiner nachkantischen Morallehre auch schon in den Schriften und Gedichten seiner Jugendzeit vorhanden waren. Eine gemeinsame Grundlage Kants und Schillers zeigt sich allerdings in dem Gegensatze von Natur und Geist, den beide primär setzen; eine gemeinsame Grundlage auch darin, daß Kant jeden elementaren sittlichen Trieb und somit jede psychologische Bedingung des sittlichen Handelns leugnet und Schiller das sittliche Handeln im Grunde von dem, von ihm um ein Mehreres elementar vorgestellten ästhetischen Triebe abhängig denkt. Aber daneben im Oberbau welche Verschiedenheiten! Für das praktische Handeln nahm hier Schiller, ebenso wie Herder und Goethe, das Ideal schon der älteren subjektivistischen Periode auf, daß es für jedermann letztes Ziel bleiben müsse, seine Individualität zum höchsten eben noch erreichbaren Gipfel des Eigenen emporzuerziehen, wenn er dabei auch — wie nicht minder Goethe und auch der ältere Herder — von der gegenwiegenden Überzeugung ausging, daß eben auf diesem Wege jedermann der Gesamtheit am besten nütze, die Gesamtansicht also zugleich auch sozialpsychisch gerechtfertigt sei. Es war eine Lösung, die in den Jahren des Klassizismus dadurch ermöglicht wurde, daß sich im Verlaufe des nationalen Seelenlebens der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der Tat der Affekt zum Ausdrucke vernünftigen Willens und das Gebot der Vernunft zum freien Wunsche der Neigung abzuklären begann, daß ein immer höher steigender Geschmack die Sinnlichkeit mit dem klugen Wollen zur Einheit zusammenzuschließen schien. Traf aber diese Auffassung eines künstlerisch-sittlichen Kosmos der Seele die Anschauung Kants? Höchstens insofern ließe sich ein engerer

Zusammenhang zwischen dem kategorischen Imperativ des Philosophen und der Moralauffassung der Klassiker herstellen, als beide auf strengstem Dienste an der Wahrheit beruhten — nur daß diese von den Klassikern mehr dem Verständnisse des augenblicklichen psychischen Bildungsganges der Nation, von dem Philosophen mehr der Betrachtung eines allgemeineren Verlaufes der Welt entnommen wurde — und als die Dichter, unter Zulassung der tatsächlichen und praktischen Forderungen Kantscher Moral, dennoch Raum behielten für die Entfaltungsmöglichkeiten des Genius.

Noch weniger als auf dem Gebiete der Ethik hat Schiller in den letzten und höchsten Forderungen seiner Ästhetik unmittelbare Berührung mit Kant, so sehr er diese Forderungen auch in einer Art von Analogieschlußkette zu erkenntnistheoretischen Schlußweisen Kants zu entwickeln scheint. Vielmehr stimmt Schiller letzlich fast völlig mit Goethe zusammen und steht gewiß mit unter dessen Einfluß.

Schiller zog auf diesem Gebiete seine Schlußergebnisse auf einer Grundlage, die aufs breiteste in der Psychologie und Ästhetik der frühsubjektivistischen Perioden verankert war. Die Seele, von der er ausging, war die allseitig selbsttätige, welche die Psychologie der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges seit Creutz (1754) gefordert hatte; und innerhalb der Wechselwirkung ihrer Vermögen nahm der Dichter mit Tetens eine anregende Wirkung vor allem des Gefühls, des „Herzens", auf die anderen Vermögen an. Nicht minder war der Geschmack, den Schiller kannte, der, den schon Baumgarten gepredigt hatte: eine gehobene, durch Harmonievorstellungen veredelte Sinnlichkeit. Und eben in diesem Begriffe lag zugleich die Verknüpfung mit der Ethik. Da hatte aber ebenfalls schon Mendelssohn den Satz ausgesprochen, daß die Kunst die Lehren der Wahrheit in das Gewand der Schönheit kleiden müsse, um sie ganz wirksam zu machen. Und war diese Auffassung noch rationalistisch genug gewesen, so hatte sie doch Sulzer bereits zu dem Satze weiter gebildet, sittliche Bildung gedeihe erst recht auf ästhetischem Boden,

denn der rohe Mensch sei bloß grobe Sinnlichkeit, der Mensch der Stoiker bloße Vernunft; der aber, den die schönen Künste bilden, stehe mitten zwischen beiden: seine Sinnlichkeit bestehe in einer verfeinerten inneren Empfindsamkeit, die für das sittliche Leben wirksam mache. Und schon hatte es Sulzer von diesem Standpunkte her auch ausgesprochen, daß der Staat die Aufgabe habe, die Kunst zu einem allgemeinen Mittel der Volksbildung zu machen, ja hatte eine Bühne als moralische Anstalt, eine staatliche Oberaufsicht über die Sprache und selbst polizeistaatliche Eingriffe in die Schönheitspflege der Privatpersonen gefordert.

Wie weit waren da nicht selbst Schillers vollendetste Lehren vorbereitet, wie er sie namentlich in den Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" (1795) vortrug! Nicht im Beginne einer neuen, am Ende vielmehr einer schon reifen Entwicklung lag der Bereich seiner Gedanken. Dennoch wiesen sie, insofern sie zugleich eine Summe der gewaltigsten Forderungen enthielten, auch ebenso in die Zukunft; und vor allem: sie wurden in einer Sprache und in einer Klarheit vorgetragen und zogen das Ergebnis der klassizistischen Anschauungen überhaupt mit einer Sicherheit, daß sie von größtem Einflusse gewesen und geblieben sind bis auf heute.

In den Briefen über ästhetische Erziehung nimmt der Dichter seinen gedanklichen Ausgang von der Geschichte, indem er einen Naturstaat und einen Vernunftstaat unterscheidet. Der Naturstaat ist dabei der herkömmliche Staat der Not; in ihm ist alles Zwang, denn er ist nicht aus denkenden Willen hervorgegangen; in ihm herrschen die „Naturkräfte", die „wilden Triebe". Aus ihm aber soll erwachsen, ja schien vor der französischen Revolution anscheinend nahe herbeigekommen und in einzelnen Punkten schon verwirklicht der Vernunftstaat, der Zukunftsstaat der Freiheit und des freien Entschlusses, Erzeugnis eines Willens, der aus vernünftiger Einsicht quillt. Es ist eine historische Perspektive, die auch Schillers geschichtliche Schriften beherrscht, und die er im wesentlichen mit dem Königsberger Denker gemeinsam hat.

Wie aber wird der Übergang vom Notstaat zum Freiheitsstaate gewonnen? Nur durch allmähliche sittliche Erziehung zu gereinigtem Willen, erklärt Schiller — und Mittel zu dieser ist ihm nur der Kult des Schönen: er allein verbürgt die sittlich notwendige Totalität des Charakters, den zur Fortentwicklung des Staates notwendigen hochstehenden Subjektivismus; denn die Wissenschaft trifft nur den Verstand, die Kunst aber das Herz. Darum ist es die Kunst, welche die Roheit der unteren, die Erschlaffung der oberen Stände tilgen muß.

Warum aber besteht dieser Zusammenhang? Warum werden Freiheit und Sittlichkeit durch das Schöne verbürgt? Es sind Fragen, durch deren Beantwortung erst der innere Zusammenhang des bisher Behaupteten hergestellt erscheint und zugleich die Fundamentalbegriffe der klassizistischen Ästhetik erklärt werden.

Schiller geht zum Beweise der ethischen (und politischen) Bedeutung des Schönen von der Betrachtung zweier menschlicher Grundtriebe aus, die an gewisse Unterscheidungen Kants erinnern: von dem Stofftriebe und dem Formtriebe, der sinnlichen Neigung des Versinkens im Stoffe, und der geistigen, ihn durch Formgebung zu beherrschen. Dabei nimmt er in der Psychologie des Schönen noch einen weiteren obersten leitenden Trieb wahr, der diese beiden widerstreitenden Triebe regelt: ein Gewissen gleichsam der Schönheit, ein Höchstes, das die Harmonie zwischen Realität und Form herstellt. Es ist das, was er Spieltrieb nennt und in tausend Wendungen immer und immer wieder besungen hat; so nicht am wenigsten in den schönen Zeilen des Gedichtes „Das Ideal und das Leben“ (1795):

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt . . .

Wenn, das Tote bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Tatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element . . .

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre:
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.

Es ist das Ideal, mit dem der Dichter zugleich auf der Höhe seiner Vollendung gerungen hat wie Jakob mit Gott:

Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand —
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Und in der Tat: nur im feinsten Dunstkreise geläuterter Verzückung erscheint der Pfad jenes schmalen Ausgleiches zwischen den ab- und aufwogenden Leidenschaften des Stoff- und Formtriebes gangbar: wird das höchste Glück der Freiheit von Leidenschaften, wird Schönheit und Güte zugleich wirklich. So ist es dereinst dem antiken Helden und Halbgott gelungen:

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl:
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Doch auch heute noch erheben sich schöpferisch beglückte Sterbliche in diesen Himmel, und eben die Griechen und ein rechtes Empfinden der Natur reichen dazu hilfreiche Hände:

Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers siehe! sie lächelt auch uns.

Gewißlich war mit dieser Lehre viel und für die Zeit des Klassizismus alles Größte gewonnen: eine Versöhnung der Moral- und Staatsphilosophie Kants nach ihren Fundamenten mit der Entwicklung der Dichtung war zu deren Gunsten hergestellt; für diese Dichtung war die Hilfe der Griechen mit Erfolg in Anspruch genommen; und ihre Prinzipienlehre war in die höchsten Höhen eines offenen Himmels enthusiastisch hineingebaut.

Für die deutsche Dichtung insbesondere aber bedeutete dieser ganze Verlauf des ästhetischen Denkens Werte fast ohne Zahl. Sie bedurfte deren, und sie ist ohne deren Kenntnis kaum verständlich: denn sie ist eine Dichtung hoher Kultur. Für diese aber haben, eben am Schlusse unserer Periode, in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts, Vertreter der Romantik es mit Recht als maßgebend ausgesprochen: „Je mehr die Poesie Wissenschaft wird, je mehr wird sie auch Kunst. Soll die Poesie Kunst werden, soll der Künstler von seinen Mitteln und seinen Zwecken, ihren Hindernissen und ihren Gegenständen gründliche Einsicht und Wissenschaft haben, so muß der Dichter über seine Kunst philosophieren." [1]

Eben in dieser Kunstphilosophie nicht zum geringsten hatte sich das junge Leben des subjektivistischen Zeitalters offenbart. Wie war es angegangen gegen die alte Lehre, von der die Kunst als Nachahmung der Natur begriffen worden war. Wie hatte es, in tausend abschattierten Betrachtungen, das vorstellende und empfindende Subjekt in den Mittelpunkt einer neuen Lehre gestellt, wie hatte es dieses Subjekt in den Überschwänglichkeiten der Geniezeit zum Gotte einer Willkürlaune erhoben, um es — in dem traurigen Ende so vieler Originalgenies — tatsächlich nicht minder tief zu stürzen. Dann aber war, wiederum in Nuancen von reichster Mannigfaltigkeit, ein Ausgleich erfolgt. Frei von den trüben Bodensätzen des Sturmes und Dranges war für den Klassizismus die grundlegende Erkenntnis bestehen geblieben, daß die Kunst in der

[1] Athenäum I, 2 S. 71.

göttlichen Gewalt des Künstlers wurzele, und daß sie schöpferische Gehalte erzeuge, die die Wirklichkeit himmelan überschreiten und in keinem abstrakten Denken gegeben sind.

Es war die gemeinsame Überzeugung der Dioskuren. Man vergleiche, was Goethe über den letzten Akt dichterischer Schöpfung gedacht hat[1], mit dem, was Schiller um 1795 lehrt, und man wird darin Übereinstimmung finden, daß über der bloßen idealistischen Formgebung der Typisierung und Symbolisierung von beiden eine höchste schöpferische Kraft angenommen wird, die erst, aus der Tiefe eines intuitiven Gesamterfassens der Welt her, dichterische Stoffe vollends in idealer Sphäre einheitlich gestaltet. Und später? Wie oft hat Goethe nach dem Tode des Freundes betont, was ihn ausgezeichnet habe, sei die Ferne gewesen von allem Gemeinen. Und dazu definierte er: „Das Zufällig-Wirkliche, an dem wir weder ein Gesetz der Natur noch der Freiheit für den Augenblick entdecken, nennen wir das Gemeine."

Aber Goethe und Schiller haben sich diesem gemeinsamen Ziele von verschiedenen Ausgangspunkten genähert: Goethe von dem der Natur, Schiller von dem der Geschichte. Hierin liegt einerseits begründet, daß Goethe in mehr anschaulicher Klarheit zum Ziele gelangt ist als Schiller: denn die Natur ist faßlicher. Anderseits aber schritt Schiller auf seinem besonderen Wege wiederum zu einem Überschusse gleichsam seiner Ästhetik fort, dem Goethe ferner stand: zu der innigsten Überzeugung von der nahen Verwandtschaft ethischer und ästhetischer Mächte und Gefühle.

Es ist ein beachtenswerter Punkt für das Fortleben der Gedanken beider. Goethes Gedanken wirken sozusagen in sich beständig wie die Natur weiter. Für Schiller aber ergaben sich alsbald Probleme der Erziehung des subjektiven Menschen in Staat und Gesellschaft. Ein neuer Himmel und eine neue Erde für dies neue Geschlecht: und zwar auf Grund einer ästhetischen Verklärung zu höheren Menschheitsformen: das

[1] S. oben S. 395 ff.

war es, was er forderte. Er ist damit der Vorläufer von großen Propheten des 19. Jahrhunderts geworden: um nur, aus einer Entwicklungsreihe, die auf den ersten Blick kaum in Betracht zu kommen scheint, aus der der Musik, zwei Namen zu nennen: Beethovens, der eben aus diesem Verstande her das Lied an die Freude komponiert hat, und Wagners, der mit dem Kunstwerk der Zukunft sich die Tore des neuen Himmels, wie ihn Schiller zuerst besungen hatte, zu sprengen vermaß.

IV.

Neue Dichtung.

1. Aus den reichen Erfahrungen eines Lebens, an dem die ganze Entwicklung des deutschen dichterischen Subjektivismus wie ein Wandelpanorama vorübergezogen war, hat Goethe in hohem Alter geäußert: „Poesie wirkt am meisten im Anfang der Zustände, sie seien nun ganz roh, halbkultiviert, oder bei Abänderung einer Kultur, beim Gewahrwerden einer fremden Kultur, daß man also sagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus statt." Es ist einer der tiefen typischen Einblicke Goethes in geschichtliches Werden: das Geistesleben jedes neuen Kulturzeitalters ist zunächst vom Pathos der neuen Aufgaben erfüllt, ist ästhetisch, ist enthusiastisch. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts aber, in den Zeiten des Überganges zum Subjektivismus, kam diese Stimmung vor allem der Dichtung zugute, denn die soziale Grundlage der geistigen Bewegung war zum großen Teile kleinbürgerlichen Charakters: und so fehlten die materiellen Mittel, die bildende Kunst zu pflegen; von ihr vor allem galt das Wort, daß der deutschen Kunst kein Augustisch Alter blühte.

Indem aber die Dichtung ganz an erster Stelle Gefäß der weiteren Kulturentwicklung wurde, erhielt sie schon an sich, ganz abgesehen von dem wundersamen Zufall des Zusammentreffens einer großen Anzahl höchster Talente, eine Bedeutung, die sie innerhalb der deutschen Geschichte sonst nur noch ein-

mal, aus verwandten Gründen, im Zeitalter der Staufer gehabt hat: ist doch von ihr, wie wir soeben sahen, auch die Entwicklung des früheſten philoſophiſchen Denkens des neuen Zeitalters in übervollem Zuge durchtränkt. Und ſo begreift ſich, daß ſchon ihre Vorentwicklung in den Zeiten des Individualismus eine überaus reiche geweſen iſt[1].

Wie weit laſſen ſich da nicht in dem Kerngebiete aller Entwicklung der Empfindung, dem religiöſen, frühe Spuren des Neuen zurückverfolgen: die erſten Zeiten ſchon der pietiſtiſchen Frömmigkeit beider Konfeſſionen ſind voll von ihnen, ja ſie führen, namentlich auf proteſtantiſchem Gebiete, noch weiter zurück bis zur Verperſönlichung des alten Gemeindekirchenliedes und zu frommen Betrachtungsweiſen im Sinne der Gebete des Arndſchen Schatzkäſtleins. Und auf die eigentliche Frömmigkeitsbewegung folgte, ſie erbreiternd und mit heiterem Geiſte erfüllend, die gemütvolle Betrachtung der Natur: erſt im kleinen, in der Gartenpoeſie eines Brockes, dann anſteigend bis zu den vollen Chören des Kleiſtſchen Frühlings und der Idyllik Geßners. Und ſchon meldeten ſich Züge einer überquellenden Empfindung überhaupt; „Fülle des Herzens“ ward, was man forderte; und in zunächſt rührſeligen, larmoyanten Tönen erwuchs eine Nebenſtrömung der älteren horaziſchen und anakreontiſchen Lyrik. Aber ſchon ließ ſich daneben auch der naivere Ton echterer Empfindung in volkstümlichen, den Gefühlen des gemeinen Mannes nachgeahmten Lauten vernehmen; Gleim ſang ſeine Grenadierlieder, und Bänkelſänger fuhren von neuem in der Weiſe der alten Fahrenden fort.

So war es Zeit, daß die neue Bewegung, wie ſie in der Lyrik alte Formen, Formen der Renaiſſance und Formen des Volkstumes, bis zum bauchigſten Schwellen erfüllt hatte, nun auch auf die modernſte aller Dichtungsarten, das Drama, überſprang. Es geſchah nicht, ohne daß die ſoziale Grundlage des neuen Seelenlebens bloßgelegt ward. Wie waren doch im Drama des früheren Zeitalters, nach den Lehren der Renaiſſance, un-

[1] Vgl. dazu Bd. VII, 126 ff., 282 ff.

glückliche Schicksale sagenberühmter Fürstenhäuser, intimes und öffentliches Geschick der Höchststehenden fast ausschließlicher Gegenstand der dramatischen Fabel gewesen! Jetzt wurde das Drama demokratisiert; quid mihi Hecuba ruft die Zeit mit Tiberius über die verbrauchten Heldenstoffe, und auf der Bühne erscheint die rührselige Komödie Gellerts und seiner Nachfolger und nach ihr das neue Trauerspiel hin bis zu der „bürgerlichen Virginia" in Lessings Emilia Galotti. Dabei handelt es sich bereits nicht mehr bloß um einen Wechsel der Fabel. Indem das „große gigantische Schicksal" vermieden wird, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt", treten die Vorteile einer intimeren Schilderung der Charaktere in ihr Recht: und eine neue, tiefer greifende, schärfer zeichnende, gewaltiger packende Illusion wird gewonnen.

Und kann nicht schon von der ganzen Breite dieser Vorstufe überhaupt gelten, daß sich die psychologische Darstellung in ihr verschärft? Nichts ist bezeichnender, als daß der Übergang von dem älteren zu dem neuen Zeitalter von einem erneuten Aufflammen der Satire mit ihrer vorwärts eilenden, wenn auch noch karikierenden Schilderungstechnik begleitet wird: Rabener, Zachariae, Kästner, Lichtenberg, um nur der Hauptnamen dieser Bewegung zu gedenken. Und so läßt sich in der Tat wahrnehmen, wie die psychologische Schilderung allenthalben zunimmt: wie sie von der einfachen Beobachtung von Einzeltatsachen und der gleichsam statistischen Verwertung sozialpsychischer Äußerungen überspringt zur wachsenden Virtuosität psychologischer Motivierung, zu steigendem Reichtum der Charakterzeichnung und zum ersten Erfassen selbst gesamtpsychischer Momente. Da ist denn kein Zweifel mehr möglich: ein neues Zeitalter vertiefter und erhöhter Dichtung drängt heran.

Und schon erschien dieses Zeitalter in diesen Jahren, noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, durch einige mächtige Dichtererscheinungen, Propheten einer größeren Zukunft, vorweggenommen. Es waren Günther vor allem und Haller.

Ermuntert euch, ihr blöden Sinnen,
Und macht euch in das Blumenfeld!
Die Erde geht nicht mehr im Leide,
Drum schickt die Augen in die Weide,
Drum laßt die Seele Luft gewinnen:
Zerreißt, was sie gebunden hält!

Mit diesen Versen ist Johann Christian Günther (1695 bis 1723) in jungen Jahren in die Welt getreten, eine Erscheinung von dichterischer Urkraft, aber von einem Schicksal, an dessen Schrecken nur wenige Erfahrungen anderer Dichter deutscher Zunge heranreichen. Voraussetzungslos tritt er auf; wenn auch Schlesier und anfangs von Benjamin Schmolck, dem geistlichen Dichter, geliebkost, erinnert er doch in seinen reiferen Gedichten durch fast nichts mehr an den Schwulst Lohensteins und die fromme Ergebung des Schweidnitzer Pfarrherrn. In der Tat: frisch läßt er seine Sinne schweifen; aus der Tiefe des Herzens und der Unmittelbarkeit des Geschehnisses heraus dichtet er, rücksichtslos bis zum Peinlichen und gottbegeistert bis zum Bachantentum, gleichgültig, ob gesunde Gefühle oder krankhafte Empfindungen emporwallen, ein ungeschminkter und sanguinischer Sänger eigensten Lebens. Und er ist sich seines Erfolges gewiß:

Mein Name dringt durch Sturm und Wetter,
Der Ewigkeit ins Heiligtum.

Aber eines fehlte ihm: „er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben und sein Dichten". Dieser gedankenreiche Geist von kühner Anmut und einheitlichem Fühlen, von herber Realistik, wahrhaftig gegen sich, gegen die Welt und Gott, war doch in seiner Wahrhaftigkeit bis zum Blasphemischen trotzig und haßte maßlos wie er maßlos liebte. So wurde sein Genius sein Unglück. Von Liebe zu Liebe flüchtend, vom Vater zurückgestoßen, dem Elternhause fern, zweimal berauscht in Augenblicken, deren Wichtigkeit für sein äußeres Schicksal ihm bekannt war: ist er schließlich noch nicht achtundzwanzigjährig innerer Zerrüttung erlegen.

Aber was hat er gelitten unter den Wandlungen dieses Schicksals!

Unruh, Kälte, Hitz' und Durst, Hunger, Elend, Armut, Blöße,
Schande, Mißgunst, Ärgernis, Krankheit und Verfolgungsstöße,
Fälschliche Beschuldigungen, blinder Eifer, Elternhaß
Und verlogne Freundschaftsmäuler, o wie schmerzlich peinigt das!

Ein sich selbst zerfleischender Ernst überkam ihn bei allem Leichtsinne in Stunden der Einkehr; er begriff, daß seine Kunst, deren Vervollkommnung eine nie nachlassende Forderung seiner Natur blieb, unter sittlicher Schwäche leiden müsse. Wie konnte sie da innere Ausgeglichenheit erreichen und Geschmacklosigkeiten, ja Roheiten vermeiden, wie war es möglich, daß sie sich unter dem Drange der Zerrissenheit über die bloße, wenn auch scharfe Wiedergabe des Wirklichen zu typischer Verklärung erhob? So haderte der Dichter mit sich selbst. Und doch triumphierte er immer wieder in unversieglichem Künstlermut. Auf das Krankenbett geworfen, erhebt er sich aus religiösen Zweifeln zum Gebet, und selbst untreue Liebe verwundet ihn nur noch, ohne ihn zu töten:

Sei immerhin der Hand entrissen,
Im Herzen bleibst du dennoch mein,
Das Glücke mag das Bündnis brechen,
Die Schickung mag mir widersprechen,
Ich trotze doch ihr künftig Nein
Und will dich stets im Bilde küssen.

Schließlich haben erst letzte Entbehrungen und Ausschweifungen diese starke Natur gebrochen. Entsagend geht der Dichter dem Ende entgegen:

Das Alter kommt mir vor den Jahren,
Ich habe zeitig ausgedient,
Mein Frühling ist in Angst vergrünt
Und als ein Strom dahin gefahren;
Mein Auge, dessen feurig Spiel
Den Schönen in das Auge fiel,
Hat manchen Siegeskranz gefangen,
Dies Auge sieht jetzt lässig zu
Und winkt mit tränendem Verlangen
Der in der Welt versagten Ruh.

Und so ist er als ein zwar wunderliches, aber schließlich doch als ein Kind Gottes, ein Gottbegnadeter dahingegangen.

Die Nähe des Todes besänftigte die Stürme seines Innern; so sehr er noch hassen und lieben mochte, fand er doch endlich Ruhe in einem geläuterten protestantischen Bewußtsein. Aus dieser Zeit stammen die schönen Verse:

Mein Abendopfer ist ein Lied,
Das dir zu danken sich bemüht,
Die Brust entzündet Andachtskerzen;
Gefällt dir dieser Brandaltar,
So mache die Verheißung wahr:
Gott heilet die zerschlagnen Herzen . . . .

Du Geist der Wahrheit, breite dich
Mit deinen Gaben über mich!
Dein Wort sei meines Fußes Leuchte!
Vergönne mir dein Gnadenlicht
Auf meinen Wegen, daß ich nicht
Mir selber zur Verdammnis leuchte! —

Würde Günther bei längerem Leben und strengerer Selbstzucht einen volleren Vorfrühling jener großen Dichtung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angebahnt haben, der sein Schaffen in mehr als einer Beziehung schon angehörte? Einsam blieb er schließlich in seiner Zeit und in den Ländern des mitteldeutschen Ostens, dem sein Leben angehörte; und erst im äußersten Süddeutschland erwachten zu seiner Zeit Keime einer nah verwandten und doch vielfach abweichenden Dichtung.

Süddeutschland war in der Entwicklung des deutschen Schrifttums seit den Zeiten Grimmelshausens und Moscheroschs zurückgeblieben. Die Wunden, die der Dreißigjährige Krieg geschlagen hatte, konnten in den größeren Staaten des Nordens und Ostens rascher geheilt werden; und noch ehe diese Staaten eine neue geistige Bewegung ermöglichten, hatten sich darstellende Kunst, Literatur und Musik mit Erfolg in die großen Handelsstädte geflüchtet, nach Hamburg vor allem und in das rasch erblühende Leipzig[1]. Demgegenüber hielt Süddeutschland,

[1] Vgl. dazu Bd. VII, 1 S. 282 ff., 301 ff.

und vor allem dessen protestantischer Teil, an den Voraussetzungen und Auswirkungen der Kultur des 16. Jahrhunderts fester; so vermittelten am Oberrhein Männer wie Schilter und Oberlin den Zusammenhang mit der alten Vergangenheit, während die Universität Straßburg, damals wie die Stadt noch innerlich ganz deutsch, als Hort einer Orthodoxie galt, die im Geistesleben des 16. Jahrhunderts wurzelte; und auch in Württemberg lebte und webte eine alte, wenn auch schon pietistisch gefärbte Frömmigkeit.

Diese altväterisch ernste, im Verhältnis zum rascheren geistigen Fortschritte Mittel- und Norddeutschlands gleichsam historische Haltung war nun aber nirgends vielleicht stärker ausgeprägt und doch wieder zugleich gegengewogen als in der Schweiz[1]. Hier war seit dem Verluste auch des losesten staatsrechtlichen Zusammenhanges mit dem Reiche im Westfälischen Frieden zunächst weithin und mehr, als schon früher, französisches Wesen eingezogen. In der deutschen Schweiz sprachen die Gebildeten damals fast mehr, als heute, Französisch. Und auch die Sitten hatten sich teilweise französiert.

Sag' an, Helvetien, du Heldenvaterland!
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt? . . .
Wo ist der edle Geist, der nichts sein eigen nennet,
Nichts wünschet für sich selbst und keinen Reichtum kennet,
Als den des Vaterlands, der für den Staat sich schätzt,
Die eignen Marchen kürzt, der Bürger weiter setzt? . . .

so fragt Haller und schließt die Anklage mit Worten unmutsvollen Vorwurfs:

Nein, also war es nicht, eh' Frankreich uns gekannt!

Aber gerade diese Verse der Einkehr zeigen, daß unter der französischen Oberströmung in den Kantonen auch gutes deutsches Wesen noch reichlich zurückgeblieben war: die Anfänge jener Sitten treten hervor, die uns noch heute das Familienleben etwa der deutschen Schweiz als insbesondere

[1] Vgl. dazu Bd. VII, 1, S. 316 ff.

geschichtlich-deutsch, ja als ein wenig gleichsam mumifiziert-deutsch erscheinen lassen.

Aber dies zähe Festhalten altnationaler Grundlagen hatte anderseits nicht ausgeschlossen, daß man im Bereiche der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung jene starken Fortschritte gemacht hatte, von denen früher die Rede gewesen ist[1]; und namentlich in den großen Städten, in Zürich, in Basel, auch in Bern wurden diese in einer energisch vorwärts strebenden bürgerlichen Kultur bemerklich. Und so ergab sich denn für das Geistesleben der Eidgenossenschaft eine eigenartige Mischung, vergleichbar der würzig belebenden Luft der schweizerischen Hochebene, in der sich kühle, von den Firnen des Hochgebirgs herabtauchende Strömungen mit dem heißeren Brodem der Tiefe mischen: sie war konservativ und sie war fortschrittlich zugleich.

Bekannt ist es, daß die Schweiz aus diesem Zusammenhange her seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts wiederholt höchst erfrischenden Einfluß auf die verschiedensten Gebiete des gemeindeutschen Schrifttums, ja unserer Kunst und Kultur überhaupt geübt hat, bis hinab zu der jüngsten Bedeutung Konrad Ferdinand Meyers, Kellers und Böcklins. Die erste dieser Wirkungen aber trat nun eben seit den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts ein; sie gehörte dem Schrifttum an, kennzeichnete sich als fortschrittliches Anknüpfen an verhältnismäßig alte literarische Überlieferungen, und war mit den Namen Hallers, daneben auch Bodmers und Breitingers, Söhnen der Berner und der Züricher Erde, verbunden.

Von ihnen steht Haller, der berühmteste deutsche Physiologe vielleicht des 18. Jahrhunderts, 1708 geboren, 1777 gestorben, schon ganz auf der Schwelle der großen literarischen Zeit des 18. Jahrhunderts. Haller ist nur etwa ein Fünftel seines Lebens als Poet tätig gewesen. Früh küßte ihn die Muse; schon mit fünfundzwanzig Jahren stand er auf der Höhe seiner dichterischen Entwicklung; seit seiner Berufung an die Göttinger

[1] S. oben S. 138 ff.

Universität im Jahre 1736 hat er außer didaktischen Romanen fast nur noch das Gedicht auf den Tod seiner ersten Gattin Marianne, der geliebten Doris, verfaßt: freilich die herrlichste wohl und jedenfalls die unter den Zeitgenossen berühmteste seiner Schöpfungen.

Hallers Jugendgedichte sind hier und da von Lohensteinschem Schwulste nicht frei; Haupterzieherin zu eigenartiger Dichtung in hochdeutschem Gewande aber wurde ihm die dialektische Sprache seiner Heimat; ihr zum großen Teile hat er den hohen Glanz und die wunderbare Gedrungenheit seiner Dichtung abgerungen. Daneben haben auch die Alten, insbesondere Virgil, sowie die Engländer eingewirkt. England hatte er, ein Schüler Boerhaaves in Leiden, auf der Rückreise von Holland, die ihn über London und Paris führte, persönlich kennen gelernt.

Haller ist kein Dichter mehr nach der handwerklichen Auffassung des ausgehenden individualistischen Zeitalters;

Aus Reimern, deren Schwung die Erde nie verlor,
Stieg Haller einst mit Adlersflug empor

konnte mit Recht sein Göttinger Kollege Kästner, der schlagfertige Epigraphiker, von ihm sagen. Er gehörte zu den ersten Auserwählten, die nur dann dichteten, wenn übervolle Empfindung sie drängte. Darum ist seine Lyrik einfach und gegenständlich und greift noch heute ans Herz.

Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den stillen Grund besuchen,
Wo nichts sich regt als ich und du!
Nur noch der Hauch verliebter Weste
Belebt das schwanke Laub der Äste
Und winket dir liebkosend zu.

In diese subjektive Gefühlsunmittelbarkeit seiner Dichtung eröffnet Haller selbst den tiefsten Einblick, wenn er in seiner Totenklage um Marianne ausruft:

Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichterklagen sang' ich an;
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wenn es sein Leid nicht fassen kann.

Die Verse zeigen zugleich, daß Haller sich in seiner Anschauung poetischen Dranges unter den Dichtern seiner Zeit noch einsam fühlte: und so machte er auch noch, wenngleich innerer Begabung wenigstens teilweise folgend, der Zeitauffassung das Zugeständnis, daß der Dichter nicht selbstherrlich sein dürfe, daß die Dichtung als moralisches Besserungsmittel auch nützlich zu wirken habe. Daher wurde er bei allem Neuen, das seine Gelegenheitsgedichte zeigen, doch zum Vertreter vor allem des Lehrgedichtes: die Didaktik erschien ihm, soweit ihm gelehrte Studien noch Muße zum Dichten ließen, als die Form, in der alle Dichtung gipfle. In der Tat hat er denn auf diesem Gebiete Hohes erreicht. In seinen „Alpen", einem beschreibenden Gedichte, das der Welt zum erstenmal die Reize der Schweizerberge malte und deren natürliche Szenerie durch menschliche Sittenbilder voll innigen Gefühls belebte, wie in seinen politischen und seinen philosophischen Gedichten herrscht bei aller Gedankentiefe eine Umsetzung des Abstrakten in das körperlich Faßbare, waltet eine eindringliche Kürze, ein gedämpfter Glanz und ein gesättigtes Kolorit der Sprache, wie sie, gepaart mit würdigster Empfindung, in deutscher Zunge nur selten gehört worden waren: wir stehen in den Vorhallen der Sprache Klopstocks und werden schon mehr als einmal an die Sprachgewalt der philosophischen Dichtungen Schillers erinnert. Mit wie erhabener Wucht schlagen Verse an unser Ohr, wie die folgenden aus dem Gedicht über die Ewigkeit:

Als mit dem Unding noch das neue Wesen rung
Und, kaum noch reif, die Welt sich aus dem Abgrund schwung,
Eh' als das Schwere noch den Weg zum Fall gelernet
Und auf die Nacht des alten Nichts
Sich goß der erste Strom des Lichts,
Warst du, so weit als itzt, von deinem Quell entfernet.

Es ist der Zug eines ernsten Gemütes, den selbst die Laute schon der schwer fallenden Zeilen erkennen lassen; wie ein Barockgemälde erscheint die Dichtung. Doch nicht rückwärts bei allem Altväterlichen, vorwärts vielmehr war ihre Sprache, war ihr Inhalt gewandt. Hinaus führte sie aus den leichten

Rokokotändeleien Mittel- und Norddeutschlands[1], und ihre noch nicht voll entwickelte, doch schon durchaus geahnte Großheit wie ihr trotz aller Lehrhaftigkeit subjektiv atmender Inhalt ließ die Linien einer neuen Kunst ahnen, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts mit fast urplötzlicher Gewalt durch Einen Dichter, Klopstock, in die Zeit ihrer ersten Vollendung trat.

Klopstock (1724—1803) ist einer unserer größten Lyriker und jedenfalls der größte Lyriker der Empfindsamkeit gewesen. Wo ihn nicht die Verworrenheit der schweizerischen Theorien unübersichtlich macht, und wo er sich nicht Gesetzen der antiken Dichtkunst beugt, die deutscher Sprache und deutschem Sinne widerstehen, da erreicht er innerhalb der Grenzen seiner Zeit auf jedem Gebiete fast lyrischen Schaffens das Höchste. Wie wunderbar einschmeichelnd in ihrer vollendeten Anmut sind seine Naturschilderungen; wie weiß er da mit wenigen konkreten Zügen ein ganzes Bild in seinen weichen Umrissen hinzuzaubern! Wer empfindet nicht die stille Poesie der buchenbewaldeten Ostseelandschaft in der Schilderung Friedensburgs:

Auch hier stand die Natur, da sie aus reicher Hand
Über Hügel und Tal lebende Schönheit goß,
Mit verweilendem Tritte,
Diese Täler zu schmücken, still.

Sieh den ruhenden See, wie sein Gestade sich,
Dicht vom Walde bedeckt, sanfter erhoben hat,
Und den schimmernden Abend
In der grünlichen Dämmrung birgt.

[1] Haller war sich des Gegensatzes in vieler Hinsicht wohl bewußt. Man lese die merkwürdigen Sätze, in denen er seine Dichtung mit der des gleichaltrigen Hagedorn vergleicht: „Hagedorn dichtete Lieder, darin er die Liebe und den Wein besang, und die die ersten waren, die man in Deutschland den Liedern der Franzosen an die Seite setzen durfte. Die Fröhlichkeit und die Kenntnis der Welt breitet über alle Gedichte, auch über die Lehrgedichte meines Freundes eine Heiterkeit aus, wodurch er sich dem Horaz nähert und den Boileau übertrifft. Was bleibt mir dagegen? Nichts als die Empfindlichkeit. Diese Empfindsamkeit, wie man sie zu nennen anfängt, gab freilich meinen Gedichten einen eigenen schweren Ton und einen Ernst, der sich von Hagedorns

Und wem tönen nicht andere Laute verwandter Landschaft nach, wenn er die Verse hört:

Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus.

Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!

Nie aber erhebt sich der Dichter reiner in die Gefilde lyrisch-landschaftlicher Schilderung, als wenn er die Nacht singt mit ihrer auflösenden berückenden Dämmerung:

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib', Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

Aber auch die Akzente einer Lyrik, die schärfer dem Sinnenfälligen naherückt, stehen ihm zur Verfügung; so in der Schilderung des Tanzes:

Wenn die schnell're Musik in die Versammlung sich
Ungestümer ergießt, Flügel der Tänzer hat,
Und das wildere Mädchen
Feuervoller vorüberrauscht!

Und wie greifbar erst steht in der prächtigen Ode, welche vom Wettkampf der deutschen und der britannischen Muse um das hohe Ziel dichterischer Vollendung erzählt, die deutsche Muse vor uns, wenn sie zum Laufe ausholt:

Schon hielt sie mühsam in der empörten Brust
Den engen Atem, hing schon hervorgebeugt.
Dem Ziele zu; schon hub der Herold
Ihr die Drommet', und ihr trunkner Blick schwamm.

Aber der Dichter, der so sinnfälliger Ausgestaltung des Sichtbaren fähig ist, blieb doch der Hauptsache nach Stimmungsdichter: nicht eigentlich das Anschauliche bewegt ihn, sondern

---

Munterkeit unendlich unterscheidet" (zit. Hettner, Literaturgesch. [1], 3, 1, 345—6).

die auf dieses Anschauliche reflektierenden und von ihm her zurück belebten Gefühle; nicht den Gegenstand besingt er, sondern das Empfinden, das an diesen anknüpft. So sind ihm denn Empfindungen eben die Haupterscheinungen anschaulicher Vorgänge: alles andere verschwindet ihm vor der Macht des sich den Dingen entringenden Gefühls: und so wird er zum ersten Großen unserer subjektivistischen Dichter[1].

Indem er sich aber in die Welt der Gefühle einschließt, wird er zugleich zum Dichter der Selbstbeobachtung. Mit der schärfsten poetischen Analyse seiner Zeit ist er seinem Innern zu Leibe gegangen; die Außenwelt, auch insofern sie Innenwelt anderer war, hat ihn weniger gekümmert. Sein dichterisches Studienfeld ist darum begrenzt; will er fremde Gefühle wiedergeben, so gelingt ihm das fast nur unter dem Reiz des Abnormen, indem er die fühlenden Personen etwa tot oder abwesend denkt: gänzlich fern steht er darum dem Drama und im tiefsten Grunde fern auch dem Epos.

Dem aber, was die Zeit der Empfindsamkeit vom Dichter heischte, kam er eben auf diese Weise am nächsten. Hatte noch Haller nur die ersten herben Spuren tieferen, persönlichen Empfindens seinen Gedichten einverleibt, sah man bei ihm die Formen einer künftigen Stimmungspoesie gleichsam erst durchschimmern durch den noch objektiv gehaltenen Leib des Gedichtes, wie man etwa in den gedrungenen Strebepfeilern frühgotischer Kirchen die Herrlichkeit der tausend Fialen und Kreuzblumen, der Baldachine und Statuen späterer Gotik nur ahnen mag: so brachte Klopstock jetzt die Erfüllung, die Erfüllung nach Form wie Inhalt.

Begünstigt wurde der Dichter für die Entwicklung dieser Stimmungen durch Wesen und Herkunft seiner religiösen Empfindung. Seine Vaterstadt Quedlinburg und sein Vater-

[1] In dieser Richtung urteilt Schiller (Über naive und sentimentalische Dichtung) von ihm: „Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen."

haus waren Stätten des Pietismus gewesen; tief bewahrten die Gegenden Mitteldeutschlands, denen seine Gymnasialzeit zu Schulpforte, seine Studentenzeit zu Leipzig und Jena angehörte, neben allem frohen Naturell des Thüringers und des Thüringen entsprossenen Sachsen, den Schatz jenes Gefühlschristentums, den vor allem Francke in Halle gesammelt hatte; und gerade für Klopstock ist er eine Gabe für immer gewesen; zwar fromm, blieb er doch stets der Orthodoxie und den „schwatzenden Predigern" fern. So vollzog sich denn in dem Dichter die klassischste aller Verschmelzungen pietistischer und empfindsamer Stimmung.

Und dazu kam noch, um sein Christentum ganz zu einem erhöhten Gefühlschristentum zu machen, der pantheistische Einschuß, der keinem großen Poeten gefehlt hat:

Mit heiligem Schauer
Brech' ich die Blume ab;
Gott machte sie,
Gott ist, wo die Blume ist.

Mit heiligem Schauer fühl' ich der Lüfte Wehn,
Hör' ich ihr Rauschen: er hieß sie wehn und rauschen
Der Ewige. Der Ewige
Ist, wo sie säuseln, und wo der Donnersturm die Zeder stürzt.

Und niemals setzte sich bei ihm der pantheistische Hang in klaren Ausgleich mit den Offenbarungslehren des Christentums; vermutlich häufig genug, jedenfalls noch im reifen Alter hat der Dichter der Messiade mit religiösen Zweifeln zu kämpfen gehabt. Und so blieb ihm denn ein ewig unbefriedigter, an sich schon stimmungsvoller Drang zum Verständnis des Glaubens. Wer leitet mich hinauf, rief er wohl in schmerzlicher Sehnsucht,

Zu den ewigen Hügeln?
Ich versink', ich versinke, geh' unter
In deiner Welten Ozean!

Und ein andermal grübelt er:

Wesen der Wesen,
Du warest von Ewigkeit!
Dieses vermag ich nicht zu denken:
In diesen Fluten versink' ich.

Wo solche Stimmungen länger währen, pflegt sich ein auch sonst dem Christentum nicht eben fernstehender Pessimismus einzustellen. In der Tat gehört Weltschmerz im Sinne einer leisen, still tränenvollen Melancholie zu den Grundzügen der Klopstockschen Muse. So kann der Vierundzwanzigjährige in dem Jahre, da ihn die ersten Gesänge der Messiade mit Einem Schlage berühmt machten, entsagend dichten:

Rinn' unterdes, o Leben! Sie kommt gewiß,
Die Stunde, die uns nach der Zypresse ruft!
Ihr andern, seid der schwermutsvollen
Liebe geweiht und umwölkt und dunkel!

Der schwermutsvollen Liebe! Die Worte deuten, neben den religiösen Stimmungen, die andere Seite im Wesen Klopstocks an, die ihn zum Helden der Empfindsamkeit gemacht hat. Über seine jungen Jahre, die Zeiten, da er viel bedeutete, breiten sich die Fittiche verliebter Melancholie. Im Jahre 1748 meldet der kräftige Jüngling, ein flotter Turner, Reiter, Schlittschuhläufer, indem er sich als Abgeschiedenen sieht, sein Schicksal in den gefühlsseligen Versen:

Als ich unter den Menschen noch war, da war ich ein Jüngling,
Weiblich und zart von Gefühl,
Ganz zur Empfindung der Liebe geschaffen. So zärtlich und fühlend
War kein Sterblicher mehr.
Also sah ich ein göttliches Mädchen; so zärtlich und fühlend
War keine Sterbliche mehr.
Aber ein unerbittliches Schicksal, ein eisernes Schicksal
Gab mir ein hartes Gesetz,
Ewig zu schweigen und einsam zu weinen. So zärtlich und elend
War kein Sterblicher mehr.

Wie diese Verse sich auch zur Wirklichkeit stellen — wir sind weit davon entfernt, hier die Einzelheiten einer Biographie Klopstocks zu entrollen[1] —: Klopstock scheint immerhin einer der Ersten jener merkwürdigen Menschen gewesen zu sein, die an einer der bezeichnendsten Modekrankheiten der empfindsamen

[1] Vgl. O. Rüdiger, Karoline Rudolphi, 1903.

Zeit litten, an der Schwärmerei für eine nur in Gedanken lebende Geliebte. Er, der überzeugt war, daß Gott die Seelen „fühlender und für einander" geschaffen habe, der sich in seinem praktischen Pessimismus als „Geweihter des Schmerzes" vorkam und doch zugleich als eine „Seele, zur Freundschaft erschaffen"; er sucht auf dieser Erde nach dem ihm unbekannten weiblichen Wesen, das ihn ergänze: und er „weint nach ihrer Umarmung hin".

Wir verdanken der unerhört bleibenden Liebe Shakespeares zu einem Weibe den vielleicht wunderbarsten, duftendsten Sonettenkranz der Weltpoesie voll unendlicher Variationen einer Anspielung auf den sinnvollen Zweck menschlicher Liebe. Wie heben sich von diesen Weltkindern die tränenvollen Strophen Klopstocks ab, die er in immer erneutem Ansturm des Gefühls der großen Unbekannten weiht:

Ach, warum, o Natur, warum, unzärtliche Mutter,
Gabest du zum Gefühl mir ein zu biegsames Herz
Und in das biegsame Herz die unbezwingliche Liebe,
Dauernd Verlangen und, ach, keine Geliebte dazu?
. . . . . .

Und du, o Freundin, die du mich lieben wirst,
Wo bist du? Dich sucht, Beste, mein einsames,
Mein fühlend Herz, in dunkler Zukunft,
Durch Labyrinthe der Nacht hin sucht's dich!

Aber nirgends ist diese Geliebte zu finden.

Soll ich jene Gefilde nicht sehn? Führt nie dort im Frühling
Meine zitternde Hand sie in ein blühendes Tal?
Sinkt sie, von süßer Gewalt der mächtigen Liebe bezwungen,
Nie mit der Dämmerung Stern mir an die bebende Brust?
Ach, wie schlägt mir mein Herz! wie zittern mir durch die Gebeine
Freud' und Hoffnung, dem Schmerz unüberwindlich, dahin.
Unbesiegbare Lust, ein süßer begeisternder Schauer
Eine Träne, die mir still den Wangen entfiel,
Und — o, ich sehe sie — mitweinende, weibliche Zähren,
Ein nur lispelnder Hauch und ein erschütterndes Ach,
Ein zusegnender Laut, der mir rief, wie ein Schatten dem Schatten
Liebend ruft, weissagt, dich, die mich hörete, mir.

Und so glaubt er sich tatsächlich ihr nahe:

Eilet, Winde, mit meinem Verlangen zu ihr in die Laube,
Schauert hin durch den Wald, rauscht und verkündet mich ihr!

Aber das Phantom bleibt dem Dichter unnahbar; und der Gedanke der Unnahbarkeit verdoppelt jene Stimmungen des Weltschmerzes, der pietistischen Lebensanschauung, der sentimentalen Liebe und Freundschaft, der Tugendschwärmerei, aus der Klopstock die herrlichsten seiner Oden geschaffen hat.

So überwiegt denn in diesen Oden namentlich der Frühzeit, die kulturgeschichtlich vor allem in Betracht kommen, das lyrische Element das heroische; und nur eine glühende Vaterlandsliebe sowie ein ausgesprochener Hang zu staatlicher Gesinnung bringen in dieser Tonlage härteren Klang. Im übrigen aber ist es immer wieder das Moment allgemeiner Stimmungen, das in der Sprache daherflutet und beim Hörer erregt werden soll: allgemeiner Stimmungen von unendlicher Macht, die selbst das Denken überwältigen und sich einverleiben. Wie oft versucht es da der Dichter nicht, an die Stelle des Gedankens womöglich Gefühl oder wenigstens Anschauung zu setzen. Und wie schwer bescheidet er sich der Unmöglichkeit seines Vorhabens. Dann spricht er wohl vom Unsagbaren, Unnennbaren, Unsingbaren, und halb beschämt schließt er:

die verstummende Seele,
faßt dich, Gedanke, nicht mehr!

Aber mit dem Versuche selbst hat er schon den Weg betreten, auf dem er unaufhaltsam vorwärts eilt: den Weg der Auflösung aller festen Konturen des Denkens und der Anschauung ins Stimmungsvolle. Und bewundernswert ist die Kunst, mit der er diesem Drange gerecht wird.

Schon früh handhabt er neben der klar erhabenen biblischen Mythologie und der konkret schönen klassischen Göttersage die nebelhafte nordische, seiner Auffassung nach altgermanische; und schon im Jahre 1747 spricht er von Barden. Aber bald geht er weiter. Er drängt die fein umrissenen Göttergestalten der Alten zurück; und an ihre Stelle treten, am Ende fast aus-

schließlich, die zerfließenden Schemen der germanischen Götterwelt, Personifikationen mehr von Eigenschaften und Begriffen, als eigenlebige, heiter sich dargebende, wohlig sich ausbreitende Geschöpfe sinnlicher Bildungskraft.

Und wie weiß er die Sprache, in der diese Gestalten reden, in der seine Dichtung überhaupt sich bewegt, seiner Empfindung gemäß zu meistern! Seiner Herrschaft über sie voll bewußt modelt er sie um bald zum Ton der Äolsharfe, der weich daherhaucht, und bald zum Gewittersturm, dem die Donner Gottes entbrausen.

Und er vermag das, da er, noch ganz abgesehen vom Rhythmus, auch das Musikalische der Sprache mit bis dahin unerhörter Gewalt zum Tönen zu bringen weiß. Wer hätte ihm wohl die Strophe nachzudichten vermocht:

Ich entflog ihr und sang, und der bewegte Hain
Und die Hügel umher hörten mein flötend Lied,
Und des Baches Gespräche
Sprachen leiser am Ufer hin?

Seine Sprache wurde gleichsam selbsttönend; wie die unbestimmt verhallenden Schwingungen der Musik trifft sie das Ohr, wenn wir von der Empfindungen unaussprechlich süßer Lust, wenn wir vom wolkigen Hauche geatmeter Weihrauchdüfte hören. Es ist, abgesehen vom rein sinnlichen Tonfall, namentlich die glückliche Wahl der Beiwörter, überhaupt der schmückenden Elemente der Sprache, die diesen Eindruck hervorbringt. Da wird uns gesungen vom Schauer wallender Freuden und vom melancholischen Ach, wir erzittern von süßer Entzückung, und unser erschütterter Nerv schauert, bis uns stillheitres Lächeln schwimmenden Augs und beseelter Blick zu sanftrer Bewegung überführen, und unsere Seele Ruhe gewinnt: die

Tochter des ewigen Hauchs in uns,
Seele, zur Liebe gemacht.

Und wie in dieser Sprache alles lebt, alles sich bewegt und jede klare Linie sich zitternd auflöst, so meidet der Dichter die intransitiven Zeitwörter der Ruhe oder stößt sie hinüber

auf den für ihn allein atmenden Boden bewegten Seins. Da lebt die Freude ungestümer durch die Gebeine hin, da taut der Morgen daher; und die menschliche Seele wähnt leere Tage zu Nächten, indem sie liebesehnend Zärtlichkeit weint.

Ein pathetischer Zug geht mit alledem durch die erhabene Form der Oden, und tausenderlei Mittel steigern diesen Eindruck: die häufige Verwendung von Komparativen an Stelle der Positive, der meisterhafte Gebrauch der Anaphora, der majestätische Gang endloser, oft über mehrere Strophen erstreckter Satzgebilde, die Einfügung langer Vergleiche, in deren Verlauf die Sprache sich fast knirschend ihrem selbstherrlichen Zügler fügt, und nicht zum geringsten die Wiederholung der bezeichnendsten Worte, ja ganzer bezeichnender Satzteile, deren Eindruck auf den Hörer der Wirkung kirchlicher Litaneien gleichkommt.

Das Pathos, das auf diese Weise erreicht wird, ist im ausgesprochensten Falle das Pathos melancholischer Narkose. Und eben dies ist es, was erreicht werden soll: trunkene, traumhafte Seligkeit des Empfindens. Und hat uns der Dichter an diesem Kelche nippen lassen, dann führt er hinüber in die Gebiete der Verstiegenheit, des süßen Schauers, des stillen Stammelns. Kaum schallet jetzt

der Cherubim Harfe noch, sie bebt;
Kaum tönet ihre Stimme noch, sie zittert, sie zittert.

Worauf die religiös-pietistische Ekstase hervorbricht zu ihrer Zeit:

Ihr Wellen, donnert,
Und du, der Posaunen Chor, halleſt
Nie es ganz: Gott — nie es ganz: Gott,
Gott, Gott ist es, den ihr preist!

Es ist für Klopstock die höchste aller dichterischen, ja eine überdichterische Wirkung. Und es ist eine Wirkung, die nicht bloß auf religiösem Gebiete eintritt. Auch der vollste Zustand höchster irdischer Seligkeit, der Liebe, ist nur so hoher Verzückung erreichbar.

Freund, ein einziger Blick, von einer Seele begeistert,
Die von der süßen Gewalt ihrer Empfindungen bebt;
Und ein Seufzer, mit vollem Verlangen, mit voller Entzückung,
Ausgedrückt auf einen zitternden blühenden Mund,
Ein beseelender Kuß ist mehr, als hundert Gesänge,
Mit ihrer ganzen langen Unsterblichkeit wert!

Steigert sich damit die Sprache in ihren musikalischen wie ihren grammatischen und syntaktischen Wirkungen ins Unermeßliche, Unfaßbare, so erreicht auch die Gesamtmalerei entsprechende Höhen. Was Klopstock auf diesem Gebiete vermag, das zeigen drei Zeilen eines kleinen Bildes aus einer seiner Oden besser als alle umschreibenden Versicherungen.

Auge, wem gleich' ich dich?
Bist du Bläue der Luft, wenn sie der Abendstern
Sanft mit Golde beschimmert?

Aber diese Virtuosität gegenständlicher Malerei wird nun ausgenutzt, um alles Körperhafte, Wohlumschriebene, Plastische der Personen und Gelegenheiten bis auf Spuren verschwinden zu lassen. Da „entsenkt sich" wohl Thuiston dem Himmel,

wie Silber stäubt
Von fallenden Gewässern;

und Satan wird grübelnd vorgestellt:

Wie auf hohen unwirtlichen Bergen drohende Wetter
Langsam und verweilend sich lagern: so saß er und dachte.

Wem träte im Gegensatz zu dieser Schilderung nicht die Plastik Walthers von der Vogelweide in Erinnerung, da er sich nachdenkend zeichnet:

Ich saß uf eime steine
Und dachte bein mit beine,
Daruf sast ich den ellenbogen,
Ich hat in mine hant gesmogen
Das kinn und ein min wange.

Klopstock aber macht mit der Auflösung aller Umrisse nicht bei der Schilderung von Vorgängen Halt: die Personen selbst

werden so, mit vertreibendem Pinsel gleichsam, umhaucht. So der verklärte Adam:

ein schwebender Leib, aus Heitre gebildet,
Hüllte den seligen Geist in eine verklärtere Wohnung.
Seine Gestalt war so schön, wie du vor des Schöpfers Gedanken,
Göttliches Bild, da er Adam zu schaffen gedankenvoll dastand,
Und im gesegneten Schoße des lebendhauchenden Edens
Unter ihm heiliges Land zum werdenden Menschen sich losriß.

Und selbst die Natur, diese festumrissene, ewig wohlumschränkte, sie unterliegt dieser Verflüchtigung des Anschaulichen, diesem „Überschleiern", wie Klopstock selber es ausdrückt. Nicht als ob der Dichter nicht anderer Darstellung fähig gewesen wäre. Wie deutlich schildert er den Eingang zur Grabstätte der Toten, die auf den erstandenen Heiland harren:

Unten am mitternächtlichem Berge waren die Gräber
In zusammengebirgte zerrüttete Felsen gehauen.
Dicke, finsterverwachsene Wälder verwahrten den Eingang
Vor des fliehenden Wanderers Blick. Ein trauriger Morgen
Stieg, wenn der Mittag schon sich über Jerusalem senkte,
In die Gräber noch dämmernd mit kühlem Schauer hinunter.

Und wie weiß er in der Frühlingsfeier, der berühmten Ode des Jahres 1759, das Gewitter zu malen:

Und die Gewitterwinde? Sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! Wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Hört ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft Jehova! Jehova!
Und der geschmetterte Wald dampft!

Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehen!

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, wie dürstete sie! die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens.

Aber wie hier schon das Pathos durchzubrechen droht und wunderbar starke Stimmung sich aufdrängt, so vernichtet das empfindsame Element in tausend anderen Schilderungen jede Spur fast festerer Plastik: nebelhaft, verschwimmend, in den Augenblicken musikalischen Harmoniewechsels gleichsam, im Zwielicht, ahnungsvoll, von Rauchwerk umwallt erscheinen die Dinge, wie aus großer Ferne. Derart sind die Schilderungen vor allem im Messias:

Nun wandelt der Seraph
In der Erd' Abgründen. Da wälzten sich Ozeane
Ringsum, langsamer Flut, zum menschenlosen Gestade.
Alle Söhne der Ozeane, gewaltige Ströme,
Flossen, wie Ungewitter sich aus den Wüsten heraufziehn,
Tiefauftönend ihm nach. Er ging, und sein Heiligtum zeigte
Sich ihm schon in der Nähe. Die Pforte, von Wolken erbauet,
Wich ihm aus und zerfloß vor ihm, wie in himmlische Schimmer.
Unter dem Fuße des Eilenden zog sich flüchtige Dämmerung
Wallend hinweg. Nah hinter ihm an den dunkeln Gestaden
Blieb es in seinem Tritte zurück, wie wehende Flammen.

Es ist eine Naturanschauung, die das Körperhafte verliert, die formlos aufgeht in Seele und Stimmung.

War da ein Dichter von der Art Klopstocks, in der Lyrik groß, zugleich geeignet, ein Epos im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu schaffen? Und war seine Zeit geneigt, ein solches Epos im gewöhnlichen Sinne zu genießen?

Klopstock hat bereits auf den Schulbänken Pfortes den Gedanken der Messiade gefaßt, während ein noch früherer Ehrgeiz ihn zum Preise Heinrichs des Voglers, des Befreiers, zu treiben schien. Er traf in der Wahl dieses biblischen Themas mit den Mahnungen, ja Prophezeiungen der Schweizer zusammen, und er begeisterte sich zu ihm an dem großen Vorbilde Miltons.

Aber wie Unrecht würde man dem Dichter tun, wollte

man seinen Messias als ein Epos in irgendeinem sonst befolgten, alten oder neuen Stile bezeichnen. Die Frömmigkeit der Kirche, der er angehörte, war nicht mehr objektiv-episch gewandt, noch weniger war es die seine; und der Geist der Zeit trieb ihn zu pathetisch-empfindsamer, lyrischer Verherrlichung des Gottessohns und des Werkes der Versöhnung, wenn auch in lose epischen Formen. In ihr aber hat der Dichter der Zeit nicht bloß genug getan, nein ihr geradezu noch einmal ein neues christliches Gefühl offenbart: tausend Zeugnisse beweisen es.

Gewiß ist da feste Charakterschilderung nicht des Dichters Sache: die göttlichen Personen sind in dieser Hinsicht mit Befangenheit dargestellt, und die menschlichen stehen, nach Art der Psychologie des früheren Mittelalters, unter der unmittelbaren Einwirkung göttlicher und teuflischer Kräfte. Nicht minder geht dem Gedichte jede klare Disposition der Räume ab: die kosmologischen Anschauungen des Neuen Testamentes liegen in beständigem und verhängnisvollem Widerstreit mit den kosmologischen Anschauungen des Dichters als eines Anhängers der kopernikanischen Weltlehre. Und die Folge dieser Mängel ist klar: keine innere Einheit der Handlung und des Geschehens, und damit keine Einheitlichkeit der Komposition überhaupt.

Aber haben die Zeitgenossen das in dem Gedichte gesucht? Für sie waren diese Fehler leicht übersehbare Mängel der nun einmal unvermeidlichen epischen Grundlage; sie wandten sich von ihnen ab und lebten enthusiastisch der lyrisch-pathetischen Stimmung des Ganzen. Und wer will deren Wucht, wer den Glanz der Sprache, wer die unglaubliche Kraft der Wirkung auf empfindsame Seelen verkennen? Ein ganzes Geschlecht von Dichtern hat nach diesem Vorbilde geschaffen; und in ihren ersten Gesängen namentlich ist die Messiade neben den Oden das unerreichte Denkmal des Schrifttums unserer empfindsamen Zeiten geblieben.

Aber die Höhe der empfindsamen Periode wurde abgelöst

durch Jahre ruhigerer Stimmung, wenn auch noch höchlichst gereizter Leidenschaft: auf Klopstocks Messiade folgten neben allem Bardengesang und deren poetischen Aufregungen des Göttinger Hains Werthers Leiden: und eine letzte Zeit der Empfindsamkeit brach damit, die Zeit schon mehr objektiver Betrachtung und Wiedergabe der Stimmung, herein.

In den Leiden des jungen Werthers findet sich die Stelle: „Wir traten ans Fenster. Es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt, ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich; ich sah ihr Auge tränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte ‚Klopstock'. Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand und küßte sie unter den wonnevollsten Tränen. Und sah nach ihrem Auge wieder." Lotte und Werther beleben ihre Empfindung des Frühlingsgewitters durch das Gedächtnis an die Ode des Jahres 1759, deren schöne Schlußstrophen oben[1] zitiert worden sind. Eine Vergleichung aber dieser Strophen und der Schilderung Goethes zeigt den Unterschied zwischen der unbewußt-dithyrambischen Höhezeit der Empfindsamkeit und deren zwar noch bewegtem, doch aber der allgemeinen seelischen Situation schon bewußtem Ausgang. Es sind die beträchtlichsten Schattierungen des Empfindsamen, das aber gleichwohl noch ein und derselben ganzen Periode angehört; und es bringt einen innersten Zusammenhang zum Ausdruck, wenn der Verfasser von Werthers Leiden die soeben dem Leser vorgetragene Stelle seines Buches mit einem warmen Gefühlsausbruch an den Namen Klopstocks endet: „Edler! hättest du deine Vergötterung in diesem Blicke gesehen; und möchte ich nun deinen so oft entweihten Namen nie wieder nennen hören!"

[1] S. 429.

Der Ausgang der empfindsamen Zeit ist wesentlich durch zweierlei Erscheinungen gekennzeichnet. Einmal vollzog sich innerhalb der deutschen Entwicklung selbst eine Abklärung. Je länger und je eindringlicher die Dichtung das neue Empfinden aussprach, um so zahlreicher wurden die Kreise, die, durch die soziale und geistige Entwicklung der letzten Menschenalter innerlich vorbereitet, ihm zufielen; indem aber die Bewegung eine breitere soziale Grundlage nun auch offen gewann, verlor sie zugleich an Innerlichkeit: auch der Inhalt des Gefühlslebens wurde nun gleichsam öffentlicher und damit flacher, und die Kunst seiner Darstellung gewann an gegenständlicher Klarheit. Anderseits aber kamen jetzt auch mächtige Einflüsse des Auslandes hinzu, um diesen Abklärungsprozeß zu beschleunigen und zugleich im Sinne einer Bereicherung an Mannigfaltigkeit der Empfindungen zu verstärken.

Es ist schon früher davon die Rede gewesen[1], daß die westeuropäischen Nationen, vor allem Engländer und Franzosen, die seelischen Entwicklungsstufen, die mit der Entfaltung eines Wirtschaftslebens frühesten Unternehmertums und eines neuen Bürgertums dieser Unternehmung mehr oder minder verknüpft sind, früher erlebt haben als unser Volk. Während auf deutschem Boden die Bewegung, sieht man von den besonders früh erblühenden, aber auch besonders früh ausscheidenden Niederlanden ab, nach dem Dreißigjährigen Kriege nur matt einsetzte, um in den zwanziger und dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts eine erste entwicklungsgeschichtliche Höhe von verhältnismäßig geringer Ausdehnung und Erhebung zu erreichen, ging in England die entsprechende Entfaltung seit der glorreichen Revolution aufs strackeste und fruchtbarste vor sich. Dem entsprach denn auch eine frühe und kräftige Blüte der seelischen Bewegung: schon in Youngs Gedanken über die Originalwerke wird das unmittelbare Studium der Natur empfohlen: nicht nach Homer, sondern wie Homer gelte es zu schaffen; und die Losung bereits Shaftesburys waren die

[1] S. oben S. 250 ff.

Worte All beauty is truth. Und diesen Vorsprung in der Entfaltung des neuen Seelenlebens hat England nicht bloß gegenüber Deutschland, sondern bis zu einem gewissen Grade auch Frankreich gegenüber beibehalten bis tief ins 19. Jahrhundert hinein, ja in mancher Hinsicht bis auf den heutigen Tag: fast zwei Menschenalter, bevor es in Frankreich ein Kaiserreich gab, hatten die Engländer schon ihren Empirestil in der Baukunst; als David noch bei Boucher Amoretten malte, standen sie bereits auf der Höhe eines malerischen Klassizismus; und die großen periodischen Rundschauen des 19. Jahrhunderts in England, Zisternen gleichsam des geistigen Lebens, die „Edinburgh Review", begründet 1802, die „Quarterly Review", begründet 1809, haben in Frankreich erst im Jahre 1831 mit der Begründung der „Revue des deux Mondes" ein Gegenstück gefunden. Was aber das entwicklungsgeschichtliche Verhältnis des englischen zum deutschen Geistesleben betrifft, so muß man sich bei Aufstellung eines richtigen chronologischen Maßstabes z. B. erinnern, um wie vieles früher Fielding, Goldsmith, Walter Scott, Dickens das nationale Leben mit den Augen eines Immermann, Freytag, Riehl oder Reuter betrachtet haben, und um wie viel zeitiger David Wilkie, der englische Knaus, für ein reich gewordenes Bürgertum der Unternehmung schuf. Im ganzen aber wird der entwicklungsgeschichtliche Abstand der drei Nationen untereinander vielleicht am besten, wenn auch ein wenig zu stark durch das Emporkommen der modernen Karikatur und Sittenzeichnung an allen drei Stellen bezeichnet. Es läßt sich in England mit Hogarth, in Frankreich seit dem ersten, in Deutschland seit dem vierten und fünften Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts beobachten.

Für das deutsche 18. Jahrhundert war unter diesen Umständen klar, daß sein nationales Geistesleben, bei aller eigenen und kernhaften Entfaltung, immer und immer wieder von den Nationen des Westens erfolgreich befruchtet werden mußte. Und es war schon mit der Zeitfolge der Entwicklung gegeben, daß in diesem Verhältnisse vor allem England in den Vordergrund trat: denn es war das früheste entwickelte Land und in

tausend Dingen auch für Frankreich der gebende Teil; zudem war es dem deutschen Wesen nach Sprache und Glauben enger verwandt und hatte in Hamburg ein natürliches und starkes Eingangstor nicht bloß seines kommerziellen, sondern auch seines ideellen Einflusses: früh schon haben durch den großen Hafen des Nordens Shakespeare und Milton ihren literarischen Einzug in Deutschland gehalten.

Jetzt nun, in der Zeit des Emporkeimens und Aufblühens der Empfindsamkeit, wuchs der Einfluß Englands besonders empor: den längst bewunderten Milton und Shakespeare folgten die Thomson und Richardson, die Young und Sterne, die Fielding und Goldsmith, und mit ihnen wurden der Hauptsache nach Einflüsse eines einfach würdigen Deismus und einer virtuosen Wiedergabe von Stimmungsempfindungen aufgenommen: wurde englische Sentimentalität und englische Weltanschauung in Deutschland lebendig. Übertrumpft aber wurden all diese Einflüsse, mit Ausnahme vielleicht dessen von Sternes Empfindsamer Reise Yoricks, in der Höhe der deutschen Empfindsamkeit durch die Wirkungen Ossians.

In Schottland hatte Allan Ramsay um 1724 die feierlichen alten Gesänge seiner Heimat zu sammeln begonnen und in The gentle Shepherd die erste Idylle von wirklichem Empfinden für die Schlichtheit ländlicher Sitten geschaffen. Dann hatten sich die Akkorde der neuen, dem Mittelalter entnommenen Melodie gesteigert: Smollet hatte im Volkston gedichtet, Neil Gow die Sackpfeife des Hochländers in London zu Ehren gebracht. Aus dieser Entwicklung heraus und in dieser Atmosphäre dichtete Macpherson im Jahre 1760 seinen Ossian und gab ihn als eine Sammlung altgälischer Lieder heraus. Im Sturme eroberte sich das Buch England, wo eben Cooper den Kreis des Dichterischen erweiterte, Percy die Reste altenglischer Dichter wieder bekannt machte. Im Sturme nahm es auch Deutschland ein; mehrere Übersetzungen erschienen seit den Jahren 1768 und 1769 und erlebten wiederholte Auflagen: es war wie die Erfüllung langersehnten Empfindens. „Ossian hat in meinem Herzen den Homer ver-

drängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Heide, umsaust vom Sturmeswinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt! Zu hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldstroms, halbverwehtes Ächzen der Geister aus ihren Höhlen und die Wehklagen des zu Tode sich jammernden Mädchens um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen Steine des Edelgefallenen, des Geliebten. Wenn ich ihn dann finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Heide die Fußstapfen seiner Väter sucht und, ach! ihre Grabsteine findet und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapferen leuchtete und der Mond ihr bekränztes, siegrückkehrendes Schiff beschien! Wenn ich den tiefen Kummer auf seiner Stirn lese, den letzten, verlassenen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken sehe, wie er immer neue, schmerzlich glühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt und nach der kalten Erde, dem hohen, wehenden Grase niedersieht und ausruft: ‚Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit, und fragen: Wo ist der Sänger, Fingals trefflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde‘: — O Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehen, meinen Fürsten von der zückenden Qual des langsam absterbenden Lebens auf einmal befreien und dem befreiten Halbgott meine Seele nachsenden.“ [1]

Der Einfluß Ossians hat eine Zeitlang alle anderen fremden Einflüsse überwogen. Aber weit dauernder und tiefer war im ganzen doch der Einfluß Rousseaus. Eben deshalb, und weil er weder im engeren noch im weiteren Sinne bloß literarischen Charakters war, ist schon früher von ihm, in allgemeinerem sozial- und geistesgeschichtlichen Zusammenhange,

[1] Werthers Leiden, zum 12. Oktober 1772.

erzählt worden[1]. Hier mag nur angedeutet werden, daß sich seit der Ablehnung des französischen Rationalismus selbst in der witzig-fortgeschrittenen Form Voltaires der stärkere Einfluß des Schrifttums französischer Sprache in den Zeiten der Empfindsamkeit und auch noch des Sturmes und Dranges fast auf Rousseau beschränkte. Des Schrifttums französischer Sprache! Denn in vieler Hinsicht war Rousseau nicht so sehr Franzose als Schweizer, Genfer, Calvinist; und in dem tiefen Pathos seiner Seele mag er, vornehmlich in der Héloïse, manchmal eher Haller zu vergleichen sein als einem der dichterischen Genossen seiner Zunge. Seine Einwirkung auf die deutsche Empfindsamkeit aber, wie sie die sechziger Jahre in steigender Stärke erfüllte, war wesentlich die reiferer Befruchtung und durchsichtigerer Klärung. Zweifellos hat sein feiner Formensinn den größten, auch im einzelnen nachweisbaren Einfluß gehabt, nicht zum geringsten auf Goethe. Und die tiefgründige, ja oft abgründige Energie seiner Seelenkunde hat der deutschen Dichtung Gegenden untersten Seelenlebens erschlossen, vor deren Erkundung sie bis dahin unbewußt Halt gemacht hatte oder gar sichtlich zurückgeschreckt war.

Unter all diesen Einflüssen und Wandlungen gelangte jetzt das Schrifttum der späteren deutschen Empfindsamkeit, wenn auch unter manchen Stößen leidenschaftlichen Sturmes und Dranges schließlich doch in ruhigere Tiefe und in gelassenere Breite: um, wenn auch nicht zeitlich, so doch inhaltlich in einem Werke von großgearteter Wirkung und weltgeschichtlicher Höhe, Goethes Werther, zu gipfeln. Im ganzen ist es dabei der beste Beweis für den doch kerndeutschen Verlauf, daß die Bewegung den Anschluß an Klopstock wahrte; denn im Grunde war es nur ein bedeutender Dichter, der sich diesem Zusammenhange entzog, Wieland.

Wieland, um neun Jahre jünger als Klopstock, wurde vielleicht schon durch den geringen Altersunterschied davor bewahrt, in dem Gefolge des Dichterfürsten der Empfindsamkeit

[1] S. oben S. 251 f.

völlig aufzugehen. Entscheidend aber für seine Selbständigkeit wurde sein schwankender Charakter. Wie oft nicht hat er in seinen zahlreichen Dichtungen den Gegensatz und das Ineinanderübergehen zugleich religiöser Schwärmerei und weltlicher Frivolität dargestellt! Es waren die Pole der eigenen Lebensführung, die aus stetig lodernder Sinnlichkeit genährt wurde: einer Lebensführung, die seinen Schöpfungen zwar große Mannigfaltigkeit verbürgte, die sie aber zugleich des tieferen historischen Kerns, des festen Gegründetseins auf wesentliche, länger währende, ernste Strömungen der Zeit beraubt hat. In engsten religiösen Schranken des Pietismus erzogen, dann freilebig bis zur Ehe mit einer unbedeutenden Frau und freigeistig für immer, war Wieland am ehesten noch im letzten und allgemeinsten Verlaufe des alten Rationalismus der Aufklärung fester verankert. Aber dem zumeist prosaischen, ja pedantischen und philiströsen Dasein der Vertreter dieses Rationalismus, etwa dem Berliner Kreise Nicolais, bei seinem entzündlichen Gemütsleben fern, bewegte er sich von dieser mittleren Linie in Abweichungen, die, an sich stetig, in sich völlig unregelmäßig, bald nach der Seite einer Frömmigkeit, die Lüsternheit nicht ausschloß, bald nach dem Extreme einer einseitigen Verstandeskultur ausschlugen, wie sie gelegentlicher Anfälle von Schwärmerei nicht immer Herr wurde. Dabei war für den Eintritt dieser Schwankungen noch nicht einmal der allgemeine Verlauf religiöser, sittlicher oder auch nur literarischer Strömungen durchschnittlich maßgebend, sondern nicht selten griffen rein persönliche Schicksale, Wechsel des Aufenthalts oder der Gesellschaft, soweit dies bei einem solchen, übrigens wohlwollenden und freundlichen Gesinnungen offenen Charakter möglich war, entscheidend ein.

Da ist es denn klar, worauf schließlich ein tieferer Einfluß Wielands begrenzt wurde: auf die Formgebung und auf die Ausbildung der Form in Stoffen, die sich zu dem tieferen Verlaufe des neuen Seelenlebens möglichst gleichgültig verhielten. So wurde Wieland zum glänzenden Meister der Form und zum Epiker der bloßen Erzählung, mochte er deren Ver-

lauf auch durch allerlei Zeitanspielung und Zeitkritik ins Gegenwärtige zu beleben suchen. Und so ist er dem Gehalte seiner Dichtungen nach ohne entscheidende Anteilnahme durch die Zeiten der Anakreontik und der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges bis zum Klassizismus, ja bis zur Romantik fortgeschritten, während er all den Wandel dieser Perioden je länger je mehr durch eine gewaltige Virtuosität zeitgemäßer Formgebung beeinflußt hat. Vor allem der Romantik ist diese Einwirkung zugute gekommen; doch auch schon der Gefühlsausdruck der empfindsamen Zeit, weniger der des Sturmes und Dranges hat in ihm einen selbständigen Meister gefunden.

Soweit aber der sonstige Verlauf der empfindsamen Dichtung unter dem Einflusse Klopstocks von allgemein geschichtlicher Bedeutung war, mag man, da Klopstock selbst schon im Mannesalter dichterisch unfruchtbar wurde, zwischen einem Klopstockischen Gefolge unbedeutender Schwärmer und den Dichtern des Göttinger Hains unterscheiden, die auch ihrerseits, 1772 zu einer engeren Gemeinschaft zusammentretend, den Kultus Klopstocks auf ihre Fahne schrieben. Die Schwärmer sind innerlich bald an leerem Wortgeklingel, melancholisch-stiller Verlogenheit und affektiertem Bardengebrüll, äußerlich an Kritik oder Interesselosigkeit des Publikums zugrunde gegangen; und es war zu den Zeiten des aufziehenden Sturmes und Dranges oder gar schon der beginnenden idealistischen Abklärung der Empfindsamkeit, da man auch Klopstock Verschwommenheit der Charakterzeichnung, Verstiegenheit trübseliger Gedanken, überhaupt weinerliches Wesen vorzuwerfen sich anschickte. Aus dem Hainbund aber sind schließlich die Dichter hervorgegangen, in denen sich, unter Aufnahme des volkstümlichen Elementes und der edlern Naturschwärmerei französischen und englischen, später auch Herderschen Einflusses, die Empfindsamkeit der ursprünglichen Zeiten nach manchem Überschwange zu letzten schöneren Ergebnissen abklärte: während Miller aus diesem Kreise her noch das breite, aber zurückbleibende Publikum durch die Fabrikation empfindsamer Romane erfreute und der

frühvollendete Hölty die süßesten Töne einer erhaben rührenden Lyrik fand, haben die Grafen Stolberg, hat vor allem Voß in seinen Idyllen den Zeitgenossen empfindsame Dichtungen von tiefem und schließlich ruhig-sattem Stimmungsgehalte geschenkt.

Inzwischen aber war der Periode der Empfindsamkeit längst ihre Grenze gezogen worden: und aus den ersten Jahren des Sturmes und Dranges schon ragt, eine weithin und sichtbar scheidende Landmarke, die letzte große Dichtung der ablaufenden Zeit, Werthers Leiden, empor.

Man weiß, bis zu welchem Grade Goethe in seiner Dichtung Erlebnisse, Erlebnisse vor allem seines Innenlebens, neu durcherlebt, erzählt, gebeichtet hat. Aber wichtiger ist, daß er die Einzelvorgänge, wie sie nur in der Zeit der Empfindsamkeit erlebt werden konnten, zugleich bewußt als empfindsam aufgefaßt, dadurch der ablaufenden Periode zum erstenmal ihren Spiegel vorgehalten und eben hiermit über sie hinausgeführt hat. Es ist eine überragende Stellung zum Stoff, eine idealisierend-empfindsame Behandlung, über die der Dichter mindestens nach Abschluß des in unglaublich kurzer Zeit geschriebenen, um so länger aber innerlich vorbereiteten Werkes klar war. Es ist eine Geschichte, „darin ich", so schreibt Goethe an Schönborn in Algier, „einen jungen Menschen darstelle, der, mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Spekulation untergräbt, bis er zuletzt, durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt".

Könnte man heute über den Inhalt kürzer, objektiver, sozusagen historischer berichten? Die wenigen Worte erzählen in der Wiedergabe eines typischen Verlaufes der vom Stoffe abgezogenen elementaren Empfindungen fast die Geschichte der Empfindsamkeit selbst.

In den Weiten der Dichtung aber gewinnt diese tiefste Ur- und Unterströmung empfindsamer Gefühle eine Ausgestaltung, die in ihrer reichen Mannigfaltigkeit einfachsten

menschlichen Empfindens und Denkens niemals veralten wird. Denn das, was hier im Verlaufe der Geschichte des deutschen Geisteslebens fast zum erstenmal und ausgesprochen entgegentritt, ist eine breit ausgesponnene psychologische Charakteristik, vor allem Werthers selbst, der in dem Ablaufe seiner Briefe kaum eine Falte seiner Seele undurchmustert läßt. Gewiß werden dabei vornehmlich die Empfindungen zerfasert; und Werther kann über dieser Aufgabe, in „Verzückung, Gleichnisse und Deklamation verfallen", gelegentlich die äußeren Umstände einer Begebenheit gänzlich zu erzählen vergessen. Aber war die Welt der Empfindungen nicht eben die Welt der fünfziger und sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts? Und betont nicht Werther selbst oft genug die enge Begrenzung seines äußeren Erfahrungslebens? Indes auch die Staffage, die Außenseite der Ereignisse ist mit einem gegenüber aller früheren Kunst ausgesprochen starken Wirklichkeitssinne, mit einem Naturalismus, der bisher noch ohnegleichen war, gezeichnet. Wer in Wetzlar, der alten wunderlichen Reichsstadt, den Schauplatz einer der ersten Schilderungen in Werthers Leiden kennt, die Stätte, wo in dem Idyll eines Seitentälchens der Lahn ein taufrischer Quell sich zur Seite eines Weges in der Tiefe von dem kleinen Straßengewirr der Umgebung abhebt, der wird von der plastischen Schilderung Goethes aufs erstaunlichste berührt sein. „Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Ortes, das hat alles so was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser — das harmloseste Geschäft und das nötigste, das ehmals die Töchter der Könige selbst verrichteten." Und

so ist es mit allen Schilderungen von Örtlichkeiten in Werthers Leiden, die sich nachprüfen lassen: es ist ein Naturalismus ohnegleichen: hier zum erstenmal erscheint in der Periode der Empfindsamkeit eine ihrer köstlichsten Hinterlassenschaften, eine erhöhte Auffassungsform der Wirklichkeit, zu voller Reife gezeitigt.

Aber daneben steht, alle Kunst der Einzeldarstellung der tausend erwähnten Umstände und Personen zügelnd und übertreffend, eine nicht minder große Kunst der künstlerischen Beherrschung. Man hat Werthers Leiden wohl das herrlichste Denkmal „realistischer Sentimentalität" genannt. Die Bezeichnung erschöpft den Sachverhalt nicht. Neben all diesem Realismus, in dem sich die schon vorgeschrittenen Jahre des Sturmes und Dranges spiegeln, macht sich eine Kraft idealistischer Konzentration geltend, die die Anfänge schon eines künftigen Klassizismus vorwegnimmt.

Eben aus diesem weiten Wurzelschlagen erhellt die Bedeutung, erklärt sich die außerordentliche und dauernde Wirkung der Dichtung. Schließt sie einerseits die Periode der Empfindsamkeit ab, indem sie deren seelische Elemente zerbröselt und deren künstlerische Errungenschaften in veredelten Formen fortpflanzt, so weist sie anderseits hinein in neue, höhere Jahrzehnte des deutschen Schrifttums, in die revolutionären Zeiten der siebziger Jahre und die achtziger und neunziger Jahre eines zu reiner Helle durchgeläuterten Idealismus.

2. Einer der Prosasprüche Goethes lautet: „Vor dem Gewitter erhebt sich zum letztenmal der Staub gewaltsam, der nun bald für lange getilgt sein soll." Die Worte sind gelegentlich wohl auf den ganzen Verlauf des Sturmes und Dranges bezogen worden. Mit Unrecht. Nicht bloß Staub aufgewirbelt hat die Zeit der Stürmer und Dränger; sie war zugleich auch die Stunde reich befruchtenden Gewitters.

Auf den ersten Augenblick mag man wohl rufen: Originalgenies! Genieperiode überhaupt! Revolution an Haupt und Gliedern! Sturm und Drang nicht bloß ästhetisch, nein auch

religiös und politisch! Und gar manche seelische Umwälzung dieser Zeit, die sich explosiv vollzieht, mag solchem Rufe recht geben; es ist davon früher erzählt worden[1]. Aber dem gewaltsamen Aufsprießen und Knospenspringen entrang sich schon im Verlaufe der Periode selbst manch kostbare Frucht; und wie sich in ihr die ersten nun wirklich kräftigen Keime der neuen Persönlichkeit des Subjektivismus bildeten, wie die Urformen neuer Weltanschauungen, welche die nächsten Geschlechter beschäftigen, ja beherrschen sollten, aus unklarem Wehen des Denkens hervortraten[2], so wurden auch im Reiche der Dichtung, in dem Empfinden und Fortbilden Eines sind, neue schöpferische Gedanken wach und alsbald in Kunstwerken von Rundung und Dauer verwirklicht.

Die Grundlage alles Neuen aber wurde jetzt in dem intuitiven Gefühle des echt Volkstümlichen gewonnen. Gewiß hatte auch schon die Empfindsamkeit dieser tiefsten Grundlage zugestrebt. Aber es geschah nur matt oder übertrieben, aus einem noch nicht völlig sicheren Instinkte heraus, und nicht selten in Anlehnung an fremde Mahnung und fremdes Vorbild. Jetzt dagegen, wo die subjektivistische Persönlichkeit sich in einzelnen Individuen in aller Breite ihrer Voraussetzungen, wenn auch zunächst dithyrambisch, auswirkte, stellte sich auch alsbald ihr Gegenstück ein: die Liebe zum Volkstum. Denn wie soll den Einzelpersönlichkeiten der vollste Lebensraum eigenen Auswirkens gewährleistet werden, wird nicht ein weites, elastisches, von allen innerlich anerkanntes Band gefunden, das die Grundfesten ihres Daseins umschließt und sichert. Die Seele des modernen Menschen bedarf des Lebens in einem reich entwickelten und völlig anerkannten Volkstum: die individualpsychische Seite des Daseins muß durch die sozialpsychische bewußt ergänzt werden: das ist eine der Grundanschauungen aller subjektivistischen Zeitalter.

Wie aber vermochte diese Volkstümlichkeit anders ins

[1] S. oben S. 230 ff., 248 ff.
[2] S. oben S. 250 ff.

Bewußtsein der Zeitgenossen zu treten, als aus einem tiefen Verständnis der eigenen Art. Und dies Verständnis war schließlich nur historisch zu gewinnen. So verknüpfen sich nationale und geschichtliche Auffassung: anfangs enthusiastisch, in dem Schwärmen des Sturmes und Dranges für altteutsche Art und in dem romantischen Sichversenken in den Geist vergangener Ahnen, später wissenschaftlich, in dem Historismus des 19. Jahrhunderts.

Die Dichter der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges waren fast alle jugendlich: bei Klopstock und Herder, bei Goethe und Schiller fallen die ersten wesentlichen Leistungen schon in die Studentenzeit. Es ist eine Erscheinung, die allen Zeiten großer geistiger und seelischer Übergänge gemeinsam ist: wie jung waren die meisten deutschen Humanisten der Blüteperiode bis zu den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts; wie jung sind auch unsere jüngsten Stürmer und Dränger, die Dichter des „grünen" Deutschlands der achtziger und neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts gewesen. Sehr natürlich: in Seelen, deren Empfindungsgeleise noch nicht eingefahren sind, deren Schöpferkraft und Aufnahmefähigkeit noch kein Alter geschwächt hat, werden neue Reize, denen sich neues Seelenleben entringt, am entschiedensten wirken. Aber sind diese Köpfe dann im allgemeinen am längsten und nachhaltigsten zu wirken bestimmt? Nur zu häufig, wenn nicht stärkste Willenskraft zu ständiger Selbsterziehung und innerer Fortbildung drängt, unterliegen sie den ersten Eindrücken als einer dauernden Einwirkung: und so verkümmern sie, bilden sich nicht weiter an den reichen Stoffen der vorwärts stürmenden Welt, beginnen zu deklamieren und zu philosophieren, verfallen dem Selbstkult. Auch die deutsche Geschichte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat diese Entwicklung gekannt, und das böse Wort Friedrichs des Großen: L'Allemagne féconde en plats originaux traf als allgemeine Beobachtung die Wirklichkeit.

Da mußte es denn um so bedeutsamer sein, wenn sich unter den stürmenden und zumeist rasch nachlassenden Jungen der oder jener Ältere befand, der vermöge besonderer Ver-

anlagung mittat, aber zäh war, den Verlauf der ganzen Bewegung von reiferer Erfahrung aus überſah und deſſen dauernde Werte zu erkennen und für die fruchtbaren Meiſter der Folgezeit deutlicher zu faſſen wußte. Ein ſolcher Mann iſt dem deutſchen Sturm und Drang in Hamann geſchenkt geweſen.

Hamann, der 1730 geboren war, hat mit dem Jahre 1759, nach damaliger Anſchauung erſt ſpät und jedenfalls nach manchem Umtreiben in Welt und Geſchichte zu ſchriftſtellern begonnen. Wir kennen ſchon ſeine Bedeutung für die Entwicklung einer ſubjektiviſtiſchen Orthodoxie des Gemütes[1]. Der Dichtung der Empfindſamkeit und vor allem des Sturmes und Dranges trat er, noch bevor ihr Seelenleben völlig entwickelt war, durch die Art ſeines geiſtigen Schaffens innerlich nahe; er hat ſeine Produktionsweiſe ſelbſt als „Paroxysmus, nicht eine bloße ὁρμή, ſondern einen furor uterinus, ein dem lächerlichen Sturm und Drang ähnliches Intereſſe“ bezeichnet. In der Tat lebte er in jenem bloßen Denken in Aphorismen, das dieſen kennzeichnete: ſo habe Sokrates gedacht, der Gott ſei Dank keine Dialektik gekannt habe: „Die Analogie war die Seele ſeiner Schlüſſe und die Ironie ihr Leib.“ Und ſo verſtand ſich Hamanns Wunſch, als Geſamttitel ſeiner Schriften die Worte „Fliegende Blätter“ zu wählen.

Aber eben von dieſen beſonderen Regungen ſeines Denkens aus hat Hamann für die Dichtung am früheſten die tieferen Folgerungen des neuen Seelenlebens gezogen. Und da kam er zu dem Begriffe des dichteriſch Genialen, das aber im Volkstümlichen wurzeln müſſe. Und indem er dieſen Satz auf dem Wege hiſtoriſcher Läuterung nochmals gleichſam um ein Stockwerk abteufte, ergab ſich ihm der Fundamentalgedanke, daß die Dichtung die Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechtes ſei. „Poeſie iſt die Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechtes; wie der Gartenbau älter als der Acker; Malerei als Schrift; Geſang als Deklamation; Gleichniſſe als Schlüſſe; Tauſch als Handel. Ein tiefer Schlaf war die Ruhe unſerer Urahnen

[1] S. oben S. 275.

und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz." Es sind die Geheimnisse seiner Lehre, die er seinem Landsmann Herder ins Herz senkte, und die in diesem Herzen Frucht trugen hundertfalt.

In seiner Straßburger Zeit, nach den Erfahrungen längerer Reisen und in der Durchbildung der Einfälle Hamanns zu einem vollen selbsterlebten Systeme, lehrte Herder, der wahre Dichter sei nur Dolmetscher der Natur hinein in die Seele und das Herz seiner Brüder. Aus ihm wirke im Grunde nicht er selber, sondern die ganze Welt der Leidenschaft und Handlung, die die Natur in ihn gelegt habe: die strebe nach außen durch das Mittel der Sprache: und sie wirke um so mehr, je wahrer, kenntlicher und stärker die Sprache im Ausdrucke der sie begleitenden Empfindungen sei. Und auf je mehr Menschen sie wirke, die ihre Eindrücke in Menge und gemeinschaftlich empfangen und einander wie zurückgeworfene Strahlen der Sonne mitteilen, desto mehr nehme auch die Wärme und Erleuchtung zu, die aus ihr quelle: und so werde dichterischer Glaube Glaube des Volkes, Quell seiner Sitte und seiner Glückseligkeit.

Muß noch gesagt werden, wie diese Freistellung der Selbstherrlichkeit des Dichters, diese Inthronisierung der Poesie im Mittelpunkte des neuen Seelenlebens der freien Persönlichkeit und doch wieder ihre Ableitung aus den historischen wie seelischen Urgründen alles Menschenlebens: ihre Verknüpfung mit Menschheit, Volkstum und einem Künstlerdasein subjektiver Seelenherrschaft über die menschliche Umwelt: wie sie auf die der Dichtung zugewandten Zeitgenossen, wie auf die Dichter selber wirken mußte? Während Herder, mehr von anregender als schöpferischer Produktivität, in den Kritischen Wäldern (1769), der Ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes (1774), vor allem der Ausgabe der Volkslieder (1778—79) seine Anschauungen zu einer immer geschlossseneren Lehre ausbaute und mit feinem Geschmacke die beweisenden Denkmäler für sie sammelte, zogen die neuen Dichter immer mehr seines Weges: allen voran Goethe, der jetzt schon als geistiger Heros und Führer zu willig-unwilliger Anerkennung gelangte.

In der Straßburger Zeit (1770—1771) ist Goethe ganz von Herders Ideen erfüllt worden. Die frohe Geselligkeit dieser Monate, der Verkehr mit gleichaltrigen Genossen, das Sesenheimer Idyll hinderten den Dichter nicht, in dunkler Kammer, in der Herder die Heilung seines Augenleidens abwartete, den tieffurchenden Lehren des Meisters zu lauschen. Was hat er nicht alles in dieser Zeit abgelegt: die Schwärmerei für Wieland und die Franzosen, den Zusammenhang mit fader Aufklärung, ja den frommen Kirchenglauben der Frankfurter Jugend! Dafür machte ihn Herder mit Goldsmith und Sterne vertraut, mit Swift und Hamann, mit Volksliedern und Möser, mit Plato, mit Homer und mit ihm, der eben den Dichtern des Sturmes und Dranges doch erst recht auferstand, dem schon von Hamann geliebten göttlichen Shakespeare! Und wie fest baute sich zugleich der Jünger in den nebeldurchdunsteten Gefilden eines neuen, enthusiastischen Pantheismus an! Ja wie suchte er ihn denkhaft zu durchdringen! „Getrennt über Gott und Natur abhandeln," heißt es in einer Tagebuchaufzeichnung der Straßburger Zeit, „ist schwierig und mislich, eben als wenn wir über Leib und Seele gesondert denken. Wir erkennen die Seele nur durch das Mittel des Leibes, Gott nur durch die durchschaute Natur; daher scheint es mir verkehrt, Denker der Verkehrtheit zu zeihen, die ganz philosophisch Gott mit der Welt verknüpft haben. Denn was ist, muß notwendig alles zum Wesen Gottes gehören, weil Gott das einzige Wirkliche ist und alles umfaßt." Es ist das Glaubensbekenntnis des Faust, es ist eine frühe Fassung des Glaubensbekenntnisses des männlichen und auch des alternden Goethe.

Aber nicht dem Denken, sondern der Tat war auch diese Zeit schon zugewandt. Und da lag nichts näher als ein offenes, auch andere begeisterndes Bekenntnis zum Urquell alles deutschen Dichtens und zu seinem letzten Ziele: zum deutschen Volkstum. Im Januar 1773 erschienen die Fliegenden Blätter von deutscher Art und Kunst mit Mitteilungen von Möser, Herder, Goethe. Goethe sprach vom Straßburger Münster

als dem hehren Denkmal des Schöpfergeistes deutscher Ahnen, dem Koloß, erschaffen von einem Geiste, der „Berge auftürmte in die Wolken", und er rühmte den gotischen Stil, diesen deutschen Stil, dessen Kirchen „ungeheuere Konzeptionen" sind, „deren Sinn babylonisch in den Himmel strebt". Und mit dem deutschen Altertume erwachte dem Dichter die germanische Seele überhaupt. Für sein unmittelbares Schaffen trat ihm Shakespeare der Natur und dem Volkstum zur Seite, ja beide meisternd vor sie. „Ich rufe Natur! Natur! Nicht so Natur, als Shakespeares Menschen. Da habe ich die Philister überm Hals. Laßt mir Luft, daß ich reden kann!" ... Und er redete, und es entstand das erste große Drama der neuen Zeit: „Götz von Berlichingen" (1771—1773).

Die Zeit der Empfindsamkeit hatte noch keine poetischen Schöpfungen hinterlassen, die uns auch heute noch ohne Vermittlung geschichtlicher Auffassung völlig ansprächen; wir sehen die Anfänge des Neuen, aber sie erscheinen noch fremdartig. Anders die Dichtung des Sturmes und Dranges. Nun welkt das empfindsame Lied ab, und die sentimentale Epik erweist sich als taube Blüte. In den Vordergrund treten Lyrik und Drama, diese wichtigsten Zweige hoher Poesie auch noch unserer Tage; und auf beiden Gebieten kommt es zu Schöpfungen, deren innigste Verwandtschaft mit allem, was heute lebt, uns unmittelbar aufgeht.

Vor allem gilt das für die Lyrik, diese Frühform aller Poesie, in deren Bereiche sich die Wandlungen auch hoher Kulturzeitalter der Regel nach am einschneidendsten und ehesten ausprägen.

Unter den Lyrikern des Sturmes und Dranges läßt sich entwicklungsgeschichtlich eine ältere und eine jüngere Gruppe unterscheiden, wobei die erste am anschaulichsten durch Schubart und Bürger, die zweite durch Lenz und Goethe vertreten ist. Beide Gruppen sind durch den inneren Drang, volkstümlich und persönlich-subjektiv zugleich zu dichten, verbunden; aber das subjektive Element setzt sich erst allmählich durch, und unter seinem stetig wachsenden Einflusse verschiebt sich das Wesen

des Volkstümlichen, um schließlich aus dem Bereiche einer Vorstellung, wonach es das Empfinden aller nationalen Kreise und vornehmlich auch der unteren bezeichnet, in das Gebiet des Nationalen in dem Sinne überzugehen, daß es ein rein Menschliches bezeichnet, insofern dieses in den höchsten Schöpfungen eines jeweils verlaufenden Kulturzeitalters charakteristisch nationale Formen annimmt.

Schubart, der unglückselige Dichter des Hohen Aspergs, des „Tränenberges", trotz aller Schwächen und Fehler seines Charakters doch ein Opfer der schwäbischen Kleinstaaterei und des württembergischen Despotismus, war vierunddreißig Jahre alt, als der „Götz von Berlichingen" erschien. So kann es nicht wundernehmen, wenn er in älteren, gelegentlich selbst auch jüngeren Gedichten noch der munteren wie der rührseligen Anakreontik, in einer freilich ziemlich plumpen Rokokoanmut, huldigt. Und erst recht hat er der Sentimentalität seinen Tribut gezollt; in diesen Zusammenhang gehört die langatmige Ode auf Friedrich den Großen, die ihm endlich die ersehnte Freiheit brachte. Daneben aber läuft in seiner Dichtung von vornherein eine volkstümliche Ader lyrischer Art, die durch ein paar Verse des Gedichtes „Der Bauer im Winter", von später Entstehung und darum besonderer Vollendung, charakterisiert sein mag:

Ich leb' das ganze Jahr vergnügt,
Im Frühling wird das Feld gepflügt;
Da hängt die Lerche über mir,
Und singt ihr krauses Lied mir für.

Und kommt die liebe Sommerszeit,
Wie hoch wird da mein Herz erfreut,
Wann ich vor meinem Acker steh'
Und so viel tausend Ähren seh'!

Und so weiter. Man sieht: es ist eine einfach gegenständliche Poesie, gemünzt weniger auf die Empfindungen des Dichters als die von allerlei Ständen — Schubart hat auch den Fischer, den Schneider, den Schuhmacher, den Zinkenisten und wen nicht noch in gleicher Art besungen —: eine Dichtung,

deren Wesen noch heute in der Poeterei unserer Singspielhallen lebendig ist. Dabei hebt sich der Ton gelegentlich wohl höher, namentlich wenn die Einkleidung eine andere ist, am höchsten vielleicht in dem „Kaplied" vom Jahre 1787, einem rührenden Geleitsange für ein Regiment, das vom Württemberger Herzog zum Kriegsdienst am Kap der guten Hoffnung verkauft worden war:

Auf, auf! ihr Brüder, und seid stark!
Der Abschiedstag ist da!
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika!
. . . . . .
Ist hart! — drum wirble du, Tambour,
Den Generalmarsch drein.
Der Abschied macht uns sonst zu weich,
Wir weinten kleinen Kindern gleich; —
Es muß geschieden sein.
Lebt wohl, ihr Freunde! Sehn wir uns
Vielleicht zum letztenmal;
So denkt, nicht für die kurze Zeit,
Freundschaft ist für die Ewigkeit,
Und Gott ist überall.

Hier ist der Objektivität eine ergreifende Innigkeit beigemischt; die Sprache, die Wörter fallen fast zu hart für das, was der Dichter zwischen den Zeilen meint; es kam für Schubart ein persönliches Moment ins Spiel: unter den Offizieren waren vieljährige Asperger Freunde des Dichters: es ist wie ein Übergang zur Dichtung des subjektiven Erlebnisses. Schubart hat auch sonst wohl diesen Ton angeschlagen. So in seinen zahlreichen geistlichen Gedichten. Und hier erlauben auch einige das Maß abzustecken, in dem Haller in seinen philosophischen Gedichten und unser Dichter voneinander entfernt sind. So die Anfangsstrophen des Gedichtes über die Ewigkeit[1].

[1] Vgl. dazu oben S. 418. Man vgl. auch Schillers dem Stoffe nach verwandtes Gedicht.

Heut hebet meine Seele sich
Aus ihren engen Schranken,
Und wagt mit tiefstem Ernste dich!
Den furchtbarsten Gedanken!
Dich, schauervolle Ewigkeit!
Dich, Urquell der vergangnen Zeit,
Und aller Künftigkeiten.

Ich Sonnenstaub, von gestern her,
Soll mich ans Ufer wagen,
Wohin vom unbeschifften Meer
Die schwarze Wellen schlagen?
An ungeheure Tiefen, wo
Zahllose Welten, leicht wie Stroh
Auf Meereswogen, schwimmen?

Und wagt es meine Seele gleich,
Mit eines Cherubs Schwingen
In dieses unbeflogne Reich
Der Ewigkeit zu dringen:
Nach tausend Jahren steh' ich doch,
Auch nach Äonen, immer noch,
Wie heute — an dem Ufer.

Das Pathos, das, ganz persönlicher Art, diese Verse durchzieht, kann sich bei Schubart da, wo er rein nur von sich zu reden veranlaßt ist, zu einer auch heute noch mit Urkraft ergreifenden Höhe steigern. So in seinem vielleicht schönsten Gedichte, das für ihn zugleich eine Schicksalsdichtung war, in der „Fürstengruft“:

Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt!
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blassen Tags erhellt!

Die alten Särge leuchten in der dunklen
Verwesungsgruft, wie faules Holz;
Wie matt die großen Silberschilde funkeln,
Der Fürsten letzter Stolz!

Entsetzen packt den Wandrer hier am Haare,
Geußt Schauer über seine Haut,
Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Bahre,
Aus hohlen Augen schaut.

Aber solche Höhe des Pathos ist selten. Und wie man sieht: auch hier verläßt den Dichter im Grunde die objektive Form nicht: der Wanderer empfindet, nicht er; und dieser Empfindungslage ist die Sprache angemessen: die reine Subjektivität des Dichters bleibt noch hinter der Verkleidung.

Es ist dieselbe Entwicklungsstufe, die wir bei Bürger (geboren in der Silvesternacht von 1747 auf 1748) wiederfinden. Nur erscheint alles ein wenig mehr nach der subjektiven Seite verschoben; nur ist Bürger ein weit größerer Dichter: neben Goethe und Lenz, Klopstock und Günther wohl das größte lyrische Talent der Nation im 18. Jahrhundert. Sieht man auch hier von tändelnden und sentimentalen Anfängen ab, so mag der Fortschritt gegen Schubart etwa durch ein Winterlied aus dem Jahre 1772 gekennzeichnet werden.

Der Winter hat mit kalter Hand
Die Pappel abgelaubt,
Und hat das grüne Maigewand
Der armen Flur geraubt;
Hat Blümchen, blau und rot und weiß,
Begraben unter Schnee und Eis.

Doch liebe Blümchen, hoffet nicht
Von mir ein Sterbelied.
Ich weiß ein holdes Angesicht,
Worauf ihr alle blüht.
Blau ist des Augensternes Rund,
Die Stirne weiß, und rot der Mund.

Was kümmert mich die Nachtigall
Im aufgeblühten Hain?
Mein Liebchen trillert hundertmal
So süß und silberrein:
Ihr Atem ist, wie Frühlingsluft
Erfüllt mit Hyazinthenduft.

Voll für den Mund und würzereich
Und allerfrischend ist,
Der purpurroten Erdbeer' gleich,
Der Kuß, den sie mir küßt. —
O Mai, was frag' ich viel nach dir?
Der Frühling lebt und webt in ihr.

Hier ist das Volkstümliche schon viel tiefer mit der Empfindung des Dichters verschmolzen; so breit die Schilderung noch ist, z. B. im letzten Verse, und damit objektive Elemente festhält: — dennoch wagt sich die Subjektivität des Dichters flott hervor — und in den Mittelpunkt der Lyrik tritt das Liebeslied. Das Höchste von persönlicher Belebung, von innerlichem Pathos, das Bürger in dieser Richtung erreicht hat, sind wohl die folgenden, Himmel und Erde, überschriebenen Verse schon des Jahres 1773:

In dem Himmel quillt die Fülle
Heiß ersehnter Seligkeit.
Ich auch, wär' es Gottes Wille,
Tränke gern aus dieser Fülle
Labsal für der Erde Leid;

Für den Wurm, der meiner Tage
Rosenblüte giftig sticht;
Dessen Schmerz ich in mir trage,
Den ich Arzt und Priester klage:
Aber ach! das hilft mir nicht.

Längst sind über Tal und Hügel
Alle Freuden mir entflohn.
Lahm sind meiner Hoffnung Flügel.
Rauher Hindernisse Hügel
Sprechen selbst den Wünschen Hohn.

Dennoch setzt' ich auch auf Erden
Gern noch fort den Pilgerstab.
Sollte Molly mir nur werden,
Trüg' ich aller Welt Beschwerden
Noch den längsten Pfad hinab.

Kann darüber kein Zweifel sein — wie es denn seiner immer wieder ausgesprochenen klaren Absicht entsprach — daß Bürger hier sein Innenleben mit dem höchsten, ihm erreichbaren Naturalismus bloßlegen, daß er sich ganz geben wollte, so erhellt doch, wie wenig ihm das, am Maßstabe späterer mehr vollendeter subjektivistischer Dichtung, gelang. Immer noch bleibt ein beherrschender Hauch äußerer Beschreibung, objektiver Auffassung: der Dichter nimmt gleichsam, so sehr er sie um-

fangen will, noch immer Distanz von seiner Seele. Die äußeren Erscheinungen dagegen im vollen Wesen ihres Anblickes wiederzugeben, ist ihm hier, wie noch mehr in dem früher eingeschalteten Gedichte gelungen; und es ließen sich auch sonst aus seinen rein lyrischen Gedichten Beispiele genug dafür anführen, daß er auf diesem Gebiete Meister war über seine Vorgänger hinaus.

Diese besondere Lage nun: Andrängen gegen die Ereignisse des Herzens, vollere Beherrschung der Wiedergabe der Außenwelt als bisher: führte in diesem Momente zum Emporblühen einer Dichtungsform, deren früheste Andeutungen im Sinne späterer Vollendung schon bei Schubart vorliegen: der Ballade, der kurzen, mit lyrischen Elementen durchsetzten epischen Erzählung.

Dabei ermangelte diese Entwicklung nicht der äußeren, auch volkstümlichen Anknüpfung. Gassenhauer und Bänkelsang waren alte Formen nationaler Lyrik; immer hatten sie mit epischer Betrachtung gut Freundschaft gehalten; ja die kurze Relation von Geschichte und Geschichten hatte stets zu ihren unmittelbaren Aufgaben gehört. So blühten sie auch im 18. Jahrhundert fort: auf der Landstraße und im Wirtshaus, im Munde des Jägers und des Hirten — bis hinab zu den „neuesten Geschichten", die auf Markt und Messe als erklärender Text zu schauerlich gemalten Bildern gesungen wurden.

An diese Afterdichtung hatte, nicht ohne englische Anregung, schon Gleim angeknüpft, um eine Art gebildeter Bänkelsängerei zu beginnen, aus der dann später die dichterische Parodie, bis zu Blumauers Äneis hin, hervorgegangen ist. Ja diese besondere Form des Sanges hatte in Daniel Schiebeler (1741—1771) einen in seiner Art höchst vergnüglichen Vertreter gefunden. Es sind Bestrebungen, die neben Empfindsamkeit und Sturm und Drang her und über sie hinauslaufen, wie das moderne Überbrettl- und Kabarettwesen der Reizsamkeit und der literarischen Revolution der achtziger Jahre und späterer Zeit zur Seite gegangen ist.

Nun lag in dem dissoluten Charakter Bürgers, in dem er dem großen Lyriker des 19. Jahrhunderts, Heine, nur zu sehr ähnelte, mehr als ein Zug, der ihn an diese Entwicklung anzuknüpfen, ja in ihr aufzugehen veranlassen konnte. In der Tat hat er in diesem Sinne gedichtet; in der Historia von der wunderschönen Durchlauchtigen kaiserlichen Prinzessin Europa und einem uralten heidnischen Götzen Jupiter item Zeus, deren Titel schon die Parodie verrät, findet sich ein Vers, der über die Umgebung, in der sich der Dichter den Vortrag seiner Historie dachte, unzweideutig aufklärt:

Eu'r Batzen soll euch nicht,
Geehrte Herrn, gereuen.
Mein Liedel soll euch freuen! —
Doch ihr dort! Schelmgezücht!
Kroaten, hintern Bänken!
Laßt nach mit Lärm und Schwänken!

Aber inzwischen wandte der Dichter die Form ins Ernstere. Mit großer Sicherheit erkannte er, wie entwicklungsgeschichtliche Lage und eigene Begabung ihm hier die Ausbildung einer lyrisch-epischen Form von hoher Schönheit ermöglichten; und mit dem Fleiße, der ihn als Künstler immer ausgezeichnet hat, machte er sich, teilweise unterstützt durch englisches Vorbild, ans Werk: eben in diesem Zusammenhange der Wiedergabe stärkster Empfindung und bewegtester Handlung sah er das Volkstümliche, dessen die Nation zu poetischer Erhebung bedürfe. Und nach wenigen Vorarbeiten schuf er alsbald das Meisterwerk der neuen Gattung, die „Lenore" (1773). Hier schon ist alles vereint, was den späteren reichen Kranz seiner Balladen auszeichnet: höchste Belebung der Handlung, tiefste und schauerlichste Empfindung, und eine Form, deren hüpfende Rhythmen uns vorwärts zu hasten heischen, wie auch endlich eine Sprache, die mit ganz neuen Mitteln, vor allem auch der Wortmalerei, Situationen und Ereignisse in dem sicheren Stile eindrucksvoller Freskomalerei schildert.

Es ist in gewissem Sinne ein Höhepunkt der Entwicklung, der nicht mehr übertroffen worden ist, so reich die Nation

später in dem Balladenjahre Schillers und Goethes und darüber hinaus mit einem nie versiegenden Schatze balladenhafter Erzählungen beschenkt worden ist: Goethe selbst hat die „Lenore" mit seiner ausdrucksvollen Stimme immer und immer wieder vorgetragen und ihre einzigartige Stellung anerkannt.

Jedenfalls: welch einen Fortschritt bedeutete es von den rührenden und nicht selten rührseligen Kantilenen, mit denen Klopstock und seine Nachfolger gefallene Helden priesen, bis zu dieser enggeschürzten, von Felsblock zu Felsblock der Erzählung gleichsam vorwärts springenden Form, der in der modernen Entwicklung höchstens die Entstehung der short story zu vergleichen ist? Es ist wie eine Wiederholung des Entwicklungsganges unserer frühesten Kulturzeitalter von der lyrisch-epischen Totenklage des Helden in der Urzeit zu jener dramatisch-epischen Form der Stammeszeit, die das Hildebrandlied darbietet[1]: nur auf einer ungleich höheren Stufe kultureller Entfaltung.

Aber inzwischen hatte die reine Lyrik des Sturmes und Dranges schon längst eine Wandlung erlebt, die sie über die halb-objektiven Formen Schubarts und Bürgers hinwegtrug — hinauftrug zu den höchsten Höhen schon der Lyrik in der ersten Periode des Subjektivismus.

Der unglückliche, schließlich in Wahnsinn endende Dichter Reinhold Lenz, ein Livländer, 1751 geboren, der Straßburger Freund und spätere Pflegebefohlene Goethes und seines Schwagers Schlosser, hat von sich selbst gesagt: „Der gute Junge! Wenn er auch nichts geleistet hat, so hat er doch groß geahnt." Ein Urteil, dem billigerweise hinzuzufügen ist, daß Lenz in seinen besseren Jugendzeiten — die ihn kannten, haben ihn, auch intellektuell, immer für problematisch gehalten — der erste große, völlig dem neuen Seelenleben in seiner ersten Vollendung hingegebene Dichter der Nation gewesen ist: neben ihm, freilich auch über ihm steht nur noch Goethe.

Wie Bürger und Schubart, wie nicht minder Goethe, war

[1] S. Bd. I[1–3] S. 178 ff., 342 ff.; I[4] S. 206 ff., 368 ff.

auch Lenz in jungen Jahren anakreontisch und sentimental; und lange Zeit blieb ihm noch ein Rest freundlichen Rokokos. Doch in wie hohem Grade erscheint schon dieser Rest gelegentlich subjektivistisch gefärbt und zugleich persönlich bedeutsam:

Aus ihren Augen lacht die Freude,
Auf ihren Lippen blüht die Lust,
Und unterm Amazonenkleide
Hebt Mut und Stolz und Drang die Brust;
Doch unter Locken, welche fliegen
Um ihrer Schultern Elfenbein,
Verrät ein Seitenblick beim Siegen
Den schönen Wunsch, besiegt zu sein.

In seinen eigentlichsten Schöpfungen aber verliert der Dichter auch die letzten Spuren der Dichtung der Vergangenheit: in der Form wie im Inhalte wird er nun ganz er selber: Selbsterlebnis, Selbstbekenntnis wird Stern und Kern seines Schaffens.

Ach, eh' ich dich, mein höchstes Ziel,
Eh' ich dich fand, welch mutlos Streben,
Welch regelloses Fibernspiel,
Bald der, bald der mein junges Leben
Mit allen Freuden preiszugeben,
Nachdem es ihrem Stolz gefiel.
Und keine sah es, was ich litte,
Und keine hörte meine Bitte,
Verstand mein Sehnen, meine Pein,
Mir liebenswert, mir was du bist zu sein.
Jetzt hab' ich dich — und soll dich lassen,
Eh' möge mich die Hölle fassen!

Wie vertieft sich da schon die Selbstbeobachtung, wie belebt sich der Rhythmus! Und zugleich mit der Objektivität schwindet die breite Schilderung, die lyrische Kantilene. Kein verweilendes Atmen mehr, kein langes Verschnaufen; und neue Münze eigenster Beobachtung in vollwichtigen Stücken, nicht mehr das alte Kleingeld einer abgegriffenen poetischen Scheidemünze. So treten denn, ein charakteristisches Zeichen des Fortschrittes, die ersten vollendeten lyrischen Vierzeiler der neuen Dichtung auf:

Ihr stummen Bäume, meine Zeugen!
Ach käm er ungefähr
Hier, wo wir saßen, wieder her:
Könnt ihr von meinen Tränen schweigen?

Oder:

An ihrem Blicke nur zu hangen
Verlang' ich, weiter nichts,
Und von dem Reichtum ihres Lichts
Ein Fünkchen in mein Herz zu fangen.

Es ist wie ein Gegenstück zu der dichterischen Erzählung der Zeit, der Ballade, in der alte Redseligkeit hastender Mitteilung weicht: die Gefühle erscheinen vertieft und konzentriert zugleich. Und in der Tat mangeln Lenz neben aller Lyrik nicht balladenmäßige Ansätze, als der schönste darunter das vollendetste Gedicht vielleicht, das dem Dichter überhaupt gelungen ist, die wohl auf Sesenheimer Eindrücken beruhende „Liebe auf dem Lande".

Dennoch fehlt Lenz in Formgebung wie Gefühl noch das Letzte subjektiver Vollendung. Die Form bleibt immer noch zu redselig, zu referierend. Man lese die folgenden Strophen unter der Erinnerung an eines der bekanntesten Gedichte Heines:

Mit schönen Steinen ausgeschmückt,
Von frohen Lichtern angeblickt,
Da sitzest du vielleicht anitzt,
Wo doch dein Auge heller blitzt.

Und denkest nicht, daß hier in Nacht
Ein ausgeweintes Auge wacht,
Das überall, wohin es flieht,
Kein Mittel, mich zu retten, sieht.

Wesentlicher aber ist noch, daß Lenz nicht über die subjektiven Eindrücke und Erlebnisse hinaus zu deren typischer Verklärung gelangte. Er blieb im persönlichen Kreise, und nur wer ihm in diesen folgt, vermag ihn ganz zu verstehen. Mustert man selbst die schönsten und ausgeglichensten Gedichte durch, die wir von ihm kennen, man wird vergebens den eigentlichen Typus des Erlebnisses suchen. Im Grunde ist es vielleicht nur eines, in welchem er sich diesem höchsten Ziele nähert:

Nur der bleibende Himmel kennt,
Was er den schwachen Sterblichen gönnt,
All ihr Glück, erstohlen von Qualen,
Hinter Wolken zitternde Strahlen,
Was ihr Herz sich gesteht und verhehlt,
Alles hat er ihnen zugezählt,
Unerbittlich — all ihre Triebe,
Alle Gestalten und Grad' ihrer Liebe,
Alle Reibungen von Wünschen und Schrecken,
Hoffen und Zagen bei schwimmenden Zwecken.

Aber, abgesehen von Bedenken, die sich gegen die Form regen: überwiegt hier nicht schon das Sententiöse? Ist jene zarte Linie festgehalten, auf der in der vollendeten Lyrik des jungen Zeitalters Allgemeines und Besonderes, Persönliches und Universelles zu jener die typische Wahrheit treffenden Ausgeglichenheit verschmolzen werden sollten, die, persönlichen Hauches voll und dennoch aller Sinn bewegend, unmittelbar von Herz zu Herzen spricht? Erst dem Meister der Meister war es vergönnt, diese Höhen neuer Dichtung zu erklimmen; erst ihm rief die Muse zu:

Empfange hier, was ich dir lang bestimmt!
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit. —

Auch Goethe wurzelt mit den Anfängen seiner Lyrik in den letzten Zeiten des Rokokos, wenn auch die meisten seiner Gedichte dieser Art verloren gegangen sind; wer gedenkt nicht in diesem Zusammenhange der wunderbar anmutigen Anakreontik des Liedes „Kleine Blumen, kleine Blätter", wer nicht der graziös-altväterischen Zeilen noch des Leipziger Aufenthalts:

Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephirs melden ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Reigen
Ihr den süß'ten Weihrauch auf?

Und auch sentimentale Zeiten hatte Goethe und Zeiten unbedingten, fast chaotischen Sturmes und Dranges; dann

fluteten ihm die Rhythmen reimlos und fast nicht mehr gebunden, und titanischer Stolz wie die tiefste aller Niedergeschlagenheiten, Extreme des Gefühlslebens überhaupt, durchfärbten sein Dichten. Aber auch in diesen Zeiten, wie in den früheren der Anakreontik, fehlte nicht ein gewisses Maß, ein Allgemeinmenschliches, das selbst tändelnde Liebeslieder fühlen lassen. Nicht minder aber lag Goethe das Volkstümliche selbst im ursprünglichen Verstande Schubarts und Bürgers nahe, und keineswegs entbehrte er jenes gleichsam stummen Zuges zum rein Objektiven, das ein Merkmal aller Naturalismen zu sein scheint. Aber in Gedichten wie „Sah ein Knab' ein Röslein stehn" wußte er das Volkstümliche doch wiederum schon menschlichem Gemeingefühle dienstbar zu machen; und das rein Objektive belebte sich für ihn durch Kontraste in dasselbe rein Menschliche: so in „Meeresstille" und „Glückliche Fahrt":

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Lust von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle sich.

* * *

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Äolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es teilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne;
Schon seh' ich das Land!

Und in welchem Grade gar herrscht in Goethes Dichtung das persönliche Erlebnis! Der Dichter konnte der Sammlung seiner Lieder später die Losung vorsetzen:

Spät erklingt, was früh erklang,
Glück und Unglück wird Gesang:

denn ihm ward in der Tat mit Unglück und Glück der Gesang zum Jauchzen, zum Flehen, zum Befehl; zur Anklage, zum Triumphe, zur Beichte. In den Jugendgedichten aber trifft dies Persönliche des Erlebnisses ganz besonders oft und in den leidenschaftlichsten, rhythmisch gleichsam klopfenden Versen unser Ohr: „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde"; „Herz, mein Herz, was soll das geben?" und in anderen Gedichten mehr.

Und dennoch! Auch diese scharfe Betonung des Persönlich-Subjektiven, dies Hervorleuchtenlassen des eigenen Erlebnisses, ist bereits Ausnahme. Erstaunlich früh schon, ein Zeichen stärkster Selbsterziehung, und kaum erst diesseits der Periode allgemeinen wie persönlichen Sturmes und Dranges, klärte sich diese erste Gärung; würdig und erhaben stieg die typische Durchbildung des persönlichen Geschehnisses empor; und wenn nicht vom Leben des Dichters überhaupt, so doch von den Festesstunden seiner Dichtung durfte es nun heißen:

Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

Die Höhe der frühsubjektivistischen Lyrik ist damit erreicht: die Gefühle erscheinen ins allgemein Menschliche gezogen, die innere Wahrheit der Gefühlsanlage unseres Geschlechtes leuchtet aus ihnen hervor, zeitlos erscheinen sie fast und national nur noch im höchsten Sinne.

Bedarf es für diese wundersame Wandlung der Lyrik Goethes hier noch der Zeugnisse? Es ist kein Zufall, daß gerade die schönsten der Gedichte Goethes, die aus dieser Transsubstantiation geboren sind, Eigentum geworden sind alles Volkes deutscher Zunge: denn sie sind allgemeinste Zeichen nationaler Verwandtschaft. Dennoch möge ein Perlenpaar solcher Dichtungen hier eingeschaltet werden; denn so allein vermag ein voller Eindruck des herrlichen Abschlusses unserer frühsubjektivistischen Lyrik erreicht zu werden.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust!
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Wir erfahren zur Entstehung dieses Gedichtes, daß es in der erhaltenen Handschrift ohne Überschrift ist, aber das Datum „Am Hang des Ettersbergs, den 12. Februar 1776" trägt. Goethe war gegen Abend dieses Tages, da Frau von Stein sich seine Besuche verbeten, in bitterer Bedrängnis nach dem Ettersberg, anderthalb Stunden von Weimar, geritten[1]. Dies das Erlebnis persönlichster Art: und aus ihm alsbald geboren jener rein menschliche Widerhall einer Dichtung, die Millionen von Herzen zum Gebet und zum Troste geworden ist. Und ein zweites:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht,

der Schluß des Gedichtes an den Mond,

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz,

das, ursprünglich voll persönlicher und Gelegenheitsbeziehungen, noch vor der italienischen Reise zu seiner heutigen typischen Klarheit geläutert wurde.

Wo aber wäre ein Ende solcher Zitate zu finden, sollte der Reichtum Goethischer Typik erschöpft werden? Schon

[1] Düntzer in Kürschners Nationalliteratur, Goethe, I. Teil, S. 67 Anm.

aus dem Jahre 1783 stammt das entsagende „Über allen Gipfeln ist Ruh", das wie ein Schlußstein einer ersten Entwicklung anmutet. Aber diese Quelle versiegte nicht; bis in die Jahre höchsten Greisenalters floß sie, wenn auch unter gewissen Wandlungen der Färbung, fort: und die Nation und die Welt verdankt ihr tausend Bäche und Ströme edelsten Genusses. —

Nicht zu so vollendetem Abschlusse wie die Lyrik, aber doch schon zu einer Höhe, die Aussichten auf Großes eröffnete, hat sich die Dramatik des Sturmes und Dranges entfaltet. Diese Entwicklung kann aber nur verständlich gemacht werden, wenn wir, mit Hilfe einiger allgemeinerer Erwägungen, unsere Blicke ein wenig auf die Grundvorgänge der Entstehung des modernen Dramas überhaupt zurücklenken.

Da ist denn an der Hand der Denkmäler seit dem 16. und 17. Jahrhundert vor allem festzustellen, daß das moderne Drama nach seinem Wesen und Aufbau wie in seinem entwicklungsgeschichtlichen Gange nicht durch die Fabeln, in denen die einzelnen Schauspiele verlaufen, bestimmt wird. Die Fabel ist für den Charakter des Dramas im allgemeinen nur so lange das Entscheidende gewesen, als dieses noch in epische Formen eingegossen war: in Deutschland also bis auf und vielfach auch noch bei Hans Sachs[1]. In der Zeit dagegen, da das Drama als volle eigene Kunstform frei wurde, traten alsbald zwei andere Elemente als für den Verlauf der Entwicklung bestimmend in den Vordergrund: die Idee oder das Schicksal, und die Charaktere oder die Gestalten.

Von ihnen gehören die Gestalten dem Leben an, werden also aus diesem heraus mit aller Höhe des jeweils erreichten psychologischen Verständnisses gezeichnet. Hier liegt demnach ein Moment vor, das jedes Drama in eben seine Zeit stellt: die Charakterzeichnung ist abhängig von der gerade jetzt vorhandenen Fähigkeit des Verständnisses und der literarischen Wiedergabe der Charaktere, die dem Dichter innerhalb des

[1] S. Bd. VI 1—2 S. 247 ff.

Kreises seiner Erfahrung zugeführt oder durch den Kreis dieser Erfahrung nahegelegt werden.

Diese Gestalten aber mit ihrem besonderen Wesen werden nun in Handlung versetzt nur dadurch, daß sie sich innerhalb einer besonderen geistigen und sittlichen Atmosphäre bewegen. Diese Umwelt und die ihr zugrunde liegende Idee (oder, falls die Reduktion der Umwelt auf eine einzige Idee nicht gelingt, die ihr zugrunde liegenden Ideen) sind ihr Schicksal. Indem sie in diese Umwelt eintreten, indem sie unter diesem Schicksale handeln, entsteht die Fabel. Die Fabel ist also im modernen Drama das Produkt von Schicksal und Gestaltenkreis.

Dabei ergibt sich schon aus dem Wesen des Schicksals, daß auch dieses keineswegs zu allen Zeiten gleichartig vorgestellt wird. Eine Summation der jeweils bestehenden sozialen und geistigen, der seelischen Zustände also überhaupt in eine Zentralidee, ist es vielmehr abhängig von der ständigen Änderungen unterworfenen Kulturhöhe. Also auch durch den zweiten Faktor, von dem das Drama regiert ist, wird es unmittelbar in eine bestimmte Zeit hinein gestellt.

Welcher von den beiden Faktoren ist nun für den allgemeinen Charakter der dramatischen Produktion entscheidender — das Schicksal oder die Gestalten? Die Antwort wird für das Schicksal entscheiden: denn dieses allein ist von einer so allgemeinen Natur, daß durch deren Durchbrechung sich eben das Geschick der besonderen Gestalten des Dramas vollendet. Und so wird denn das Drama einer bestimmten Zeit im allgemeinsten durch eine Darlegung der besonderen Art oder der besonderen Arten der Schicksalsvorstellungen charakterisiert, die zu dieser Zeit herrschen. Schicksalsvorstellung aber im allgemeinsten Sinne heißt Weltanschauung. Und so darf man sagen: die jeweils herrschende Weltanschauung ist die allgemeinste Idee, das umfassendste Schicksal des bestehenden Dramas.

Nun hatte die westeuropäische Kultur des 16. bis 18. Jahrhunderts im ganzen und großen noch fest an der christlichen

Weltanschauung gehangen. Daraus folgte für das Drama dieser Zeit eine Schicksalsidee transzendenten Charakters, ein Schicksal, das das Einzelgeschick der Gestalten in Abhängigkeit brachte von einer höheren, übermenschlichen und überweltlichen Führung, von Gott. Die dextera manus dei, die sich in mittelalterlichen Bildern so häufig aus den Wolken streckt, um einem Heiligen zu helfen, sie war auch noch das Hauptstück in der Schicksalsvorstellung des 16. bis 18. Jahrhunderts.

Konnte nun diese Auffassung mit dem Umschwunge des Seelenlebens um die Mitte des 18. Jahrhunderts erhalten bleiben? Stellen wir die Gegensätze von heute und früher extrem gegenüber, so gewiß nicht. Die volle christliche Weltanschauung noch des 16. bis 18. Jahrhunderts kannte als Hauptmittel der Schicksalswirkung von der intellektuellen Seite her das äußere Wunder, von der moralischen aus die Sinneswandlung durch die Gnade Gottes; die moderne Weltanschauung glaubt nur ein der Welt immanentes Wirken des Absoluten annehmen zu dürfen, das an die Kausalitätsvorstellung und den Glauben an eine empirische menschliche Freiheit gebunden ist. Allein so scharf drängten zur Zeit des Überganges von individualistischer zu subjektivistischer Kultur die Gegensätze nicht gegeneinander. Um 1750 war die absolute Transzendenz des christlichen Schicksals in den Augen der Menschen gewiß gelegentlich schon gebrochen; äußere Wunder wurden schon als besonders zu begründende Ausnahmen betrachtet, innere Wunder der Sinneswandlung auch nur noch begrenzt zugelassen. Anderseits aber ist die Immanenz etwa der heutigen Auffassung auch noch vielfach durch Spuren und Einwirkungen der alten Transzendenz bestimmt. Wir haben es also mit einer leisen, freilich im Anfangszustand und Schlußergebnis durch starke Abweichung gekennzeichneten Entwicklung von Schattierungen zu tun, und es wird im späteren Verlaufe unserer Erzählung nötig werden, die Abfolge dieser Schattierungen zu verfolgen.

Wenn nun aber in der Zeit des frühesten Subjektivismus im ganzen und großen doch noch die Transzendenz der christlichen Weltanschauung für die Auffassung des Lebensschicksals

galt: so verlangte sie, daran war kein Zweifel, an dieses Schicksal gebundene, in sich unfreie, mit bestimmten Ideen gleichsam belastete Charaktere.

Aber gerade hierüber drängte nun die dichterische Gestaltungskraft der Zeit hinaus: jenes außerordentlich gewachsene innere Vorstellungsvermögen für fremde Charaktere, das sich künstlerisch in der Schöpfung neuer, freierer, ja der Absicht der Dichter nach völlig ungebundener Gestalten äußerte: wie hätte es sich bei dem hergebrachten Schema beruhigen können! Keine im tiefsten Grunde fast noch gleichartigen Charaktere, die in demselben Rahmen der Verfügungsfähigkeit unter der gleichen transzendenten Gewalt dahinlebten: nein, freie, sich aus sich selbst bestreitende Personen, nicht zwei-, sondern dreidimensionale Gestalten, volles Menschenleben in der unendlichen Mannigfaltigkeit seiner Bildung: das war es, was man für das Drama forderte und suchte. Und so prallten denn Schicksalsvorstellung, Idee des Dramas, und Gestaltenschöpfung, Charaktere des Dramas, gegeneinander.

Das Ergebnis konnten zunächst nur Fabeln von größter Gewaltsamkeit und von tiefsten Konflikten sein. Und da von der Fabel wieder der ganze formelle Plan des Dramas, das Szenenschema und die Haltung und Stimmung der einzelnen Szenen abhängt, so mußten für all dies, für den sinnlichen Körper des Dramas gleichsam, Gewaltsamkeit, Unregelmäßigkeit, Abweichen vom Gesunden, Einfachen, Klaren, Unterdrückung jeder Regel herkömmlicher Diätetik des Körpers und Geistes die Folgen sein. Diese Folgen aber aus der Unvereinbarkeit des Charakters des Schicksals und der neu erworbenen besonderen Fähigkeit der Personenzeichnung wurden durch einen naheliegenden Umstand nochmals verstärkt.

Man kann für alle Zeitalter gebundenen Seelenlebens, am besten aber für die Urzeit, als das Zeitalter der gebundensten Kultur, die Beobachtung machen, daß Personen, welche aus irgendeinem Grunde sich von dieser Gebundenheit losreißen, nun besonders starker Willkür anheimfallen. Sehr natürlich: es handelt sich da um Menschen, die innerlich noch sehr wenig

erzogen sind, die geistig zusammengehalten werden wesentlich nur durch die äußeren Mittel des Sippenfriedens, des formalen Rechtszwanges, des geringer tatsächlicher Erfahrung entsprechenden, durch keinen Zweifel angekränkelten Fürwahrhaltens einer bestimmten Mythologie. Gehen diese Personen solcher äußeren Gängelbänder ihres Daseins verlustig, so sind sie nicht einer innerlich erworbenen Freiheit überliefert, sondern der Willkür. Das ist zum großen Teil der Charakter der Helden und Heldinnen unserer alten Epen wie unserer älteren Geschichte, soweit sie den normalen Gang des Lebens verlassen haben: Chlodovech, Brunhilde und Fredegunde, Hagen und Kriemhild sind in diesem Punkte nahe verwandt. Etwas Ähnliches nun, wie einstmals im Leben, geht jetzt, zur Sturm- und Drangzeit, im Drama vor sich: die Fähigkeit zur Zeichnung freierer Charaktere ist da; die allgemeine Schicksalsvorstellung verlangt, weil in gewissen Richtungen noch transzendent, Gebundenheit: um so mehr überschreiten die Dichter diese Linie und verfallen damit übertreibender Willkür.

Es ist das Moment, das zugleich die Geschichte des Dramas in die allgemeine seelische Bewegung des Sturmes und Dranges stellt: eben in diesem Zusammenhange kamen dessen literarisch-revolutionäre Tendenzen vornehmlich im Drama zum Ausdruck. Verlief dabei die ganze Strömung doch nicht völlig ins Uferlose, wie zunächst wohl zu erwarten gewesen wäre, wäre sie sich selbst überlassen geblieben, so wurde das vornehmlich durch den Umstand verhindert, daß man denn noch nicht ganz steuerlos die Höhen der neuen dramatischen Weltanschauung zu gewinnen suchte, sondern hierfür einen, im Verhältnis zu den eigenen Neigungen konservativen Führer gefunden hatte in Shakespeare.

Soll aber die Rolle Shakespeares in diesem Zusammenhange klar angeschaut werden, so werden wir gut tun, auf die Geschichte des Dramas unter dem Einflusse der christlichen Weltanschauung des 16. bis 18. Jahrhunderts nochmals mit einigen Worten zurückzugreifen.

Die christliche Weltanschauung dieser Zeit war bereits in

zwei verschiedene Richtungen auseinandergetreten: die katholische und die protestantische. Von ihnen beiden hatte an der mittelalterlichen Gebundenheit nur die katholische ganz festgehalten. Innerhalb ihres Verlaufes hatte darum auch der Charakter des christlichen Schicksals als einer göttlichen Macht des Erbarmens und der Liebe besonders hell aufgeleuchtet: der harte, von Schuld zu Verderben führende Zug des transzendenten Eingriffes war gemäßigt worden durch das Element der Gnade und Versöhnung. Das hatte in dem katholischen Drama des 16. bis 18. Jahrhunderts grundsätzlich dazu geführt, daß der Schicksalsverlauf innerhalb der dramatischen Fabel schließlich immer noch zum Guten umgebogen wurde: der Sünder wurde erlöst. Der glänzendste und tiefste Vertreter eines Dramas auf dieser Grundlage ist Calderon gewesen: gewiß ist er infolgedessen nicht so sicheren Schrittes auf Erden gewandelt wie Shakespeare, doch übertraf er diesen in der durchsichtigen Folgerichtigkeit des Aufbaues seiner Dramen unter einer völlig klaren Vorstellung des Schicksals.

Denn gehen wir zur Geschichte der protestantischen Weltanschauung über, so war auf diesem Gebiete die christliche Schicksalsidee infolge der schärferen Betonung des Gnadenaktes überhaupt wohl verstärkt, zugleich aber auch ihrer Transzendenz nach durch den Begriff der Gotteskindschaft sehr verinnerlicht und zum großen Teile schon in die Charakterentwicklung der Einzelperson hinein verlegt worden; auch hatten sich in den protestantischen Ländern durch die philosophische Renaissance des 16. Jahrhunderts die Lehren des antiken Stoizismus weithin verbreitet und waren vielfach in innige Verbindung mit den christlichen Überzeugungen getreten: diese Lehren aber beruhten auf der Anschauung von der Immanenz des menschlichen Schicksals. Aus diesem Zusammentreffen konnte nun unter Umständen eine Weltanschauung hervorgehen, für die schon das Wort galt: In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne; eine Anschauung, die im Drama zur innigsten Einbettung des Schicksals, der regierenden absoluten Kräfte in die Leidenschaft, das Pathos, das entscheidende Bestreben der Gestalten

führen mußte. Das geschah in England; und der Meister des so entstehenden frühesten psychologischen Dramas war Shakespeare.

Dabei war klar, daß auch schon ein primitives Drama der Immanenz, wie es dasjenige Shakespeares war, zu einer freieren Auffassung der äußeren Form führen mußte, als sie in dem Schauspiele spezifisch christlicher Transzendenz und auch in jenem antiken Drama sich hatte entwickeln können, das seinerseits auf einer noch in ganz anders einseitiger Folgerichtigkeit verlaufenden Schicksalsvorstellung, der vom Fluche der Götter, beruhte. Und so ist es selbstverständlich, daß die Regeln der Shakespeareschen Bühne und Szenenführung, der Aktkomposition und der Behandlung von Zeit und Raum von den aus christlicher und antiker Weltanschauung entwickelten, wie sie auch die verschiedenen Formen des Renaissancedramas des 16. bis 18. Jahrhunderts beherrscht hatten und noch beherrschten, gänzlich abwichen. Ja gegenüber der strengen Bindung dieser konnten die Dramen Shakespeares und seiner englischen Zeitgenossen beinahe als nichts denn geistreiche, wenn auch mit genauen Wegweisern versehene Skizzen für die Bühnenaufführung erscheinen, als gleichsam mehr Umrisse für den Schauspieler, denn als Bühnengemälde.

Dies alles, Schicksalsauffassung wie Durchbildung der Handlung und Technik im einzelnen, war damit so geartet, daß sich ohne weiteres erklärt, wie die jungen dramatischen Stürmer und Dränger aus ihrer Zeit und ihrer Persönlichkeit heraus in Shakespeare das lebendigste und beinahe unbedingt zu befolgende Vorbild erblicken konnten.

Freilich: war deshalb die Kunst Shakespeares völlig geeignet, der deutschen Entwicklung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sozusagen einverleibt und von den Dichtern dieser Zeit nur nachgeahmt und allenfalls fortgebildet zu werden?

Bei genauerem Zusehen zeigt sich, daß eine urwüchsige, früheste Form der Immanenz und eine gewaltige, zum Teil nur dem Genie eben Shakespeares eignende Meisterschaft der

Gestaltenbildung in seinem Drama in der Tat die glänzende Erscheinung eines ersten psychologischen Dramas der modernen europäischen Entwicklung gezeitigt hat. Aber daneben erscheinen doch noch so viele Zeichen eben nur der Zeit des 16. Jahrhunderts, daß von einer vollen Nachahmung, ja auch nur einer unmittelbaren Fortsetzung dieses Vorläufers früher Zeit zum Nutzen der deutschen Dichtung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht die Rede sein konnte.

Zunächst war jetzt die tatsächliche Welt der Charaktere, aus der heraus künstlerisch zu gestalten war, nicht mehr die der Zeit des großen Briten. Shakespeare hat vor der Ausbildung des Polizeistaates gelebt, in einem Jahrhundert, in dem sich menschliche Leidenschaften noch in ganz anderen Formen auszutoben pflegten als später, als namentlich in dem zahmen Deutschland des 18. Jahrhunderts. Darum sind seine Dramen erfüllt von Gewalttätigkeit: von Mord und Blutschuld, von Unterdrückung und von offener Auflehnung gegen elementarste Gesetze des Staates und der Kirche. Und dementsprechend sind die Charaktere gezeichnet: nicht mit intimen Zügen, sondern mehr „mit der expansiven als der intensiven Seite der Phantasie“ [1], nicht in innerlicher Entwicklung, sondern in äußerer Auswicklung vorhandener Eigenschaften in schweren Taten. Und indem die Charaktere so geschaffen sind — in Formen der Leidenschaften leben, die sich zu allen Zeiten bisher gefunden zu haben schienen, wie sie denn auch heutzutage noch, wenn auch vornehmlich nur in den unteren Klassen der Gesellschaft vorhanden sind —, war es zugleich möglich, das Drama ideal zeitlos zu gestalten: und ihm in diesem Sinne alle großen Stoffe der Gegenwart und der Vergangenheit, aus dichterischer und geschichtlicher Überlieferung, aus der Tradition der Welt wie der der Offenbarung zuzuführen. Ließ sich nun aber eine solche Behandlung auch noch im 18. Jahrhundert, und selbst in den Zeiten des Sturmes und Dranges, durchführen? Es soll nicht einmal davon die Rede sein, daß sich die tiefsten Fundamente

[1] Otto Ludwig, Gesammelte Schriften 5, 77.

des Seelenlebens vom 16. zum 18. Jahrhundert verschoben hatten — daß schon der Fortgang von der individualistischen zur subjektivistischen Psyche eine solche Anwendung ausschloß. Selbst schon das Wesen der äußeren Charakterhaltung machte sie unmöglich. Sichrerer und stärkerer öffentlicher Friede hatte die Leidenschaften der Gewalttätigkeit unterdrückt; Zeitverbrechen waren bereits wesentlich die Feigheits- und Listsünden — ja teilweise wurden sogar schon Gedankensünden im Drama als charakteristische Verbrechen empfunden —: und da hätte ein Schauspiel Shakespearescher Gestalten dem innersten Empfinden der Zeit genug tun sollen?

Aber auch das Schicksal war bei Shakespeare noch nicht so gestaltet, wie es dem fortschreitenden reinen Gefühle des subjektivistischen Zeitalters entsprach. Gewiß galt bei Shakespeare das Schicksal grundsätzlich als immanent: Leidenschaft bringt Verderben: das war, in schlichte Prosa gefaßt, dem Dichter Kern seiner Weltanschauung, war ihm zugleich Satz persönlicher Erfahrung. Was aber hieß bei ihm Leidenschaft? „Die eigentliche Individualität, das Andersein als der Mittelschlag," meinte einer der tiefsten Kenner Shakespeares, der Dichter Otto Ludwig[1], „ist bei Shakespeare bis zur vollzogenen Schuld; dann reagiert in dem Helden selbst der Mittelschlag; er muß zu seinem Schmerze wahrnehmen, daß er im ganzen und großen doch auch nur Mittelschlag ist; als Individuum wird er schuldig; als Mittelschlagsmensch leidet er dafür." Oder, wie sich den Ausführungen Ludwigs an einer anderen Stelle entnehmen läßt[2]: Shakespeare gab wohl die Welt wieder, aber ohne die Widersprüche, die unser sittliches Elementarbewußtsein in der wirklichen Welt irren. Er lebte noch in der Zeit eines verhältnismäßig ungebrochenen Sittlichkeitskodex; über die Schuld seiner Helden war weder er noch sonst ein Zeitgenosse im Zweifel.

War nun aber eine solche Massivität gleichsam der sitt-

[1] Gesammelte Schriften 5, 282.
[2] A. a. O. 5, 80.

lichen Auffassung in der Zeit des Sturmes und Dranges und erst recht in den folgenden Jahrzehnten noch als dramatisch fruchtbar zu denken? In einer Zeit, die sich eben durch einen gewaltigen Wandel — und das hieß zunächst ein Chaos — auch sittlicher Weltanschauungen nach neuen, fernen Zielen durchrang?

Aber selbst die Immanenz an sich ist bei Shakespeare eine andere, als sie schon die neuen Zeiten des 18. Jahrhunderts meinten, und hatte darum auch ihrerseits für diese ihre Bedenken. Im Grunde stellt sich nämlich Shakespeare das Schicksal doch noch als transzendent vor: es ist eine starre sittliche Weltordnung, deren einzelne Paragraphen sich gleichsam in dem Gewissen seiner Gestalten widerspiegeln; nichts hat seine Sittlichkeit schon von der Labilität der Einzelvorschriften je nach Zeit und Ort, die mit dem formalen Kantschen Du sollst so unzertrennlich verknüpft ist. Sie ist daher gewiß jeder Willkür fern und insofern immanent, als sie unverbrüchlich gilt und göttliche Eingriffe nicht mehr zuläßt; aber in ihrer wandlungsunfähigen Starrheit erscheint sie doch wieder als ein gleichsam sachliches ungeschriebenes Gesetz nicht in, sondern über der Menschheit. Darum bleiben die Shakespeareschen Gestalten auch durchweg noch dem Wunderbaren zugänglich; ja eben im Wunderbaren äußert sich ihnen oft genug das droben hangende Sittlichkeitsgesetz, und da dies strafend geschieht, so erscheint das Wunderbare als „Symbol der Nachtseite des menschlichen Gemütes".

Nach alledem wird man beherzigen müssen: auch diese Auffassung des Schicksals konnte die Dramatiker des Sturmes und Dranges im letzten Grunde eher verwirren als fördern[1].

[1] Man lese in diesem Zusammenhange die feinsinnigen Bemerkungen Windelbands (Die Lehre vom Zufall S. 65—66): „Mochte sich eine frühere Zeit damit begnügen, daß auf die Schuld durch die Einwirkung höherer unbegreiflicher Mächte die Katastrophe und die Sühne folgte, mochte daher das Prinzip der griechischen Tragödien das Fatum sein, dessen unerbittliche Macht mit dem Gehalt der sittlichen Zwecknotwendigkeit getränkt war, so genügt es uns nicht mehr, zu sehen, wie durch das, was wir kausal einen Zufall nennen, die sittlichen Zwecke erreicht werden, nicht

Indes war ihnen denn eine solche historische Einreihung Shakespeares in den Entwicklungsvorgang des abendländischen Seelenlebens, wie sie soeben versucht worden ist, und waren ihnen die daraus für sie zu ziehenden Schlüsse überhaupt möglich? Nur in seltenen, wenn auch entscheidenden Momenten mögen sie diese Zusammenhänge ihrer Kunst fühlbar geahnt haben; im übrigen hatten sie recht, wenn sie zunächst nur die zahlreichen, meisterhaft entwickelten Seiten der Kunst Shakespeares wahrnahmen, die ihnen in der Tat als Vorbild dienen konnten, und sich so unter erlauchter Führung enthusiastisch in den Kampf um die Gestaltung eines neuen Dramas stürzten.

In diesem Kampfe aber war es Goethe, der am frühesten ein allen sichtbares und die Nachahmung vieler weckendes Zeichen gab in seinem „Götz von Berlichingen" (1773). Das Zeugnis durchschlagender Bedeutung, das ihm Friedrich der Große ausstellte, gehört zu den merkwürdigsten Denkmälern der Geschichte des 18. Jahrhunderts wie des Wesens des Zusammenhanges zwischen politischer und Geistesentwicklung überhaupt:

---

mehr, zu sehen, wie eine ewige Gerechtigkeit das ethische Gesetz durch den Zufall als deus ex machina zur Geltung bringt. Wir wollen vielmehr dargestellt wissen, wie die tragische Schuld durch die rein natürlichen Konsequenzen ihres faktischen Inhalts und durch die in ihr selbst liegenden Kräfte des Wirkens die Katastrophe herbeiführt, und so verlangen wir, daß uns die Tragödie darstellt, was nach unserer Überzeugung den tiefsten Kern alles Daseins bildet, daß nämlich dasjenige, was eine sittliche Notwendigkeit des Sollens fordert, durch eine natürliche Notwendigkeit des Müssens realisiert wird. Kaum will es uns genügen, wie G. Freytag an ‚Romeo und Julia' gezeigt hat, wenn uns das Furchtbare der Situation so zum Bewußtsein gebracht wird, daß wir einen unglücklichen Zufall für das Wahrscheinliche halten. Man nennt eine solche Forderung der streng notwendigen Komposition gern modernen Realismus: es ist der Realismus, der die Idee realisiert wissen will, und die Idee realisiert sich nur als Notwendigkeit. Indem so die moderne Tragödie darauf gerichtet ist, den kausalen Zufall und den Zweckzufall zu gleicher Zeit zu verbannen, stellt sie als das wahre Wesen alles Geschehens eine Welt dar, in der das Naturgesetz nur die Realisierung des Sittengesetzes ist: man könnte sie eine Mechanik des Sittengesetzes nennen." Dieses Sittengesetz aber ist das moderne, nicht das des 16. Jahrhunderts.

„Mais voilà encore un Gœtz de Berlichingen qui paraît sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises; et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes.“

Dem „Götz“ folgten 1774 Lenzens „Hofmeister“ und 1775 Klingers „Otto“; dem Jahre 1776 gehören an Goethes „Stella“, Lenzens „Soldaten“, Klingers „Zwillinge“ sowie „Sturm und Drang“, das Drama, nach dem die Periode den Namen erhielt, ferner Maler Müllers „Situation aus Fausts Leben“, Leisewitzens „Julius von Tarent“ und Wagners „Kindermörderin“; das Jahr 1778 brachte „Fausts Leben“ vom Maler Müller; und im neunten Jahrzehnt wurde die Bewegung der Hauptsache nach von Schiller mit den „Räubern“ (1781), „Fiesco“ (1783) und „Kabale und Liebe“ (1784) geschlossen.

Es ist im Zusammenhange unserer Erzählung nicht die Aufgabe, dem Glück und Unglück wie den literarischen Verdiensten all dieser Dramen im einzelnen nachzugehen. Die Literaturgeschichte mag von Gerstenbergs „Ugolino“, der schon 1768, vor der allgemeinen Bewegung des Sturmes und Dranges erschien, mitteilen, daß es im Grunde das schauderhafteste Stück dieser Bewegung sei; sie mag an Leisewitzens „Julius von Tarent“ die Klarheit der Komposition und die Milde und Weichheit der Sprache rühmen und in der Gestalt des Julius das Vorbild des Schillerschen „Don Carlos“ erkennen; sie mag endlich finden, daß in Klingers „Zwillingen“ dasjenige Stück vorliege, in dem Shakespearesche Charakterzeichnung, Malerei der Leidenschaft, psychologisches Detail und tragische Stimmung mit einer konzentrischen Form der Komposition am glücklichsten vereinigt sind. Uns fesselt hier vor allem die Frage, inwieweit die Dramen des Sturmes und Dranges der Seele und der Weltanschauung ihrer Zeit Ausdruck gaben; und wir werden sie am besten an den Schöpfungen Goethes, die am entschiedensten das Herz, und Schillers, die am reifsten den Verstand und die Anschauung der Zeit vergegenwärtigen, kennen lernen.

Verfolgt man zunächst die Entwicklung der Weltanschauung, der Schicksalsidee, so muß man sich in diesen Zeiten verworrenen

Überganges besonders vor Augen halten, daß diese Idee ihrem Ursprunge nach keine philosophische, sondern eine poetische Abstraktion, eine Idee also innerhalb der Anschauung ist. Sie ist deshalb weit schwerer zu voller Klarheit durchzubilden als ein philosophischer Begriff, ja vielleicht selbst ein philosophisches System; und sie erwächst darum in jugendlichen Dichtern gern unbewußt und also unabgegrenzt in ihren feineren Nüancen. Aber eben aus diesen Umständen ergibt sich auch ein besonderer Reiz, sie zu verfolgen: die Forschung führt in die intimsten Gelasse und Kammern des allgemeingeschichtlichen wie des persönlichen Lebens.

In den rasch aufeinander folgenden fertig gewordenen Dramen Goethes aus dieser Zeit, „Götz" (1773), „Clavigo" (1774) und „Stella" (1776), von denen im Grunde „Clavigo" als rasch hingeworfenes, wenn auch dramaturgisch vollendetes Gelegenheitsstück hier nicht rechnen kann, würde man vergebens nach dem Ausdrucke einer klaren Schicksalsidee suchen. Im „Götz" waltet im Grunde das Schicksal des frühen 16. Jahrhunderts, dasjenige der eigenen Lebensbeschreibung Götzens, welcher Goethe folgte: ein „lieber Vater" lenkt das Geschick der Seinen und führt sie durch Glück und Unglück in seinen Gnadenhimmel. Anders freilich ist die Vorstellung in der „Stella". Man hat es, wie im „Götz" mit einem besonders altertümlichen, so hier mit einem spezifisch modernen Stoffe zu tun; „Stella" ist eine Problemdichtung, ein Thesendrama über das Motiv seelischer Doppelehe. Dabei erfolgt der Ausgang ursprünglich mild: Cecilie entsagt.

Weit mehr erkennt man Goethes Ringen, nicht Goethes Klarheit während dieser Jahre in den herrlichen dramatischen Fragmenten der Zeit, dem „Mahomet", dessen Gegenstand ihn schon 1773 beschäftigte, den Anfängen des „Faust", dem „Prometheus", dem „Ewigen Juden". In ihnen herrscht, um es mit einem Worte zu sagen, die Faustische Stimmung des ersten Teiles dieses später vollendeten Dramas: tiefstes Suchen nach Halt und Glück, innigstes Umarmen von Natur und unumschriebenem Absoluten: Pandynamismus des sechzehnten,

Pantheismus des siebzehnten, Evangelium einer ringenden Seele der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Und kündigen sich daneben feste Momente an, soweit sie dem ganz besonderen Denken des Sturmes und Dranges angehören, so mögen sie vielleicht in der Verklärung der Vorstellung des Originalgenies gefunden werden, wie sie, doch wohl schon eine Konzeption dieser Zeit, im „Egmont" auftritt: der Held des Dramas wird mit einer dämonischen Gewalt begabt gedacht, die selbst die Grundfesten eines pantheistischen Monismus zu durchbrechen imstande sei.

Viel durchsichtiger, aber zugleich auch menschlich-sittlich viel begrenzter in der Entwicklung der Schicksalsidee seiner Dramen ist Schiller. Freilich scheidet auch bei ihm ein Drama bis zu gewissem Grade aus, der „Fiesco": es ist ein Erzählungsstück, eine dramatisierte Geschichte gleich Goethes „Götz": und wie es Schiller nicht gelungen ist, die historische Vorlage auch nur bis zum vollständigen Ineinanderspielen der Szenen nach Raum und vor allem Zeit zu bändigen, so ist er ihrer noch weit weniger unter dem Walten einer klaren Weltanschauung Herr geworden.

Welch reiches Interesse dagegen bieten die „Räuber" und „Kabale und Liebe"! Die „Räuber" spielen in einer katholischen Umwelt; im Christentum spiegeln sich alle Gestalten des Stückes, wenn auch in sehr verschieden klaren Umrissen. Und der Dichter selbst scheint das Stück wesentlich noch unter dem Einflusse jener protestantischen Idee eines erbarmenden Gottes empfangen zu haben, in der er getauft und erzogen worden war: noch bis zur letzten Szene des letzten Aktes ist sie oft vorausgesetzt, nirgends durchbrochen. Aber schließlich, wo es gilt, ein letztes Siegel auf eine furchtbare Urkunde kühnster Auflehnung gegen menschliche Ordnung zu setzen, verläßt der Dichter die christliche Schicksalsidee: indem die Räuber Amalien für sich als Gemeinbesitz fordern und Karl sie tötet, brechen die Schrecken unerbittlicher Konsequenz menschlicher Zustände herein, und über den Wolken erscheint ein harter und eifriger Gott, ein determinierter Gott der Rache.

Noch eigenartiger fast ist die christliche Schicksalsidee in „Kabale und Liebe" behandelt. Böse Zustände erzeugen hier böse Taten; unerbittlich geht aus sozialpsychischen wie individualpsychischen Voraussetzungen her die Handlung ihren Gang; die Verbrecher empfangen ihren Lohn, aber auch Ferdinand und Luise sterben: doch jenseits des Stückes, in eine nahe Zukunft nach dem fünften Akte, ja der Empfindung nach noch in ihn herein projiziert, leuchtet der Gott christlicher Gnade hervor: und das Erbarmen, das die Erde nicht kennt, wird vom Himmel gewährt sein.

Schillers Dramen stehen am Schlusse des Sturmes und Dranges; eben die „Räuber", ein der Tendenz nach durchaus konservatives Stück — wie denn Schiller Freiheitsdichter namentlich in der Wahl seiner Stoffe, seiner Tendenz nach dagegen Willkürdichter niemals und Gesetzesdichter in steigendem Maße gewesen ist —: die „Räuber" beenden den Sturm und Drang, ähnlich wie Goethes „Werther" die Tore der Empfindsamkeit geschlossen hat. So zeigen sie, und insbesondere „Räuber" und „Kabale und Liebe", wie weit in der Entwicklung einer neuen, subjektivistischen Schicksalsidee die revolutionäre Zeit der siebziger und noch achtziger Jahre geführt hat. Es ist eine Stufe der Unvollendung, auf der sich die Zeit noch befindet; die christliche Anschauung ist zurückgedrängt, ohne doch schon ganz abgestreift zu sein; der Monismus einer rein sittlich gefaßten Schicksalsidee kündigt sich an, greift um sich, gewinnt aber doch noch nicht völlig das Feld.

Eine solche Lage mußte unmittelbar auch zu Schwankungen und Unvollendetheiten in der Komposition wie in der Gestaltenbildung führen.

In der Komposition ist die Zeit anfangs nicht über die Bewältigung der Zelle aller dramatischen Organismen, der Szene, hinausgekommen; insbesondere zerfällt Goethes „Götz" durchaus in eine Reihe lose aneinandergefügter Szenen, wie sich deren Inhalt ihm, bald in kürzester, bald in längerer Fassung, aus der Selbstbiographie des Helden entgegendrängte. Natürlich war mit dieser Entstehung zugleich auch über die

Charaktere verfügt. Shakespeare zerreißt die Handlung scheinbar in Einzelszenen, um die Entwicklung der Gestalten in ihrem sich steigernden Auswirken um so stetiger zu behandeln; im „Götz" überwuchert die Buntheit der Szenen und der episch aufquellende Handlungsreichtum vielmehr die Auswirkung der Gestalten.

Welch ein Rückschritt scheinbar gegen die sorgsame Szenenführung und Charakterbildung etwa in der „Minna von Barnhelm": — der freilich dadurch reichlich ausgeglichen wurde, daß die Gestalten aus der rückhaltslos ergossenen Fülle des Herzens eines neuen Zeitalters handelten. Das Drama des Sturmes und Dranges aber ist im Grunde, sieht man von Schiller ab, über die dramaturgische Praxis des „Götz" nicht viel hinausgewachsen. Wohin man schaut, ist das erste, was in die Augen fällt, die Szene und nicht die Szenenbündel der Akte: diese entbehren nur zu häufig der Geschlossenheit, von der Architektonik des Dramas als eines Ganzen zu schweigen. Dem entspricht es denn, wenn die Autoren ihre Versuche nicht selten nur als formlose Lesedramen angesehen wissen wollten: noch Schiller hatte diese Meinung anfangs von den „Räubern": glaubte „einen dramatischen Roman und kein theatralisches Drama" geschaffen zu haben.

Im Zusammenhang mit diesem Wesen des dramatischen Gesamtaufbaues steht es, daß die Sprache der Dramen die Prosa ist — und noch dazu eine abgerissene, hastend nervöse, sich in Ausrufen eines schwächenden Pathos gleichsam entmannende Prosa, die eben darum lange Litaneien des Gefühlsausbruches nicht ausschließt. Auch hier nichts Ausgeglichenes — nur Zukunftshoffnungen, kein klassischer Genuß der Gegenwart. Ist es da nicht auch bezeichnend, daß Goethe in dem Augenblicke, da er dem eigentlichen, bürgerlich-naturalistischen Sturm und Drang Valet sagte und sich in den großen Fragmenten der siebziger Jahre in den tiefen Stimmungsgehalt pantheistischer Gefühlsinnigkeit ergoß, alsbald zu Reim und Rhythmus griff? Die neue Periode eines strenger geschürzten Dramas kündigte sich auf diesem Wege mit am frühesten an: denn wenn die

Prosa in naturalistischer Malerei schroff und eckig fast jedem Rucke der seelischen Zusammenhänge folgt, so rundet der Vers ab, typisiert, fordert längeres Verweilen und verlangt, daß seine Musik in idealistischer Stimmung ausklinge.

Anders in gewissem Sinne und doch nicht minder typisch im Verhältnis zu Sturm und Drang verlief die Entwicklung in den Dramen Schillers. Schiller heißt in der Entwicklung der deutschen Dichtung der verkörperte, rücksichtslos nach Luft und Leben ringende dramatische Instinkt, heißt entschlossenste Führung der Handlung, heißt Steigerung der dramatischen Effekte aufs äußerste. Konnte sich eine solche Begabung mit bloßer Szenenbildung begnügen? Sie war von vornherein jedem zerstückelten Momentbild feindselig, sie verlangte abgerundete Szenen, Szenengruppen, straffe Architektonik des Ganzen. Und wir vermögen zu sehen, wie der Dichter, freilich am Schlusse der Zeit des Sturmes und Dranges, im rechten Entwicklungsaugenblick, mit Entschiedenheit in diesem Sinne vordringt. In den „Räubern" ist seine Kunst noch unreif; bei allem erstaunlichen Sinne für Bühnenwirksamkeit und bei aller Sicherheit in der Führung der Handlung laufen Abgerissenheiten und Lücken unter, die nicht umhin können für die Gestalten zu Aufdringlichkeit der Motivierung, ja zu groben Unwahrscheinlichkeiten ihres inneren Handelns zu führen. Schiller hat das mit der Ehrlichkeit der Selbstkritik, die eine der auffallendsten Seiten seines Charakters ist, wohl erkannt; in seiner mit dem Stücke fast gleichzeitigen Selbstrezension bezeichnet er Franzens Intrige als „plump und vermessen, abenteuerlich grob und romanhaft", und begreift, wie diese grobe Intrige als alten Moor nur einen mehr als schwachköpfigen und unwahrscheinlich gutmütigen Greis habe vertragen können.

In den angedeuteten Zusammenhängen offenbarte sich aber auch zum erstenmal eine Schwäche der geistigen Konstitution Schillers, der er niemals ganz Herr geworden ist. Die unserer Einsicht teilweise noch zugängliche Arbeit des Dichters an zahlreichen Dramenfragmenten ergibt, daß er in diesen Bruchstücken niemals eigentlich von der poetischen Konzeption der Gestalten

ausgegangen ist und deren Handlungen einer Idee unterstellt hat, sondern daß für ihn das dramatische Problem der Anfang der Empfängnis war: dies durchdachte er, von da aus erfaßte er die einzelnen tragischen Situationen — entwarf aber die Charaktere einstweilen nur in flüchtigen und allgemeinen Umrissen[1]. Nun sind diese Fragmente freilich Fragmente geblieben; und wer vermag zu sagen, ob nicht eben die allzugroße Stärke in der Architektonik, die Schwäche in der Anschauung der Gestalten die Ursache war, daß sie Stückwerk wurden? Sicher ist, daß Schiller die Gestalten seiner vollendeten Dramen mit größerer Liebe der Anschauung umfaßt hat; — sicher aber auch, daß zum ersten Förderer des deutschen psychologischen Dramas des Subjektivismus, wie es vor allem auf höchster Kunst der Charakterschilderung beruht, nicht Schiller, sondern Goethe geworden ist.

Was dagegen Schiller in den „Räubern" alsbald gelang, war die Schilderung der sozialpsychischen Materie, der Massen, in unserem Falle der Räuber. Begreiflich genug: hier gibt es neben gröberer Individualisierung der Einzelpersonen doch vor allem wieder ins Gleichmäßige zu organisieren und den Typus in Bewegung zu setzen: und darin hat sich Schiller in jäh aufwärts steigender Meisterschaft bewährt von den „Räubern" bis zu „Wallensteins Lager" und von „Wallensteins Lager" bis zu der Riesenexposition im ersten Aufzuge des „Demetrius".

Im übrigen ist nicht zu verkennen, daß Schiller wie in der Gesamtarchitektonik, so in der Durchbildung der Gestalten auch schon in den Dramen der Sturmes- und Drangeszeit eine schnelle Entwicklung durchlaufen hat. Ihr Harmonisches beruht vor allem darauf, daß der Dichter sich schon früh darüber klar wurde, er dürfe auch in der Charakteristik nicht bloß „ein getreuer Kopist der wirklichen Welt" sein: dadurch daß er die Charaktere leise zu typisieren begann, brachte er sie dem Geiste

[1] Vgl. Kettner in Schillers Werken, Cottasche Jubiläumsausgabe, Bd. VIII (Dramatischer Nachlaß) S. XIX.

eines streng disziplinierten Szenenaufbaues alsbald näher. Etwas von dieser Wandlung läßt sich schon im „Fiesco" wahrnehmen; wie die theatralischen Wirkungen hier bei allem Grellen, das ihnen noch anhaftet, doch nicht mehr das Ursprüngliche der ungezügelten Wildheit der „Räuber" aufweisen, so sind auch die Charaktere schon mehr voll abgewogenen Lebens; und finden sich schwere Verzeichnungen, wie die der Julia, so wird doch in Muley Hassan selbst dem Humor, einem selteneren Gaste bei Schiller, ein unerwartetes Recht. Einer bei weitem höheren Entwicklungsstufe des Dichters gehört dann aber „Kabale und Liebe" an. Gewiß ist auch hier der Aufbau des Intrigenspieles noch zu verstandesmäßig und darum mehr von raffinierter Lebhaftigkeit als von der einfacheren Fülle quellenden Lebens: aber er ist doch in sich klar, ja vollendet durchsichtig; und rasche, energische, immer spannende Szenenführung vereint sich mit einem großen Zuge zu einfacher Wirklichkeit. Darum sind denn auch die Gestalten namentlich jener Umwelt, die Schiller besser kannte, insbesondere des Heims der Musikantenfamilie, wirklich Menschen von Fleisch und Blut, und zwar nicht bloß Luise und ihre Mutter, sondern noch mehr fast das Haupt der Familie, der vermutlich Schillers Vater nachgebildete Miller.

Freilich darf man über alledem nicht vergessen, daß wie in der Schicksalsidee, so auch in der Gestaltenbildung während des Sturmes und Dranges die volle Sicherheit und Höhe einer neuen Dichtung noch nicht erreicht worden ist: wie weit bleiben die Dramen dieser Zeit doch zurück hinter dem psychologischen Drama der achtziger Jahre, hinter „Tasso" und „Iphigenie", ja selbst hinter dem „Egmont" Goethes!

Aber war nicht das Erreichte schon gewaltig genug? Bangt und jauchzt nicht noch heute das Herz im Anblick der Schicksale Götzens oder Ferdinands? Auch die Goetheschen Dramen höchster Kunst waren ihrer Zeit eingeschrieben, auch sie noch standen nicht auf der Höhe der naturalistischen Anforderungen unserer Gegenwart — und doch waren sie weit mehr als „Götz" oder „Kabale und Liebe".

3. Empfindsamkeit und Sturm und Drang sind nicht wie verhallendes Säuseln und verheerende Windsbraut unfruchtbar über das deutsche Geistesleben und die Entwicklung der Nation überhaupt dahin gegangen. Schon die schwellenden Blütenansätze in der Poesie, in der erzählenden Dichtung wie in Lyrik und Drama, die wir kennen gelernt haben, bezeugen es.

Aber die Einflüsse beider Perioden griffen noch tiefer. Würde man sie an einem anschaulichen Gegenstande ziemlich nach allen Seiten verfolgen wollen, so könnte das am ehesten an einer Kontrastierung dessen geschehen, was die deutsche Sprache vor und was nach beiden Perioden gewesen ist. An dieser Stelle kann das freilich noch nicht einmal skizzenhaft, sondern nur mit einem etwas gegenständlicher gefaßten Hinweise auf das Außerordentliche der wahrzunehmenden Veränderungen geschehen. Was war doch aus dieser Sprache geworden, die, nach ihren letzten herrlichen Tagen in der Reformationszeit, in deutscher Zunge für die Aussprache des Feierlichen und Schweren so gut wie ganz durch das Latein, für die Äußerung von Anmut und Lebenserfahrung vielfach durch das Französische verdrängt worden war! Schon in der Stunde ihres Entstehens gleichsam begann die neue Dichtung, ja das neue, nationale Seelenleben überhaupt sich ihrer anzunehmen, sich an ihr zu erwärmen, sie fortzubilden. Günthers Sprache mag noch im ganzen die der zweiten Schlesischen Dichterschule gewesen sein, wenn auch abgeschliffen, gemildert, verpersönlicht: Haller sprach alsbald, in enger Fühlung mit der Sprache seiner Schweizerheimat, zaubermächtig in neuen Tönen und gedrungen zugleich, fern jedenfalls der Breite und Glattheit Frankreichs, und machte das Wort, obwohl der Gedankendichtung zugewandt, auch einer neuen Schilderung der Außenwelt mächtig: so schon mit Urgewalt in dem ältesten Gedichte, das von ihm erhalten ist, den „Morgengedanken“:

Durchs rote Morgentor der heitern Sternenbühne
Naht das verklärte Licht der Welt;
Die falben Wolken glühn von blitzendem Rubine,
Und brennend Gold bedeckt das Feld.

Welch ein Sprung aber gleichwohl noch von hier bis zur Sprache Klopstocks, des mitteldeutschen Sängers, die ganze Gruppen neuer Empfindungen malte und ganze Register neuer Gefühle tönen ließ, bis zur Sprache Lessings, in der auf der Grundlage obersächsischen und Berliner Dialekts reinstes Sprachgefühl und ernste Bildung an der Antike wie an Frankreich zu einer neuen Prosa zusammenschossen, bis zu den ersten großen Werken Goethes, in denen aus Frankfurter Wurzel deutlich ein wunderbar persönliches Deutsch aufsproßte, und zu jenen Dramen des jungen Schiller, die von schwäbisch-volkstümlichen Bildern und Wendungen strotzten! Man sieht es wohl: in der Zwischenzeit war die deutsche Gedankenwelt reicher, vor allem aber die deutsche Kunst um ein Unendliches ausdrucksfähiger geworden, hatte ein neuer Naturalismus eindringlicher Schärfe sich in Wort und Satz neue Werkzeuge geschaffen. Und die Bestrebungen dieser ganzen Zeit, der Sprache selbst einverleibt, erwiesen sich als bisher unsterblich. Denn in ihren wesentlichsten Zügen dauern sie in der Sprache noch des heutigen Tages fort, zum Zeichen, daß es sich in Empfindsamkeit wie Sturm und Drang um durchaus schon subjektivistische und zugleich im Innersten durchaus nationale Entwicklung handelte.

Allein auch insofern sie dichterische Strömungen bedeuteten, waren beide Perioden mit 1775 und 1785 noch keineswegs abgetan. Sie begannen jetzt nur Unterströmungen zu werden, während der Klassizismus der weimarischen Zeiten langsam über ihnen als ihre höhere Vollendung emportauchte. Und so dauerte denn auch die Literatur der Empfindsamkeit wie des Sturmes und Dranges noch immer fort, um teilweise, hier und da, ja sogar in ganzen Landschaften, wie z. B. in Schwaben, unmittelbar in das spätere Schrifttum der Romantik und nicht einmal immer nur der Frühromantik überzugehen. Und auch an treffenden, selbst recht bedeutenden dichterischen Erscheinungen innerhalb dieses Verlaufes fehlte es nicht. So ist Wieland von seraphischer Empfindsamkeit und süßer Schwärmerei, wenn auch in seiner queckfilbrigen Art ständig schwankend, ziemlich unmittelbar zur Romantik fortgeschritten, ohne je sentimentale Elemente

zu verlieren; und es ist nicht völlig falsch zu sagen, daß eben er eben auf diesem Wege die Romantik mit am frühesten eröffnet habe.

Die merkwürdigsten Vertreter aber einer entwicklungsgeschichtlich gleichsam nachhinkenden Empfindsamkeit und eines verspäteten Sturmes und Dranges — und doch zugleich wieder höchst fortgeschrittene Vorahner der literarischen Kunst der zweiten Periode des Subjektivismus und insofern Vorläufer von Dichtern wie Hebbel und Otto Ludwig oder Keller und Raabe — waren Jean Paul (1763—1825)[1] und Heinrich von Kleist (1777—1811).

Jean Pauls Kunst kann, nach einer gewissen Seite hin betrachtet, mit ihren Schnörkeln, Verkröpfungen, Chinoiserien fast noch als Ausläuferin der Zopfzeit erscheinen. Sieht man aber genauer zu, so ergibt sich, daß dieser wunderliche Auf- und Ausputz sich zu den literarischen Manieren der Empfindsamkeit ähnlich verhält, wie etwa die Formenwelt der Spätgotik zu jener der Gotik des 14. Jahrhunderts: die Form ist erkaltet und in diesem Zustande weitergebildet, während der Geschmack im prägnanten Sinne, die Freude am richtigen Verhältnisse großer und kleiner Anschauung zur Welt, verloren gegangen ist.

Nun mag man sagen, das sei eben das Kennzeichen des Humors, der Ansicht der nächsten Generationen nach Jean Paul zufolge zweifelsohne der hervorstechendsten Eigenschaft des Dichters; und gerade in diesem Humor stecke das Gegengift gegen eine zu große Empfindsamkeit. Und richtig mag sein, daß die deutschen Humoristen der neuesten Zeit, von Jean Paul bis auf Raabe, vor allem eine Art Humor gepflegt haben, die, statt die Welt mit einer bestimmten Sättigung von Empfindungen

[1] Johann Paul Friedrich Richter. Hauptwerke: „Schulmeisterlein Wuz" 1793, „Hesperus" 1795, um einen charakteristischen Titel genau zu zitieren „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs" 1796/7, „Quintus Fixlein" 1796, „Titan" 1801—3, „Flegeljahre" 1804/5, — „Levana oder Erziehungslehre" 1807.

objektiv zu durchdringen, sich in der Dichtung selbst gesetzt und damit in der Welt nur subjektiv bespiegelt hat.

Aber ist dies die einzige Art von Humor? Es ist am Ende doch der Humor vornehmlich des Kleinen, Unbedeutenden, Philiströsen: eben der Humor, der den sozialen Voraussetzungen der empfindsamen Periode und auch der Umwelt entsprach, in der sich Jean Paul und andere, spätere Humoristen mit Vorliebe bewegten. Und hat nicht die Zeit unseres hohen Idealismus selbst schon Jean Paul eben diesem Lebenskreise zugewiesen — die Zeit, die das Hohe, Gewaltige, ergreifend Schöne pflegte und von verhaltenem Pathos erklang? „Der Humor", meint Goethe, „ist eines der Elemente des Genies, aber sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, vernichtet sie zuletzt."

In der Tat war die Kunstform, in der Jean Paul sich am liebsten bewegte, der Roman absterbender Empfindsamkeit, wenn auch in Versetzung mit manchen uns heute sehr modern anmutenden Elementen: nichts jedenfalls von dem überkräftigen Realismus, den Sturm und Drang inzwischen gezeitigt hatten; Anschauung überhaupt nur im kleinen Bereiche der nächsten Welt und auch hier noch in systematischer Dürftigkeit und pedantischer Vollständigkeit gepflegt; Mangel endlich an Befähigung, einfache Charaktere auf die Beine zu stellen. Statt dessen, nicht ohne Anlehnung an den alten Fielding, an Sterne und Rousseau, eine schranken- und maßstablos zum Himmel strebende Empfindung, Maskierung des Vermögens, real zu sehen, durch die Erzeugnisse einer barocken Launenhaftigkeit, und ständige Unterbrechung des Ganzen der Erzählung durch tausend Analogieeinfälle, die nicht selten einer umfangreichen Zettelkasten-Gelehrsamkeit verdankt wurden.

Diese Charakteristik mag heute manchem hart erscheinen. Gewiß erhellen sich ihre dunklen Seiten, sobald man Jean Pauls Verhältnis nicht so sehr zu dem historischen Orte seines Ursprunges, wie zu den erst werdenden Mächten der Romantik betrachtet, in deren Bereich schon seine literarische Tätigkeit gefallen ist. Dann mag man in seinem empfindsamen Humor ein

Bestreben erblicken wollen, sich aller Banden los in das Reich der Geistesfreiheit zu retten: nur daß die sehnende Kraft denn doch wieder zu schwach erscheinen würde, diese Erhebung ganz zu vollziehen. Es wäre ein Fall, auf den ein Satz Jean Pauls selber bezogen werden könnte: zweiundeinehalbe Minute habe der Mensch, eine zu weinen, eine zu lächeln und eine halbe zu lieben: denn mitten in dieser sterbe er.

Die Romantik aber übernahm von ihrer Ahnin, der Empfindsamkeit, ganz allgemein noch einen sentimentalen Hang, und eben ihr letzter genialer Zärtling, Heine, hat an diesem Schlaftrunke mit gieriger Lippe gehangen. Natürlich nicht, ohne sich darüber lustig zu machen: wann hätte diese „malitiöse Nachtigall" enttäuschungslos geschlagen? Aber war damit die Wirkung beseitigt? Erst der Realismus der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts hat begonnen, die Struktur der alten Empfindsamkeit in die der modernen Sentimentalität zu verwandeln: und im langsamen Verlaufe dieser Bewegung kam für Jean Paul die Zeit, noch einmal modern zu sein.

Einsamer noch in vieler Hinsicht, als Jean Paul, hat Kleist in seiner Zeit gestanden, auch wenn man von dem persönlichen Unglück seiner Lebensführung absieht[1]. Tiefer aber hat ihn wohl niemand erkannt als Otto Ludwig, dieser Vorläufer des modernen Sturmes und Dranges, der literarischen Revolution der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts. „Ich glaube, es war Kleists Fehler, wie es meiner ist, daß wir ein zu kräftiges Gefühls- und Begehrungsvermögen zu wenig zu disziplinieren wußten. Der Lakonismus seiner und meiner Gestalten im Affekte läßt einen Nichtkenner der Seele schließen, wir seien zu kalt gewesen, während wir zu heiß waren."[2] Man mag von den Dramen Kleists lesen und namentlich aufgeführt sehen, welches man wolle, man mag Gestalten und Schicksalsidee in welcher Richtung auch immer zergliedern, stets wird man wieder auf

[1] „Familie Schroffenstein" 1803, „Penthesilea" 1808, „Käthchen von Heilbronn" 1810, „Zerbrochener Krug" 1811, „Erzählungen" 1810 bis 1811, „Hermannsschlacht" und „Prinz von Homburg" publiziert 1821.

[2] Werke 2, 153—4.

Erscheinungen des Sturmes und Dranges zurückgeführt. Und auch das Lustspiel, das Stürmer und Dränger so heiß und so vergebens ersehnten, hat es nicht eben Kleist geschaffen? Freilich: der Realismus der Schilderung geht im „Zerbrochenen Kruge" weit über das grobe naturalistische Zuhauen der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts hinweg; und der leisen Satire des Stückes, noch mehr des Streifens an das wahrhaft Tragikomische wären die Klinger und Wagner trotz mancher Neigung in diesem Sinne niemals fähig gewesen. Hier, wie nicht minder im „Michael Kohlhaas", offenbaren sich eben die Seiten der Kunst Kleists, die vorwärts weisen hinein in den Sturm und Drang einer zweiten Periode des Subjektivismus.

Im übrigen war wie mit Jean Paul die empfindsame, so mit Kleist die gewaltsame literarische Strömung immer noch nicht ganz verflossen. Wie hat da z. B. noch die Befreiungszeit, die von Kleist so heiß ersehnte und nicht erlebte, das Blut unserer Lyrik zum Wallen, zum Sieden gebracht!

Doch es ist nicht mehr höhere geschichtliche Aufgabe, dem Verlaufe dieser Strömungen weiter zu folgen. Im höchsten Grade geschichtlich ist nur das jeweils Neue, fortschreitend Hinzukommende; und die ständige Frage der Athener *Τί νεώτερον* ist auch heute noch eine Elementarfrage der historischen Forschung. Ja auch die Hauptfrage der geschichtlichen Kunst. Denn von den Lesern einer geordneten geschichtlichen Erzählung muß angenommen werden, daß sie fortlaufende Fäden früher einmal, da sie neu waren, dargestellter Verhältnisse in unbewußter Erinnerung fortführen, ohne daß ihnen immer wieder deren ganzes Gewebe, von Augenblick gleichsam zu Augenblick, im pedantischen Kleinverlaufe von Zettel und Einschlag vorgelegt wird: und sie werden diese Erinnerung jeweils bewußt zu gestalten wissen, sobald sie dessen unter dem weiteren Gange der Erzählung bedürfen.

Es ist eine Beobachtung, der an dieser Stelle mit Nutzen noch eine andere Bemerkung zur Seite gestellt werden kann. Eine geschichtliche Erzählung, die den großen Zusammenhängen nachtrachtet, vermag keine Vollfiguren von Helden darzustellen,

kann keine Sammlung von Biographien sein. Auch die beherrschendsten Menschen einer Zeit, auch die repräsentativsten einer Epoche erscheinen in der Kunst einer solchen Erzählung nur als Halbfiguren, als Reliefs: mit jenen Seiten ihres Wesens allein, die öffentlich sind und waren, die dem großen Gange der Dinge parallel laufen. Volle Umrundung einer Gestalt ist Sache des Biographen, und der Geschichtschreiber verhält sich zu diesem wie der Historienmaler zum Maler des Bildnisses.

Fahren wir aber fort, den Entwicklungsgang der deutschen Dichtung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in seinen allgemeinen Zügen weiter zu verfolgen, so läßt sich beobachten, wie in den achtziger Jahren, nach der Höhezeit der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges, etwas wie ein Innehalten, Verschnaufen, Besinnen eintritt. Werte eines neuen Naturalismus sind gewonnen in Sprache und dichterischer Form bis zu den höchsten Aufgaben des poetisch-technischen Wie? — und nun tritt das Bedürfnis auf, diese Werte zu sichten, zu ordnen und einem neuen Idealismus frischerer und stärkerer Persönlichkeitsbetätigung dienstbar zu machen. Es ist die Grundstimmung und das Grundmotiv des kommenden Klassizismus.

Hand in Hand aber mit dieser tiefsten Wandlung ging, den Übergang läuternd, eine Dreizahl an sich auch schon recht wichtiger Tendenzen: das Emporbringen des Einflusses großer Entwicklungsphasen der älteren nationalen Dichtung; die letzte, reifste Abklärung des Nationalismus; und der ungeahnt hohe Aufschwung einer neuen Wiedergeburt des klassischen Altertums.

In Zeiten eines Aufschwunges nationaler Kunst wird immer auch die Erinnerung an vergangene Höhezeiten dieser Kunst auftauchen: an ihnen werden sich Sinn und Auge des werdenden Künstlers stärken. Wie es Goethe als eines der Leitmotive auch seiner Kunst ausgedrückt hat: „Was an uns Original ist, wird am besten erhalten und belebt, wenn wir unsere Altvordern nicht aus den Augen verlieren." Wie aber mußte diese Neigung verstärkt auftreten im Beginne eines Zeitalters, zu dessen innerlichsten Wesensäußerungen eben die Entwicklung geschichtlichen Sinnes gehörte! Und so tauchte es

denn auf, das Andenken an die großen Zeiten der Dichtung der Staufer und der Reformationszeit, nachdem unklare Begeisterung für die Barden der Urzeit und enthusiastische Übertreibung in den Blättern von deutscher Art und Kunst den Weg gebahnt hatten. Hatte Bodmer schon in den fünfziger Jahren „Nibelungenlied" und „Dichtungen der Minnesänger" drucken lassen, so wurden in den folgenden Jahrzehnten außer neuen Ausgaben dieser auch die wichtigsten Kunstepen der Stauferzeit veröffentlicht: und eine neue Schätzung des Mittelalters, ein Vorbote der Romantik, zog ein. Wie aber wurde gar die Reformationszeit erfaßt. Der „Weißkunig" erschien von neuem im Drucke, Hans Sachs erlebte fast mehr als eine Auferstehung in den genialen Nachahmungen Goethes, das soziale und politische Leben der Zeit schien im „Götz von Berlichingen" wieder lebendig zu werden zum Erstaunen der Rationalen, in deren Sinne Wieland sich vor dem „schönen Ungeheuer" liebenswürdig bekreuzte; — und die Summe alles Geisteslebens, die Fülle der Seele dieser großen deutschen Zeit vor zweiundeinhalb Jahrhunderten schwoll mächtig in die Gegenwart herein in der Gestalt des Doktor Faust, die fast jedes Dichtergemüt beschäftigte: bis sie in des größten Dichters größter Schöpfung Unsterblichkeit gewann.

Die Gesamtwirkung vieler der Altvordern aber, die man liebend zum Reden gebracht hatte, war erziehlich, im Sinne einer Klärung der jugendlichen Stimmungen der empfindsamen und der Sturmes- und Drangeszeit. Das gilt schon für die Faustdichtung, betrachtet man sie als allgemeine Erscheinung der siebziger und achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts, das tritt sichtbar hervor, versenkt man sich in die heitere Wohligkeit, die behagliche Durchsichtigkeit der hanssachsischen Dichtungen Goethes.

In diesem Sinne aber wirkte die jüngste Vergangenheit, das letzte volle Aushallen des Rationalismus, nicht minder klärend auf die jungen Geschlechter.

Den breiten Untergrund aller rationalistischen Bestrebungen bildete auch in den sechziger bis achtziger Jahren, ja darüber

hinaus noch immer die populäre Aufklärung, wie sie vor allem Mendelssohn und Nicolai von Berlin aus unermüdlich vertraten. Wie es in einer Schrift aus dem Ende des Jahrhunderts heißt[1]: „Beinahe wäre jetzt die ‚aphoristische' Popularphilosophie durch die kritische Kants verdrängt worden: noch für diesmal aber siegte der Krebs, der den Herkules in die Ferse stach."

Aber diese ausgedehnten Gerinnsel der populären Aufklärung durchfloß in den siebziger und achtziger Jahren doch noch einmal ein Strom tieferer rationaler Lebensweisheit, freilich schon gemischt mit Anfängen ganz anderer seelischer und geistiger Haltung: und über ihm lag das letzte, wehmütig-milde Aufblicken der Sonne eines scheidenden Zeitalters. Berlin verlor damit die führende Rolle der Aufklärung, statt dessen wurden Osnabrück und Göttingen, Wolfenbüttel und Königsberg bedeutend, und an die Stelle von Nicolai und Mendelssohn traten Möser und Lichtenberg, Lessing und Kant.

Von ihnen hielt Lichtenberg, wie es einem Vertreter der Naturwissenschaften der Zeit gebührte, noch am meisten an der alten Aufklärung fest: mit welchem bösen Witze hat nicht der bissige und doch wieder gutmütige Satiriker die Männer der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges verfolgt und auch wohl ein wenig gebessert.

Ein Mann von ganz anderer Wirkung war Möser. Für seine Zeit überaus welterfahren, in der Verwaltung seines Heimatsstaates erfolgreich tätig, mit England vertraut, in der Germania des Tacitus daheim wie in der verschlungenen Territorialgeschichte späterer Zeiten, historisch gebildet bis zu weiten Übersichten der britischen Kolonisationsgeschichte und des einsamen Vordringens der Pflanzer Nordamerikas war er kein Rationalist mehr alten Schlages. Man vergleiche ihn mit Montesquieu: und man wird sehen, wie er an Stelle von Syllogismen Anschauungen, an Stelle von Folgerungen Zusammenhänge, an Stelle von Worten Bilder setzt. So war

[1] Leipzig im Profil (1792) S. 13.

er geeignet, großgeworden in der Zucht des Rationalismus, dem jungen Geschlechte zum erstenmal feste Anschauungen auf dem Gebiete des Staats- und Rechtslebens — und von da aus dem Dichter tiefere Einblicke in das Wesen aller menschlichen Gemeinschaft zu eröffnen.

Neben Möser wurde in verwandtem Zusammenhange vor allem Lessing wirksam. Gewiß herrschte in Lessing zeitlebens das sächsisch-rationalistische Element; so wenig fast wie Pufendorf oder Thomasius ist er es durch Verlassen Leipzigs losgeworden; und schon seine allzuherbe Kritik Gottscheds zeigt, bis zu welchem Grade er dessen Nachfolger war. So war es selbstverständlich, daß er den jungen emporsprudelnden Strömungen der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges ein strenger Richter wurde bis hinab auf den stammelnden Stil ihres Pathos. Aber er ist ihnen doch mehr als ein Richter gewesen. Man mag mit Recht von seinen Dramen sagen, daß sie insgesamt auf der Oberfläche moralisierender Rührung bleiben, daß sie nicht hineingreifen in die unergründlichen Tiefen der bewegten Menschenbrust, deren Geheimnisse eben das jüngere Geschlecht zu erschließen suchte und teilweise erschloß: dennoch darf nicht verkannt werden, wie sehr die religiösen Spekulationen vornehmlich seiner vier letzten Lebensjahre Lessing den Jungen näherten. Eine so bohrende Beschäftigung mit religiösen Dingen bedeutete an sich schon Pathos; und der für Lessing sicherstehende Nachweis, daß die christlichen Dogmen nichts seien als Hüllen spekulativer Wahrheiten, schien eine Möglichkeit der Versöhnung christlicher und radikal subjektivistischer Weltanschauung anzudeuten, die der Klärung der dramatischen Schicksalsidee zugute kommen mußte.

Noch stärker aber kam Kant dem idealistischen, dem Klärungsbedürfnisse überhaupt der jungen Generation zu Hilfe. War er wirklich nur der „Raisonneur und Spekulant, in der Schlafmütze hinter dem Ofen sitzend", als den ihn der unbarmherzige Hamann ausschrie? Es war eine Tat, als der Philosoph in seiner Schrift über die Aufklärung (1784) davor warnte, das Vermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen

zu bedienen, nicht zur Durchführung einer radikalen, wenn auch zunächst nur intellektuellen Revolution auszunutzen: nicht um den eigenmächtigen allein, um den gesetzmäßigen Gebrauch des Verstandes handle es sich. Und damit nicht genug: von der gesetzmäßigen Freiheit des Denkens will Kant, wenn auch zunächst nur rein intellektualistisch, überführen zur gesetzlichen Freiheit des Handelns: sei ein Volk genügend gebildet, um der Freiheit des Handelns fähig zu sein, so werde diese Bildung derart auf die Regierung zurückwirken, daß sie den Menschen nicht mehr als Maschine, sondern seiner Würde gemäß betrachte. Man begreift, was diese Lehren auch für die Dichtung bedeuteten; Maß und klares Ziel auch in Dingen menschlicher Gemeinschaft war ihre Losung: und indem er Kants Bildungsideal zum Ideal ästhetischer Erziehung fortbildete, ward Schiller zum einflußreichen Lehrer subjektivistischer Selbstzucht.

Dennoch läßt sich nicht verkennen, daß es sich hier mehr um Schranken handelte, die dem Empfinden und Denken des Dichters gezogen wurden, als um eine unmittelbare Förderung poetischen Schaffens selbst[1]. Diese ging, und zwar im reichsten

[1] Natürlich hatte auch der Rationalismus noch seine dichterischen Ausläufer. Hier mag wenigstens anmerkungsweise eines der liebenswürdigsten gedacht werden: Hebels, des letzten bedeutenden Vertreters aufklärerischer Idyllik. Was ihn kulturgeschichtlich besonders interessant macht, ist die Tatsache, daß ihm seine starke Wendung zum Volkstümlichen des alamannischen Stammes da, wo seine Dichtung zugleich in nationalen Formen des Metrums und der Versbildung einherschreitet, etwas fast Unpersönliches gibt: so in dem bekanntesten seiner Gedichte „Loset was i Euch will sage". Aber auch da, wo persönlichere Töne erklingen, halten sie sich im sittlichen Niveau der Zeit und des Stammes: so nimmt der Patriotismus die Form eines gemütvollen Partikularismus an, und die moralischen Anschauungen überschreiten nicht die rationalistische Grenze inniger religiös-christlicher Gefühle. Dabei wird ein gewisses, der Aufklärung wohlanstehendes Gleichmaß der Stimmung beibehalten; nur selten vernimmt man Töne, die über das Idyllisch-Getragene hinausgehen, wie in dem bäuerlichen Muspilli von der „Vergänglichkeit", dessen ernsteste Stellen an Vorstellungsweisen des alamannisch-schweizerischen Landsmanns Haller erinnern. Im übrigen tritt diese eigenartige seelische Umwelt noch viel deutlicher, als in den Gedichten, in den „Schatzkästlein-Erzählungen"

Maße, vielmehr von einer dritten Macht der Vergangenheit aus, die neben altdeutschen und rationalistischen Einflüssen auf den Übergang von frühestem naturalistischen zu frühestem idealistischen Subjektivismus wirkte: vom klassischen Altertum.

Man weiß, wie sich schon mit den Übergangserscheinungen vom individualistischen zum subjektivistischen Zeitalter eine neue Wiedergeburt des klassischen, vornehmlich hellenischen Altertums verbunden hatte[1]. Es handelte sich um eine Bewegung, die auch von rationalistischer Seite her gern gesehen und eifrig gefördert worden war; und schon in diesem Zusammenhange begreift es sich, daß sie an erster Stelle das Wesen eines philologischen Betriebes angenommen hatte — ganz abgesehen davon, daß sie äußerlich zunächst von den Organen der seit der Renaissance des 16. Jahrhunderts entwickelten Philologie, von den gelehrten Mittelschulen und den Universitätslehrstühlen der alten Sprachen ausgegangen war und auch insofern mindestens anfangs philologischen Charakter tragen mußte. Doch

Hebels hervor: enger Horizont, geographisch kaum mehr als den alamannischen Boden beherrschend, politisch noch weiter begrenzt auf des Markgrafen Lande und den südöstlichen Schwarzwald: aber innigste Erfassung und Umfassung dieser kleinen Welt nicht bloß mit den Banden altherkömmlicher Sitte und braven Christenglaubens, sondern auch mit all den Elementen einer geistig durchgearbeiteten Klugheitslehre des Kleinbürger- und Bauerntums. Was aber bei diesen Prosastücken außerdem auch noch deutlicher fast, als in der Lyrik, trotz deren dialektischer Sprache, hervortritt, das ist ihr spezifisch alamannischer Charakter. Der pädagogische Zug, der die schweizerische Literatur von Pestalozzi bis Keller beherrscht oder wenigstens bestimmt hat, ist unverkennbar, nicht minder die nicht selten barocke Form alamannisch-schweizerischer wie alamannisch-elsässischer Weisheitslehre und ihr dennoch volkstümlicher Vortrag: sowie eine besondere Sorte klugen Biedermannssinnes und eckiger Solidität des Denkens, die dem „Rollwagenbüchlein" des Kolmarers Jörg Wickram nicht minder eigen ist wie den „Leuten von Seldwyla" des Züricher Meisters Keller. In der Lyrik haben dann unmittelbar Pfade von Hebel noch hinübergeführt zu der späteren Elsässer Dichterschule, zu den Stöber und Mühl und Hackenschmidt: nur daß die Töne, die bei Hebel noch voll erklingen, hier ins Dünne abgewandelt sind und hier und da auch noch einer abschwächenden Einwirkung späterer neuhochdeutscher Lyrik unterlegen scheinen.

[1] Vgl. Bd. VII, 1, S. 334 ff.

war sie darum nicht im Gelehrt-Philologischen stecken geblieben; vielmehr hatten sich ihre Wirkungen alsbald, spätestens schon seit den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts, auf die ganze Breite des geistigen Lebens und namentlich auch auf die Dichtung ausgedehnt.

Jetzt nun, seit etwa den sechziger Jahren, wurde dieser Einfluß um so stärker und reiner, als sich die klassische Philologie aus einer Fertigkeit der Verdolmetschung antiker Schriften langsam zu einer wirklichen Altertumswissenschaft umzubilden begann. Der deutsche Philologe, der mit am frühesten zu dieser neuen Auffassung hin vermittelte, ohne freilich schon ihren vollen Sieg herbeizuführen, war Christian Gottlob Heyne aus Chemnitz (1729—1812). Im Jahre 1763 nach Göttingen, damals bereits einem bekannten Sitze der neuen Renaissance, berufen, wurde er schon vermöge seines liebenswürdigen Charakters das Haupt einer ganzen Schule von Philologen. Er betrieb zunächst, wenn auch ohne viel inneren Anteil, das alte Handwerk der Edition und Grammatik; aber selbst seine wichtigsten Arbeiten auf diesem Gebiete, die Ausgaben des „Vergil" (1767 ff.), des „Pindar" (1788), der „Ilias" (1802 ff.), sind heute vergessen. Daneben aber nahm er sich immer mehr der sogenannten Realien an, insbesondere auch derjenigen der Kunst; und so begann er aus der Philologie die moderne Wissenschaft der Archäologie abzuzweigen. Ganz aber die Philologie in eine Altertumswissenschaft umzuwandeln, war Friedrich August Wolf (1759—1824) vorbehalten. Wolf begann als Schüler Heynes; Arbeiten in dessen Sinne beförderten ihn rasch auf das philologische Katheder der Universität Halle, das er im Jahre 1783 einnahm und erst nach zwanzigjähriger Tätigkeit für eine Anzahl von viel weniger fruchtbaren Lehrjahren mit einem solchen an der Berliner Universität vertauscht hat. Wolf kam, angeregt durch die Forschungen Herders über Volkslied und Volksgeist, wie sie dem Seelenleben des naturalistischen Subjektivismus unmittelbar entsprangen, in Untersuchungen über die handschriftliche Überlieferung des Homer zunächst zu der Überzeugung, daß der uns vorliegende

Text der homerischen Gedichte weit von der klassischen Fassung abweiche, die von den alexandrinischen Gelehrten festgestellt worden war. Dieses Ergebnis aber veranlaßte ihn dann, Herders Ideengängen folgend, die Gedichte auf ihren inneren Zusammenhang zu prüfen: und hier entwickelte er, in der Ausgabe der „Ilias" und in den „Prolegomena" der Jahre 1794 und 1795, jene Hypothesen über die Entstehung der homerischen Gedichte als einer Volksschöpfung, deren fortwirkende Wellenkreise noch heute die Forschung bewegen.

Was war nun mit diesen Studien erreicht? Auf eines der wichtigsten Literaturdenkmale der Griechen — auf dasjenige, das der Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts vielleicht als das unbedingt wichtigste erschien — war eine Betrachtungsweise angewendet, die es in den Fluß der Zeiten, in den Verlauf der griechischen Geistesentwicklung stellte. Da konnte denn zunächst die Anwendung der neuen Methode auf andere Literaturdenkmäler nicht ausbleiben. Vor allem aber: in die Philologie war damit die geschichtliche Auffassungsweise überhaupt und grundsätzlich eingeführt: erlöst war sie aus den engen Schranken einer bloßen Interpretationskunst, hin strebte sie nach dem neuen Ideale, das Geistesleben der antiken Welt von genetischem Standpunkte aus zu begreifen: und Wolf selbst noch hat in seiner Darstellung der Altertumswissenschaft vom Jahre 1807 dies neue Ideal eingehender umschrieben und vertreten.

Indes lange bevor sich die Philologie dem höheren Standpunkte einer geschichtlichen Betrachtung der Alten näherte, war diese Betrachtung schon in einer echt historischen Wissenschaft durchgeführt worden, in der Kunstgeschichte. Hier erwies sich für Deutschland Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Altertums", im Jahre 1764 erschienen, als schlechthin revolutionierend; und Goethe konnte ihrem Verfasser den stolzen Lebensepilog schreiben: „Winckelmann, ein zweiter Kolumbus, hat die Entwicklung und das Schicksal der Kunst als an die allgemeinen Gesetze aller Entwicklungen gebunden, in ihrem Sinken und Steigen mit der Kultur und den Schicksalen des

Volkes gleichen Schritt haltend, entdeckt." War dabei Winckelmann insofern nicht abseits vom Wesen eben seiner Zeit gewandelt, als es besonders die pathetische Kunst eines verhältnismäßig späten Hellenismus war, die ihn als klassisch fesselte, so blieb doch seit dem Erscheinen seines Werkes unzerstörbar der Satz bestehen, daß auch die Griechen nicht in irgendwelcher, gleichsam der Geschichte entzogenen, rein dogmatischen Höhe idealer Vollkommenheit gelebt hätten — sondern, daß sie Menschen gewesen seien gleich uns. Gewiß mochte dabei eine enthusiastische Forschung, obwohl sie geschichtlichen Charakters war, noch tausend Unerreichbarkeiten finden und aus ihnen ein neues, gleichsam historisches Dogma des Hellenentums aufstellen — ein Dogma, das erst die Gegenwart ganz beseitigt hat —: immer blieben doch jetzt auch die Griechen menschlich nahe; und nicht mehr als Halbgötter drängten sie sich der vorwärts strebenden Dichtung auf, sondern als Helfer, deren Bedeutung man in kühnem Vergleich mit dem eigenen Wesen abwog.

Und auch an dieser Stelle hat Goethe die Summe dessen, was von diesem Ausgangspunkte aus im allgemeinen geschah, mit dem treffendsten Worte begleitet und in der kürzesten Schlußbemerkung zusammengezogen, hier, indem er die Frage aufwarf, ob uns diese weiten Falten zu Gesicht stehn wie den Alten? dort, indem er den Fundamentalsatz von der „absoluten Verschiedenheit des Modernen und des Antiken" fallen ließ.

Der Dichter und Denker aber, der aus der neuen Lage der Dinge tieferdringend am früheſten die Bedeutung der Antike, insbesondere des Hellenentums für seine Zeit feststellte, wie denn eben seine Lehren wohl am meisten zur vollen Entwicklung dieser Lage beitrugen, war Herder.

Noch 1766 hatte Lessing auf die Autorität der Alten auch in Einzelfragen in einer Weise geschworen, der gegenüber, im Verlaufe der französischen Kultur, schon Boileaus Stellung zur Antike Selbständigkeit bedeutete; und noch später hat ihn seine Gelehrtennatur in der „Hamburgischen Dramaturgie" nicht selten nationale Kritik und restlose Rekonstruktion der Antike

beinahe verwechseln lassen. Wenige Jahre darauf dagegen, seit den „Kritischen Wäldern" von 1769, folgte eine Schrift Herders nach der anderen, in denen der Grund zu einer ganz anderen Auffassung der Antike gelegt wurde.

Herder ging von vornherein vom universalhistorischen Standpunkte aus. So hat er später in gleich lebhafter Anerkennung der Bedeutung der altorientalischen und griechischen Kultur äußern können[1]: „Wir nordischen Europäer wären noch Barbaren, wenn nicht ein gütiger Hauch des Schicksals uns wenigstens Blüten vom Geist dieser Völker herübergeweht hätte, um durch Einimpfung des schönen Zweiges in wilde Stämme mit der Zeit den unseren zu veredeln." Und in Erweiterung der hier nur den Mittelmeerkulturen geltenden Betrachtung schwang er sich früh zu dem Ideale einer allgemein menschlichen Kultur überhaupt auf: und Bildung zur Humanität ward ihm damit zum Grundinhalt aller Geschichte. Bildung zur Humanität aber kann nach ihm nur erreicht werden im freien Spiel menschlicher Kräfte: deutlich tritt hier der Grundton gleichsam alles Seelenlebens des Subjektivismus als für seine Anschauung bestimmend hervor, so wie ihn zuerst, nicht ohne Rauheit, doch deutlich die Stürmer und Dränger hatten vernehmen lassen. Wie aber das freie Spiel menschlicher Kräfte regeln? Denn ohne Regelung — das war der sittliche Fortschritt des Denkens gegenüber den Unbilden des Sturmes und Dranges — keine Kultur, keine Gesittung. In diesem Augenblick wandte Herder sein Angesicht rückwärts den älteren Völkern, den Erziehern seiner Nation von jeher zu: erkannte an, was die Deutschen ihnen verdankten, und reichte den Hellenen als den besten aller Lehrmeister zu Höherem die Palme. So kam er denn zu dem besonderen Ideal einer neuen Bildung: es ist das freie Spiel menschlicher Kräfte, zu erfassen am Ideal der Alten, vor allem der Hellenen: denn „aus den Werken der Griechen spricht der Dämon der Menschheit rein und verständlich zu uns".

[1] In den Ideen zur Philosophie der Gesch. der Menschheit VI, 2.

Deshalb sollen aber die Zeitgenossen keineswegs die Griechen nachahmen, wie es noch Winckelmann und Lessing, Geßner und Ernesti im Grunde gewollt hatten: nein, sie sollen nur mit ihrer Hilfe in den Schranken ihres eigenen nationalen Charakters zu werden suchen, was jene in denen des ihrigen geworden waren: vollendete Menschen.

Hinderte nun aber diese Auffassung, daß das Griechentum dennoch Gegenstand eines fast religiösen Kultes wurde? „Mit heiligem Ernste", schreibt Herder in späterer Zeit selber[1], „treten wir zum Olymp hinauf und sehen Götterformen im Menschengebilde: die Griechen theifizierten die Menschheit." Und selbst Goethe hat in seinen Greisenjahren, nach noch viel enthusiastischeren Äußerungen von Männern wie Wilhelm von Humboldt und Fichte, sich wohlüberlegt in dem Satze vernehmen lassen: „Wenn wir uns dem Altertum gegenüberstellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden." Wie mußte da erst der enthusiastische Schiller in Ekstase geraten, mit welchen Augen mußte er hinschauen auf das ach! auf ewig entschwundene Reich der Antike:

Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Busen des Geschöpfes floß.
Nennt der meinige sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späh' ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt.

Seine höchste Höhe erreichte der Kult der Antike während der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts eben im Zentrum des neuen Idealismus, in den Kreisen von Jena und Weimar: hier sog Goethe aus Nachwirkungen und Nachereignissen seiner italienischen Reise immer erneute Begeisterung für die Alten; hier schrieb Herder seine „Briefe zur Beförderung der Humanität"; hier dichtete Schiller „Die Götter Griechenlands" und „Die Künstler"; hier hat Hölderlin in seinem „Hyperion" (1797 und 1799) die

[1] Briefe zur Beförderung der Humanität, 1793, VI, 66.

rührendste Klage vielleicht um das verlorene Griechentum, das geschwundene Menschheitsideal gesungen. Und als die beiden Schlegel, die in Göttingen unter Heynes Einfluß gestanden hatten, im Jahre 1796 nach Jena kamen, begann die Romantik dem ihrer Ansicht nach alternden Klassizismus den Kult mit unentweihten Händen zu entnehmen: „Alles Antike ist genialisch; das ganze Altertum ist ein Genius, der einzige, den man ohne Übertreibung absolut groß, einzig und unerreichbar nennen darf.“ [1]

Dennoch fühlte man den nur qualitativen Abstand der eigenen von der antiken Welt. Und es ist wiederum vornehmlich Herders Verdienst, sein Verständnis zur Verwertung für die künstlerische, insbesondere dichterische Schöpfung am früheften klarer begründet zu haben. Ihm erschienen Kunst und Leben der Griechen vor allem plastisch; ihr Horizont war seiner Auffassung nach zwar eng begrenzt, aber innerhalb derselben waren sie der Dinge Meister. Dabei stand ihnen im Mittelpunkte ihres Lebens das Diesseits: dies lebten sie voll: und so war ihr Dasein einem kostbaren Marmor gleich, der Bearbeitung zu schönster, herrlichster Form verlangte. Das moderne Leben dagegen ist nach Herder malerisch; unser Horizont reicht über dies Dasein hinaus ins neblicht Unendliche. Daher denn das rastlose, nie aufzuhören bestimmte Bestreben, unsere Grenzen über uns hinaus zu verrücken, uns die Ewigkeit in der Zeit schon zu verschaffen: und daraus das nie Abgerundete, nie Vollendete unseres Daseins: der wirkende Charakter, nicht das ruhende Kunstwerk.

Es sind die ersten Ansätze zu jener Unterscheidung zwischen Antik und Modern, denen später die allgemeineren Gegensätze Naiv und Sentimental entsprangen: worin denn zugleich ohne weiteres eine unbewußte Abgrenzung des neuen Idealismus gegenüber dem Naturalismus der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges lag sowie ein Bekenntnis dieses neuen Idealismus zur Naivität der Antike. Im übrigen aber sind diese

[1] Athenäum I, 2. Fragment Nr. 248.

Gegensätze, fundamental wie sie waren für die Unterscheidung des primitiven Naturalismus und des primitiven Idealismus des subjektivistischen Zeitalters, in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts immer eingehender und tiefer bearbeitet worden: so von Goethe in den Sizilianischen Briefen (1787), von Schiller in den „Göttern Griechenlands" (1788) und in den Abhandlungen über naive und sentimentalische Dichtung (1795), auch von Friedrich Schlegel in seiner „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer" (1798). Aus alledem aber, wie aus der ständigen gesellschaftlichen Erörterung des Themas ergab sich schließlich eine Anschauung der Antike, wie sie für die reifsten Schöpfungen vor allem der gemeinsamen Zeit Schillers und Goethes mitbestimmend gewirkt hat.

Nun erschienen die Griechen, besonders in der idealisierten Form ihrer Kunstgebilde, als die Spiegelbilder der Welt; in ihnen konzentrierte sich der Typus der universalen Gesetze. Der „schöne Mensch", das Ideal der Zeit: unter Hellenen war er vor Zeiten Wirklichkeit geworden. Hier hatte man den Traum des Lebens in herrlichster Heiterkeit geträumt. Hier war, vermöge der wirtschaftlichen Folgen der Sklavenhaltung, allein volle geistige Individualität erreicht worden; hier hatte es nicht die grobe Mechanik des modernen sozialen Gefüges gegeben, die jeden in einen einseitigen Beruf preßt. Hier war darum Staat und Kirche so wenig auseinandergerissen gewesen wie Gesetz und Sitte; hier hatten Mittel und Zweck, Genuß und Arbeit, Anstrengung und Lohn im richtigen Verhältnis gestanden: hier herrschte einstmals die Harmonie der Dinge. Und dieser Zustand war nicht mühsam erreicht und nicht sorgenvoll erhalten worden: man kann ihn nicht werden sehen: ein Geschenk der Götter, ein Wunder, ein Ideal der Ideale war er aus dem Wogen des geschichtlichen Universums emporgetaucht.

Aber nach den Griechen war dann eine Spaltung eingetreten in der Durchbildung der menschlichen Kräfte: und Intuition und Verstand, egoistische und altruistische Gefühle hatten sich unter Verlusten an Höhe der Intuition und Innigkeit des

Altruismus gesondert. Freilich die Trennung war notwendig: sie war, wenigstens nach Schiller, ein Werkzeug der Verfeinerung unseres Geschlechtes.

Doch soll nun der bittere Zustand dieses Antagonismus auf ewig währen? Nimmermehr! Jetzt eben nahen die dreimal seligen Zeiten, da die Ganzheit der Menschennatur, wie sie früher naiv bestand, bewußt wiederhergestellt werden soll in harmonischer Absicht: denn die Entwicklung des Klassizismus der Gegenwart bedeutet die erneute Zusammenfügung der getrennten Kräfte durch das Band des Schönen.

Dies neue Zeitalter aber, eine Vollendung des bisherigen Ganges der Geschichte, wird von den Deutschen, von den Dichtern und Denkern unserer Nation heraufgeführt werden. Denn der deutsche Geist allein ist universal, auf Verbindung gerichtet, ein Geist der Gesetzmäßigkeit und des versöhnenden Ausgleichs, und eben darum berufen zur Schöpfung einer Kultur, die alles vereinigen soll, was da groß war, groß ist und groß sein wird auf Erden.

Es war eine außerordentliche Konzeption. Man war sich bewußt, daß mit ihrer Erfüllung die Führung der europäischen Kultur von den Franzosen auf die Deutschen übergehen müsse; und die Dioskuren von Weimar erschienen den Adepten dieser Lehre als prometheische Gestalten, vom Schicksal dazu geboren, das neue Feuer vom Himmel herab zu holen.

Und wer wollte leugnen, daß diese Gesamtanschauung dennoch ein gewaltiges Teil nahender geschichtlicher Wirklichkeit predigte? Oder hat nicht diese Zeit, wenn auch nicht vornehmlich mit Hilfe der Antike, so um so mehr aus sich heraus geistig die Welt erobert — ja fährt noch heute fort, sie zu erobern? Und hat nicht diese großartige Konzeption Menschen erzogen, die sich, indem sie sich ihrer Zucht unterwarfen, dem Ideale des modernen Menschen wunderbar näherten? Gewiß: es waren nur die kleinen Kreise von Jena und Weimar, die hier zunächst in Betracht kamen; und wir werden sehen, in welch wunderlichem und doch wiederum anziehendem Gegensatze die Kleinheit ihrer Umgebung zu ihren Absichten stand. Aber wie

erscheinen sie innerlich gefestigt. Wo treffen wir in der deutschen und außerdeutschen Geschichte sonst diese vornehme Marmorruhe eines Goethe oder eines Wilhelm von Humboldt, wo jene Stimmung edler Versöhntheit Schillers mit einem persönlichen Schicksal, das den Menschen erhebt, indem es den Menschen zermalmt, wo die klassische Selbstbewußtheit, die die Welt mikrokosmisch beherrscht, indem sie sie mit freien Sinnen betrachtet? — Es ist eine Zeit und ein Zustand der Dinge, die sich als ein unzerstörbar heiliger Jugendbrunnen der Nation erwiesen haben nun schon durch mehr als ein Jahrhundert unserer Geschichte.

4. Gedenkt man Jenas oder Weimars in den Zeiten Schillers und Goethes, so möchte man wohl mit dem Propheten ausrufen: „Und du Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den Tausenden in Juda.“ Und doch! Land und Leute Thüringens waren der Offenbarungen nicht unwert, die ihnen wurden.

Wer heute von Berlin und den Kolonialgebieten rechts der Elbe den alten Heerweg nach den zentralen Gegenden des deutschen Mutterlandes über das alte Durchgangstor des Hörseltales bei Eisenach nimmt, der wird sich jenseits von Halle zum erstenmal auf besonderem Boden fühlen. Es ist der eigenartige Reiz des Saaletales um Naumburg, da wo sich die Unstrut in den größeren Fluß ergießt, daß es dem von Osten Kommenden zum erstenmal die volle Kultur des alten deutschen Mutterlandes vermittelt. Schon um Weißenfels grüßen die ersten Weinberge; dann taucht hoch oben am Rande des Saaltales, in dessen Tiefen sich die Straße senkt, Goseck auf, der alte Sitz der sächsischen Pfalzgrafen, die Geburtsstätte einst Erzbischof Adalberts von Bremen; darauf naht von Süden her die stolze Turmgruppe des Naumburger Domes und winken aus Norden die weiten Mauern der Neuenburg oberhalb Freiburgs, der alten Residenz der Thüringer Landgrafen, auf der Heinrich von Veldeke sang; es folgt mit Schulpforta eine erste, in behaglicher Breite hingestreckte Klosteranlage; und die Fels-

zacken jenseits von Kösen tragen in Rudelsburg und Saaleck Sitz und Türme eines weiland ritterlichen Ministerialen- und eines freien Herrengeschlechts: alle großen Erscheinungen unserer alten Kultur drängen sich hier gleichsam in ersten Musterbeispielen zusammen: hier geboten Fürsten und Adel, hier segneten Bischof und Abt; hier mühten sich Jäger und Fischer und freier Bauersmann; und in Naumburg hielt der Deutsche Kaufmann lange Zeit hindurch die östlichste seiner nationalen Messen.

Westlich aber von diesen klassischen Stätten, die die letzte volle Kulturstedlung des Hermundurenstammes nach Osten zu umfassen, gabelt sich alsbald, mit einer Wendung der Saale zur Kammhöhe des Thüringerwaldes hin, der Weg: — und in kurzer Frist gelangt heute der Reisende südwärts nach Jena, westwärts nach Weimar, in die Hochburgen der geistigen Bewegung um die Wende des 18. Jahrhunderts.

Was hat doch dies Thüringerland, teils durchaus selbsttätig, teils wenigstens als Schauplatz — und läßt sich beides streng trennen? — für die Deutsche Welt und die Menschheit durch den Lauf seiner geschichtlich erhellten Jahrhunderte bedeutet! Lebendig und höchster geistiger Aufnahme fähig, schöpferisch im Aneignen wie im Finden ist der Stamm des Landes auf den Höhen menschlichen Schaffens mehr als einmal der Führer Deutschlands gewesen, während er politisch von jeher schwach und fremder Herrschaft ausgesetzt blieb. Unzertrennlich haftet an seinen westlichsten Gebieten, an dem Bereiche der Wartburg, die Erinnerung an die Entwicklung einer ersten deutschen Laienbildung in Ritterleben und Minnesang: Gestalten tauchen auf wie die der heiligen Elisabeth und Landgraf Hermanns, des Tannhäusers und Walthers von der Vogelweide: greifbare Sagenwelt und phantastische Wirklichkeit. Dann hat, einige Jahrhunderte später, im äußersten Osten des Thüringer Kolonialgebietes Luther, der Sproß eines Bauerngeschlechtes, das fast unter dem Schatten der Wartburg traufte und flammte, eben diese Welt — und nicht bloß für Deutschland — aus den Angeln gehoben. Und nun folgte alledem

inmitten des uralten Siedlungsgebietes, da, wo sich das reine Thüringen am weitesten vorschiebt gegen die kolonialen, slawengemischten Gegenden des Ostens, ein neuer Aufschwung, und Wartburg und Wittenberg wurden abgelöst durch Jena und Weimar.

Beide Orte waren in der klassischen Zeit ihrer Geschichte äußerlich unscheinbar. Weimar hat es heute auf etwa 30 000 Einwohner gebracht; zur Zeit von Goethes Tode mag es etwa ein Drittel davon gehabt haben, und mehr als ein halbes Jahrhundert früher, da Goethe dem Rufe des jungen Karl August folgte, die Hälfte dieses Drittels. Im ganzen war es eine Ackerbürgerstadt, ja fast ein Dorf ohne Vergangenheit, wie denn noch bis vor kurzem Scheunen inmitten der erweiterten Stadt lagen; und neben den kleinen Häuschen der Bürger, die sich fast nur am Markte zur Wohlhabenheit einiger Giebelhäuser aus Renaissancezeiten hoben, stand ziemlich unvermittelt fürstliche Residenz und fürstliche Regierung. Aber auch sie trugen noch deutliche Spuren der Herkunft aus agrarischem Zustand, und noch heute erinnert eine Vorwerksgasse kleinbürgerlichen Charakters in der Nähe des Schlosses an die Zeiten, da die Herren des Landes auf einer bloßen Burg jenseits der Ilm horsteten und in der Talsohle, in städtischem Bereiche, äußerlich sichtbar durch wenig mehr als ein Landgut vertreten waren.

Und wird dieser Eindruck durch die besonderen Reste der klassischen Zeit so gänzlich abgeschwächt? Goethe hat, dem Hofadel gleich, schließlich in einem stattlichen Hofe des 18. Jahrhunderts gehaust: aber der Hauptschmuck dieses Heims war doch ein großer Garten mit weitem Blick auf anschließende Auen: wie nicht minder Schiller, in einem behaglichen großen Ackerbürgerhause untergebracht, sich eines geräumigen Gartens zur Arbeit im Freien erfreute. Und auch das Leben des Hofes verlief vornehmlich in Wald und Feld; nur dürftig spiegelt sich sogar die der fête champêtre doch nicht völlig abgeneigte Kunst des Rokokos in jenen Räumen etwa des Wittumspalais wider, in denen die Herzogin-Mutter Anna Amalia wohnte und

die Heroen der großen Zeit zu Scherz und Ernst empfing, vergleicht man sie etwa mit der Pracht, in der Anna Amalias Onkel, der Große Friedrich, sein Potsdamer Sanssouci erbaut hatte. Nicht eine städtische Kultur erscheint somit in und durch Weimar dem Lande einverleibt, um es mit ihren feineren Reizen zu durchdringen: das Land war es vielmehr, die große Mutter alles Freien und Gewaltigen, das in Weimar noch in vollen Zügen sprach; und ihm unmittelbar entsprang jener Eindruck der Einheit von Geist und Natur, aus dem Herder wie vornehmlich Goethe schufen.

Demgegenüber mochte Jena wohl als der bei weitem kultiviertere Ort erscheinen. Die Zeiten, da es bloß Ackerstadt gewesen war, lagen hinter ihm. Gewiß hatten die Bürger des Mittelalters in diesem herrlichen Winkel des Saaletales tapfer gerodet; die kahlen Kalkrücken der Umgebung, jetzt so wesentlich für die eigentümliche Schönheit des Ortes, trugen einst Wald und nach diesem Weinberge; und noch heute bezeichnen Steine mit eingemeißelter Traube die Grenzen der städtischen Flur. Aber schon seit dem 16. Jahrhundert war der Stadt ein neues Element einverleibt worden: die Universität. Sie blühte nur langsam empor; sie war ein Raub der geistig verheerenden Jahre lutherischer Polemik in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wie der äußeren Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges; sie war von Anbeginn schlecht dotiert: gleichwohl hob sie den Charakter des Ortes. Während in dem kleinen Bezirke des alten Weimars nur wenige Häuser begegneten, die auf rein städtischen Beruf schließen ließen, während die Straßen dort bei aller Kleinräumigkeit des Ganzen behaglich breit waren, machte Altjena in dem engen Beringe seines ursprünglichen Umfanges einen anderen Eindruck: schmale Straßen, dicht aneinandergedrängte Häuser, drei Stockwerke und darüber: das Gehäuse einer Bevölkerung, die vielfach zur Miete wohnte und handwerklicher wie geistiger Beschäftigung nachging. Und schon früh hatte dieser alte Umfang der Stadt nicht mehr genügt: man war über Wall und Graben ins Freie gezogen, Vorstadthäuser mit Hof und Garten waren entstanden neben

mancher Hütte der Armut; Professoren und Beamte, Adel und wohlhabendes Bürgertum hatten sich ausgebaut.

Aber ein Erdgeruch verblieb trotzdem auch Jena. Zur Blüte gelangte an der Universität vor allem die Theologie; die Hochschule galt allezeit als Hochburg des Luthertums; die am wenigsten städtische Wissenschaft gleichsam siegte. Und nicht minder wies das Leben und Treiben der Studentenschaft in dieser Richtung. Vor allem im 18. Jahrhundert war der Gegensatz zu dem städtischen Wesen der benachbarten Leipziger Studenten ausgeprägt; dem Rokokogetue und Stutzertum der Leipziger petits maîtres stellte sich in Jena rohe Urwüchsigkeit und sittlich zumeist unzersetztes Naturburschentum gegenüber.

Was war es da, das die kleinen Städte an Ilm und Saale befähigte, Schauplätze jener großen Bewegung zu werden, die ihrem Dasein noch heute den Stempel gibt, wie etwa im heutigen Wittenberg die Person Luthers noch leibhaftig umgeht? War es nur die Eigenschaft, daß sie gleichsam tabula rasa waren am günstigen Orte, inmitten der Seele eines geistig stets erregten Stammes, im Herzen Deutschlands? Wer Wald und Feld von der Ilm zur Saale durchstreift, wird doch anders empfinden. Hier, in dieser milden Luft, weitab noch heute von bestimmterem städtischen Wesen, fern dem „Hauch der Grüfte", in einer Landschaft, die doch schon der Kultur langer Jahrhunderte unterworfen war, die nichts Drohendes mehr hatte, wie für die Zeiten Schillers und Goethes noch die Alpen und selbst noch die letzten Höhen des deutschen Mittelgebirgs: hier konnten unter günstigen Umständen die Keime gerade eines frühsubjektivistischen Idealismus mit seinem milden Natursinn, mit seinem bewußten Leben in Geist und Natur zugleich zu reichster Blüte gelangen.

Unter günstigen Umständen! Aber eben diese traten mit der Entwicklung des neuen Idealismus ein. Die Periode der Empfindsamkeit, anfangs, wie fast jede Regung neuen seelischen Daseins, nur Lebensform kleiner, geistig besonders fortgeschrittener Kreise, hatte sich bis zu den siebziger Jahren die breite Masse der Gebildeten erobert — die Aufnahme von

„Werthers Leiden" allein schon bewies es — und hatte auch in den folgenden Jahrzehnten noch als die eigentliche seelische Haltung der großen Menge geistig Interessierter gelten können: nur so erklärt sich das Forthallen des Empfindsamen in den Dramen Schillers aus den achtziger Jahren: Amalia, Leonore, Luise: nur so die große Beliebtheit der Romane Jean Pauls — und selbst vieler Dramen Kotzebues. Auf dieser breiten Grundlage hatte dann schon Sturm und Drang viel weniger ausgedehnte Kreise wirklich ergriffen: zu deutlich trat seine Exzentrizität zutage, und niemals ist eigentlich ihm gegenüber die Kritik verstummt. Sollte nun der neue, aus den Naturalismen von Empfindsamkeit und Sturm und Drang herauswachsende Idealismus schon früh eine breite soziale Basis zu erwerben geeignet gewesen sein? Schon von Natur war er aristokratisch; erzieherisch war ferner sein Verhalten gegenüber der Nation; — dazu kam, daß ihm von den Zeitgenossen im Grunde ganz nur folgen konnte, wer Empfindsamkeit und Sturm und Drang so innerlich mit erlebt hatte, wie seine Helden selbst —: und da hätte er alsbald weite Kreise erfassen sollen? Selbst die Zahl der Personen, die ihn schöpferisch vertraten, war gering, eigentlich nur der Kreis der Männer von Weimar und Jena: aber freilich in ihm die Dioskuren!

Indem aber so die Dichter und Denker des Idealismus wie krönende Gestalten auf einsamer Höhe und auf sozial gleichsam schmalerer Basis über Empfindsamkeit und Sturm und Drang thronten, waren sie frei von der Notwendigkeit, selbst als Dramatiker an ein großes Publikum gefesselt zu sein, durften sie die deutschen Großstädte meiden, bedurften sie am wenigsten der besonderen Luft einer nationalen Hauptstadt. Und indem sie an Zahl gering waren, war es möglich, sie unter günstigen Umständen selbst räumlich zu vereinigen.

Diese seltene Gunst der Lage intuitiv ausgenutzt zu haben, ist das Verdienst Karl Augusts von Weimar und seiner Mutter Anna Amalia. In einer Zeit, da deutsche Fürsten die Ehre des Herrschens noch mit dem Verkaufe von Untertanen an die Raufluft fremder Staaten beflecken konnten, um den Er-

werb in Freudenfesten zu verpuffen, deren Schmach ihrer Vergänglichkeit gleichkam, hat der kräftige Thüringer Fürst, dem ein kleines Land nur kärgliches Einkommen abwarf, es unter der Führung seiner Mutter in Jugendmut und Mannesfrische verstanden, das Seine getreulich zusammenzuhalten und die geringen Überschüsse höchsten Zwecken dienstbar zu machen. Und so lächelte der deutschen Kunst denn doch des Mediceers Güte! Wenn aber in Florenz fürstliche Kaufleute mit stärksten materiellen Mitteln kostbarste Denkmäler der Baukunst, der Malerei und der Plastik erst hervorriefen, so war es eine erwachsene und in sich schon selbständige Dichtkunst, die in Weimar Pflege fand. Und darum hat sie, wie des Gerechten Andenken in Segen bleibt, segenspendend an dem Orte, da sie Zuflucht fand, fortgewirkt auf das Land und auf das Geschlecht der Weimarer Fürsten bis heute.

Anna Amalia, aus dem alten Mäcenatenstamm der braunschweigischen Welfen, hatte im Jahre 1758, erst achtzehnjährig, nach dem Tode ihres Gemahls das kleine Staatswesen in elendem Zustande überkommen: und so blieb ihr als doppelte Lebensaufgabe die Hebung der öffentlichen Verhältnisse zu neuem Wohlergehen und die Erziehung ihrer beiden Söhne Karl August und Konstantin zu tüchtigen Fürsten. Sie erfüllte diese Pflichten mit Energie und Umsicht. Aber sie tat noch mehr: wenn persönlich auch eher dem Sinnenfälligen feinerer Kultur und daher insbesondere der Musik und der Malerei zugeneigt, begriff sie doch die Bedeutung geistigen Lebens für ihr Land überhaupt und begann die vorhandenen Anfänge in sorglichem Ausbau zu pflegen. Es gehörte in diesen Zusammenhang, wenn sie im Jahre 1772 Wieland als Mentor ihrer Söhne nach Weimar berief.

Im Jahre 1775 wurde Karl August mündig. Er bildete sich seinem ganzen Wesen nach zunächst zum Krieger und Fürsten, und in beiderlei Hinsicht konnte er im hohen Alter nicht ohne innere Berechtigung von sich sagen: et militavi non sine gloria. Literarischen Bestrebungen stand er an sich nicht so nahe, und für philosophische Erörterungen mochte man

ihm den Sinn selbst völlig absprechen. Aber er besaß ein höchst entwickeltes Gegenwartsverständnis, das ihm nahelegte, von welcher Bedeutung die persönliche Verbindung mit den höchsten Trägern des neuen deutschen Lebens für ihn, sein Land und seinen Hof sein konnte; und er brauchte die Berufung dieser Träger auch in seine nächste Nähe nicht zu scheuen, da er begabt war und gewandt in der Aussprache von gut Gedachtem und fein Empfundenem.

Es sind die Eigenschaften, die den fürstlichen Mäcen der Dichtung vielleicht besser ausmachen als eine unmittelbar schöpferische oder stark reproduktive Begabung selbst.

Schon kurz nach seiner Thronbesteigung gelang es Karl August, Goethe und durch Goethe Herder zu gewinnen; früh schon knüpfte er auch Beziehungen zu Schiller. Schiller wurde 1789 Professor in Jena; Ende 1799, nach dem Weggange vieler lieben Freunde, zugleich dem Bedürfnisse näheren Verkehrs mit Goethe folgend, ist er nach Weimar gezogen.

Welche Verknüpfung von Kräften, wenn auch nur auf wenige Jahre, bis zum Tode Herders im Jahre 1803 und Schillers im Jahre 1805! Zwar Herders Charakter versagte für die Heiterkeit täglichen Gedankenaustauschs; einer jener in sich zwiespältigen ostpreußischen Charaktere, nicht ohne Eifersucht auf Ebenbürtige und Stärkere, hat er schon früh auf sich das bittere Wort gemünzt: „Mein Frühling schleicht ungenossen vorüber; meine Früchte waren zu frühreif und unzeitig." Was aber haben auch nur die Dioskuren für Weimar und die Welt bedeutet!

Goethe war sechsundzwanzigjährig, als er nach Weimar kam. Aber reiche Erfahrungen lagen hinter ihm. Kurz nach dem Erscheinen der ersten Gesänge des „Messias", im Jahre 1749 geboren, hatte er vom ersten Tage gleichsam seines Daseins an, ein echtes Sonntagskind, den Moment erlebt, in dem ein neues Zeitalter heraufzog. Es war ein Umstand, der seinem Charakter jene besondere Mischung des Konservativ-Fortschrittlichen anerzog, die Vorbedingung großer geistiger Wirkungen ist: er ist Patrizierssohn und Literat gewesen, wie Luther Bauernsproß

und religiöser Agitator, Bismarck Junker und moderner Parteimann: die bittersüße Tragik großer Übergänge hat auch sein Leben mit scharfem Geschmacke gewürzt. Aber seine Jugend war sonnig und seine frühe Jünglingszeit gar ausgelassen gewesen: in Leipzig hatte er nicht bloß Rokokoluft bis zum Erlernen zierlichen Schreibens und reinlichen Radierens geatmet, er hatte auch frivole Gedichte gemacht, und Liebschaften hatten über sehnsüchtige Melancholie bis zu Ausschweifungen geführt, die ein Blutsturz beendete. Dann waren ein paar Jahre der Frankfurter „Verbannung" (1768—1770) gefolgt

so launisch, wie ein Kind, das zahnt:

Jahre stiller Sehnsucht nach der Leipziger Grazie Oesers, und doch noch viel mehr Jahre ewiger Grübelei und unstetig gläubigen Sichstreckens nach vorwärts: bis ein erneuter Studienaufenthalt außerhalb der Vaterstadt die Lösung brachte. Die wenigen Monate des Straßburger Lebens bedeuten im Leben Goethes viel: ein „übermütiger Lord", noch immer nicht innerlich fest, weil innerlich unerzogen, war er in die alte deutsche Stadt gezogen: da traf er in Herder zum erstenmal jemand, der ihn noch überragte und ihm auch zeigte, daß er überlegen war; da griff ihm zum erstenmal die Liebe, die wirkliche Liebe, ins Herz. Er ward frei von Mystizismus und doch ehrfürchtig; er ward seiner Geliebten untreu und litt doch unter dieser Untreue vielleicht mehr als sie: er wurde ernst. Und als er nach Frankfurt heimkehrte, da mochte er wohl manchem wunderlich erscheinen, wenn er eine glühende Sinnlichkeit in unstetem Wandern zwischen Berg und Tal löschte, wenn er an fremdem Tische aß und Windsbraut und Hagelsturm zu Gespielen nahm: aber er war seiner Bestimmung sicher:

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben über'n Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln.

Zwar nahte noch eine letzte Prüfung: der kurze Aufenthalt in Wetzlar, die Liebestollheit mit Lotte und Lebens-

überdruß bis zum ernstlichen Gedanken an Selbstmord: aber schon aus diesen Ereignissen heraus erwuchs schöpferischer Drang und Zug zu einer Beichte in positivem Sinne: mit „Werthers Leiden" legte der Dichter ab, was an ihm sentimental-sterblich war; und mit diesem Bekenntnis wie der ernsten Arbeit am „Götz", in der Entwurf auf Entwurf und Ausführung auf Ausführung zerstört wurde, erwies er sich der Nation zum erstenmal als der Dichter der Zukunft.

Gewiß: in diesem vulkanischen Innern gärte es noch. Wo waren die Zeiten sehnsüchtigen Hinschmelzens über Ossian, üppig-frivoler Freude am gelehrten Griechentume Wielands jetzt geblieben? Hinweg mit den alten Göttern! Die Farce Satyros verspottet Rousseaus gemachte Natur und sogar den gern bevormundenden Herder; „Götter, Helden und Wieland" räumen mit dem hellenischen Rokoko auf, das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" ironisiert die ganze ablaufende Epoche. Aber war schon reif, was nun Neues erstand in diesem ewig gebärenden Herzen? Wohl mochte der junge Mann, der als Knabe der Sonne einst fromme Räucheropfer durch ein keusches Brennglas entzündet hatte, den Ewigen in neuen Formen an der Hand Spinozas suchen, mochte er flehen:

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende:

die Götter blieben verhüllt; Stückwerk war sein Schaffen, wenn auch von herrlichster Art; und von den großen Entwürfen dieser Zeit ist nur der „Faust" später Vollendung entgegengereift.

Inzwischen kam die Berufung nach Weimar.

Der alte Rat Goethe fürchtete, der steif französische Hofton des neuen Aufenthalts könne dem Charakter seines Sohnes schaden. Der Sohn aber hatte einstmals von Straßburg geschrieben: „Mein Leben ist wie man im Schlitten fährt, flüchtig und klingelnd, aber ebensowenig fürs Herz, als es für Auge und Ohren viel ist"; und er wiederholte jetzt dasselbe Bild zur Kennzeichnung seines Daseins im neuen Aufenthalt. Indes nur

die ersten Jahre waren toll. Der Herzog war noch blutjung, er brauchte eine Gärungszeit, und wenn je ein Most sich absurd gebärdet hat, so war es dieser. Es waren zugleich die Zeiten, in denen Goethe sich in Thüringen befestigte, indem er Land und Leute bis aufs Mark kennen lernte und des Herzogs Herz gewann. Denn diesem war er, was Wieland vorher gewesen war, in tausendfach verstärkter Art: Mentor und Bildner und Freund. Und gewann er nicht auch selber in dieser Lage? Wer erziehen will, muß sich selbst zügeln und gezügelt haben; mehr als je war für Goethe die ständig angestrebte Selbstbeherrschung auch Selbsterrettung. So beruhigte sich das Leben an dem kleinen Hofe, und Goethe wurde sein nützliches, ja bald sein bedeutendes Mitglied, indem er, zum Geheimen Rat und schließlich zum Kammerpräsidenten ernannt, den größeren und schwierigeren Teil der Landesverwaltung übernahm. Dabei erschien ihm auch aus dem Aktenstaub und vergilbten Papieren das Leben schließlich doch in breiterer, klarerer Gestalt. Die technischen Zweige des Amtes verlangten Einarbeitung; und Berg und Tal und Wald und Feld entfesselten unter dem Gesichtspunkte des Nutzbaren neue Interessen; vor allem der alte naturwissenschaftliche Sinn des Dichters sog aus ihnen gesunde Nahrung.

Was aber Goethes Bildung in dieser Zeit vollendete, was ihn endgültig aus den Nebeln eines jugendlichen Naturalismus emporhob in reinere, ideale Sphären, das war eine edle Frau:

Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne scheinen.

Wir haben eine klassische Schilderung der Frau von Stein aus dem Ende der Zeit, da sie Goethen alles gewesen war. Schiller lernte sie in einer adligen Gesellschaft unter allerlei „flachen Kreaturen" kennen. Sie erschien ihm als „die beste unter allen, eine wahrhaftig eigene, interessante Person". „Schön kann sie nie gewesen sein; aber ihr Gefühl hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegt in ihrem Wesen."

Das war die Frau, die an Goethe das Wunder vollbrachte, ihn in höchster Entwicklungszeit noch, ungewollt und unbewußt, zu leiten. Es lag in Goethes Charakter, sich niemals ganz hinzugeben; er beherrschte, ja er beobachtete sich selbst im höchsten Affekt: das ist der tiefste Untergrund seiner Dichtung. Es war eine insofern für den Dichter tragische Eigenschaft, als sie ihm jede Leidenschaft, namentlich zu Frauen, binnen kurzem rationalisierte und damit schal machte; war die Höhe des Affekts erreicht, so überwog die anschauliche Kraft in ihm; er zog sich zurück und er bereute. Die Unsumme seiner Liebschaften, sein ewiges Glück und Unglück, erklärt sich so. Frau von Stein aber fesselte ihn, hielt ihn ohne jede Frauenkunst fest durch mehr als ein Jahrzehnt und entwich auch später niemals der Sphäre seiner Verehrung. Welche Summe von Eigenschaften der Geliebten und welche Fähigkeit imaginativer Umbildung des Charakters dieser Geliebten beim Dichter gehörten unter diesen Umständen dazu, diese einzige Wirkung hervorzubringen! Goethe kam sich vor, als hätte er seit unvordenklichen Zeiten schon mit ihr zusammengelebt, als wäre er von Anbeginn ein Erzeugnis ihrer Erziehung:

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein menschlich Aug' durchdringt.

Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.

Es war die Erziehung zugleich zu einer neuen, höheren Dichtung: 1777 wird „Wilhelm Meister" angefangen, 1778 „Egmont" nach veränderten Gesichtspunkten weiter verarbeitet, 1779 taucht die Idee der „Iphigenie" auf, 1780 wird „Tasso" begonnen.

Dann freilich — stockt die Arbeit. Es mochte sein, daß die vermehrte Tätigkeit im Amte den Dichter beeinträchtigte. Aber es war mehr. Auch der Mensch begann zu leiden. Die Ursachen dieser Wandlung sind zahlreich: der Herzog wurde

mit den Jahren selbständiger, der Hof, soweit er aus dem Thüringer Adel bestand, gegen den Frankfurter Patriziersohn trotz dessen Nobilitierung schwieriger; die Kleinheit der ganzen Verhältnisse konnte dem nicht verborgen bleiben, der in dem Gebiete des deutschen Vaters der Flüsse, am verkehrsreichen Rhein und Main erwachsen war. Erwägt man aber, daß sich Goethe dem zunehmenden Mißmut durch die italienische Reise entzog, so mag für den Dichter ein Letztes, Höchstes hinzugekommen sein. Frauensinn erzog ihn zum Klassizismus: konnte dieser aber um 1780 voll erlebt werden ohne Ein-, ja Untertauchen in jener Welt der Antike, die im Lande der Myrten und Orangen noch fortzuleben schien? Wiederholt schon hatte Goethe Italien aufsuchen wollen, das Land, dem sein Vater die einzigen Erinnerungen verdankte, die ihn begeisterten: jetzt hob er sich jählings von dannen und vollzog wie in einer Nottaufe jenen Bund mit der Antike, der für den ferneren Verlauf unserer nationalen Dichtung so bedeutsam geworden ist.

Aber war er nicht auch hierin nur repräsentativ? War nicht das ganze deutsche Seelenleben reif für einen tiefsten Einfluß der Alten, hat nicht auch Herder, ja schon Lessing das Land der Griechen mit der Seele gesucht?

Goethe hatte in Deutschland nicht eben viel von der antiken Kunst gesehen: Frankfurt hatte ihm nichts geboten, Leipzig einige Abgüsse, Dresden weiteres, das Meiste noch Mannheim. Besser kannte er die antike Dichtung. Mit welch innigem Gefühl hatte er Homer studiert, noch ehe Vossens Übersetzung vorlag, wie war ihm zur Frankfurter Prometheuszeit Pindar ins Ohr gefallen; wie wurden ihm in Weimarer Tagen die griechischen Tragiker vertraut! Gleichwohl war seine Gesamtkenntnis, geschweige denn seine Anschauung bisher gering. Und nun übergoß es ihn in Italien mit Strömen von Begeisterung, Gnade und Wiedergeburt! Mit frommer Erwartung hatte er am Gardasee Einzug gehalten, wo ihm südliche Winde schon letzte Verse Vergils, letzte Strophen Properzens entgegentrugen. Und dann war er staunend des

unbedingten Weges gezogen zur Weltstadt des Abendlandes und westlichen Mittelmeeres, nach Rom. Und alsbald glaubte er in Rom das Geheimnis der griechischen Kunst zu entdecken: das Verfahren nach den Gesetzen, nach denen die Natur bildet; das Betonen des natürlich Notwendigen, daher selbstverständlich Großen, ja Göttlichen. Und indem er eingeweiht wurde, überkam ihn das Gefühl des Adepten, die „Gemessenheit des Sinnes“: und indem ihn gleichzeitige Naturbeobachtungen den lange gesuchten Schlüssel zur Entfaltung zunächst der Pflanzenwelt und die erhaltene Lösung als allen Problemen der Kunst parallel laufend finden ließen, vollendete sich die Totalität seines Daseins. Er war jetzt in Großgriechenland; mit noch ganz anderer Gewalt als römische Dinge ergriffen ihn die Ruinen Pästums in ihrer erhabenen Einsamkeit; mit dem Meere und den Bergen Siziliens lebte die Odyssee in ihm auf: — und erneut nach Rom zurück-, ja er durfte sagen heimkehrend, war er ein Glücklicher.

„Ich bin wirklich umgeboren und erneuert und ausgefüllt. Ich fühle, daß sich die Summe meiner Kräfte zusammenschließt.“ „In der Kunst muß ich es so weit bringen, daß alles anschauende Kenntnis werde, nichts Tradition und Name bleibe, und ich zwing' es in diesem halben Jahre; auch ist es nirgends als in Rom zu zwingen.“

Das ist der Sinn, in dem die antike Natur in Goethe siegte. „Iphigenie“, „Tasso“, „Egmont“ erhielten jetzt ihre reife Form; in fortwährendem Zeugen hat diese antike Natur die „Römischen Elegien“, hat „Alexis und Dora“, hat die Homeridendichtung „Hermann und Dorothea“ geschaffen.

Wir halten hier inne. Eine neue Entwicklungsstufe der deutschen Dichtung ist erreicht; der Klassizismus feiert sein frühestes und vielleicht schönstes Erntefest. War hier Goethe vor allen, ja fast allein Säemann und Schnitter zugleich und fielen seine Garben voll in allen Bereichen der Dichtung, so lassen doch die Dramen am besten ermessen, was gewonnen war. Denn das Drama ist nun einmal die bezeichnende Dichtung des Subjektivismus; und mit Recht konnten schon die Früh-

romantiker aus ihrer Zeit heraus fragen, ob nicht die Poesie auch deswegen die höchste und würdigste aller Künste sein solle, weil nur in ihr das Drama möglich sei.

In der Geschichte des Dramas aber, wir wissen es schon, geht die wesentliche und entscheidende Frage nicht auf Art und Abhängigkeit des Stoffes und verwandte Dinge, sondern auf den Entfaltungsvorgang der Form. Goethe hat einmal gemeint, das Was des Kunstwerks interessiere die Menschen mehr als das Wie; und er hat recht gehabt. Wenn er aber in einem anderen Satze klagt: „Die Frage: woher hat's der Dichter, geht auch nur aufs Was; vom Wie erfährt dabei niemand etwas": so soll unsere Erzählung sich des unausgesprochenen Vorwurfes, der in diesen Worten liegt, nicht schuldig machen: eben das Wie der Änderungen und des Umschwungs zu ergründen, ist ihre Aufgabe.

Was den Klassizismus kennzeichnet, ist vor allem die Tatsache, daß er sich nicht mehr, gleich dem Naturalismus der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges, an die Umwelt verliert. Sicherlich ist man sich, und an erster Stelle eben Goethe, der allgemeinen Abhängigkeit von der Umwelt bewußt. Aber man ist in dieser Anschauung mündig geworden und sucht nun diese Umwelt eben aus ihrer genaueren Kenntnis heraus zu beherrschen. Eine tiefgehende, weise Bewußtheit der Wirklichkeit bis zu einem gewissen Grade, und die freie Indienststellung dieser Bewußtheit für alle Zwecke der Kunst kennzeichnet die Epoche.

Im Drama hatte das zur Folge, daß man bewußt nicht so sehr an Handlungen und Ereignissen, als an Motivationen und Erlebnissen als deren tieferem Untergrunde Anteil nahm. War im früheren Drama leibliches Sterben der bezeichnendste Ausdruck der Katastrophe gewesen, so hielt Goethe davon nicht mehr viel; der Verfasser von „Werthers Leiden" kannte andere Qualen und nahm an dem Rohen eines körperlichen Ausgangs sogar Anstoß.

Braucht noch gesagt zu werden, daß diese seelische Haltung zu einem völlig neuen Drama drängte? Bei Hans Sachs und

seiner geistigen Umgebung war das Schicksal fast nur in Umsetzung in äußere Handlungen erschienen. Dann hatte eine entwickeltere Zeit eine Schicksalsidee entfaltet, die auch noch vornehmlich auf äußeres, doch innerlich motiviertes Handeln hinauslief. Jetzt sollte sich das Schicksal selbst der Hauptsache nach in seelischen Bewegungen abspielen: und indem auf diese Weise das Schicksal mit dem vollen Erringen einer neuen Intensität des Seelenlebens und mit dem Emporbringen eines feiner abschattierten Sittenkodex weiter verinnerlicht wurde, entstand aus dem Handlungsschauspiel das psychologische Drama.

Natürlich veränderte sich damit schon der äußere Anblick der dramatischen Kunst. Der Dichter, der das Drama auf Handlung begründet, bedarf eines Stoffes, einer Fabel, die stark vorwärtsdrängende Leidenschaften entfesselt und, zumeist auch durch Aufwendung vieler Personen, lärmende äußere Bewegung verursacht. Der Dichter des psychologischen Dramas wird eine Fabel mit möglichst einfacher Handlung vorziehen, in der nicht allzuviele Personen sich auf engem Raume in Gegensätzen von möglichst vertiefter Darstellung zusammenfinden.

Auch die Schicksalsidee wandelt sich natürlich ab. Sie muß nun durchaus immanent gefaßt werden, sie beruht nur noch in der „entschiedenen Natur des Menschen, die sich in gegebenen oder geforderten Umständen, die das Schicksal vorstellen, auslebt". Dabei wird das Schicksal der Regel nach durch ein einziges Ereignis in Bewegung gesetzt, worauf sich alles gleichsam von selbst vollzieht; im „Egmont" ist dies Ereignis Albas Ankunft, in der „Iphigenie" das Erscheinen Orests, im „Tasso" die Krönung des Dichters — wonach kaum noch gesagt zu werden braucht, daß von diesen drei Dramen der „Tasso" das innerlichste, in sich vollendetste ist. Den Ausgang aber der dramatischen Fabel bildet dann entweder Resignation, Sichbescheiden gegenüber dem ersten ausgreifenden Streben, oder Sieg, oder aber, im Sinne einer Katastrophe, innerlicher Zusammenbruch der Lebenskraft.

Für die Form des psychologischen Dramas endlich gilt, daß sie bei ihrer inneren Geschlossenheit und der notwendiger-

weise vertieften Zeichnung der Charaktere eine ungemeine Höhe psychologischer Schilderungsgabe voraussetzt. Nun kann man, von den ersten Zeiten des neuen Seelenlebens an, eben diese Gabe machtvoll wachsen sehen von der einfachen Beobachtung einzelner Tatsachen und der gleichsam statistischen Aufzeichnung charakteristischer Äußerungen bis zur Virtuosität zusammenhängender psychologischer Motivierung und abgerundeter Charakterzeichnung: und es versteht sich, daß Goethe das allgemein gewachsene Vermögen persönlich noch um ein Bedeutendes überholte. Indem nun dies Verfahren angewandt wurde, hörte die grobe Selbstcharakteristik der Personen beinahe ganz auf, wie sie früher mehr noch auf die äußere Phantasie als auf das Herz des Zuschauers gewirkt hatte; man forderte tiefere und bei weitem mehr differenzierte Illusionen, und der Dichter hatte das Gemüt durch das gleichsam Unbewußte, durch den Empfindungszusatz der Handlungen zu treffen. Es war eine schwere Kunst, die eine ganz neue Sprache erforderte, wie sie eben Goethe in vollendeter Meisterschaft gebildet hat; und ihr Ergebnis war ein neues dramatisches Element, die über dem Drama als Gesamtwerk hingelagerte einheitliche Stimmung. Es ist der Punkt, in dem das psychologische Drama am weitesten der Entwicklung des Musikdramas des 19. Jahrhunderts entgegengekommen ist.

Von Goethe müssen, sieht man von dem Riesenbau des „Faust" ab, der wie die Kathedralen des Mittelalters verschiedenen Zeiten und Stilen angehört, in diesem Zusammenhange vor allem „Egmont", „Iphigenie" und „Tasso" genannt werden.

„Egmont", schon 1775 in den Gesichtskreis Goethes getreten, ist erst 1787 in Italien vollendet worden: eine Jugendkonzeption reicht er hinein in die Mannesjahre, und so bleibt in ihm die Lösung der Probleme des psychologischen Dramas noch unvollkommen. Das Bezeichnende ist, daß der Dichter in diesem Drama der Transzendenz noch nicht völlig entwächst. Gegenüber dem gemeinen Gange der Dinge nimmt er noch eine besondere Kraft aus der Höhe an, die sich außergewöhn-

lichen Personen mitteilt: einen Dämon, eine letzte Ausgeburt der Genieperiode: eine Kraft von solcher Gewalt, daß sie fähig erscheint, der Weltordnung von eigener Richtung aus entgegenzuarbeiten.

Als solche dämonische Natur hat Goethe nach eigener Erklärung Egmont lebendig machen wollen. Aber ist es ihm gelungen? Am Ende scheint es doch vornehmlich der Reiz des übergewöhnlich Liebenswürdigen, des menschlich Hinreißenden, und nur nebenher der des Nachtwandlerischen zu sein, der von ihm ausgeht. Indem aber das Dämonische wenigstens absichtlich und grundsätzlich eingeführt erscheint, versteht sich auch ohne weiteres der ins Jenseits übergreifende Schluß; und wenn dieser erst unter den erhabenen Klängen der Musik Beethovens künstlerisch ganz wahrscheinlich wird, so sieht man, wie in diesem entscheidenden Augenblicke der noch nicht genügend gesteigerten Stimmungsmalerei der Sprache die Kunst der Stimmung par excellence zu Hilfe kommen muß.

Es ist der Zusammenhang, aus dem heraus „Iphigenie" wie „Tasso" dem Dichter erst dann vollendet erschienen, als sie im Gewande des Verses daherschritten. Und zwar nicht des Knittelverses, des alten deutschen Vierzeilers, den Goethe im „Faust" schon mit überwältigender Meisterschaft gebraucht hatte, des Verses unserer Epigramm- und Spruchdichtung: sondern im Gewande des musikalischen und monumentalen fünffüßigen Jambus. Es ist derselbe Grund, aus dem Schiller im „Don Carlos" den Vers „Nathans des Weisen" aufgenommen hat: — im vollsten Bruche der ihm bisher gewohnten hastenden Prosa.

In der „Iphigenie" behandelt Goethe zum erstenmal ein Problem, das dem psychologischen Drama besonders gemäß erscheint: das Problem der Toleranz und der Humanität: der allgemeinen Menschenliebe. Es rührte an eine der Grundfragen der Zeit: in ihm trafen sich letzte Aufklärung wie entwicklungsgeschichtlich gegebener Subjektivismus und hellenische Renaissance als in der schönsten ihrer Harmonien. Darum ist es auch immer und immer wieder behandelt worden. Im Bereiche des

Dramas stehen da neben Goethes „Iphigenie" vor allem noch Lessings „Nathan" und Schillers „Don Carlos". Aber wird man nicht seinem Verständnis in der „Iphigenie" die Palme reichen? „Nathan der Weise" handelt von kirchlicher Toleranz und innerer religiöser Freiheit, „Don Carlos" von staatlicher Freiheit und der Begründung des Staates auf das Wesen des subjektivistischen Menschen: die „Iphigenie", das Drama der Entsühnung, predigt die reine Menschlichkeit des Subjektivismus als allheilendes Element menschlicher Gebrechen, auch solcher, die aus niedriger Kultur oder krankhafter Verirrung hervorgehen. Und gibt es noch ein zweites Drama nicht bloß der deutschen, nein der Weltliteratur, in dem Kampf und Not in gleich klarem, gleich sinnvollem, gleich menschlich schönem Ausgleich enden?

Die „Iphigenie" ist in Italien abgeschlossen worden, doch war sie schon vor der italienischen Reise in allem Wesentlichen vollendet. Und so zeigt sie in Form und Inhalt nicht den Einfluß der italienischen Antike, sondern ist, soweit sie mit der Antike Berührung hat, ein Kind der Vorstellungen, die sich Deutsche in Deutschland von den Alten machten. Von diesem Gesichtspunkte aus erklärt sich die Abneigung gegen das Großartig-Gewaltsame, die sie trotz alles Fürchterlichen der Fabel durchzieht: erreicht wurde die stille Größe, in der die Kunst der Alten zu Winckelmann gesprochen hatte. Und aus dieser Tendenz zu einfacher Erhabenheit folgte eine gehaltene Symmetrie des Szenenaufbaues, innerhalb deren sich die schönste Sprache durch wohllautende Verse in einen unerschöpflichen Reichtum sinnvoller Weisheit ergoß. Ja, auch die Gestalten waren in diese weiche Klarheit getaucht. Erscheinen sie nicht wie antike Statuen, die von ihren Sockeln langsam und feierlich herabsteigen, um in fast sakraler Gebärdensprache zu reden?

Wir stehen an der Grenze, an der hellenischer Einfluß noch belebend wirken konnte, wenn er nicht, wie in einer noch späteren Entwicklungsstufe Goethes, im Gewande des Symbolischen auftrat. Und nur das gewaltige innere Weben des Stückes, das heute Menschenherzen ergreift wie am ersten Tag, verdeckt die

Tatsache, daß im Grunde jederlei Renaissancedrama mit dem Fluche des Mechanischen belastet ist. Denn da seine Glieder gleichsam nicht organisch aus einem bestimmten Kulturzustande erwachsen, sondern durch Zusammenleimen vereinzelter Stücke einer vereinzelten Überlieferung in eins gebracht werden, so entgeht ihm die letzte Wahrheit des Augenblickes, die höchste poetische Notwendigkeit.

Wie anders steht doch in dieser Hinsicht „Tasso" der „Iphigenie" gegenüber! Jetzt hatte Goethe das Land der Griechen gefunden, durchstreift, heimatlich angebaut: und er war sich bewußt geworden, daß ihm nun aus seinem unendlichen Reichtum völlig aufleben könne, was er sich vollkommen angeeignet. Damit stellte sich dann, bei einem nicht antiken Stoffe zumal, wiederum eigene Kraft und Fülle ein. Wie klar wurde schon das Thema erfaßt: der überempfindliche Dichter erfährt in einer Umgebung, die seelisch zu fein organisiert ist, um ihm mit voller erzieherischer Festigkeit entgegenzutreten, den Bruch seiner Lebenskraft. Und wie unerbittlich wirkt das dem Dichter eingeborene Fatum! Hier, wenn je für Goethe, galt das Wort Mercks schon aus dem Jahre 1775: „Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben." Und wie gelang die Ausprägung dieser Gestalt und dieses Schicksals auch äußerlich! Nie vielleicht hat Goethe schönere Verse geschrieben, nie seine Sprache verständnisvoller individualisiert: und die Personen leben vor unseren Blicken.

Im ganzen darf man wohl sagen, daß eben das psychologische Drama Goethes eigentlichste Domäne gewesen sei. Den Anforderungen dieses Dramas entsprach seine Beobachtungsgabe der Personen, die mehr aufs Beschauliche, innerlich Bewegte, als auf das Pathetisch-Leidenschaftliche ging, weshalb seine Männergestalten leicht zu weich, seine Frauengestalten um so frischer, mannigfalter, lebensvoller gerieten. Diesen Anforderungen kam auch die Erscheinung zugute, daß bei Goethe das Lyrische und Epische aus der dramatischen Synthese immer und immer wieder hervortrat: darum kam fast ein Zug des Sittengemäldes in die Durchführung, und die Gestalten wirkten,

Goethischer Lyrik folgend, ein wenig ins Typische. Alledem gab dann schließlich die Sprache die Weihe eines inneren, charaktervollen Zusammenhanges. Man hat wohl gemeint, das psychologische Drama Goethes wirke auf der Bühne nicht, weil seine Sprache dem Schauspieler schon zu viel vorweg nehme. Und gewiß stehen Goethes Verse im entschiedenen Gegensatze zu der Sprache etwa der Schauspieler-Dichter Shakespeare und Molière, die, vom Standpunkte des Schauspielers aus betrachtet, besser wußten, was der Bühne zu überlassen war. Aber gibt es denn nur eine Schauspielkunst? Goethes seelenvolle Verse, in ihrer eigenen Musik vorgetragen, mögen auch typische Empfindungen wecken: daß sie den dramatischen Eindruck schwächen, wird heute, in einer Zeit des mehr durchgebildeten psychologischen Dramas, wohl niemand behaupten wollen.

Eines aber steht nach alledem fest: für den zweiten der Dioskuren, Schiller, war das psychologische Drama weit weniger geschaffen. Wo blieben denn in ihm Tathandlung, wo Furcht und Schrecken in deren Wortbedeutung, wo Leidenschaft und „der Menschheit große Gegenstände" in Aufruhr und Staatsaktion, im Kriegslager und in der Kammer des Geheimen Rates? In der Tat kann nur ein seiner Entstehung nach ziemlich isoliertes Stück Schillers, der „Don Carlos", dem psychologischen Drama zugerechnet werden.

Schiller hat am „Don Carlos" überaus lange gearbeitet, mindestens fünf Jahre: der erste Entwurf geht noch in die Bauerbacher Zeit zurück. Wirklich zur Rundung kam der Stoff erst in den Jahren 1785—86: also zur selben Zeit etwa, da Goethe die schönsten seiner psychologischen Dramen abschloß. Damals wurde Schiller durch das Studium der Geschichte zu tieferem psychologischen Grübeln angeleitet: und so waren es nicht mehr die Taten des Helden, die ihn fesselten, sondern die „Annalen seiner Verirrungen": diese „aus der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele" und aus den veränderlichen Bedingungen der Umgebung abzuleiten erschien ihm als wichtigste Aufgabe der Seelenforschung.

Was aber ist das Drama anders als konkret-künstlerische Anwendung der Psychologie? Und so belebte sich der „Don Carlos" mit Zügen, die den früheren Dramen Schillers fremd geblieben waren: die Charaktere wurden tiefer gezeichnet, vor allem auch die Frauen erhielten fast zum erstenmal etwas Lebensechtes, so die Königin, die Eboli; und unter diesem Bestreben wurde auch die Umwelt genauer erschaut, Einzelzüge traten hervor, und selbst die Sprache erschien nach Gestalt und Umstand gemodelt. Was aber vielleicht noch charakteristischer ist: selbst ein Stimmungsmoment von ziemlich durchgehender Bedeutung wurde gewonnen: neben dem späteren Hohenlied der Gattentreue, „Fidelio", läßt sich „Don Carlos" wohl als das dramatische Hohelied entsagender Frauen- und edelster Freundesliebe bezeichnen. Es ist ein schwärmerischer Zug der Motivierung, der damit die Handlung durchzieht; und wenn Posa seine politischen und religiösen Forderungen vorträgt, so mag man wohl noch weiter an die rührenden Töne der Gefangenenklage im „Fidelio" erinnert werden: erfüllen will Posa, auf Freundschaft gestützt, was jene Unglücklichen des spanischen Kerkers ersehnen, und mehr als das: brechen will er die geistigen und zeitlichen Schranken seines Zeitalters. Es sind Bestrebungen, die das Schicksal, das bisher von Schiller im Grunde noch immer transzendent gedacht war, der Handlung immanent einschreiben, wenn auch dessen Ausgang noch über das Stück hinaus gleichsam in die Zukunft projiziert erscheint: der Infant hat die leidenschaftliche Liebe zu seiner Mutter überwunden und würde jetzt, wenn körperlich frei, so auch frei von jeder „sterblichen Begierde" sein Leben höchster geistiger Tat, der Freiheitsrettung der flandrischen Provinzen, weihen.

War aber Schiller mit alledem, mit allen Fortschritten und Feinheiten des „Don Carlos", schon zu den lichten Höhen gedrungen, auf denen zu gleicher Zeit Goethe bereits wandelte? Mühsam erst und auf ganz anderen Lebenswegen als Goethe hat Schiller die Freiheit der Lebensführung, die Weite des Horizontes und die Ausdehnung des Denkens errungen, die Goethe nach den Jahren seiner italienischen Reise kennzeichneten.

Schiller, 1759 geboren, war fast genau zehn Jahre jünger als Goethe; seinem Erleben fehlten damit die Anfänge des neuen Zeitalters, und seine Empfindsamkeit hat immer etwas Abgeleitetes behalten; ganz gehörten zu seinem Eigen erst die Erfahrungen von Sturm und Drang. Das Kind war zart; bei Krankheiten des jugendlichen Alters traten krampfhafte Zufälle auf; stark erwies sich von vornherein nur der Wille. Der aber war alsbald dem Idealen zugewandt: Pfarrer wollte der Knabe werden; schon übte er eine unzweifelhafte aber unproportionierte Gabe der Rhetorik in kindlichen Predigten, und seine ersten Gedichte waren halbgeistlichen Inhalts. Als aber der Knabe zum Jüngling heranwuchs, griff eine rauhe Hand in alle Träume. Der Herzog Karl Eugen von Württemberg, der nach einer verzweifelten „Lebensgaloppade" mehr in sich gegangen war, hatte zur Erziehung talentierter Landeskinder eine Akademie gegründet, der wurde Schiller nach der Konfirmation einverleibt, um erst zum Juristen, dann zum Mediziner gebildet zu werden. Von persönlicher Lebensbestimmung war dabei nicht die Rede; in dieser Schule, die Schubart Seelenfabrik oder Seelenplantage zu nennen pflegte, gab es bei allem jenem Wohlwollen, das den, den es liebt, züchtigt, weder Privatarbeitszeit, noch Ferien, noch geregelten Urlaub; und der briefliche Verkehr der Zöglinge mit den Eltern unterlag der Überwachung.

Da saß nun Schiller acht Jahre und genoß den Anschauungsunterricht jenes Lebens der Fürsten, der „Erdengötter", das seine ersten Dramen an den Pranger stellen sollten, und unter härtestem Zwang nur regte sich in ihm der Genius.

Ende 1780 wurde der Zögling entlassen und in Stuttgart mit einem Bettelgehalt zum Medikus eines stadtkundlich verlotterten Regiments bestellt. Es war trotz allem eine Befreiung, die nicht bloß lösend, die fast zersetzend wirkte. Dahin ging der Kindesglaube:

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen: —

nirgends ist das Ziel des Lebens erkennbar. Jahre wild hingeworfener Dichtungen folgten, allmählich überwog in ihnen das Lüsterne die Kraft: eine „unbändige Imagination" gestattete dem Behagen an schlüpfrigen Bildern Zutritt, ohne daß es von „platonischem Schwulste" noch maskiert wurde; gut noch, wenn die Laura-Oden mehr „das Erzeugnis eines dem Dichter bisher unbekannten, exaltierten Gefühls als wahre Leidenschaft" waren. Dennoch litt der unverwüstliche ideale Kern im Wesen Schillers keinen Schaden; mitten in dem Wuste von Sinnentaumel und Torheit erlebten die „Räuber" ihre Vollendung.

Im Jahre 1781 ließ Schiller die „Räuber" auf seine Kosten drucken. Es war der Anfang seiner Schulden — jener unglückseligen Schulden, die ihn durch sein ganzes Leben fast bis an dessen letzte Pforten begleitet haben.

Ende 1781 erklärte sich Schiller mit der Aufführung der „Räuber" in Mannheim einverstanden — ohne Vorwissen des Herzogs. Dazu fuhr er nach Mannheim — ohne Urlaub. Nach der Aufführung der „Räuber" begann er am „Fiesco" zu arbeiten, ohne auf das Verlangen des Herzogs Rücksicht zu nehmen, daß er vorher seine medizinische Promotion durchführe, die immer noch ausstand: vielmehr fuhr er noch ein zweites Mal nach Mannheim zu einer Aufführung der „Räuber" — wieder ohne Urlaub. Als ihn darauf der Herzog auf vierzehn Tage in Arrest schickte und ihm jeden weiteren Verkehr mit dem „Auslande" verbot, sollen ihm die ersten Gestalten von „Kabale und Liebe" aufgestiegen sein; als ihm der Herzog, nach weiterem Anstoß, bei Strafe der Kassation untersagte, noch mehr Komödien zu schreiben — floh er.

Inzwischen hatten die „Räuber" ungeheures Aufsehen gemacht; an den besten Bühnen waren sie aufgeführt worden; im Oktober 1784 wurden sie, mit Erlaubnis des Herzogs, auch in dessen Stuttgarter Theater gegeben.

Schiller ging nach Mannheim, an den Ort des ersten Glückes seines Dramas. Aber er konnte sich nicht halten; der Intendant Dalberg bot keine Unterstützung, dazu vermutete der Dichter Nachstellungen seines Herzogs. So floh er weiter nach

Norden: mit welchen Gefühlen ist er eines Nachmittags über die große Mainbrücke, den Lieblingsweg Goethes, in Frankfurt eingezogen! Die Gestalten von „Kabale und Liebe“ begannen zu reifen, unter unzweifelhaft württembergischem Kolorit. Retten aber sollte in der schon halb verzweifelten Lage der „Fiesco“, der in Mannheim zunächst abgelehnt worden war. Er wurde in einem kleinen Neste bei Mannheim umgearbeitet — und wieder abgelehnt! Da verkaufte der Dichter das unglückselige Manuskript für $11\frac{1}{2}$ Louisdor (etwa 195 Mark) an den Buchhandel — längst nicht genug, um seine Schulden abzutragen — und verfiel auf lange der Mildtätigkeit der Freunde.

Zunächst barg er sein Dasein in dem erbärmlichen Herrenhause eines von düsteren Föhrenwäldern umgebenen Dorfes im Meiningenschen, Bauerbach, wo ihm eine Stuttgarter Bekanntschaft, Frau von Wolzogen, ein Asyl bot. Hier, an dem für einen Dramatiker, der Menschenkenner sein soll, ungünstigsten Orte, entstanden „Kabale und Liebe“ wie der Anfang des „Don Carlos“; von hier, wo er fühlte, „daß das Genie, wenn nicht unterdrückt, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt,“ wurde er schließlich doch noch vertrieben durch eine unglückliche Liebe zur Tochter seiner Gönnerin, Charlotte.

Nun folgte, vom September 1783 ab, ein Jahr dramaturgischer Stellung am Mannheimer Theater, das mit Nichtwiederanstellung, ja mit Verhöhnung des Theaterdichters von offener Bühne herab abschloß. Und wenn das alles gewesen wäre! Als Schiller seine Stellung antrat, war die Stadt voller Kranker gewesen, die an einer „gallichten Seuche“ litten; Schiller war selbst erkrankt und hat hier den Grund zu seinem späteren Lungenleiden gelegt; dazu unglückliche Liebeleien und Schulden, Schulden, die nun auch ein Zerwürfnis mit dem Vater brachten — und auf des Lebens Lichtseite ein einziger starker theatralischer Erfolg mit „Kabale und Liebe“, sowie eine erste wirkliche Liebesleidenschaft mit Charlotte von Kalb, die „ängstigte und entzückte“, um in halber

Flucht und der bildenden Kraft einer großen Resignation zu enden.

Wie teuer ist Schiller mit alledem seine Flucht aus Stuttgart zu stehen gekommen! Und um wie vieles leichter hatte sich Goethe aus der Bahn beengender Zustände und eines ungeliebten Berufes losgerissen!

In diesem Tiefpunkte seines Lebens trieb den Dichter die Macht wiederum nach oben, die in ihm selbst vor allem den Dichter machte: die Begeisterung. Ein Leipziger Doppelbrautpaar, das ihn nicht persönlich kannte, sondern nur nach seinen Werken verehrend schätzte, darunter der Sohn eines begüterten Predigers und Universitätsprofessors, Körner, hatte ihm schon früher Unterstützung angeboten. Jetzt folgte er dieser Stimme; im April 1785 erschien er in Leipzig, und eine Freundschaft begann, die unter den vielen, die Schillers späteres Leben adelten, zu den schönsten gehörte. Schiller hatte in seiner Natur bei allem Selbstbewußtsein die Schmiegsamkeit, die ihm auch als Mann noch enge Gemeinschaft mit Männern zu schließen ermöglichte. Körner, selbst unproduktiv, war ein fruchtbarer und doch behutsamer Kritiker, zudem ein Meister besonnener Lebensführung: was mochte Schillern nicht aus dem Zusammentreffen mit dieser ihn ergänzenden Natur erblühen! Und auch der übrige Kreis von Freunden, nicht am wenigsten der der Frauen, war behaglich. So stellte sich dem Dichter nach langem Elend, so unselbständig und aussichtslos sein äußeres Dasein noch erschien, die erste Lebensfrohheit wieder ein; und aus Loschwitz, aus dem Dresdener Weinbergshäuschen Körners, drang in dem Hymnus „An die Freude" die enthusiastischste Übertragung des Freundschaftsgefühls auf alles Leblose und Lebendige, auf Natur und Geist in die Welt.

Auch geistig begann sich der Dichter wieder ein wenig zu Hause zu fühlen. „Mit weicher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft", sah er auf die Vergangenheit zurück und deren Verluste: und faßte den herkulischen Entschluß, nachzuholen und zu lernen.

Wenig genug stand er im Grunde mit der zeitgenössischen

Welt in innerem Zusammenhang. Vor allem hatte er Sturm und Drang noch zu überwinden. Gewiß hatte ihn Charlotte von Kalb wie nicht minder sein Verkehr in der Deutschen Gesellschaft zu Mannheim bereits auf die Franzosen verwiesen; und die Formen der tragédie classique wirkten schon im „Don Carlos" mäßigend ein. Auch an antiken Einflüssen hatte es nicht gefehlt. Der Antikensaal in Mannheim, dessen Besuch schon Lessing, Herder und Goethe so vieles verdankten, hatte ihm offengestanden, und auch er hatte in der Plastik Griechenlands die „reinste Harmonie aller Teile zu einem unnachahmlichen Ganzen" entdeckt.

Aber es waren doch mehr Eindrücke von außen gewesen. Jetzt ging er selbst auf die Eroberung der Welt aus, um sie zu beherrschen. Und wie es Goethe in diesem Zusammenhange unbewußt fast zur Natur getrieben hatte, so trieb es Schiller bewußt zur Geschichte; und wo Goethe hatte reisen dürfen, da versenkte sich Schiller in die Wunder völkerkundlicher Berichte. Doch vor allem die große Persönlichkeit fesselte ihn: und so wurde er am niederländischen Aufstande und am Dreißigjährigen Kriege, der „Epoche des höchsten Nationenelends" und „der glänzendsten Epoche" zugleich „menschlicher Kraft" zum Historiker; Rousseaus Ideale verschwanden ihm vor denen Montesquieus.

Aber mit den historischen kamen auch die philosophischen Interessen. Während der Dichter in den „Philosophischen Briefen" von 1786 seine Weltanschauung zu einem ersten System zusammenschloß[1], ergoß sich diese zugleich künstlerisch in die grübelnde Psychologie sonderbarer Erzählungen: so entstanden der „Geisterseher" und der „Verbrecher aus verlorener Ehre", dieser ein abgerundetes novellistisches Gegenstück zu den „Räubern", jener niemals vollendet und von Schiller, dem die Behaglichkeit des Erzählens abging, bald darauf als „sündlicher Zeitaufwand", ja als „Farce" und „Schmiererei" gebrandmarkt.

[1] S. oben S. 399.

Vollendete nun Dresden und Leipzig mit alledem den Prozeß innerer Durchbildung, dessen der Dichter bedurfte? Schon die innere und äußere Unruhe, in der sich Schiller schließlich doch wieder bewegte, zeigte ihm, wie viel noch zu tun blieb. Dazu die materielle Abhängigkeit von seinen Freunden — trotz zahlreicher Aufführungen seiner Dramen, deren Gewinne ihm auch nicht zu bescheidenem Anteil zufielen! Er schloß den „Don Carlos" ab, ein Zeugnis erreichter Höhe, riß sich dann aber los und ging in der Absicht, sich ganz zu verselbständigen, nach Weimar.

Im Juli 1787, während Goethe in Italien weilte, traf er dort ein, zwölf Jahre nach Goethe: und unter dem freundlichen Anteil von Herder und Wieland begann für ihn eine noch emsigere, teilweise auch in Jena fortgesetzte Zeit historischer Studien; Goethe erzählt von etwas späterer Zeit, er habe sich oft acht Tage lang eingeschlossen und sich von keiner Seele sprechen lassen: „Abends um acht stand noch sein Mittagessen vor seinem Schreibpult." Aber es gelang ihm. Durch Schriftstellerei machte er sich, zumeist mit Hilfe Wielands, materiell leidlich selbständig. Die Geschichte erschien ihm dabei als ein Feld, auf dem alle seine Kräfte ins Spiel kämen, ohne daß er immer aus sich selbst zu schöpfen brauche. Ein Gefühl unendlicher Befriedigung überkam den Ruhelosen und mündete aus in einen glückseligen Brautstand. Schon im Juni 1784 hatte er Charlotte von Lengefeld flüchtig kennen gelernt; lang hat er um sie geworben, lang dauerte eine heimliche Vertrautheit. Aber in diesen Tagen, Monaten, Jahren fand Schiller „seinen Genius wieder"; und als seine Studien ihm unter Vermittlung Goethes einen neuen Beruf, eine allerdings zunächst noch unbezahlte Professur an der Jenaer Universität als Mitgift seines Fleißes eingebracht hatten, führte er die Braut heim, Februar 1790. Es waren die glücklichsten Zeiten seines Lebens, wenn er auch schon hüstelte und 1791 ein erster schwerer, lebensgefährlicher Anfall seiner Krankheit eintrat. Denn Charlotte war ihm, was Frau von Stein Goethe gewesen war, und sie ward ihm noch weit mehr als Gattin und Mutter

von vier blühenden Kindern. „Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin," konnte er von sich schreiben. Und mit Wonne nahm er es wahr: „es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust."

Doch bevor der Dichter dem Genius von neuem folgte, vollendete er seine Selbsterziehung. Schon seit 1788 läßt sich bei ihm, nicht zum wenigsten unter dem Einflusse von Goethes „Iphigenie", eine weit entschiedenere Hinwendung zur Antike wahrnehmen; in diesem Jahre bereits sind die „Götter Griechenlands" entstanden:

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!

Jetzt trat dazu, während aus der Antike namentlich die Tragiker zu wirken begannen, unter Kants Einfluß eine letzte philosophische Abrundung; und wir wissen schon, daß sich ihr ein Schönheitsbegriff zu entringen begann, der die Typenauffassung Goethes in sich aufnahm, wie er die Sittlichkeitslehre Kants umschloß[1]. Es war die Vollendung; — der Boden war geebnet, der Grund fruchtbar bestellt für eine höchste Produktion im Sinne des klassischen Subjektivismus. Und mehr fast noch: Schiller reifte der Zeit entgegen, da er Goethe nicht nur zur Seite treten, da er ihm auch innerlich fördernd der wahrste aller Freunde werden sollte.

5. Erst im Jahre 1794, vermutlich am 14. Juli, haben sich Goethe und Schiller gefunden; fünf bis sechs Jahre, nachdem sie auf Thüringer Boden, eng benachbart, nebeneinander hergeschritten waren. Aber in fast gänzlich wandellosem Vertrauen hat dann ihr gegenseitiges Verhältnis fortgewährt über ein Jahrzehnt bis zu Schillers vorzeitigem Tode.

Wie oft sind nicht die vielfachen Umschläge erzählt worden, die lange Zeit hindurch immer wieder eine An-

[1] S. oben S. 403 ff.

näherung der Dioskuren verhinderten. Ihr Verlauf ist von höchstem menschlichen Interesse, und für ihre Geschichte liegt genug an authentischen Denkmälern vor, um ihr Studium immer von neuem lehrreich zu machen. Ja selbst von einem universalgeschichtlichen Interesse könnte man reden. Denn beispiellos ist die Freundschaft der beiden Großen in der Geschichte aller Literaturen.

Hier kann nur der allgemeine Zug der Dinge angedeutet werden; Einzelheiten könnten nur befriedigen, wenn sie vollständig wären, und gehören als solche der Biographie an.

Goethe konnte nach der italienischen Reise lange das Gleichgewicht seines Wesens nicht wiederfinden. Seine Seele schmerzte, da sie sich „unwiderstehlich zu einer unwiderstehlichen Verbannung" im Norden hingezogen sah; die Lösung von der Dichtung der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges und den mit ihr gegebenen literarischen Beziehungen, eine Lösung von großen Teilen der bisher gepflegten Amtsgeschäfte, die Lösung gar von der Frau von Stein besserten die Lage nicht: der Dichter sah sich vereinsamt. Zu alledem kam auch noch literarische Enttäuschung; „Iphigenie" und „Tasso" wurden vom deutschen Publikum kalt aufgenommen — wie in der Ferne einer anderen Welt lag die Begeisterung, die einst „Götz" und „Werther" erweckt hatten; und es half nicht, daß der Dichter das Publikum verachtete:

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein.

So starb auch das dichterische Schaffen ab; die Jahre 1790 bis 1793 waren unfruchtbar; und was neu entstand, die „Römischen Elegien", die „Venetianischen Epigramme", blieb im Dunkel des Pultes verborgen — bis Schiller die Fesseln sprengte.

Allerdings nahm sich Goethe 1794 wieder auf. Den ersten fast vegetativen Jahren im Zusammensein mit der Vulpius (seit 1788) war langsam ein innerliches Zusammenfassen gefolgt; jetzt trat es hervor; im Umbau des Hauses am Frauen-

plan, des heutigen Goethehauses, fand es gleichsam einen symbolischen Ausdruck.

In denselben Jahren aber hatte sich Schiller ganz anders entwickelt. Die Erfolge seiner Dramen hatten ihn schon gegen Ende des neunten Jahrzehnts zu einem der volkstümlichsten Dichter der Nation gemacht; jung verheiratet, von dem Korporationsgeiste der Universität Jena nicht ohne frisches Selbstgefühl gehoben, seit Ende 1791 durch Verleihung einer dreijährigen dänischen Pension von 1000 Talern auch auf längere Zeit in materiell günstigerer Lage, mochte er wohl das Auge himmelwärts lenken. Und schon umgaben ihn neue liebende Freunde, deren Lob und Tadel ihm Bedürfnis war, oder standen in naher Aussicht: zu Körner und den Weimarer Bekannten traten Wilhelm von Humboldt und Fichte.

Nur der Zeus von Weimar fehlte noch! Schiller hatte ihn zum erstenmal im Jahre 1779 zusammen mit Karl August als illustren Gast der Stuttgarter Akademie gesehen; er hatte ihn bewundert, seitdem er Dichtungen von ihm kannte; er hatte Anknüpfungen zu ihm gesucht, sobald sein Fuß verweilend Thüringer Land durchstreift hatte; er war überzeugt von seiner überragenden Größe; er hatte ihn geliebt wie ein prüdes Mädchen, Jahre hindurch geliebt mit stillem Groll — und Goethe hatte sich ihm entzogen! Gewiß: der Minister hatte dem Menschen Schiller mit einer Professur in Jena ausgeholfen — und wie Schiller in bitteren Stunden meinte, ihm damit von Weimar fortgeholfen; den Dichter aber kannte und anerkannte der Dichter nicht.

Da kam, als sich in Goethe neue Geister regten, im Sommer 1794 die entscheidende Stunde: für Schiller — und im Grunde auch für Goethe — die Stunde der Erlösung. Schiller bewies Goethe, daß er, und er vielleicht allein, ihn kannte, und daß das ihn schätzen hieß. Und er bewies ihm nicht minder, daß er auch sich selbst kannte — und schätzte.

Die Zeiten, die nun begannen, wurden von Körner mit der Bemerkung an Schiller eingeleitet: „Freundschaft erwarte ich nicht (zwischen Euch beiden), aber gegenseitige Reibung und dadurch Interesse füreinander.“ Ist es wirklich nun so ge-

kommen? Kein Zweifel: Männerfreundschaften bedeuten nur in seltenen Fällen noch Ineinanderfließen der Charaktere; das Schwärmerische der Jugendfreundschaft fehlt; Interessen drängen sich vor, und Freundschaft heißt Bundesgenossenschaft. Und dies starke Band hielt auch die Dioskuren zusammen; vereint waren ihre Kräfte im Kampfe der literarischen Strömungen vervier-, ja verzehnfacht, und Goethe, insbesondere aber Schiller ist sich dessen wohl bewußt gewesen. Aber ist es dabei, ist es auch bei der „gegenseitigen Reibung" geblieben? Schiller hat in einer Eintragung in das Album von Goethes ältestem Sohne die Freundschaft zwischen ihm und dem Vater als „herzliches Band der Wechselneigung und Treue" bezeichnet. Und man darf sagen: so war es. Aus einer Interessengemeinschaft zum Kampfe nach außen und zur gegenseitigen Ergänzung entwickelte sich allmählich eine gemütvolle Schätzung des Charakters und das Gefühl gemeinsamer Unentbehrlichkeit, ja fast Einheit; in den Briefen bricht allmählich aus Höflichkeit Wärme hervor; und nichts ist vielleicht charakteristischer, als daß in ihnen schließlich auch Alltäglichkeiten, kleine Angelegenheiten des Hauses und der Familie, Raum gewinnen.

Den innersten Kern des Bundes aber hat Goethe nach seiner Art in dem typischen Satze bloßgelegt: „Selten ist's, daß Personen gleichsam die Hälften voneinander ausmachen, sich nicht abstoßen, sondern sich anschließen und einander ergänzen."

In der Tat: Hälften eines Ganzen, Hälften der deutschen Totalität ihrer Zeit gleichsam haben Goethe und Schiller dargestellt, wie das Rietschel in seiner Doppelstatue der Dichter in Weimar, diesem Denkmal aller Goethe- und Schillerdenkmäler, verkörpert hat, dessen Nachbildung jetzt im Goldenen-Tor-Park zu San Francisco auch eine andere Hemisphäre schmückt.

Schon in der Herkunft der Dichter, ja bereits in der Herkunft ihrer Eltern tritt dies Komplementäre ihres Wesens hervor. Goethes wie Schillers Urahnen sind Handwerker gewesen: in den untersten Schichten des Mittelstandes sind sie

beide schließlich sozial verankert. Aber der Vater Goethes war kaiserlicher Rat und seine Mutter eine Frankfurter Patriziertochter: der nächsten Aszendenz nach gehörte Goethe dem neuen hohen Bürgertum an, dessen Bildung sich in dem Jahrhundert nach dem Dreißigjährigen Kriege vollzogen hatte. Anders Schiller. Sein Vater war ein Wundarzt, der es schließlich bis zum Major brachte, seine Mutter eine Wirtstochter: er entstammte den besseren Schichten des bürgerlichen Mittelstandes. Und so verkörpern die Eltern beider Dichter die beiden neuen Klassen des Bürgertums im 18. Jahrhundert, deren gemeinsamem, sich ergänzendem Streben der Aufschwung der Nation zu einer primitiven Volkswirtschaft des Unternehmertums zu danken war.

Nicht minder läßt sich von einer komplementären Bildung beider Dichter nach ihrer geistigen Herkunft sprechen. Die Väter von beiden hatten viel ähnliches: nüchterner Rationalismus, tüchtiges Wesen: und wenn Schillers Vater in den Jahren 1767—68 „Ökonomische Beiträge zur Verbesserung des bürgerlichen Wohlstandes" erscheinen ließ und darin für eine rationelle Baumzucht eintrat, so dürfen wir annehmen, daß der alte Herr Rat diese Schrift, hätte er sie gekannt, sicher zur Hand genommen haben würde. Aber die Söhne sind nicht den Vätern nachgeraten, sondern den Müttern. Und da welch gegensätzliche Ergänzung! Auf der einen Seite die Mutter Schillers, kleinbürgerlich schlicht, ohne literarisch-ästhetische Ambitionen, in einem fast mystischen Christentum als dem geistigen Mittelpunkt ihres Daseins geruhig lebend — und auf der anderen die Frau Rat, die resolute Frau in der großen Frankfurter Haube, die „alles gleich frischweg tat und den Teufel verschluckte, ohne ihn erst lange zu begucken," die in naiver Demut rühmen konnte: „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist."

Ja selbst bis auf die körperliche Ausstattung erstreckte sich der ergänzende Gegensatz der Dichter. Man weiß, wie Goethe den Zeitgenossen, und nicht zuletzt den Frauen, als Apoll galt:

brünett, von großen hellen Augen und prachtvoll hochgewölbter Stirn, mittelgroß, von festem, langem Rumpfe, gefiel er sich in der aufrechten Haltung des Siegers. Schiller dagegen war übergroß, mit sechs Fuß zwei Zoll der längste Mann in Weimar; auf schlanken Beinen ruhte ein Oberkörper mit schmaler Brust, der sich zwar edel, doch gern in liebenswürdiger Schüchternheit bewegte, und der Rumpf trug ein Haupt, dessen im Untergesicht stark hervortretender Knochenbau und breite Schwabenstirn mit zart durchscheinender Haut bedeckt war, dessen Höhen rötliche Haare zierten, und dessen leicht entzündliche blaue Augen im allgemeinen ins Innere gekehrt waren: bis sie im besonderen Augenblick innig aufleuchteten.

Und leider erstreckten sich die körperlichen Unterschiede, in denen man leicht die Differenz der beiden deutschen Haupttypen, des brünetten und des blonden, erkennt, auch auf die Gesundheit. Was war Goethe, trotz mancher Krankheit, für eine unverwüstliche Natur: ein großer Schläfer und ein tüchtiger Esser, kräftig, ziemlich breitschultrig, unempfindsam gegen Hitze und Kälte, bei anstrengendem gesellschaftlichem Vergnügen immer der Letzte — kein Stubenhocker: die besten Ideen sind ihm im Gehen gekommen. Schiller dagegen war schon ein schwerkranker Mann, als er Goethes Freundschaft gewann; eingefallene Wangen, rasches und lautes Atmen der Brust zeugten von der Unerbittlichkeit des zehrenden Siechtums:

> Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
> Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.

Als Goethe ihn 1794 in sein Haus lud, mußte ihm Schiller antworten, daß seine Krämpfe ihn gewöhnlich nötigten, den ganzen Morgen dem Schlafe zu widmen, weil sie ihm des Nachts keine Ruhe ließen. „Überhaupt wird es mir nie so gut, auch den Tag über auf eine bestimmte Stunde sicher zählen zu dürfen." Und so war denn der Dichter an Zimmer und Hausgarten gebannt. Wie viel Stellen im schönen Thüringerland sind nicht durch das Andenken an Goethe geweiht: wenige nur erinnern an Schiller.

Doch den schwachen Körper regierte eine Feuerseele; und aus der geistigen Tätigkeit der Dichter im Jahrzehnt ihrer Freundschaft würde die Krankheit Schillers schwerlich zu erschließen sein.

Aber eben hier, im Brennpunkt ihres Wesens, ergab sich wiederum das merkwürdigste, auf entscheidenden Gegensätzen beruhende Ineinandergreifen ihrer Naturen.

Goethe war in tiefster Seele auf die Anschauungskraft fundamentiert; und daher war sein grundlegender Instinkt der Trieb zu formen. Dazu bedurfte er aber nur der eigenen Welt, und so war Beschaulichkeit und Milde gegen andere, in Stunden des Schwankens nicht selten ein läßlicher Quietismus sein Los. Den Willen als etwas der Erscheinungswelt Entgegengesetztes kannte er nur wenig:

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten,
Bedingung und Gesetz, und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten.

Darum wartete er ruhig ab, was ihm das Schicksal bieten, ob es ihm drohen oder winken werde. Und selbst die früh gemachte Erfahrung, daß sich niemand mit sich selbst und mit anderen unverworren erhalten könne, brachte ihn nicht aus dem Gleichgewicht genießender Beschaulichkeit, für dessen Bestand er alle Kräfte seines Strebens nach außen und seiner Selbsterziehung aufwandte: so daß es ihm der Regel nach gelang, drohende Konflikte an den Grenzen seines Wesens aufzuhalten und auszufechten. So hätte man im biblischen Sinne von ihm sagen können, daß sein Leben verborgen war in Gott, und selbst in Zufälligkeiten und Einzelheiten, in seiner Vorliebe zur Maskierung, zum Inkognito, in seiner Kunst, umfassende Ansichten unter einem einzigen unauffälligen Worte, ja sogar sich selbst gelegentlich in Unauffälligkeit zu bergen, drückt sich immer wieder diese Elementaranlage seiner Seele aus.

Wie ganz anders war des Freundes Temperament! Schiller war von rastlos vorwärtsjagenden, ja sich überstürzenden Trieben; noch 1799, schon todkrank, kam er sich nach Beendigung der Wallenstein-Trilogie, da er nicht alsbald einen neuen Plan durch-

führte, vor, wie wenn er im „luftleeren Raume“ schwebe. So treibt bei ihm ein in leidenschaftlichen Spannungen kochendes Willenselement Affekte und Gefühle in schneller Fülle und Wucht in die Wirklichkeit. Eine vulkanische Natur, wäre sie nicht durch ein zarteres Element, eine große Innigkeit des Empfindens gemäßigt worden. Durch diese wurde sie, vornehmlich in späteren Jahren gesicherter Existenz und freilich auch zunehmender Krankheit, zu einer besonderen Heiterkeit gestimmt, zu dem, was Schiller in Augenblicken von Bedeutung Freude nannte:

Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen!

Ein Willensmensch war Schiller an erster Stelle auch im Reiche der Gedanken: „nichts genierte ihn, nichts engte ihn ein,“ rühmt Goethe im hohen Greisenalter bewundernd von ihm, „nichts zog den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebte, ging immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken.“ Aber auch praktisch suchte der Dichter das Schicksal zu zwingen, und nie erlosch sein Bedürfnis, auf andere zu wirken, anderen zu befehlen und zu dienen. So ist sein Leben erfüllt von einem Freundschaftskult aktivster Art; und jenseits der Freunde sah er in der Nation das vornehmste Element, das er beeinflussen, ja fesseln müsse, so wie Voltaire Frankreich gefesselt habe. Von diesem Standpunkte aus war ihm das Schicksal seiner Dichtungen nicht gleichgültig, während Goethe den seinigen ein schlechter Vater war; er sorgte für deren Verbreitung und auch für die derjenigen Goethes, und auf dem Gebiete des Buchhandels entfaltete er die Eigenschaften eines genialen Unternehmers, während Goethe, wenn in diese Dinge hineingezogen, verwundert in den Schranken des aristokratischen Kaufmanns von altem Schrote verharrte.

Wie mußten nun diese Fundamentalunterschiede im eigentlich schöpferischen Moment, in der Dichtung beider Freunde, hervortreten! Ausgeprägt waren sie bis zu dem Grade, daß

Goethe innerlichst zwischen den Berufen des Dichters und Malers, Schiller zwischen denen des Dichters und Predigers geschwankt hat: anschauliche Dichtung lautete die Losung Goethes, Schillers dagegen phantasievolle Dichtung von rhetorischer Färbung. Goethe fand deshalb seine Stoffe, ohne sie zu suchen. Er war glücklich über den Besuch der Muse, aber er lud sie kaum ein. Er bildete seine Gestalten von außen nach innen; er erlebte das Gedicht so lange, bis es kreiste; und dann erfolgte mühelos die Geburt. Darum dichtete er am liebsten morgens, nach erquickendem Schlafe, der die Gestaltung der Bilder vorgeschaffen hatte, und Verszeilen und Verse fielen in vollendeter Rundheit wie Perlen von seinen Lippen. Dabei wandelte seine Sprache ruhig dahin, lieber geschwätzig als abgerissen, niemals getrübt und undurchsichtig. Schiller dagegen fühlte die Begeisterung als einen unbestimmten Drang zur Schöpfung; Musik, selbst einfaches Spiel Lottens auf dem Spinett löste ihn aus, und die Abend- und Nachtstunden waren seinem Schaffen die liebsten Gefährten. Erst aus dieser subjektiven Empfindung heraus suchte er dann nach Stoffen, die geeignet waren, den Schaffensdrang in sich aufzunehmen und zu verkörpern. So hat er den Satz aufstellen können, daß alle Geburten unserer Phantasie zuletzt nur wir selbst seien, da in unserer Seele alle Charaktere nach den Urstoffen schliefen. Und seine Phantasie arbeitete unter diesen Bedingungen so kräftig, daß sie sinnlich niemals Geschautes realistisch zu verlebendigen wußte: so erstaunlich schon in dem Jugendgedichte „Die Schlacht", so vollendet an der Neige seines Lebens in den Schweizerszenen des „Tell". Aber diese überströmende Phantasie arbeitete nicht ruhig, sondern stoßweise. Dem Befehl eines herrischen Willens unterstellt, werde sie gleichsam als Sklave tätig, und ihre Erzeugnisse blieben deshalb nicht frei von Schlacken. Wie oft hat darum Schiller auch an der Form seiner Schöpfungen im weiteren Sinne geändert, und selbst im einzelnen sind die Manuskripte seiner Gedichte voll von Streichungen und Korrekturen.

Sind das scheinbar äußerliche Beiträge zur Psychologie

der Dichter, so haben wir das Glück, den Weg zu einem noch weitergehenden Verständnisse durch Schiller selbst eröffnet zu sehen. Denn der reflektierende Dichter hat in den Abhandlungen über naive und sentimentalische Dichtung selbst Studien zur Psychologie der Dichtung geliefert, denen eigenste Erfahrungen wie auch Reflexe aus der vertrauten Beobachtung Goethes nicht fern geblieben sein können.

Schiller geht in diesen Studien allerdings im Grunde von einem Fundamentalunterschiede der praktischen Psychologie überhaupt aus, von dem zwischen dem Realisten und dem Idealisten, um ihn in einem noch heute fast durchweg geltenden Sinne zu formulieren. Der Realist ist ihm „in Rücksicht auf das Theoretische ein nüchterner Beobachtungsgeist und von fester Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugnis der Sinne"; „in Rücksicht auf das Praktische" zeigt er „eine resignierte Unterwerfung unter die Notwendigkeit (nicht aber die blinde Nötigung) der Natur: eine Ergebung also in das, was ist und sein muß." Die Eigenart des Idealisten dagegen sieht er darin, daß er „im Theoretischen ein unruhiger Spekulationsgeist" ist, „der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen drängt, im Praktischen" aber einem „moralischen Rigorismus" huldigt, „der auf dem Unbedingten in allen Willenshandlungen besteht".

Der Realist beweist sich demgemäß „als Menschenfreund, ohne etwa einen sehr hohen Begriff von den Menschen und der Menschheit zu haben"; der Idealist „denkt von der Menschheit so groß, daß er darüber in Gefahr kommt, die Menschen zu verachten".

Höchst lehrreich ist nun, wie Schiller, wenn auch nicht in der Art des Verlaufes, so doch im Grunde seiner Erörterungen, von diesen beiden allgemeinen Typen Anwendung macht auf den Typus des Dichters. Auch die Dichter zerfallen ihm in Realisten und Idealisten. Ist ein Dichter Realist, so wird er ganz von seinem Gegenstande beherrscht sein: wie die Natur, ja wie die Gottheit steht er hinter seinem Werke. Der idealistische Dichter dagegen wird in der Natur erst das Ideal

suchen, das er sich von ihr geschaffen hat; und mit bewußter Geisteskraft wird er nach ihm ringen. Demgemäß erscheinen die Realisten als naive Dichter, da sie die Natur sind, die Idealisten dagegen als sentimentalische, da sie diese suchen.

Die größeren Dichter aber sind die sentimentalischen Idealisten: denn der naive Realist kann in seiner Art eine gewisse endliche Vollkommenheit so gut wie absolut erreichen: der sentimentalische Dichter dagegen, der nach einem niemals ganz erreichbaren Ideale strebt, wird eben durch sein nie ermattendes Annäherungsbestreben an eine unendliche Größe ständig höher gehoben.

Nun ist klar, daß Schiller in diesen Ausführungen nicht sich und Goethe charakterisiert hat: denn wann gingen Charaktere jemals völlig im Typus auf? Aber daß ihn der Unterschied der beiden Charaktere in seinen Beobachtungen mit geleitet hat, ist nicht zu leugnen. Und so wird man eben an der Hand seiner Ausführungen zur weiteren Einsicht über die beiderseitigen Übereinstimmungen und Gegensätze gelangen.

In der Tat hatte Schiller vieles vom sentimentalischen Dichter. Er strebte ohne Unterlaß hinaus in die Welt der Ideale; und so waren es nicht allzuviele, aber eben die größten Probleme des Menschenlebens, die ihn beschäftigten. Nicht zum mindesten aus diesen Zusammenhängen heraus ist er zum Dramatiker geworden, zum Dichter der Tat, während Goethe, mehr episch und lyrisch angelegt, vor allem als Dichter eines verwickelteren Innenlebens, als Dichter des Gemütes gelten darf. Ja bei Schiller kann es geschehen, z. B. in der Besprechung von Matthissons Dichtungen, daß er die Kunst auf den Menschen als ihren einzigen Gegenstand einschränkt. Und so versenkte er sich denn nicht in das volle, warme Element der Dinge, sondern haftete gleichsam an deren idealem Umriß: bis ihm, unversöhnlich in sich, der große Gegensatz von Natur und Geist heraussprang. Dabei war ihm der Geist die hohe sittliche Idee und, menschlich gefaßt, der energische klare Wille. Dieser aber erscheint ihm als Herrscher über die Natur: „es ist der Geist, der sich den Körper baut."

Mit diesen Sätzen stehen wir an dem Urquell des Idealismus Schillers; die Idee der Suprematie des Willens hat der Dichter selbst in Sätzen wie dem folgenden ausgedrückt, daß es schönstes Ziel des Menschen sei, „der Mechanik seiner Natur nach Gefallen mitzuspielen und das Uhrwerk empfinden zu lassen, daß ein freier Geist seine Räder treibt". Und in Leben und Sterben hat er diesen Satz mit seinem Blute besiegelt. Es ist der Zusammenhang, aus dem her Goethe später äußern konnte, durch alle Werke Schillers sei die Idee der Freiheit gegangen.

Wie anders Goethe selbst! In einem Briefe an Schiller hat er sein Talent eine Naturkraft genannt, die, wie sie sich selbst bilden muß, auch aus sich selbst und auf ihre eigene Weise wirke. Klingt das nicht fast wie eine Definition des naiven Dichters? So versteht es sich, daß Goethe einen Unterschied zwischen Geist und Natur im Grunde nicht kannte: Geist und Natur sind eines nur. Und als höchstes Ziel menschlicher Bildung und Kunst erschien es ihm, das Bewußtsein der allumfassenden Bedeutung einer durchgeistigten Natur zu fördern und ungetrübt fortzupflanzen:

Am Sein erhalte dich beglückt!

Ist das nicht zugleich die vollständige Absage an eine Weltanschauung und ein Temperament, wie diejenigen Schillers?

Dennoch gab es, in idealistischer Richtung von der Natur her, Vereinigungspunkte höchster Art, in denen die Dichter sich ausglichen und zu höchstem Schaffen trafen.

In jenem Briefe zu Goethes Geburtstage im Jahre 1794, mit dem Schiller Goethes Herz gewann, sagt er ihm: „Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf .... Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der

Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt." Es ist die erste klare Darstellung des Kerns der Goetheschen Naturphilosophie, wie wir sie schon früher kennen gelernt haben[1]: Goethe selbst hat es anerkannt; in Schillers Worten fand er mit freundschaftlicher Hand die Summe seines Seins gezogen. Und der Mann, der Goethes Innere so zu erschließen verstand, sollte seinen Anschauungen so gänzlich fern gestanden haben? Eben in der Vorstellung von einem Idealen hinter der Welt der Erscheinungen trafen sich die Dichter, mochte diese Vorstellung auch bei Goethe mehr als eine triebmäßig charakterisierte aus der Natur, bei Schiller als eine mehr willensmäßig gedachte aus der Geschichte abgeleitet sein. Und mehr. Wir wissen bereits[2]: eben von dieser Vorstellung aus waren beide schon in den ersten Jahren ihrer Freundschaft einig darin, daß sie noch nicht ein Letztes bedeute. Für beide vielmehr erhob sich über der Welt der Erscheinungen und über der Welt der Gedanken diese beherrschend eine dritte Welt, in der sie beide letztlich lebten: „das dritte Idealische," wie es Schiller einmal ausgedrückt hat, „was Natur und Kunst zuletzt zusammenknüpft." Vor ihm, vor dem Reiche des einfach Schönen, in der letzten Harmonie, verschwanden schließlich die Unterschiede des naiven und des sentimentalischen Dichters, verschmolzen auch die Abweichungen beider Freunde in Temperament und Charakter, in Weltanschauung und Dichtung. Und nicht als ob damit eine schwächliche Transfusion beider eingetreten wäre. Sie blieben im Kerne, was sie waren, aber über ihnen leuchtete als Stern glücklicher Zukunft die stetige Möglichkeit des innersten Verständnisses: und aus ihr erstand

[1] S. oben S. 381 ff.
[2] S. oben S. 407.

als Glück der Gegenwart eine nimmer ermattende gegenseitige Befruchtung.

Wie treten doch demgegenüber die Tätigkeiten zurück, in denen wir die Dichter nach 1794 nun auch äußerlich vereint sehen: sie geben Zeitschriften mehr oder minder gemeinsam heraus; sie stellen in den „Xenien" ihre besonderen Standpunkte innerhalb der literarischen Bewegung Deutschlands gegen Freund und Feind gleich gerecht, wenn auch nicht ohne gelegentlich verletzende Offenheit fest; sie nehmen sich des Weimarschen Theaters an, wobei bezeichnenderweise Goethe das Anschauliche von der Wahl der Kulissen bis zur Harmonisierung der Gebärden der Schauspieler, Schiller das Rhetorische und damit nach seiner Übersiedlung nach Weimar die Leseprobe zufällt. Wichtiger ist, daß früh schon und allmählich immer innerlicher eine Belebung der beiderseitigen Schaffenskraft eintrat, die recht eigentlich den Gipfelpunkt der neuen Freundschaft bezeichnete; ohne Bedenken kann man für Goethe einige Jahre gegen den Schluß des 18. Jahrhunderts als die herrlichsten und fruchtbarsten seines Lebens herausheben; und Schiller hat von der Arbeit am „Wallenstein" ab bis zu seinem frühen Tode eine beinahe unglaubliche Schöpferkraft entfaltet: 1798 „Wallensteins Lager", 1799 „Die Piccolomini" und „Wallensteins Tod", 1800 „Maria Stuart", 1801 „Die Jungfrau von Orleans", 1803 „Die Braut von Messina", 1804 „Tell", 1804 auf 1805 „Demetrius".

In welchem Grade diese dichterische Gemeinschaft hob, zeigt aber wohl nichts besser als der Fortschritt in der Lyrik Schillers. War Schiller bis dahin überwiegend rhetorisch zufahrend und aus zu leidenschaftlicher Art des Fühlens stimmungslos, so war fast alles schon, was die „Horen" von 1795 und der „Musenalmanach" auf das Jahr 1796 von ihm brachten, von tiefster Stimmung, ruhig und abgeklärt. Ja auch in Gedichten stark persönlichen Gepräges, wie den „Idealen", näherte er sich typisierender Meisterschaft: wie sehr sind die „Ideale" fast der allgemeine Ausdruck einer rührenden Klage um die verlorene Jugend: Goethe war darum von dem Gedichte besonders er-

griffen, denn er fühlte die Verwandtschaft mit seiner Art. Vor allem aber wurde Schiller jetzt der Meister des philosophischen Gedichtes, und in einzelnen Fällen gelang ihm die Durchdringung gedankenschweren Stoffes mit höchster Form aufs vollkommenste. Nirgends wohl mehr als in dem „Liede von der Glocke“: hier gehen eindrucksvolle und deutliche Darstellung der Handlung und sinnvolle Betrachtung des individuellen und sozialen Lebens in einer Harmonie zusammen, der absichtlicher Tiefsinn und verwickelter Schwulst gleich fern stehen; und nirgends vielleicht wird darum die innerliche Zucht in der Rückwirkung der Lyrik Goethes sichtbarer.

Goethes Lyrik selbst aber hatte inzwischen einen Zug erhalten, der sie von der gleichsam persönlichen Typik der früheren Periode entfernte. Was diese frühere Zeit ausgezeichnet hatte, war das persönliche Erlebnis gewesen und dessen Mitteilung zwar in verallgemeinerter Form, aber doch, bei ungemeiner Schärfe des Sehens, in so lebensvoller Darstellung der sozusagen bloßen lyrischen Existenz, daß gerade in dieser Hinsicht ein Anschluß fast schon an die impressionistische Dichtung einer weit späteren Zeit erreicht wurde. Jetzt dagegen trat das persönliche Erlebnis mehr zurück oder verflüchtigte sich zu allgemeinsten Formen, und dem folgte auch die innere Form, in dem sie in blasseren Farben atmete. So sind z. B. schon Gestalten wie die Mignons oder die des Harfners gewiß Verkörperungen des lyrischen Bedürfnisses des Dichters und ihre Gesänge Erzeugnisse höchster Kunst, dennoch aber tritt in diesen die rein persönliche Note bereits zurück. Weit mehr aber ist das bereits in den „Der Geselligkeit gewidmeten Liedern“ der Fall, die Goethe gegen Ende 1803 erscheinen ließ. Auch hier ist die Kunst von vollendeter Reife, aber an Stelle des Erlebnisses tritt die Phantasie, die Gestalten verobjektivieren sich gleichsam, und das Gebilde nähert sich epischer Empfindung, soweit sich nicht selbst schon Allegorisches aufdrängt.

Eben dieser Zug zum Epischen, von vornherein Objektiven ist nun für den Dichter, dessen Leben sich jetzt um die fünfziger Jahre bewegt, charakteristisch. Der erzählende Zug, einer

der Grundfaktoren der Goetheschen Kunst, tritt mehr hervor, und breit hat er schon den Ausgang des 18. Jahrhunderts beherrscht: „Reinecke Fuchs" ist 1794 erschienen, „Wilhelm Meisters Lehrjahre" 1795—96, die „Römischen Elegien" 1795, „Alexis und Dora" 1796, die Balladen und „Hermann und Dorothea" 1797: lyrisch durchzogene Erzählung, Epos verschiedener Formgebung und Roman beherrschen das Feld. Und eben indem die Dichtung Goethes diese Wendung nimmt, ersteigt sie eine letzte, höchste entwicklungsgeschichtliche Stufe des Klassizismus.

Zwar die Balladen brachten, wie wir wissen[1], keine neue Form des Epos: die short story in Versen war, zum Teil in Anknüpfung an englische Vorbilder, schon von Schubart und Bürger wie anderen, vereinzelt auch von Goethe selbst, aus dem deutschen Bänkelgesang entwickelt worden. In welcher Veredlung wurde aber diese Form von Goethe und im engsten Zusammenhange mit dem Freunde zugleich von Schiller gepflegt. Das Jahr 1797 wurde von Schiller das Balladenjahr genannt; es schenkte der Nation aus dem reichen Schoße der Dioskuren fast möchte man sagen die schönsten all der Gedichte, deren Form und Inhalt noch heute vor allem die Jugend entzückt. Für Goethe bedeutete das den Verzicht eines innerlichen Besitzes, den er, zum großen Teile schon in fertiger Form, seit langem in sich getragen und an dessen Vortrag er sich heimlich ergötzt hatte: so sind seine Balladen kurz, schlagend, von geschliffenstem Feuer und doch behaglichem Glanze: es ist die Fortsetzung der Bürgerschen Ballade ihrer inneren Tendenz nach. Schillers Balladen dagegen entstanden zumeist erst im edlen Wettbewerbe mit Goethe; darum sind sie gleichsam gemachter, redselig in ihrem scheinbar geschürzten Pathos, und verlaufen mehr in der Richtung einer Fortsetzung der äußeren Balladenform Bürgers. Doch wer will im einzelnen scheiden, was in diesem reichen Kranze dem einen oder dem anderen der Dioskuren angehört? Wir wissen, daß sie die Stoffe unter

[1] S. oben S. 454 ff.

sich verteilt haben; wir sehen, wie die typische Durchbildung im Goetheschen Sinne bald in einer Ballade Schillers überwiegt, bald die Deklamation Schillers eine Erzählung Goethes beeinflußt zu haben scheint; und in einer Ballade, der von den „Kranichen des Ibykus", erlauben uns die Akten, noch ziemlich genau in die Werkstatt der beiden Blicke zu tun: in ihrer jetzigen Gestalt kann sie als Gesamtprodukt beider bezeichnet werden.

Goethe aber war es, der den Weg des Epos weiter verfolgte, während eben die letzten großen Balladen Schillers, die „Kassandra", „Hero und Leander", aus den Jahren 1801 und 1802, lyrische Stimmung verraten. Goethe schritt zur halb episch gehaltenen Elegie und schließlich zum modernen Sittenepos fort: und auf so herrliche Stücke wie „Alexis und Dora" folgten „Hermann und Dorothea" und die Bruchstücke der „Achilleis". Von ihnen ist „Hermann und Dorothea" durch Schiller als der Gipfel aller modernen Kunst bezeichnet worden: mit Recht, wenn man mit Schiller die klassische Dichtung als moderne Kunst par excellence versteht. Denn hier ist mit seltenstem Sinne deutsches Leben im milden Glanze seines typischen Daseins so gemalt, daß es ins allgemein Menschliche gehoben: daß Menschenleben in seinen wichtigsten Augenblicken überhaupt geschildert zu sein scheint. Die Form, in der es geschah, war dabei nicht neu; Voß, der treffliche Übersetzer der homerischen „Odyssee" und auch der „Ilias", hatte die epische Technik der Griechen in den Dienst einer etwas hausbackenen niederdeutschen Idyllik halbepischen Charakters gestellt; 1795 war seine über ein Jahrzehnt zurückliegende „Luise" in endgültiger Fassung erschienen. Aber wie überbot Goethe diese Anfänge! In fest geordneter Marschroute gleichsam, mit der hellen Klarheit, die das Gedicht auszeichnet, beinah unter der Beobachtung der Einheiten des französisch-klassischen Dramas, führt uns der Dichter in jenes Leben des mittleren deutschen Bürgertums ein, dessen geistige Vertreter die wichtigsten sozialen Träger wie des seelischen Aufschwungs der Zeit überhaupt, so auch der Dichtung gewesen sind: nie hat sich eine Kunst ihres sozialen Ursprunges gleich würdig und beinahe fromm ent-

sonnen. Und so sehr die Typik des Standes in den wichtigsten seiner Vertreter gewahrt wird, so ist doch alles aktuell belebt: der Hintergrund der französischen Revolution leuchtet auf, und selbst die Moden der Zeit finden Berücksichtigung: man kann das Stück auf eine ganz bestimmte Zeit eindatieren: das Jahr 1796, da Moreau über den Rhein geht, Frankfurt beschossen und Schwaben von den französischen Heeren überschwemmt wird. Und dennoch auf der anderen Seite die vollste Darlegung des Allgemein-Menschlichen! Sie wird erreicht, indem die Gestalten in der Typik ihres Gehaltes ein wenig über die Darlegung ihrer sonstigen Eigenschaften erhöht werden: so erhalten sie etwas von der Plastik des modernen malerischen Idealismus eines Millet, Böcklin oder Klinger; die Umwelt tritt, wie scharf auch immer gezeichnet, hinter sie zurück, und indem sie das gehobene Wesen bestimmter Berufe widerzustrahlen scheinen, vereinigen sie sich zur durchsichtigsten Charakteristik der Totalität einer menschlichen Gesellschaft.

„Hermann und Dorothea" ist 1797 entstanden, das „Lied von der Glocke" 1799: man darf wohl sagen, daß sie den Kreis menschlichen Daseins, in der besonderen Lebensluft deutsch-bürgerlicher Entwicklung des 18. Jahrhunderts erfaßt, völlig und durchaus der Eigenart der beiden großen Dichter, die sie schufen, wie dem Wesen ihrer gemeinsamen Anschauungen entsprechend umschließen. Und so sind sie zu Lieblingsdichtungen der Nation geworden und haften ganz oder teilweise im Gedächtnisse von tausend und abertausend Deutschen: und auch keiner der Fremden, der ihre deutsche Schönheit einmal empfunden hat, wird sie je wieder vergessen.

Das Epos ist, welcher Art es auch sein mag, unter allen Umständen eine konzentrierte Erzählung; in ihm drängt die Handlung in bestimmtem Sinne einem bestimmten Ziele zu, und danach regeln sich die Einzelheiten der Formgebung. Anders der Roman. Der Roman ist, um mit Goethe zu reden, „eine subjektive Epopöe, in welcher der Verfasser sich die Erlaubnis ausbittet, die Welt nach seiner Weise zu behandeln"; er ist ein Gemälde, vielleicht eine Gemäldesammlung, die zu

betrachten der Leser behaglich eingeladen wird. So versteht sich, daß die strengere Form des Epos, so lange sie sich noch lebendig fortgebildet sah, gegen den Roman im Grunde Verwahrung eingelegt hat; noch Schiller hat Romandichter nur für Halbpoeten erachtet.

Gleichwohl: seit dem 16. Jahrhundert spätestens, seitdem die Welt bunter und die Darstellungsgabe intensiver geworden war, war der Roman vorhanden, und der Harfner der Vorzeit, der erzählende Vagant der Landstraße des hohen Mittelalters, der Geschichtenerzähler auf dem Markte der spätmittelalterlichen Stadt wurde abgelöst durch den Buchführer des 16. Jahrhunderts, der etwa Jörg Wickrams „Rollwagenbüchlein" um wenig Geld darbot, und durch den Sortimenter des 17. und 18. Jahrhunderts, der die dickleibigen Hofromane dieser Zeiten verkaufte.

Groß war dabei die Kunst der älteren Romandichtung nach heutigen Begriffen nicht. Der Roman des 16. und 17. Jahrhunderts, des individualistischen Zeitalters überhaupt, ging noch ganz im Erzählen von Taten auf; von einer Charakteristik der Helden war keine Rede; sie lieben nur und werden geliebt, kämpfen und schlagen sich durch die Welt: sind Subjekte und Objekte von Handlungen. Nicht minder ist ihre Umwelt nur eine solche von Ereignissen: rascher Zug der Erzählung bei aller Verworrenheit des Inhalts ist das einzige allenfalls durchgehende künstlerische Prinzip.

Diese Art des Romans war nun in England und Frankreich, vornehmlich aber in England als dem frühesten Träger subjektivistischen Seelenlebens innerhalb der Völkerfamilie West- und Mitteleuropas seit Beginn etwa des 18. Jahrhunderts eine andere Art entgegengetreten. Der Roman wurde jetzt die poetische Form der Darstellung der Zustände, die man zum erstenmal in ihrem eigentlichen sozial-psychischen Wesen zu ahnen begann: und so schrieb man ihm die Aufgabe zu, Begebenheiten und Gesinnungen zu schildern, während die Wiedergabe von Charakteren und Handlungen dem Drama zugewiesen blieb. Es war eine Richtung, mit der in der Tat die Anfänge

des modernen psychologischen Romans gegeben waren; und ihre vollendeten Erzeugnisse, vor allem die Romane Richardsons („Pamela" 1740, „Klarissa" 1749, „Grandison" 1753) fanden in Übersetzungen weite Verbreitung auch in Deutschland.

Was aber wollte ihr Einfluß gegenüber dem der französischen Entwicklung besagen, die, nach manchen durch englische Einwirkungen unterstützten Anfängen, in den großen Romanen Rousseaus, der „Neuen Héloise" von 1761 und dem „Emil" von 1762 gipfelte! Wie in Frankreich wurden Rousseaus Bücher auch in Deutschland gierig verschlungen; und allenthalben begegnet man Spuren ihres Wirkens, in der Literatur wie in der Entwicklung des Seelenlebens überhaupt.

Das, was sie in ihrer durchgängigen Briefform auszeichnet, die ausgeführte Schilderung eines Charakters, hatte man allerdings in Deutschland seit Mitte des 18. Jahrhunderts auch schon versucht, und es waren, hervorgehend aus einem immer mehr verbreiteten psychologischen Interesse, Romane entstanden, deren Gestalten sich günstigenfalls nach Tiefe und Breite der Auffassung etwa der gleichzeitigen oder wenig späteren Porträtkunst eines Mengs oder Graff einigermaßen zur Seite stellen lassen. Allein keines von diesen Büchern hatte wirklich an das Herz der Nation gegriffen: dies zu erreichen, war Goethes „Werther" vorbehalten. Durch ihn aber wurde Rousseau in Deutschland wirklich geschlagen, wenn auch teilweise mit seinen eigenen Waffen, denn der Zusammenhang selbst der Form von „Werthers Leiden" mit den Romanen des Genfers ist offenbar.

Werther ist schon ein durch und durch subjektivistischer und insofern moderner Romanheld; erfüllt erscheint in ihm bereits die Forderung der älteren Romantik, daß es, „um einen Roman berühmt zu machen", genüge, „wenn ein durchaus neuer Charakter darin auf eine interessante Art dargestellt und ausgeführt wird". Wie aber erfolgte diese Ausführung in „Werthers Leiden"? Wie schon der Titel deutlich zeigt, ist der Held ein passiver Charakter: keine Spur von dem Tatendurst früherer Romanfiguren: entschlußlangsam lebt er in Empfindungen, und indem er sich bewußt in ihnen schaukelt,

sieht er auch die Welt nur durch ihr trübes Mittel. Handelte es sich da, bei einem solchen Helden, in der Tat nur noch um ein Einzelbildnis? Nein — durch den Helden hindurch erscheint die Zeit; und eben sie, das ist der gleichsam erzieherische und programmatische Zweck, soll durch Schilderung eines pathologischen Vertreters überwunden worden.

Und so schillert schon dieser früheste Roman Goethes aus dem Individual- in das Sozialpsychische — wie es nicht minder mit den Bekenntnissen einer schönen Seele, jenem verhältnismäßig früh entstandenen Einschiebsel in „Wilhelm Meisters Lehrjahren", der Fall ist.

Es ist ein Zug zur höheren Ausbildung des Romans, der eben in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" zum erstenmal volles Leben gewinnt. Goethe hat an dem Werke, das 1795 auf 1796 veröffentlicht wurde, lange Zeit, gegen zwei Jahrzehnte, gearbeitet; kein Wunder daher, wenn es nicht als aus einem Gusse hervorgegangen erscheint und insofern auch den Meister selbst nicht befriedigte. Seine entwicklungsgeschichtliche Bedeutung wird ihm dadurch nicht genommen. Diese aber beruht im Grunde in einem Doppelten.

Einmal wird hier zum erstenmal die Aufgabe des subjektivistischen Romanes, ein Totalbild einer bestimmten Zeit zu geben, grundsätzlich ganz erfaßt. Was Goethe beabsichtigt, ist ein breites Gemälde seiner Gegenwart zu entwerfen: und zwar dieser Gegenwart nicht in ihren eminenten Handlungen, sondern in ihrem sozialpsychischen Gemeinleben, ihrem Diapason. Es ist eine Aufgabe, die in einem individualistischen Zeitalter, das dieses Gemeinleben kennen zu lernen noch nicht reif genug ist, nicht einmal vorzustellen gewesen wäre. Und indem der Dichter in dieser Absicht zu Werke geht, stellt er mit sicherem Instinkte dasjenige Problem der zeitgenössischen Geschichte in den Vordergrund, das damals allen Leuten von Voraussicht als das Wichtigste erschien, das der Erziehung. Wir werden später an anderer Stelle[1] hören, in welchen merkwürdigen

[1] Im neunten Bande, Buch XXIII, Kap. I. S. 21 ff.

Formen die geistige Gesellschaft der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dazu überging, erste Vermutungen über die notwendigen öffentlichen Formen des neuen Seelenlebens, über einen subjektivistischen Staat der Zukunft also, zu äußern. Und wir haben schon erfahren[1], daß man als eine unumgängliche Vorarbeit für die Bildung dieses neuen Staates die Erziehung der Zeitgenossen zu voller subjektivistischer Lebenshaltung forderte. Von diesem Standpunkte aus also ergriff Goethe das Thema: und in diesem Sinne ist sein Roman ein Beitrag zur Geschichte auch der politischen Theorien.

Wie aber faßte er nun diese Erziehung auf? Sein Wilhelm Meister ist ein Sohn wohlhabender bürgerlicher Eltern, der in zweierlei Kreise gerät, Kreise des Theaters und Kreise des Adels. Auf den ersten Augenblick eine sehr merkwürdige Zusammenstellung. Indes läßt der Verlauf des Romanes keinen Zweifel, wie sie gemeint ist. Wilhelm Meister soll in den Schauspielerkreisen zum Künstler gleichsam der Kunst, in den Adelskreisen aber zum Künstler des gesellschaftlichen Lebens erzogen werden: um ästhetische Erziehung handelt es sich in beiden Fällen, um eine Erziehung zugleich auch ethischen Charakters, insofern edle Sitte sich der Kunst vermählt: um die Verwirklichung mithin von Idealen, wie sie in verwandter Weise Schiller in seinen Briefen über ästhetische Erziehung vorschwebten. Und das hat Schiller sehr wohl empfunden, wenn er von Wilhelm Meister sagte: „er tritt von einem leeren und unbestimmten Ideale in ein bestimmtes tätiges Leben, aber ohne die idealisierende Kraft dabei einzubüßen."

Indem aber Wilhelm Meister in idealisierender Kraft dahinlebt, hebt seine Erziehung zugleich auch alle anderen Gestalten des Romans ins Ungemeine: sie sind alle typisiert, bedeuten mehr als Individuen, sind Ausdruck von Tendenzen und allgemeinen Zusammenhängen. Und diese Typisierung der Gestalten steigert sich da, wo über dem Ungemeinen noch das Außerordentliche gegeben werden soll, fast ins Allegorische.

[1] S. oben S. 294 ff.

Nirgends wunderbarer, überraschender, sozusagen neuer als in den Gestalten des Harfners und Mignons. Welche Farben werden hier lebendig: süßeste Sehnsucht, namenloses Hoffen, pathetische Innigkeit, graue Melancholie — und schließlich wortkarger Schmerz und tiefste schweigende Erschütterung. Nicht minder wunderbar, vielleicht wunderlich erscheint es, daß das Schicksal des Helden durch die geheimnisvolle Gesellschaft des Turmes geleitet wird: ein sinnbildlicher Zug offenbar, eine Verkörperung wohlwollender transzendenter Führung, eine Theodicee des menschlichen Geschickes. Es sind romantische Züge: und man sieht hier einmal deutlich, wie leicht sie sich aus dem Typisierungsdrange des Idealismus entwickeln konnten, sobald dieser ins Allegorische und damit wohl auch ins unmittelbar Mystische gesteigert wurde.

Es ist der zweite bemerkenswerte Zug an den Lehrjahren Wilhelm Meisters: weist der Roman seinem Inhalte nach in einer Perspektive von mehr als zwei Geschlechtern unmittelbar auf den realistischen Sozialroman des 19. Jahrhunderts hin, so wird er durch seine Form zu einem Vermittler aus dem literarischen Zeitalter des Klassizismus hinein in die unmittelbar folgende, ja um 1800 längst schon blühende Zeit der Romantik.

Goethe aber hatte sich auch mit dieser Ausgestaltung des Romans noch nicht genug getan. Erst in einem bei weitem geschlosseneren Kunstwerke, als es „Wilhelm Meister" ist, einer Dichtung, die in ihrer dramatischen Spannung zugleich den höchsten Anforderungen der Novelle gerecht wird, in den „Wahlverwandtschaften", hat er, wenige Jahre nach dem Tode Schillers, die Summe seiner erzählenden Kunst gezogen. Die „Wahlverwandtschaften" sind ein Ehebruchsroman, und schon insofern gehören sie der um 1800 noch völlig neuen Strömung des sozialpsychologischen Romans an. Während aber der Ehebruchsroman, eine der früheſten und, bei den sitten- und sozialgeschichtlichen Problemen des 19. Jahrhunderts, hartnäckigsten Formen des sozialpsychologischen Romanes, von der Mehrzahl der Dichter, die ihn pflegten,

roh genug behandelt wurde, indem sie beim rein Äußerlichen, beim Erzählen stehenblieben, ging Goethe, trotz romantischer und symbolischer Neigungen, die sich auch hier verraten, der Hauptsache nach doch schon zu einer psychologisch zerlegenden, sozusagen naturwissenschaftlichen Behandlung über. Da wird denn die Entwicklung der Charaktere durchaus zum Mittelpunkte der Begebenheiten gemacht: und damit reicht die Absicht und vielfach auch die Durchführung schon unmittelbar an die Anfänge der impressionistischen Kunst der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts heran.

Gewiß kann bei alledem betont werden, daß die moderne Technik doch nicht erreicht ist. Allein wenn es richtig ist, daß die Welt im „Werther" noch vielfach durch den Schleier der Empfindsamkeit gesehen ist, — daß im „Wilhelm Meister" eigentlich nur die Theaterverhältnisse ganz plastisch dargestellt sind, während schon die weitere Umwelt nur im Kontur erscheint und gar die Linien des landschaftlichen und allgemeinen sozialen Hintergrundes ins Ungewisse verschwinden, — daß endlich in den Wanderjahren, diesem Werke des Alters, die Gestalten zu Schemen verblassen und in ihren Adern statt Blutkörperchen Abstraktionen rollen: so erscheinen die „Wahlverwandtschaften" doch als das Werk, in welchem sich der Genius Goethes auch in der Erfindung der künstlerischen Form am weitesten nach vorwärts gestreckt hat in neue Zeiten: und nur noch die psychologischen Dramen, sowie manche lyrische Gedichte, als psychologisches Drama auch der „Faust", lassen sich in dieser Hinsicht neben ihnen nennen.

Indem dies aber die geschichtliche Stellung dieser Werke war, verloren sie an Bedeutung für die eigene Gegenwart. Wie die Dramen, so haben auch die Romane Goethes den Zeitgenossen nur in beschränktem Kreise etwas gegolten — auch von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" steht das fest; nur die noch engen Kreise der Romantiker haben sie gefeiert —: der eigentliche Dichter der Nation um 1800 war Schiller.

Schiller aber war um diese Zeit mehr wie je zuvor Dramatiker: und so feierte der deutsche Klassizismus, insofern

er bereits den Zeitgenossen etwas bedeutete, seine größten Triumphe eben im Drama. Gewiß waren dabei auf diesem Gebiete neben Schiller auch noch Männer wie Iffland und Kotzebue Lieblinge der Nation, und ihr Ruhm stand seit den „Jägern" etwa (1785) und „Menschenhaß und Reue" (1789) fest auf mehr als ein Jahrzehnt: aber doch erkannte auch schon das größere Publikum in steigendem Maße die Überlegenheit Schillers: und Szenen, wie sie sich in Weimar nach der ersten Aufführung von „Wallensteins Lager", in Leipzig nach der Erstaufführung der „Jungfrau von Orleans" und in Berlin gelegentlich der Anwesenheit Schillers abspielten, sollen unvergessen bleiben in der Geschichte des nationalen Geschmackes.

Für das Drama des entwickelten Subjektivismus gilt im allgemeinen der Satz, daß das Schicksal als immanent gedacht wird: es entspricht das einem Grundzuge des subjektivistischen Denkens, wie er sich aus den Naturwissenschaften her auch den Geisteswissenschaften immer stärker mitteilte und bereits auch in Kants Philosophie zutage trat. Denn wenn Kant von Transzendenz redet und Transzendenz annimmt, so ist damit doch nicht jene alte Transzendenz einer kausalitätslosen Dextra manus Dei gemeint, von der das ältere Drama erfüllt war, sondern nur die Tatsache zum Ausdrucke gebracht, daß innerhalb der menschlichen Entwicklung neben dem Einflusse der Sinnenwelt stetige Beziehungen unsinnlichen, geistigen Charakters obwalten. Diese Transzendenz Kants ist also im Sinne der älteren Transzendenz eine immanente.

Eine immanente Schicksalsidee in diesem Verstande von Immanenz kann nun aber noch sehr verschieden gestaltet werden.

Einmal kann das Schicksal nun als sozusagen etwas Selbstverständliches gelten; es können die Ideen, die sich in ethischen Anforderungen bei Schuld und Vergeltung, in einem Kausalnexus von großer Handlung und Katastrophe ausdrücken, wirken, ohne als für den Charakter gerade dieses Dramas insbesondere geltend empfunden zu werden. Dies ist der Fall, wenn das Schicksal nichts ist als das Wirken der gewöhnlichen, seelischen Umwelt, der Jedem gegenwärtigen Zustände, unter denen die

Gestalten leben. Dann bewegen sich die Charaktere für den Zuschauer frei von einem als fremd empfundenen Zwange und treten ganz in den Mittelpunkt der Handlung: und es entsteht das realistische Drama.

Anders liegt der Fall, wenn das Schicksal nicht als etwas Selbstverständliches gilt: wenn es als eine als etwas Besonderes empfundene Kraft die Gestalten überwältigt. Dies kann geschehen entweder dadurch, daß Probleme früherer, nun historisch gewordener Schicksalsformen aufgeworfen werden, oder dadurch, daß ein Pflichten- und Rechtskodex, vielleicht sogar eine Kausalität angenommen wird, die erst der Zukunft angehört. Dann treten die Gestalten natürlich unter den Zwang dieser Schicksale. Können sie aber unter diesen Umständen noch realistisch gefaßt werden? Die Frage wäre zu bejahen, wenn es gelänge, sie auf den Boden eines Seelenlebens zu stellen, das den Anforderungen des anders gearteten Schicksals entspricht. Das ist aber niemals ganz möglich; denn es hieße für den Dichter Veränderung seines Verhältnisses zu seiner Zeit und damit seines geistigen Selbsts. Wohl aber kann der Dichter anzupassen suchen. Und bei diesem Vorhaben wird ihm die fremde Schicksalsart helfen, indem sie die Gestalten in ihre Atmosphäre zu ziehen suchen wird. Es ist eine der Arten, in welcher das idealistische Drama entstehen kann: denn indem die Gestalten der Typik einer besonderen Schicksalsidee unterliegen, verfällt ihre Darstellung ohne weiteres einem besonderen Stile.

Dies idealistische Drama ist dann aber entweder historisch: — in diesem Falle erscheinen die Gestalten früheren Schicksalsideen unterworfen und dadurch gebunden, stilisiert: um so stärker stilisiert, je mehr die Schicksalsidee Zeiten gebundenerer Kultur als der heutigen, insbesondere etwa mystischen Zeiten, der Urzeit oder dem Mittelalter angehört.

Oder aber das idealistische Drama wird Zukunftsdrama, Tendenzdrama: dann erscheinen die Gestalten an Forderungen einer ersehnten Kultur, an ein Schicksal der Zukunft geknüpft und dadurch stilisiert: — insofern aber dies Schicksal freier

gedacht wird als das heutige, bewegen sie sich in sich freier, ungebundener als die Charaktere der Gegenwart.

Im Sinne der soeben aufgestellten Unterschiede ist Schiller kaum je völlig realistischer Dichter gewesen. In seiner Jugendzeit war er vielmehr idealistischer Zukunftsdramatiker und in seinen reiferen Jahren historischer Idealist, während „Don Carlos", das Drama der Zeit zwischen Jugend und Reife, zwischen diesen beiden Spielarten vermittelt.

Schon von dieser Betrachtung aus also hat Schiller eine zwar einseitige, aber bedeutende Entwicklung erlebt. Stellen wir uns aber auf den allgemeinen idealistischen Standpunkt der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts und übersehen von diesem aus die Einzelheiten seines Schaffens, so tritt uns erst recht eine schier unentwirrbare und tatsächlich auch nicht immer gänzlich klare Fülle der Entwicklung entgegen; und Goethe behält recht mit dem Verse, in dem er gelegentlich eines Maskenzuges im Jahre 1818, der Bilder aus Schillers Dramen darstellte, den verewigten Freund „den Sinnenden" nannte, „der alles durchgeprobt".

Wir erinnern uns, daß Schiller in seinen Jugenddramen klar noch an Resten, in unklarer Weise vielleicht sogar noch am Ganzen der christlichen Schicksalsidee festgehalten hatte[1], wenn sich ihr auch immer mehr, und schließlich im letzten Akte jedes Stückes siegreich, ein immanentes, nicht näher charakterisiertes Schicksal, ein Schicksal aber jedenfalls der Rache und der Vergeltung, entgegenstemmte.

Wie stellte sich nun zu dieser Entwicklung das erste der großen Dramen der reifen Zeit, die „Wallenstein"-Trilogie? Man weiß, daß dem Dichter die Bewältigung dieses Stoffes, der ihm aus der Bearbeitung der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges zuwuchs, große Schwierigkeiten gemacht hat. Und die Lösung ist denn auch keineswegs durchsichtig. Das Schicksal scheint, etwas äußerlich betrachtet, beinahe in die Armee verlegt zu sein; sie ist das „Objekt, worauf ‚Wallen-

[1] S. oben S. 479 ff.

stein' ruht": „sein Lager nur erkläret sein Verbrechen." Wenn aber anderseits im Prolog ausgesprochen wird, daß die Dichtung die größere Hälfte der Schuld des Helden den unglückseligen Gestirnen zuwälze, so erscheint das Schicksal doch weit umfassender: als das dunkle Walten einer Notwendigkeit in, vielleicht über den Dingen. Das ist die Notwendigkeit, welche die Tat des Helden aus seinem Charakter, aus der Vorgeschichte und aus dem dadurch geschaffenen Drucke der Verhältnisse hervortreibt, welche schließlich in einer unentwirrbaren Kausalität den Untergang herbeiführt[1]. Diese „finstere Macht, die keines Menschen Kunst vertraulich macht" — ist sie nun eine sittliche Idee?

Ihr gegenüber stehen die Gestalten, vor allem Wallenstein. Es scheint, daß er frei ist: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!" Und auch sein astrologischer Glaube macht ihn nicht unfrei, denn er ist Ausfluß seines Wesens. Gilt also für ihn die empirische Freiheit Kants? Und über ihr als Schicksalsmacht Kants ethischer Transzendentismus?

Schiller hat im Jahre 1796 etwa als proton pseudos des Stückes gefunden, daß „das Schicksal noch zu wenig und der eigene Fehler noch zu viel zu Wallensteins Unglück tue". Er neigte also, wie er auch das Problem der menschlichen Freiheit dramatisch zu lösen suchte, einem stärkeren Determinismus zu. Es war der Punkt, in dem er an die Alten anknüpfte, und von wo aus er von ihnen beeinflußt wurde; gleichzeitig mit den zitierten Worten hat er antike Tragiker, besonders den Sophokleischen König Ödipus gelesen. Und nun höre man, aus dem Herbst 1797, folgendes merkwürdige Bekenntnis an Goethe: „Der Ödipus ist gleichsam nur eine tragische Analysis. Alles ist schon da, und es wird nur herausgewickelt. Das kann in der einfachsten Handlung und in einem sehr kleinen Zeitmoment geschehen, wenn die Begebenheiten auch noch so kompliziert und von Umständen abhängig waren.

[1] S. Kettner, Einleitung zur Ausgabe des dramat. Nachlasses. (Schillers Werke. Cottasche Jubil.-Ausg. VIII. S. IX—X.)

Wie begünstigt das nicht den Poeten! ... Die Vorteile sind unermeßlich, wenn ich auch nur das einzige erwähne, daß man die zusammengesetzteste Handlung, welche der tragischen Form ganz widerstrebt, dabei zum Grunde legen kann, indem diese Handlung ja schon geschehen ist und mithin ganz jenseits der Tragödie fällt. Dazu kommt, daß das Geschehene, als unabänderlich, seiner Natur nach viel fürchterlicher ist ... Aber ich fürchte, der Ödipus ist seine eigene Gattung, und es gibt keine zweite Spezies davon." — Sollte die Erkenntnis der dramaturgischen Vorteile der antiken Schicksalsidee unbewußt zu schärferem Determinismus getrieben haben?

Schon die „Wallenstein"-Trilogie ist nach unendlichen Mühen schließlich so „organisiert" worden, daß nur der letzte Teil die eigentliche Tragödie enthält und die beiden Dramen vorher sich in die soziale und individuale Exposition teilen.

Erst recht aber ist nach diesem Schema das nächste Drama, die „Maria Stuart", gebaut, und eine Anzahl von Dramen der gleichen Zeit, die unvollendet geblieben sind, befolgen ebenfalls dieses Schema. Sehen wir für „Maria Stuart" zu, mit welchem Ergebnis. Die Exposition im ersten Akte ist höchst einheitlich und vollständig; das ganze Stück drängt sich auf die drei letzten Tage der Heldin zusammen; diese steht, eine erhabene Person im Sinne der Ästhetik Schillers, ganz im Mittelpunkte der Handlung. Jene gewaltigen Schau- und Leidenschaftseffekte werden erzielt, die das Stück noch heute zu einem der beliebtesten des Dichters machen. Aber das Schicksal wird nur im Hintergrunde gemalt und wirkt durch Ereignisse, die weit zurückliegen. „Dadurch werden die Personen, die die tödlichen Entscheidungen herbeiführen, Elisabeth und Burleigh, gewissermaßen mechanische Werkzeuge in der Hand der Nemesis"[1]. Schon Otto Ludwig hat sich in diesem Sinne ausgesprochen: alle Gestalten seien nur Schachfiguren der historischen Mächte; durch Katholizismus und Protestantismus, abstrakte Begriffe, würden sie in Bewegung gesetzt;

[1] Wychgram, Schiller S. 319.

ihr Kampf sei ein epischer, und so spreche im Grunde nur der Dichter mit verteilten Rollen. In der Tat: läßt man einen beinahe absoluten Determinismus noch dazu nur im Hintergrunde grollen, so können die Gestalten nicht belebt sein. Und selbst Maria leidet unter diesem nicht aufzuhebenden Zusammenhange. Denn worin besteht denn schließlich ihre Schuld? Kaum in mehr als in einer allgemeinen Leidenschaftlichkeit, die freilich in der großen Szene mit Elisabeth dämonisch ausbricht:

Wie Bergeslasten fällt's von meinem Herzen;
Das Messer stieß ich in der Feindin Brust!

Doch läßt sich allenfalls auch eine mehr vereinfachte Betrachtung des Dramas durchführen. Als Schicksalsidee würde sich in diesem Falle die sittliche Idee des Staates des 16. Jahrhunderts ergeben, und ihr würden beide Königinnen zum Opfer fallen: Maria, weil sie sich in früher Vergangenheit gegen sie schwer vergangen, Elisabeth, insofern sie sich ihr in der Unterzeichnung des Todesurteils, entgegen einem höheren Begriffe der Menschlichkeit, unterwirft und darunter für immer zu leiden haben wird.

Mit der Geschichte Maria Stuarts hat sich Schiller schon in Bauerbach beschäftigt, während die Ausführung erst in die Ettersburger Waldeinsamkeit der Jahre 1799 und 1800 fällt; wir haben es also mit einer Verschweißung von Jugendideen und Manneswerk zu tun. Ganz der reifen Zeit gehört dagegen die „Jungfrau von Orleans" an. In ihr liegt ein echtes historisch-idealistisches Drama vor; der Determinismus weicht einer göttlichen Sendung; Wunder geschehen, nicht bloß psychologische Merkwürdigkeiten und sonderbare Zufälle; der Stoff wird der „gemeinen Deutlichkeit der Dinge" enthoben: hie gut Mittelalter allewege, können Gestalten und Zuschauer rufen. Und diese resolute Lösung sichert dem Dichter auch allen Erfolg im kleinen. Nun fügen sich die stark betonten sozialpsychischen Elemente den persönlichen ein, die Gestalten können idealistisch im Sinne mittelalterlicher Personaltypen gefaßt werden, und die Jungfrau ist gleichwohl mit einer Kraft der

Charakteristik gezeichnet, über die der Dichter noch niemals sonst geboten hatte.

Aber es war ein besonderer Stoff, der eben diesmal diese Lösung ermöglichte. Wie im übrigen um diese Zeit, und schon früher Schiller das Schicksal faßte, das ergibt sich wohl am besten aus den erhaltenen Nachrichten über „Die Braut in Trauer", ein Drama, das einen zweiten Teil der „Räuber" bilden sollte, aber niemals ausgeführt worden ist. Was uns aus ihnen entgegentritt, ist ein absoluter Determinismus beinahe transzendenten Charakters im alten Sinne der Transzendenz: der Geist des alten Moors und Franzens erscheinen deutlich als Dämonen der Rache.

Er war zur selben Zeit etwa, da Tieck in seinem „Karl von Berneck" das Ritterdrama in die Bahnen des Schicksalsdramas hinüberlenken half. Und in der Tat: bedingen sich nicht stärkerer Determinismus und typischere Zeichnung der Gestalten bis hin zum Symbolischen, wie sie zunächst der Klassizismus anstrebte, gegenseitig — und führen sie nicht zugleich über ins Lager der Romantik?

Nach der „Jungfrau von Orleans" hat Schiller in der „Braut von Messina" den scharfen antiken Determinismus, wenn nicht geradezu aufgenommen, so doch als entscheidendes Vorbild befolgt.

Ähnlich wie die europäische Völkerfamilie von heute aus dem gebundenen Seelenleben ihres Mittelalters in dem Christentum dieser Zeit eine Weltanschauung mit in die neueren Zeiten hinübergenommen hat, die das Schicksal abhängig denkt vom unbegreiflichen Einflusse höherer Gewalten, so hatten sich auch die Griechen aus ihrem Mittelalter bis in Zeiten hoher Kultur hinein eine Schicksalsidee erhalten, die bei allem Unterschiede vom Christentum des 8. bis 16., aber auch noch des 16. bis 18. Jahrhunderts, doch mit diesem in der Vorstellung eines transzendenten Eingreifens göttlicher Kräfte in das Menschenschicksal übereinstimmt. Nun erscheint allerdings diese Idee innerhalb der Gruppe der großen griechischen Tragöden rein eigentlich nur noch bei Aeschylus, stark gemildert dagegen

bei Sophokles und innerlich fast zermürbt bei Euripides: allein da die Stoffe, welche diese und andere Dichter behandelten, dem alten Sagenvorrat entstammten, dessen Fabeln unter dem vollen Walten der Transzendenz entstanden waren, so ließ sich diese Art von Schicksalsidee dennoch nicht ganz ausmerzen: sie sah überall durch und wurde in ihrer unvertilgbarsten Form, der des Fluches, der von Generation zu Generation innerhalb eines Geschlechtes fortwaltet, von der hellenischen Renaissance des Endes des 18. Jahrhunderts als das spezifisch Griechische und Antike des Dramas empfunden.

Von dieser Auffassung ging auch Schiller in der „Braut von Messina" aus. In der Tat ist die Schicksalsidee dieses Stückes fast ganz die antike:

> Wahl, meine Mutter,
> Ist's Wahl, wenn des Gestirnes Macht den Menschen
> Erreicht in der verhängnisvollsten Stunde?

So äußern die Personen des Stückes selbst eine fatalistische Auffassung der Dinge; Traumdeutungen nach Art antiker Orakelsprüche werden eingeführt; und gleich der Moira der Ödipussage lastet ein Fluch über dem Hause der Herrscher. Höchstens ließe sich sagen, daß dieser Fatalismus noch durch den Chor begrenzt sei, als dessen Aufgabe es erscheint, „die sinnliche Welt, die sonst nur als roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unseres Geistes zu verwandeln und das Materielle durch Ideen zu beherrschen". Und wer möchte leugnen, daß ein edelster Glanz Schillerscher Sprache den Chor fähig erweist, sich in diese Rolle hineinzubegeben? Wer nicht bewundern, wie gerade in diesem Drama der Stoff ganz von der Form überwunden ist: Einheit der Zeit, seltener Szenenwechsel, harmonisches Gegengewicht der Gestalten untereinander, Typ und Antityp im Fortschritte der Handlung? Aber atmen die Personen dabei wirklich noch, unter der Schnürbrust dieser Form — sind sie noch individuelle Charaktere und nicht vielmehr erstarrte Typen?

Wie weit Schiller schließlich in einem erbarmungslosen

Determinismus ging, zeigen vor allem die herrlichen Bruchstücke des „Demetrius", über dessen Vollendung Schiller im Jahre 1805 gestorben ist: hier schafft eine „unregiersam stärkre Götterhand" die erste Verknüpfung der Ereignisse, und diese wirkt in grausamer Folgerichtigkeit weiter bis zur Vernichtung.

Die deterministische Weltanschauung Schillers hat Nachahmung gefunden. Die ersten Zeiten des neuen Jahrhunderts sind erfüllt von der sogenannten Schicksalstragödie, in der die unverhüllte Anwendung des fatalistischen Prinzips, des Fußens in einer ehrwürdigen Mythologie beraubt, zu einem Zufallsglauben schlimmer Art führte und in eine Art von transzendentem Fetischismus auslief. Aus diesem Prinzip heraus hat schon Zacharias Werner (1768—1823) geschaffen; in seinem „Vierundzwanzigsten Februar" setzt das Schicksal außer diesem Kalendertag noch ein Messer als fatalistisches Werkzeug in Bewegung. Offenbarte sich dabei in Werner noch eine große, wenn auch zügellose und schließlich in geschmacklose Phantastik versinkende Kraft, die gelegentlich über das Bedenkliche der tieferen Anlage hinwegzureißen wußte, so trat das Prinzip nackt und nüchtern bei Müllner (1774—1829) hervor. Sein „Neunundzwanzigster Februar" ist durch Werners „Vierundzwanzigsten" veranlaßt worden und steht, wie leicht zu erwarten, in der Anwendung der Schicksalsidee selbst noch unter diesem; andere Dramen, wie die „Schuld", bieten nicht viel Besseres, so sorgfältig in ihnen Sprache und Technik gehandhabt wird. Als Dritter endlich ist in diesem Zusammenhange der Freiherr von Houwald (1778—1845) zu nennen mit seinen vornehmlich in den zwanziger Jahren erschienenen Stücken, von denen der „Leuchtturm" wenigstens eine wahre Schicksalstragödie ist, so schwer es auch dem rührseligen und weichen Dichter wird, die vollen Folgen des leitenden Prinzipes zuzulassen.

An den Schluß dieser ganzen Reihe aber kann man Grillparzers „Ahnfrau" stellen. Denn in ihr ist die Grundidee zweifellos noch fatalistisch im Sinne der Schicksalstragödie: und wenn der Stoff der modernen Auffassung gleichwohl noch

erträglich erscheint, so wird das viel mehr der außerordentlichen Kunst des Dichters verdankt, Stimmungen hervorzurufen und zu erhalten, als der Idee des Dramas. Zudem ist bei Grillparzer immerhin schon eine Mischung der antiken Schicksalsidee mit modernen Mythologemen und daraus hervorgehenden Anschauungen eingetreten, die uns auch das Schicksal der „Ahnfrau" näher bringt, als das der Dramen etwa Werners oder Müllners.

Im ganzen wird sich sagen lassen, daß Schillers „Braut von Messina" und Grillparzers „Ahnfrau", Anfang also und Ende der Bewegung, noch derart von unserer Kultur angehörigen Elementen durchsetzt sind, daß sie sich dem Gange der nationalen Entwicklung nicht entziehen: die eigentlichen Schicksalsdramen dagegen fallen aus ihm heraus und sind taube Erzeugnisse eines ins kleinliche übergeleiteten Klassizismus. Nicht als ob sich nicht auch unter modernen Verhältnissen fatalistische Überzeugungen bilden könnten, und als ob nicht das Leidenschafts-Trauerspiel dazu aufforderte, sie walten zu lassen. Aber diesem Anreiz muß Widerstand geleistet werden, da der Fatalismus nicht als grundlegende Weltanschauung eines Zeitalters gelten kann, das die empirische Freiheit des einzelnen unter seine ersten Forderungen zählt und sie tatsächlich weithin verwirklicht hat.

Man erkennt in diesen Zusammenhängen ein Stück der Grenze, die einem fruchtbaren Einwirken auch der schönen hellenischen Renaissance des 18. Jahrhunderts gezogen war; und kein Zweifel, daß Schiller in der „Braut von Messina" diese Grenze zu überschreiten in Begriff war.

Dabei ist leicht zu erraten, was ihn dazu veranlaßte. In den eigentlichen Schicksalstragödien läßt sich unter der Einwirkung fatalistischer Weltanschauung eine fortschreitende Schematisierung und Aushöhlung gleichsam der Charaktere bemerken, die deren Gestalten schon den Zeitgenossen Müllners und Houwalds als bloße Schemen erscheinen ließ. Bei Schiller ist die Entwicklung die umgekehrte. Sein hochgespannter Idealismus und seine ganze mehr deduktive Veranlagung führten

dazu, daß er, wie jener von ihm geschilderte Typ des Idealisten, vor der Menschheit die Menschen nicht sah, daß er, bei aller realistischen Schilderung im einzelnen, seine Gestalten weniger nach einer rein konkreten Einbildung, nach Vorstellungen eines innigen inneren Schauens, als nach den Bedürfnissen der Fabel schuf. So wurden sie ihm zu strengeren Typen, als dies der Idealisierungstrieb des Klassizismus an sich erforderte, und zu ihrer Ergänzung bedurfte es daher, um die Fabel vorwärts zu treiben, eines unerbittlich folgerichtigen, eines peitschenden Schicksals.

Wie sehr sich hier Fragen der dramatischen Ökonomie und der Weltanschauung bei Schiller zu einem nicht immer leicht zu entwirrenden Knäuel verknüpften, wird am anschaulichsten durch die Tatsache, daß der Dichter gelegentlich doch auch ein freundliches, minder hervortretendes, gleichsam realistischeres Schicksal gekannt hat. So vor allem im „Tell".

Im „Tell" tritt die Schicksalsidee überhaupt zurück; die Handlung ist mittelalterlich, mittelalterlich und teilweise selbst mythisch auch die Charaktere: wie konnte man sie ganz unter die Weltanschauung ihrer Zeit stellen, sollten sie Seele und Herold sein einer Entfaltung moderner Freiheitsgedanken? So verläuft denn die Fabel gut chronikenartig, wenn auch unter dem Gedanken der Sittlichkeit jeder Freiheitserhebung für die ursprünglichsten gemeinsamen Güter der Menschheit, für Haus und Familie, und die Seele des Hauptheldeu, Tells, atmet zum Schlusse frei, wie die seines Volkes, und ohne ein Gefühl sittlicher Verschuldung.

Diese Weite und Ferne zugleich der Schicksalsidee hat dann eine Ausgestaltung des Stückes ermöglicht, mit der in die Entwicklung des deutschen Dramas ganz andere Motive geworfen wurden, als sie die Nachahmung der Alten nahe gelegt hatte: Motive der Zukunft. Wo hätten die Alten nicht gern die Zahl der Personen beschränkt, sie innerlich gegengewogen, nur wenige von ihnen plastisch hervorgehoben, die anderen dagegen in einem gleichsam symmetrisch geordneten, nach beiden Seiten verlaufenden Relief zurücktreten lassen?

Hier aber erhebt sich ein ganzes Volk; und so ist die Symmetrie der Gestalten nicht die des alten Reliefs mit seinem pyramidalen Aufbau der Konturen, sondern die dynamische der Lichtmalerei etwa, die Symmetrie eines Rubens und Rembrandt: Massen werden Massen gegenübergestellt, breit ist der Hintergrund belebt; es handelt, wer zu handeln den Drang hat, und er handelt, bei aller an der Antike gebildeten Sprache, nicht so sehr schön als charakteristisch. So ist denn im Grunde alles deutsch und national: und das große sozialpsychische Schauspiel des 19. Jahrhunderts wird angebahnt.

Und wie hat Schiller diese Masse dirigiert, wie als ruhiger Kapellmeister gleichsam die herben und die zarten Melodien dieser dramatischen Symphonie ertönen lassen. Denn auch hier, ja wiederum hier erst recht war er in seinem Elemente. Einsam stand er über Gegenstand und Personen in gleichsam deduktiver Höhe, die einzelne Gestalt war ihm hier ein Klang, ein Ton, deren mehrere erst Melodie und Stimmung ergaben; mit zwei Worten, scharf, schlagend mußte sie hingestellt werden im Verein mit anderen: und dies eben war die Kunst der Personenzeichnung des Dichters. Dazu welch reiche Anlage der Szenen! Von jeher schon, und erst recht in dem letzten, größten Jahrzehnt seines Lebens, liebte Schiller das Bunte, Wechselvolle der Handlung, war er gewöhnt, mit starken szenischen, ja entschiedenen die ganze Handlung durchziehenden Kontrasten zu arbeiten. So hat er schon die „Wallenstein"-Trilogie wesentlich mit auf den Gegensatz des Idealismus und des Realismus, des Rührenden und des Heroischen, Maxens und Wallensteins aufgebaut, um das zu erreichen, was er bedeutungsvoll Totalität des Menschlichen nannte. Und wie hat er diese Kunst, die verwickelten Szenenbau erforderte, von Drama zu Drama gesteigert, bis er im „Demetrius" mit einem durch den ganzen Aufbau künstlerisch hindurchgeführten Stimmungswechsel operiert, der an die komplizierte Lichtführung barocker Palast- und Kirchenbauten erinnert.

Das Musterstück aber in dieser Hinsicht ist der „Tell". Wie breit ist hier zunächst der landschaftlich-geographische

Hintergrund angelegt und wie dies Erdmilieu gleichsam mit dem politischen, wie das Land mit den Leuten verbunden! Kaum eine Person, die nicht den Stempel des Bergbewohners zeigte, kaum eine Szene, in der nicht alles, und keineswegs bloß die Kulisse, von der Schweiz erzählte, und in der Rütliszene das Außerordentliche der Landschaft, der Mondregenbogen, neben dem Außerordentlichen der Handlung. Vor und auf diesem Grunde aber bauen sich drei kunstvoll ineinander verschlungene Handlungen auf, die Tellhandlung, die Rütlihandlung, die Rudenzhandlung, wie man sie wohl genannt hat: und zum Zeichen, daß die Tellhandlung überwiegen soll, fallen ihr von den vier großen Szenen des Dramas, der Attinghausenszene, dem Apfelschuß, dem Rütlischwur, der Ermordung Geßlers, zwei zu, die wiederum in verschlungenem Wechsel zwischen die beiden anderen verteilt sind. Erscheint es nicht fast wie das Gerüst nur einer Erzählung? Man versteht, daß Goethe den Stoff des Stückes, den er aus der Schweiz mit nach Thüringen gebracht hatte, episch verarbeiten wollte; und in epischer Breite mag er auch Schiller, der nie in der Schweiz war, in den dämmernden Abendstunden gemeinsamen Verkehrs um 1800 von Land und Leuten der Berge erzählt haben. Aber Schiller hat diese Breite des Stoffes dramatisch zu beleben gewußt; und zum erstenmal geschah es damit, daß auf deutscher Bühne deutsches Volk sich als Helden erblickte.

Mit Schillers „Tell" schließt eine Periode der Geschichte des deutschen Dramas und wird noch mehr eine neue eröffnet. Sehen wir von dem psychologischen Drama Goethes ab, das, in seiner Zeit weniger verstanden, Perspektiven bis in das impressionistische Drama der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hin eröffnet, so hatte mit Schiller das klassizistische Drama auch innerlich sein Ende erreicht. Mochte es in der Entwicklung der Schicksalsidee, von der Antike mit verlockt, einen Weg eingeschlagen haben, der in eine Sackgasse führte, dennoch hatte es der Zeit genug getan; die Bühnen ertönten von Schillers Versen, und Goethe konnte die Erfahrung seines reiferen Alters wie zu einem Epilog in die Worte zusammen-

fassen, daß sich das deutsche Theater in einer Schlußepoche befinde, wo eine allgemeine Bildung dergestalt verbreitet sei, daß sie keinem einzelnen Orte mehr angehören, von keinem besonderen Punkte mehr ausgehen könne. Und was dabei Publikum und Dichter zusammengeführt hatte, war am Ende doch die allgemeine Haltung des Idealismus gewesen, die sittliche Überzeugung, daß es Schöneres nicht gebe, als zu Idealen eines hohen Lebens ausgeweihte Gestalten unter dem Walten eines sittlichen Determinismus, namentlich als „in der schönen Form die schöne Seele". In dieser Form hat denn auch das Andenken Schillers fortgelebt: es sind nicht so sehr die Dichtungen an sich gewesen, die spätere Geschlechter immer und immer wieder anzogen, als vielmehr die energische sittliche Persönlichkeit, die hinter diesen Dichtungen stand, der idealistische, gleichsam schon erdentrückte Charakter, der auch da durchleuchtete, wo die dramatische Problemstellung vielleicht nicht in dem reinsten Feuer des vollendeten Diamanten strahlte. Ja, als Persönlichkeit vor allem lebt Schiller noch heute fort und wird er der Nation fortleben vor allem in Zeiten politischer Katastrophen und allmählicher Übergänge zu höherer seelischer Reife: dann, wenn tiefere Sehnsuchten auftauchen und weitere Lebenswahrheiten gesucht werden.

V.

Bildende Kunst und Musik.

1. In unserer Zeit wird von manchen Seiten für die bildenden Künste ein Gesamtkunstwerk erstrebt, ein Gegenstück gleichsam zu dem Gesamtkunstwerk der darstellenden Künste, das zu schaffen oder durch sein Schaffen wenigstens vorzubereiten der Lebenswunsch Richard Wagners gewesen ist. Es ist eine Neigung, die durch die tiefsten seelischen Strömungen unseres Zeitalters bedingt ist. Hohe Kulturen, die sich nach der Natur zurücksehnen, vermögen diese Sehnsucht zu verwirklichen nur durch bewußte Umgestaltung ihres Inhalts im Sinne der Einfachheit primitiver Kulturen: da aber in allen Urzeiten eine organische Einheit aller Künste galt — da in ihnen Tanz und Gesang und Dichtung und dramatische Aufführung, sowie sogar plastische und malerische Darstellung zusammenfielen —, so liegt es auf der Hand, daß ein solches bewußtes Streben nach natürlicher Einfachheit, nach Jugend und Lenzesfrische, auf künstlerischem Gebiete zur Idee des Gesamtkunstwerks führen muß. In den bildenden Künsten wird darum Einheit von Architektur und Malerei und Bildnerei, Malerei und Bildnerei dabei einem zu erhoffenden großen architektonischen Stile untergeordnet, zur eigentlichen Losung.

Es liegt aber auch in der sich in gewissem Sinne ewig wiederholenden Natur der Dinge, daß solche Zeiten, in denen die Einheit des Gesamtkunstwerks schon einmal, wenn auch aus anderen Tendenzen her verwirklicht zu sein schien, nun

allen denjenigen als künstlerisch besonders hoch stehend erscheinen, die ohne weiteren geschichtlichen Horizont nur dem nächsten praktischen Ziele der Kunst zueilen. Ihnen sind die bunten Reflexe der eigenen Schaffens- und Genußrichtung in der Vergangenheit ohne weiteres Anzeichen für Höhepunkte der früheren Entwicklung überhaupt. Und in dieser Auffassung wird sie die Tatsache wenig stören, daß es, von vorurteilsfreiem geschichtlichen Standpunkte her betrachtet, überhaupt keine Höhepunkte der Entwicklung gibt, zu deren Entdeckung es der Werturteile, und das heißt der Vorurteile irgendeiner kurzen Gegenwart bedürfte.

Wir werden daher, wenn wir jetzt Perioden des Gesamtkunstwerkes in der Entwicklung der deutschen Kunst aufsuchen, dies tun, ohne damit über deren absolute Bedeutung etwas aussagen zu wollen. Eine wissenschaftliche Geschichtsbetrachtung kennt ja, abgesehen von der Reihenfolge der typischen Verlaufsstufen der seelischen Entwicklung, überhaupt nur relative Werte; und nur der vorübergehenden Praxis einer jeden Gegenwart verbleibt die Aufgabe, für ihre besonderen und begrenzten Zwecke aus diesen relativen Werten absolute zu entwickeln, indem sie sie in ein bestimmtes Verhältnis zu ihren eigenen Bestrebungen zu setzen sucht. —

Im Verlauf der deutschen Geschichte hat es vier Perioden eines Gesamtkunstwerkes gegeben: eine älteste etwa im 6. bis 9. Jahrhundert, eine zweite etwa im 12. und 13. Jahrhundert, eine dritte etwa im 15. Jahrhundert und eine vierte im 17. und vornehmlich im 18. Jahrhundert. Es sind die Zeitalter des ausgebildeten germanischen Holzbaustils, der entwickelten romanischen Baukunst, der vollendeten Gotik und des Renaissancestils, insofern er in Barock und Rokoko gipfelt. Von ihnen ist die erste nur schwer genauer datierbar; das aber ist sicher, daß sie, ihrem letzten Aushallen nach, jener sehr eigenartigen Entwicklung urzeitlichen Seelenlebens angehört, die wir als symbolisch bezeichnen müssen. Wir haben auch von ihr nur noch geringe bauliche Überreste; doch können wir uns von ihrer Architektur mit Hilfe der Ausläufer im heimischen Holzbauernhaus und in

der nordgermanischen Holzarchitektur, sowie mit Unterstützung der schriftlich erhaltenen Nachrichten immerhin noch eine gewisse Vorstellung machen. Und da ergibt sich, daß Plastik und Ornamentik, letztere als Anfang aller malerischen Darstellung, der Baukunst dienstbar gemacht waren: diese führte, Bildnerei und Malerei dienten ihr, und sie vermochten das um so eher, als sie nach unserer Terminologie rein ornamentalen, also dekorativen Charakters waren.

Im 12. und 13. Jahrhundert, in der Ausgangszeit des romanischen Stils und in der Periode des Übergangsstils, finden sich Erscheinungen verwandter, nur entwicklungsgeschichtlich mehr fortgeschrittener Natur. Auch damals stand die Baukunst auf der Höhe einer Entwicklung von bestimmten, einfachen Formen, die seit dem 9. und 10. Jahrhundert auftauchten; auch damals diente die Bildnerei dem Schmuck des Baues und war da, wo sie diesem ferne stand und in sich freier wurde, in ihren Stilelementen vom Baue abhängig; und auch damals trat die Malerei, nun schon zu vollendeter Wiedergabe der Umrisse der Erscheinungswelt entwickelt, gerade in ihrer höchsten und edelsten Ausbildung als Wandmalerei in den Dienst der Baukunst.

Zeigen die beiden späteren Perioden, die der ausgehenden Gotik und des Barocks wie des Rokokos, andere Merkmale? Keineswegs; um nur einige auffälligste Tatsachen zu erwähnen, so ist dort die Überhöhung der menschlichen Statur in der Malerei und Plastik eine Folge der Entwicklung der Baukunst, und ergibt sich hier die Entartung der Bildnerei zur bloßen Zierkunst und die Aufnahme hellerer Farbenstimmungen in der Malerei als ein Moment in der Abwandlung des barocken Baustils zum Rokoko[1].

Was aber diese Erscheinungen der vier verschiedenen Zeitalter miteinander verbindet, ist der Umstand, daß das Gesamtkunstwerk jedesmal am Schlusse einer längeren, in sich gleichmäßigen Entwicklung unter der Herrschaft der Baukunst ein-

[1] Vgl. Bd. VII, 1, S. 208.

tritt. Man führe dagegen nicht die Zeit des Barocks und des Rokokos an; Barock und Rokoko und nicht die Renaissance sind eigentlich erst die der Absicht nach vollgültigen modernen Aneignungsformen der Antike; und die Baumeister der großen Dome des 17. Jahrhunderts wie der Paläste des 18. haben durchaus im Sinne der Alten, etwa nach den Lehren Vitruvs, zu schaffen geglaubt.

Und ist denn eine solche Entwicklung nicht an sich leicht erklärlich? Die Architektur ist diejenige der bildenden Künste, die dem Raumgefühl der anderen Künste erst künstlerisch Maß und Ziel setzt; nur sie vermag darum den umschließenden Rahmen eines Gesamtkunstwerks zu bilden. Zugleich ist sie aber auch diejenige Kunst, die am meisten am Bedürfnisse klebt; der wechselnde Raumbedarf und die großen Wandlungen unterworfene Raumanschauung der einzelnen Zeitalter ist für sie, abgesehen von der eigentlichen Entwicklung des künstlerischen Sinnes, maßgebend. Diese Bedürfnisse aber entfalten sich innerhalb eines bestimmten Zeitalters nur langsam zu völliger Klarheit, und ihre volle architektonische Bewältigung setzt nicht bloß die Reife einer durch lange Zeiträume erwachsenen gleichmäßigen Kultur voraus, sondern auch noch ein instinktives Wahrnehmen und Übertragen dieser Reife in tektonische Gedanken und bauliche Anschauung.

Es ist ein Zusammenhang, der zugleich weiter führt. Volle Entwicklung eines Baustils und damit Möglichkeit eines Gesamtkunstwerks ist nach alledem nicht bloß Sache günstiger künstlerisch-individueller Entwicklung; beide Erscheinungen können sich anscheinend nur gegen den Reifezustand eines ganzen Kulturzeitalters, gegen Ende einer in sich geschlossenen Kultur, einer ablaufenden Periode seelischen Gesamtlebens einstellen. In der deutschen Geschichte wenigstens sind diese Zusammenhänge unmittelbar anschaulich. Das Gesamtkunstwerk der Urzeit steht am Schluß des Zeitalters symbolischen Geisteslebens; das romanische und gotische Gesamtkunstwerk grenzt die beiden Perioden mittelalterlich gebundenen Geisteslebens, des typischen wie des konventionellen, gegen die ganz andere Entwicklung

der Neuzeit ab; Barock und Rokoko erzeugen in Kirchen und Palästen Gesamtkunstwerke gegen Schluß des individualistischen Zeitraums.

Wer möchte unter diesen Verhältnissen in der Frühzeit eines neuen Seelenlebens, in den Anfängen des Subjektivismus, alsbald ein neues Gesamtkunstwerk erwarten! Die reizvolle Harmonie des Rokokos, in der im Grunde nicht allein Bildnerei und Malerei und Architektur ein Kunstwerk gebildet hatten, in der das Leben selbst ein großes Kunstwerk geworden zu sein schien, sie war unwiederbringlich dahin; und selbst auch nur für die Baukunst war eine Lösung der großen Probleme der neuen Zeit in absehbaren Jahren nicht zu erhoffen. Tritt doch erst die Gegenwart, und das heißt etwa die fünfte und sechste Generation innerhalb des neuen Zeitalters des Subjektivismus den schweren Fragen einer unserer Psyche angemessenen architektonischen Stilbildung nahe; und haben sich doch erst etwa in den letzten zwei Generationen die neuen Raumbedürfnisse für eine solche Stilbildung entwickelt.

Die Kunst, die dem neuen Geistesleben zunächst greifbar anschauliche Richtung wies, war die Malerei.

2. Schon seit dem 15. und 16. Jahrhundert war der Malerei die Aufgabe zugefallen, neue Formen des Seelenlebens zuerst anschaulich zu entwickeln. Warum eben sie diese Rolle spielte und nicht die Bildnerei, das erklärt sich ohne weiteres aus den einfachsten Momenten ihrer Geschichte im Verhältnis zur Geschichte der Plastik.

Was bezwecken die bildenden Künste im engeren Sinne, Malerei und Bildnerei? Sie wollen die verwickelte Welt der Erscheinungen, die sich vor unserem Auge ausbreitet, von neuem darbieten, sei es mit der Absicht bloßer schöpferischer Wiedergabe, sei es vor allem in dem Bestreben, deren eigentliches, tieferes, über den Eindruck der einzelnen Erscheinung hinausgreifendes, typisches Bild in persönlicher Belebung und Umdeutung zu gewinnen. Ist diese doppelte Absicht des künstlerischen Schaffens, die naturalistische und die idealistische, über

alle Zeitalter hin, wenn auch nicht in stets gleich ernster und ausgedehnter Ausbildung zu verfolgen, so ergibt sich doch leicht, daß es dabei für den entwicklungsgeschichtlichen Verlauf vornehmlich auf die naturalistische Richtung ankommt. Denn will man einen Kanon idealistischer Kunst aufstellen, sieht man den Typ persönlichen oder allgemein-stilistischen Charakters in der Flucht der unendlich wandelbaren Erscheinungen, so muß man erst die zur Zeit schon erreichte oder erreichbare Herrschaft über deren Wandelbarkeit besitzen, soll das Ergebnis anders das eines wirklich „auf der Höhe der Zeit" stehenden Idealismus sein. Höchstes naturalistisches Ausdrucksvermögen ist darum unumgängliche Voraussetzung jedes wahrhaftigen und ernsten Idealismus; und zu allen Zeiten sind wirklich große Meister idealistischer Kunst für ihre Zeit auch meisterhafte Naturalisten gewesen: so in der deutschen Kunst die großen Miniaturisten der karolingischen Zeit, eine Herrad von Landsberg, ein Dürer und Rembrandt, ein Klinger.

Darauf also kommt es bei einer kunstgeschichtlichen Auffassung an, die den Namen einer entwicklungsgeschichtlichen verdienen will, daß vor allem die Entwicklungsstufen des Naturalismus, d. h. der künstlerischen Ausdrucksfähigkeit für die möglichst genaue Wiedergabe der äußeren Erscheinungswelt, in den einzelnen Zeitaltern klar und zweifelsohne aufgesucht und festgestellt werden.

Nun unterliegt es aber keinem Zweifel, daß, rein physiologisch betrachtet, der Netzhaut des menschlichen Auges zu jeder Zeit ein vollkommenes Bild der Erscheinungswelt in ihren Umrissen, in ihrer farbigen Buntheit, in ihrer Durchwobenheit mit tausend und abertausend Widerscheinen des Lichts vermittelt worden ist. Die Frage ist nur die, ob die Menschen aller Zeiten sich dieses Bild in gleicher Weise zum anschaulichen Bewußtsein gebracht haben. Daß auf diesem Gebiete zunächst ganz im allgemeinen große individuelle Verschiedenheiten bestehen, unterliegt keinem Zweifel; der eine sieht bei weitem mehr als der andere; es gibt Maleraugen und deren Gegenteil.

Aber es besteht auch ein genereller Unterschied der Zeitalter. Man hat ihn wohl schlechtweg als „undenkbar" leugnen wollen — als wenn er nicht schon durch die noch heute bestehende individuelle Verschiedenheit als möglich gesichert wäre. Daß er aber und inwiefern er besteht, das lehrt die geschichtliche Erfahrung, und diese Erfahrung zur Grundlage historischen Verständnisses der Kunst zu machen ist Aufgabe einer wirklichen Kunstgeschichte, die nicht in dem Erzählen von Geschichten aus dem Leben großer Künstler oder in rein subjektiven und impressionistischen Schilderungen einzelner Malerindividualitäten aufgehen will. Und da ergibt sich denn, daß das Auge selbst der begabtesten Künstler früher kulturgeschichtlicher Zeitalter von dem, was wir — geschweige denn unsere Künstler — von der Erscheinungswelt in wirklich anschaulichem Bewußtsein in uns aufnehmen, nur gewisse Teile sah: daß also im Laufe der Generationen eine ungeheuere Schulung bewußten Sehens ganz allgemein, vor allem aber bei den Künstlern und den künstlerisch interessierten Volksteilen eingetreten ist. Von dieser Entwicklung des Sehens vornehmlich, in minderem Maße erst von der Möglichkeit, das Gesehene nun auch im Stoffe wiederzugeben und anderen Bedingungen hängt der Gang der Kunstgeschichte ab.

Die Kunstgeschichte ordnet sich damit der allgemeinen Geschichte des Lebens ein; denn es ist ein unbestrittener Satz der Biologie, daß sich die sinnliche Empfindung und mit ihr das Bewußtseinsmaterial, in dem sich das Sein darstellt, um so mehr differenziert, zu je höheren Formen die Organismen aufsteigen[1].

Anfangs freilich mag das künstlerische Auge dem Durchschnittsauge ziemlich gleich gewesen sein; wie dieses, mag es nur nach kleinen Teilen und Ausschnitten dessen, was auf der Netzhaut physiologisch gegeben ist, geurteilt haben: nach gewissen Licht- und Schattenpartien, vagen Farbeneindrücken, vornehmlich wohl nach gewissen charakteristischen Momenten

[1] Vgl. dazu u. a. C. Fiedler, Schriften über Kunst S. 235.

des Umrisses. Allein genügten diese Momente zur malerischen Wiedergabe der Erscheinungen? Die Notwendigkeit selbst schon einfachster Reproduktion zwang zu schärferem Sehen, energischerer Erinnerung des Geschauten.

Der Probleme, die damit auftauchten, war Legion. Was alles kann der Beobachtung eines scharfen und gedächtnisstarken Auges unterliegen! Aber der Hauptsache nach handelte es sich doch um zwei große Momente, die zu erfassen waren: um den einzelnen Gegenstand, und um den Gegenstand als Teil, als Inhalt des Raumes.

Und da ist es denn charakteristisch, daß die deutsche nationale Kunst viele Jahrhunderte hindurch zunächst nur den einzelnen Gegenstand zum Objekt der Wiedergabe gemacht hat. Dabei ging sie keineswegs von einer Erfassung der Erscheinung aus, die, nach unserem Auge, auch nur den gröbsten Merkmalen mit Schärfe gerecht geworden wäre. Wiedergegeben wurde anfangs von der Farbe — die naturgemäß für den einzelnen Gegenstand nur hätte Lokalfarbe sein können — nichts; vom Umriß nur die Summe der allerbezeichnendsten Momente. So war das Ergebnis nach unseren Begriffen das Ornament: ausschließlich ornamental war die deutsche Kunst bis ins 11. Jahrhundert, teilweise ornamental noch bis ins dreizehnte. Gewiß war diese rein nationale Entwicklung leise schon seit dem stärkeren Verkehr mit dem Mittelmeer, der mit dem Auftreten der Römer an der Süd- und Westgrenze einsetzte, durch fremde Elemente gestört; und gewiß wurde sie noch mehr beeinflußt durch die Einwanderung der Franken und Alemannen nach Gallien und die karlingische und ottonische Renaissance: alle diese Bewegungen brachten eine steigende Kenntnis der höher entwickelten antiken Kunst. Aber trotzdem behielt die deutsche Kunst da, wo sie frei vom Gängelbande der Antike schuf, ganz, und auch sonst noch vorwiegend, ihren ornamentalen Charakter; noch aus dem 12. Jahrhundert besitzen wir Landschaften, die nur aus einer Summe von Ornamenten bestehen. Dem ornamentalen Grundcharakter dieser Kunst aber entspricht es, wenn bis in diese Zeit hinein eine

der Wirklichkeit nahekommende Wiedergabe der Lokalfarbe noch nicht völlig gesichert war. Die älteren Zeiten hatten, soweit überhaupt die Farbe zur Füllung der Ornamente und damit zur stärkeren Betonung des Flächenmäßigen herangezogen wurde, nur eine ornamentale Palette gekannt: Farben, deren Bukett der Wirklichkeit ferne lag, aber einen an sich harmonischen Eindruck vermittelte: Schwefelgelb und Zinnober, Schwarz und Weiß, Grün und Gold: und aus dieser Palette her waren je nach dem Bedürfnis der Farbensymphonie ornamentale Vögel bald grün und gelb, ornamentierte Pferde bald rot und golden und alle Gegenstände gelegentlich wohl auch in der eigenen Lokalfarbe gemalt worden.

War dies das grundsätzliche Wesen der rein nationalen Kunst bis ins 11. Jahrhundert, nur daß bis zum 7. und 8. Jahrhundert die Ornamentierung des Umrisses um vieles allgemeiner und die Farbengebung um vieles ornamentaler erschien als später, so bringen die letzten Jahrhunderte des Mittelalters den Fortschritt vom ornamentalen zum konventionellen Umriß und von der ornamentalen zur wirklichen Lokalfarbe: in leisen Übergängen vollzieht sich die Wandlung, bis zu Beginn des individualistischen Zeitalters der Gewinn des realistischen Umrisses abgeschlossen zutage tritt.

Und schon war man seit dem 12. Jahrhundert etwa auch nach anderen Seiten hin über die ältere Entwicklung hinausgegangen. Man hatte in den konventionell gehaltenen Darstellungen der Gegenstände, der Menschen, Tiere, Pflanzen, der Berge, des Erdbodens zu modellieren begonnen; die dem Zeichner näher liegenden Partien waren zumeist als Lichtteile heller, die entfernteren dunkler gehalten und wohl auch schraffiert worden: das Gefühl der Ausdehnung in die Tiefe war aufgetreten: und rasch nahm die Praxis der Modellierung zu, bis sie um die Wende des 15. Jahrhunderts durch Aufhellung in Weiß oder Gelb oder gelegentlich auch in die Komplementärfarbe zur Lokalfarbe (z. B. in Rosa zu Grün) sowie durch Schwärzung der Schattenpartien einen gewissen Abschluß erhielt.

Das deutliche Gefühl des Raumes war da; der Gegenstand erschien in den drei Dimensionen; kein Wunder, daß auch die Einordnung der Gegenstände in den Raum Fortschritte gemacht hatte. Die Anfänge einer wirklichen Linearperspektive hatten sich gleichzeitig mit dem realistischen Umriß entwickelt; ja in der blauen Färbung der Gegenstände des Hintergrundes war man bis zu den ersten Elementen der Luftperspektive gelangt.

Aber die wichtigeren Feinheiten der Einordnung der Gegenstände in den Raum zu sehen und künstlerisch wiederzugeben war doch erst dem 16. bis 18. Jahrhundert vorbehalten. Insbesondere wurden jetzt die Probleme der Linearperspektive bis zu jener raffinierten Ausnutzung ihrer Kenntnis gelöst, welche die Decken-, namentlich die Kuppelmalereien des Barocks und noch mehr des Rokokos aufweisen. Indes die größten Schwierigkeiten zeigten sich nun doch auf anderen Gebieten als dem des Umrisses.

War der Raum nicht lichtdurchflossen? Hielten ihn nicht recht eigentlich die leisen feinen Elemente der Luft, die Nebelbläschen mit ihren direkten Reflexen des sie durcheilenden direkten Sonnen-, Mond- oder künstlichen Lichts und mit ihrer unendlichen Summe von Widerscheinen von den lichtreflektierenden Gegenständen her zusammen — waren nicht sie es, dieses rätselhafte „Ambiente" der Gegenstände, was in der Malerei vor allem wiederzugeben war, um dem Raume gerecht zu werden?

Hier traten Fragen auf, deren Neuheit die Maler seit dem 16. Jahrhundert recht eigentlich beschäftigte; hier galt es der Natur näher zu kommen, als je, und mit ihr um ihre intimsten Reize zu ringen.

Es versteht sich, daß die Bildnerei diesen Weg nicht unmittelbar gehen konnte. Der Umriß und die drei greifbaren Dimensionen des Gegenstandes sind zunächst die Grenzen der Plastik; darum hatten sich, solange es sich allein um sie handelte, Malerei und Plastik parallel nebeneinander entwickelt. Jetzt dagegen erzwang sich das künstlerische Auge Eintritt in Gebiete, in die vorzudringen der Plastik höchstens auf Um-

wegen, nach vorhergehender Erforschung des Terrains durch die Malerei und im Gefolge der Errungenschaften dieser, möglich war. Darum trat seitdem die Plastik in der Entwicklung der bildenden Künste zurück; und übernahm seit dem 16. Jahrhundert die Malerei die Führung.

Allein auch ihr ward es nicht leicht, auf dem überaus schwierigen Boden Fuß zu fassen. Gewiß war für die Schärfung des malerischen Auges dadurch viel erreicht, daß mit der steigenden Ausbildung eines besonderen rein künstlerischen Malerstandes seit dem 16. Jahrhundert an Stelle der noch im 15. Jahrhundert nicht aufgelösten handwerklichen Einbettung der Kunstmalerei in die Tätigkeit des Weißbinders die Muße der Beobachtung und damit die Intensität des künstlerischen Sehens außerordentlich zu steigen vermochte. Es ist der Beitrag zur Kunstgeschichte, den die steigende Geldwirtschaft des individualistischen Zeitalters ganz im stillen geleistet hat. Aber nicht zu verkennen bleibt doch, daß diese Intensität nicht im geraden Verhältnis zu dem immer rascheren Zeitmaß der Volkswirtschaft fortschritt. Das Tempo des Wirtschaftslebens ist in naturalwirtschaftlichen Perioden durch den Ablauf der Jahreszeiten ein für allemal gegeben: jährlich ein voller Umsatz des Kapitals, jährlich ein einmaliger Umlauf der menschlichen Berufstätigkeit, das ist das nicht überschreitbare Maximum. Jetzt dagegen, in geldwirtschaftlicher Zeit, ergab sich ein mit steigendem Kapital und verbesserten Verkehrswegen immer rapiderer Umsatz des Kapitals und damit ein immer hastenderes Zeitmaß der materielle Werte erzeugenden Tätigkeit: konnte dem nun die geistige Produktivität folgen? Man wird es von denjenigen geistigen Berufen behaupten können, bei denen größere Kapitalaufwendungen schnellere Ergebnisse geistiger Arbeit verbürgen: so gewiß für eine ganze Anzahl wissenschaftlicher Betätigungen. Aber gilt die Wandlung auch für die Gebiete der Kunst? Schwerlich; es sei denn, daß Intensitätsschärfungen der künstlerischen Fähigkeiten durch Anwendung wissenschaftlicher Erziehungsmittel, Photographie, Kenntnis der optischen Wissenschaften u. dgl., und damit indirekt durch

Kapitalaufwendungen gefördert werden könnten: eine Möglichkeit, die in vollem Umfange erst im 19. Jahrhundert eingetreten oder wenigstens ausgenutzt worden ist. Und so ergibt sich denn für das 16. bis 18. Jahrhundert ganz besonders der auch heute noch nicht ganz veraltete Satz, daß die künstlerische Entwicklung, weil der Hauptsache nach nur an besondere menschliche Begabung, nicht aber unmittelbar an den objektiven Fortschritt der materiellen Weltbeherrschung gebunden, eine verhältnismäßig langsamere Entwicklung durchlief als andere geistige Tätigkeit. Eben dies ist, beiläufig bemerkt, einer der Gründe, warum unsere Bildung heute bei weitem mehr eine intellektuell wissenschaftliche als eine anschauliche, künstlerische ist; die künstlerischen Bildungsmittel sind im Verhältnis zu unserem allgemein geistigen und seelischen Dasein wenigstens bis vor kurzem zu konservativ gewesen.

Langsam also vollzog sich im 16. bis 18. Jahrhundert die künstlerische Eroberung der Luft und des Lichtes. Zunächst suchte man beiden durch den sogenannten Ton gerecht zu werden: man verband alle Gegenstände eines Raumes durch das gemeinsame Medium einer bestimmten Farbenhaltung, etwa einen goldigen Ton, der freudige Beleuchtung, einen silbergrauen Ton, der delikates Licht ausdrücken sollte usw. Es war eine Lösung, die dem Bilde jene interessante Einheit gab oder wenigstens geben konnte, die für ein Frauenantlitz durch den herabgelassenen Schleier hergestellt wird. Aber die Lösung verschleierte eben auch tatsächlich nur das Problem, statt es zu lösen.

Der Tonmalerei folgte entwicklungsgeschichtlich das Helldunkel. Man erkannte, wie schwer Luft und Licht im Freien sich wiedergeben lassen; man sah, um wie vieles aufdringlicher und um welche Unsummen von Kombinationen geringer Licht und Reflexe in geschlossenen Räumen auftreten. Man fühlte hier das Webende, Schummrige, gleichsam in der Luft flüssig Gewordene der Widerscheine; man sah die Sonne sich in ganzen Milchstraßen von Sonnenstäubchen ergießen; man vermochte die natürlichen Lichtquellen wie die Ströme künstlichen Lichtes

nach Absicht und Bedürfnis zu dirigieren: hier zuerst erschien daher das Problem der Lichtwiedergabe wirklich faßbar.

Die erste augenscheinlich tonige Landschaft im Bereiche der deutschen Kunst zeigt das Genter Altarwerk der van Eycks; es bildet in so früher Zeit, um die Wende des ersten Viertels des 15. Jahrhunderts, eine durch besondere Momente begründete Ausnahme; im allgemeinen hat man tonige Bilder erst im 16. Jahrhundert gemalt. Der deutsche Meister des Helldunkels, der größte Meister dieser Art des Malens überhaupt, ist dann Rembrandt gewesen. Aber auch Rubens steht entwicklungsgeschichtlich auf dem Boden des Helldunkels. Und Süd- wie Nordniederländer des 17. Jahrhunderts malten im Sinne dieser beiden Meister und schufen so selbst dann, wenn sie Landschaften oder Marinen malten: Erde und Meer sind ihnen sozusagen große Innenräume, die zur Ermöglichung dieser Fiktion fast ausnahmslos bei bedecktem Himmel nur durch einige Wolkendurchlässe wie gleichsam durch Fenster erleuchtet erscheinen —: nur ganz wenige Meister haben sich dauernder und noch keiner durchaus diesem Schema entzogen.

Erschien damit das Problem der freien Raumwiedergabe im Flusse von Licht und Luft gelöst? — Die Gegenwart steht noch unter der frischen Erfahrung, daß es nicht an dem war. Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts hat, um es hier nur ganz allgemein zu bezeichnen, etwa bis 1870 überwiegend noch nach der Methode des Helldunkels gemalt. Dann aber brach eine neue Methode zu malen nicht mehr abwendbar hervor, die Freilichtmalerei; und sie hat in den nächsten Jahrzehnten, noch vor Schluß des 19. Jahrhunderts, gesiegt. Es ist der Versuch gemacht worden, Luft und Licht des unbedeckten Raumes im künstlerischen Auge aufzufangen und ihren Eindruck auf die Leinwand zu bringen. Es war zweifelsohne ein großer entwicklungsgeschichtlicher Fortschritt.

c. Aber dieser Fortschritt scheint, bei einem Blick auf die Einzelheiten der Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert, nicht in einfacher, ruhiger Weiterentwicklung aus dem Hell-

dunkel heraus gemacht worden zu sein, und er war jedenfalls von Vorgängen begleitet, die schon an dieser Stelle dazu nötigen, mit zwei Worten auf die allgemeine Bewegung der Malerei im 19. Jahrhundert einzugehen. Die Malerei in dem neuen Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts setzte zwar mit Versuchen, den Fortschritt zu einer primitiven Malerei freien Lichtes zu erringen, ein, gelangte indes in dieser Richtung nicht zur Vollendung: Graff etwa und Chodowiecki bezeichnen den höchsten Punkt der erreichten Stufe. Allerdings starben auch nach diesen Malern die Versuche, in freiem Lichte zu schaffen, nicht völlig aus, denn schon um die Wende des 18. Jahrhunderts wurden Neigungen eines romantischen Impressionismus verspürt: im ganzen aber und führend entwickelte sich die bloße Umrißkunst des Carstens und verwandter Künstler. Damit trat ein Rückfall gleichsam auf die Anfänge aller Kunst ein; es war, als ob das 19. Jahrhundert in einem Wiederholungskurs des früher Erlernten und Erreichten hingehen solle. In der Tat war der Umriß der Kunst selbst noch eines Overbeck und eines Cornelius vielfach konventionell, stand also entwicklungsgeschichtlich eigentlich auf der Höhe der Kunst des 14., allenfalls des 15. und 16. Jahrhunderts. Von da ging man dann wohl rasch zur Farbe fort, aber zunächst auch nur zur Lokalfarbe. Dann, im Grunde und ganz erst seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, näherte man sich den Problemlösungen des 17. Jahrhunderts; der Realismus der Farbe dieser Zeit, das Helldunkel, tauchte auf.

Verlief nun, das ist die Frage, diese ganze Zeit tatsächlich nur in einer schlechthin nachahmenden Wiederholung früherer Schaffensperioden? Wir werden später sehen, daß schon die ältesten Meister dieser nachahmenden Kunst zugleich recht naturalistische Skizzen im Sinne der großen Kunst des 17. Jahrhunderts, wenn auch nicht mit vollem Erfolg gemacht haben, und daß gleichzeitig neben ihnen da und dort stille Schulen auf der Grundlage der Malweise des 17. und 18. Jahrhunderts fortblühten, ja, sich sogar schon früh den neuen Problemstellungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts näherten.

Es wäre also falsch, wenn man von einem gleichsam zeit- und voraussetzungslosen Studium der Malerei des 14. bis 16. Jahrhunderts bei den Meistern des 19. Jahrhunderts sprechen wollte; sie standen entwicklungsgeschichtlich höher; nicht als an sich und entwicklungsgeschichtlich unerreichbar, sondern nur als aus besonderen, bald zu erörternden Gründen vorzuziehen haben sie die Kunst früherer Zeiten nachgeahmt.

Seit den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts aber begann dann eine noch viel bewußtere Nachahmung der alten Meister: so des Rubens und seiner zeitgenössischen Landsleute bei den Vlaemen, bei Feuerbach und Makart der Venezianer, bei Lenbach schließlich aller alten Kunst. Man stand jetzt auf mindestens gleichem Boden mit diesen, und man lernte von ihnen wie von hochbegabten Kollegen.

Daß aber die Entwicklung des 19. Jahrhunderts bis dahin gleichwohl nicht bloß ein Repetitionskurs alter Malerei gewesen ist, das bezeugt, abgesehen von der allgemeinen historischen Erfahrung, schon die besondere Tatsache, daß die Meister des Umrisses wie des Farbenrealismus in ganzen großen Richtungen dennoch Eigenes in die Kunstgeschichte eingebracht haben: so die Umrißmeister die heroische Landschaft, die Farbenmeister die Symphonie Makarts und verwandter Künstler und den Neuidealismus teilweise noch Feuerbachs und Böcklins.

Dann aber, nach dem Realismus der dreißiger bis siebziger Jahre, kam das völlig Neue des 19. Jahrhunderts, nahten die Zeiten der Freilichtmalerei und des Impressionismus. Es ist eine Malerei, in der, je mehr Nachdruck auf die Wiedergabe des Lichtes gelegt wird, um so mehr die dargestellte Erscheinung nur ihren allgemeinsten Eindrücken und Formen nach gegeben werden kann. Wird aber diese Möglichkeit bis in die äußersten Konsequenzen ausgenutzt, so bedürfen eben gerade diese allgemeinsten Formen der scharfen Umziehung im Umriß. Eine sehr merkwürdige Entwicklung, wie wir sie z. B. in dem modernen Plakatstil vor sich gehen sehen; eine Entwicklung, die bis zur Aufnahme rein ornamentaler Formen der Lichtbewältigung führen kann: denn Lichteindrücke in ihren ein-

fachsten Grenzen umrissen, erhalten eben einen ornamentalen Charakter. Wurden nun aber die Folgen dieser Entwicklung ganz gezogen — und sie sind gezogen worden —: dann ergab sich für die modernste Malerei gerade auf Grund ihrer modernsten Prinzipien wieder eine ornamentale Form — eine Form wie die der Urzeit! Und in der Tat: die moderne Ornamentik, die aus diesen Beziehungen hervorgegangen ist, und nicht minder die moderne symbolische Malerei, soweit sie bis zu ornamentalen Konsequenzen fortschreitet, hat eine nicht unbedeutende Anzahl von Berührungspunkten mit dem ältesten nationalen Malstil, mit der Ornamentik der deutschen Stammeszeit und der Jahrhunderte der Karlinge.

Wir stehen hier vor einer eigentümlichen Tatsache, die um so genauer ins Auge gefaßt zu werden verdient, als sie nicht isoliert dasteht und Beobachtungen zu vertiefen geeignet ist, die schon im Beginne dieses Kapitels gestreift wurden. Eine große Anzahl von Kulturerscheinungen gerade des modernsten, sich immer stärker entfaltenden subjektivistischen Zeitalters erinnern an analoge Erscheinungen der urzeitlichen, symbolischen Kulturperiode. So, um nur einiges zu erwähnen, die Tendenz zu genossenschaftlichem Zusammenschluß, die massivere religiöse Innigkeit, wie sie namentlich dem Aufschwunge der mittelalterlichen, katholischen Kirche zugute kommt, die von der Wissenschaft begünstigte Neigung zu einer pantheistischen oder panpsychischen Weltanschauung, und das Drängen der darstellenden Künste zur Vereinigung von Musik, Dichtung und Mimik in einem einzigen Ausdruck. Es sind Züge, die auch sonst reife Kulturzeitalter in der Geschichte anderer Nationen gezeigt haben; allgemein liegen sie der nie gestillten, immer wieder emporschwellenden Sehnsucht hoher Kulturen nach Natur und Ursprünglichkeit, nach der Kombination einer überhitzten Zivilisation mit der frischen Atmosphäre der Urzeiten zugrunde: — jenen Neigungen, welche das moderne deutsche Kulturzeitalter von dem männlichen Rufe Hallers nach der Einfachheit des Alpenbewohners an bis zu dem müden Lechzen nach Uranfänglichem aufweist, wie ihn populär etwa der Titel der Zeitschrift „Jugend" ausspricht.

Aber wird diese Sehnsucht nach einem Jugendbrunnen je gestillt werden? Im Sinne der Urzeit niemals. Jede vollständige Erfüllung würde eine unbewußte Rückentwicklung bedeuten des genossenschaftlichen Triebes zum Kommunismus, der Religion zum ritualistischen Gehorsam, der Wissenschaft zur Mythologie, der darstellenden Künste zum Hymnus. Wohl aber läßt sich in hohen Kulturen vielfach bewußt eine Vereinfachung gewisser verwickelter Tendenzen erreichen, und die Formen dieser bewußten Vereinfachung ähneln dann äußerlich gewissen unbewußt entwickelten Kulturformen der Urzeit bei völlig abweichender innerer Struktur und Veranlagung. Es ist ein Zusammenhang, der wohl beachtet sein will; wird er doch sogar in der Auffassung der Freiheit wirksam, die in Urzeiten eine unbewußte, d. h. nur durch die Institutionen gewährleistete ist und darum im Grunde vielmehr Gebundenheit genannt werden muß, während sie in hoher Kultur durch Erziehung innerlich bewußt gesichert erscheint — und umfaßt er damit doch den ganzen ethischen und psychischen Kosmos hoher Kulturen. Denn eben in ihm, in seiner systematischen Anwendung sichern sich hohe Kulturen bewußt vor der schrankenlosen Willkür des Subjektivismus; der Ruf nach Natur, nach Urzeit, ist daher zugleich der Schrei nach Gesundheit und der Warnungsruf vor den zerstörenden Einwirkungen einer ungezügelten Bewegungsfreiheit subjektiver Zeiten.

In diesem Zusammenhange gewinnt auch der unter gewissen Umständen eintretende Rücklauf der Freilichtmalerei zu bewußter Ornamentierung gerade der fortgeschrittensten Formen allgemeine Bedeutung. Er muß als ein Zuchtmittel verstanden werden und als ein künstlerisches Gegengewicht gegen das radikale Wesen jenes zügellosen Impressionismus, der sich aus der Freilichtmalerei entwickeln kann. In weiterem Sinne aber gehört hierher überhaupt das gleichzeitig mit den frühesten Versuchen der Freilichtmalerei schon einsetzende Betonen der Form in der Malerei, d. h. das Hindrängen auf besonders klare und anschauliche Ordnung der Raumverhältnisse, wie sie dem deutschen Neuidealismus der Feuerbach, Böcklin, Thoma,

Klinger eignet und von Marées, Fiedler und auch Hildebrand lehrhaft gepredigt worden ist.

Erscheint aber so die Wiederaufnahme alter Bildungsformen in der Malerei des 19. Jahrhunderts mindestens seit dem vollen Siege der Freilichtmalerei keineswegs als einfache Nachahmung, sondern vielmehr als die besondere Anwendung einer sehr allgemeinen Entwicklungsform dieses Kulturzeitalters überhaupt, so darf man billig Bedenken tragen, die Malerei der Zeit unmittelbar vor dem Triumphe des freien Lichtes einfach als Nachahmung früherer Malereien zu kennzeichnen. Auch bei ihr handelt es sich zugleich um einen Vorgang der Kombination subjektivistischer Neigungen mit den strengeren Formanforderungen früherer Zeiten, wenn auch gelegentlich das Moment reiner Nachahmung stark mit in Frage gekommen sein mag.

Und so erhalten wir für die entwicklungsgeschichtlich ebenso lehrreiche wie auf den ersten Anblick verworrene Geschichte der deutschen Malerei in der zweiten Hälfte des 18. und im Verlaufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts etwa folgende allgemeine Ansicht: schon früh, unmittelbar mit dem Erwachen des subjektivistischen Zeitalters seit Mitte des 18. Jahrhunderts entschiedene Versuche des Übergangs zu Freilichtmalerei und Impressionismus, die aber durch besondere Umstände in ihrer freien Entfaltung unterdrückt werden, ohne doch als Entwicklungsansätze in der Tiefe jemals wieder zu verschwinden; darauf eine große akademische Malerei, die gegenüber den ihrer Meinung nach destruktiven Tendenzen der soeben charakterisierten Unterströmung Schutz sucht bei den strengen Formen der Alten und aus ihnen heraus von einer Umrißkunst zu einer Kunst der Lokalfarbe und einer Kunst der Tonmalerei und des gebundenen Werkstattlichtes fortschreitet; endlich, jenseits schon der Mitte des 19. Jahrhunderts, eine aus der bisherigen Unterströmung nicht ohne die Hilfe des Auslands hervorbrechende Freilichtmalerei, die ihrerseits zur Gegenwehr gegen die formenlösende Gewalt des freiflutenden Lichtes zurückgreift sogar bis zum ornamentalen Umriß der Frühzeit und damit selbstverständlich

auch gelegentlich zu den anderen wichtigsten bindenden Formen der späteren Entwicklung: zum konventionell oder realistisch gehaltenen, jedenfalls aber stark betonten Umriß, zur Tonmalerei, zum Werkstattlicht und zu den aus diesen naturalistischen Ausdrucksmitteln jeweils abgeleiteten idealisierenden Stilformen der romanischen Kunst, der Gotik, der italienischen Früh- und Hochrenaissance, der deutschen Renaissance, der nord- und südniederländischen Malerei, ja auch des Rokokos und des Empire.

Kann man unter diesen Umständen die Malerei des 19. Jahrhunderts vom Historismus „durchseucht" nennen? Gewiß hat der Historismus teilweise zu unselbständiger Nachahmung verführt und dann die freie künstlerische Entfaltung der Individuen beeinträchtigt; anderseits aber hat er der Tendenz einer zum Verfall geneigten, anscheinend an der äußersten Grenze der möglichen Ausdrucksmittel angelangten Kunst bindende Formen früherer Zeit rettend zur Verfügung gestellt. Aber freilich läßt sich in diesem Zusammenhange überhaupt nicht mehr von reinem Historismus reden, denn die alte Form wurde selbstverständlich grundsätzlich eine andere, sobald sie in moderner Anwendung neuen Absichten und Zwecken diente. Was aber für die Malerei auf diesem Gebiete galt, das galt auch für die anderen bildenden Künste, für Bildnerei und Baukunst: galt für sie um so mehr, als sie in ihren Ausdrucksmitteln konservativer blieben, da sie den Umriß überhaupt nicht oder nur sehr schwer auflösen konnten, während die Freilichtmalerei ihn zerstörte, — und doch den Einflüssen dieser Malerei als der führenden Kunst unterlagen.

d. Ist denn aber die Voraussetzung, daß die Kunstgeschichte im Grunde nur eine Geschichte der künstlerischen Ausdrucksmittel sei, überhaupt richtig? Wird nicht oft genug von Künstlern selbst geltend gemacht, die Kunstgeschichte sei nur eine Geschichte der Technik, von Laien und auch von Historikern, sie sei mindestens zum Teil auch eine selbständige Geschichte der künstlerischen Inhalte? Und gibt es nicht eine

ganze Literatur von kunstgeschichtlichen Darstellungen, in denen die Gesichtspunkte der Ausdrucksmittel, der Technik, des künstlerischen Inhalts ohne ein Wort der Aufklärung über ihr gegenseitiges Verhältnis in bunter und willkürlicher Abwechslung zum Verständnis der künstlerischen Entwicklung herangezogen werden?

Gewiß soll jedes Bild, wie jedes Kunstwerk, etwas Bestimmtes ausdrücken, vom philosophischen Gedanken bis zu einer individuellen Licht- oder Formstimmung. Und dabei braucht der Inhalt dem Bilde keineswegs unmittelbar einverleibt zu sein; es gibt auch Bildideen, die erst dadurch wirksam werden, daß sie eine außerhalb der bildlichen Darstellung liegende Ideenassoziation wecken; auch das Bedürfnis der Novellistik wie der Dogmatik wie der Darstellung jedes anderen Gedankenkreises kann im Bilde Befriedigung suchen. Aber kann dieser Inhalt auf irgendeinem anderen Wege anschaulich werden als auf dem der Anwendung der künstlerischen Ausdrucksmittel? Sie allein bilden doch auch hier die Brücke zum Kunstwerk; in ihrer Geschichte spiegelt sich daher dennoch aller kunstgeschichtliche Einfluß des Inhalts der Kunstwerke wider.

Dabei kann dieser Einfluß an sich groß genug sein. Unterscheidet man z. B. in der Entwicklung der Malerei seit dem 15. Jahrhundert zwischen der Schwarz-Weiß- oder Griffelkunst, der Wandmalerei oder Raumkunst und der eigentlichen Bildkunst, wie Max Klinger es tut, so versteht sich, daß diese Dreispaltung, wie sie mit ihrer verschiedenartigen Bestimmung der Bilder wenn nicht durchweg, so doch vielfach auf deren besonderen Inhalt zurückgeht, auch auf die Entwicklung der Ausdrucksmittel von Bedeutung gewesen ist.

Und berührt man dieselbe Dreispaltung vom Gesichtspunkte der Technik aus, so läßt sich nicht leugnen, daß, während die Wandmalerei sich auch weiterhin früher schon bekannter Maltechniken bediente, die Bildkunst vornehmlich der Ölmalerei, die Griffelkunst vornehmlich der Entwicklung der Druckverfahren ihren gewaltigen Aufschwung verdankt. Und es ist klar, daß

diese Techniken den künstlerischen Ausdruck stark bestimmt haben.

Allein nicht darum handelt es sich, ob die Techniken überhaupt auf den Ausdruck einwirkten: das vielmehr ist die Frage, ob sie hier, in diesem besonders hervorragenden Falle, wie sonst imstande gewesen seien, ihm eine neue Richtung zu geben, ihn qualitativ entscheidend zu ändern. Diese Frage aber muß vor dem Forum jeder tieferen historischen Erfahrung verneint werden. Der Übergang z. B. von bloßer Umriß- und Lokalfarbenkunst zur Tonmalerei und den darauffolgenden Erscheinungen mag durch die Ölmalerei beschleunigt worden sein; hervorgerufen durch sie wurde er nicht. Der Beweis für diese Auffassung ist schon in der Tatsache gegeben, daß nach der Tonmalerei der van Eycks viele Maler in Öl gemalt haben, ohne darum Ton zu haben; hatten die van Eycks oder wenigstens der eine der Brüder Ton, so war das eine Folge der besonderen Feinheit ihres Künstlerauges, die zudem noch durch einen besonderen Umstand, nämlich die Kenntnis anderer als südniederländischer Landschaften, also durch das überaus wertvolle Mittel des Vergleichs verschiedener malerischer Objekte gestärkt worden war. Die Ursache der Tonigkeit der Landschaft des Genter Altarwerks liegt also nicht in der Tatsache, daß sie in einer neuen Technik gemalt ist, sondern in der besonders hohen Begabung ihres Schöpfers für die Empfindung des Tonigen in der Landschaft, mithin in einem seelischen Werte.

In dem hier nachgewiesenen Zusammenhange aber erhalten wir überhaupt erst den Schlüssel zum Verständnis des Wertes von Inhalt und Technik des Kunstwerks in der kunstgeschichtlichen Entwicklung. Sind — so dürfen wir jetzt fragen — die Gabelung der Malerei in Griffel-, Raum- und Bildkunst, sowie die Entwicklung der Öltechnik und der reproduzierenden Künste im 15. Jahrhundert denn wirklich geschichtliche Tatsachen von tiefstem und fundamentalem Werte? Keineswegs! Längst vor der Erfindung des Buchdrucks und der

übrigen reproduzierenden Künste, des Holzschnitts vornehmlich und des Kupferstichs, bestand das Bedürfnis der Vervielfältigung gewisser Kunstwerke und fand, entsprechend den zahlreichen Schreibschulen des 14. und 15. Jahrhunderts, in der Arbeit ganzer Illustratorenschulen Ausdruck. Warum aber diese Schulen, warum das Bedürfnis nach häufiger Reproduktion einfacher Kunstwerke, wie sie die Federzeichnungshandschriften des 13. bis 15. Jahrhunderts darbieten? Weil in dieser Zeit soziale Veränderungen vor sich gingen, die ein demokratisches Mäcenat schufen: das Bürgertum nahm sich auf und begann mit den Fürsten um die politische wie geistige Führung der Nation zu wetteifern. Darum eine demokratische Kunst, darum die Erfindung der vervielfältigenden Verfahren — darum auch, wie sich leicht nachweisen ließe, die Anwendung der technisch längst bekannten Ölmalerei zu künstlerischen Zwecken. Und fernerhin sahen wir schon, wie die Griffelkunst aus der Entwicklung eines demokratisch-bürgerlichen Mäcenats hervorging noch vor der Durchbildung der reproduzierenden Künste; demselben Zusammenhang entsprang auch die Bildkunst, die zunächst für das Haus des Bürgers und die intime Bürgerkapelle der Stadtkirche, für trauliche Räume also schuf, während das Wandgemälde der bürgerlichen Repräsentation in Rat- und Kaufhaus, vornehmlich aber, zumal seit den Zeiten der Renaissance, der Repräsentation der Fürsten gedient hat.

Auf soziale Momente also gehen in diesen Fällen Inhalt der Kunstwerke und Änderungen der Technik an erster Stelle zurück! Und es wäre nicht schwer, nachzuweisen, daß dies auch sonst der Fall ist, wenige Ausnahmen abgerechnet, wo es sich in der Technik um Zufallsfunde handelt — die aber auch immer erst dann recht nutzbar gemacht worden sind, wenn wichtige soziale Einflüsse treibend hinter sie getreten waren. So wird z. B. die Ausbildung der Bildnismalerei zu einem eigenen Kunstzweig der Entwicklung des niederländischen Bürgertums verdankt, so ist die Ausgestaltung der lithographischen Technik aufs engste mit dem Emporkommen der Bourgeoisie des 19. Jahrhunderts

verknüpft: und Dutzende von kleinen Wandlungen in den Inhalten und Techniken der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts werden sich ebenfalls als einfache Folgeerscheinungen sozialer Wandlungen ergeben.

Was aber ist nun mit der Reduktion der Geschichte der künstlerischen Inhalte und der künstlerischen Techniken auf soziale Momente gesagt? Nichts anderes, als daß diese Geschichte indirekt auf eben jene Wandlung der allgemeinen psychischen Momente in einer Nation zurückgeht, als deren direkten Ausdruck auf künstlerischem Gebiete wir die Entfaltung der künstlerischen Ausdrucksmittel gefunden haben. Denn wie auch immer die Faktoren beschaffen sein mögen, aus deren Zusammenwirken sich die soziale Schichtung einer Nation formt und stetig umformt, mögen sie nun, wie in älterer Zeit, mehr rein wirtschaftlicher Natur sein oder, wie zu Zeiten höherer Kultur, zugleich die Entwicklung geistiger Berufe widerspiegeln: immer läßt sich als Ergebnis reiner geschichtlicher Erfahrung feststellen, daß das seelische Diapason, das Gemeinsame des seelischen Lebens eines Volkes, der „Volksgeist", sich der Wandlung der sozialen Schichtung parallel umformt: also daß der soziale Körper in dem Augenblick, da er Veränderungen seiner anschaulichen, gleichsam materiellen Zusammensetzung erleidet, damit zugleich auch Veränderungen seiner seelischen Kollektiväußerungen erlebt. Ist dies aber der Fall und wandelt sich im Zusammenhange mit dem allgemeinen Wesen der seelischen Kollektivkräfte auch die künstlerische Ausdrucksfähigkeit in langsamer Entwicklung, so begreift sich, wie aus den sozialen Veränderungen erst mittelbar abgeleitete Momente, wie der Inhalt und die Technik der Kunstwerke, die Entwicklung der künstlerischen Ausdrucksmittel grundsätzlich nur in der für diese bestehenden, aus der physiologischen Konstruktion des Auges organisch hervorgehenden Bahn zu fördern, niemals aber ihr auf die Dauer entgegenzuwirken vermögen.

Und darum ist die Kunstgeschichte die Geschichte der künstlerischen Ausdrucksmittel oder anders ausgedrückt des künstlerischen Auges; und nicht der Inhalt und die Technik

des Kunstwerks in erster Linie, sondern die organische Abwandlung der Formen dieser Ausdrucksmittel, sozusagen der künstlerischen Arten des Sehens bestimmt ihren Verlauf.

Diese Ausführungen ziemlich eingehender Art mußten hier aus zwei Gründen gegeben werden. Einmal weil ohne Einblick in diese tiefsten treibenden Kräfte die Geschichte der Malerei und die Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts überhaupt nicht zu verstehen sind. Dann aber weil an irgendeinem Paradigma der geistesgeschichtlichen Entwicklungszweige einmal zu zeigen war, wo denn eigentlich das durchgehendste Moment der Entfaltung zu suchen ist. Denn es versteht sich von selbst, daß, was für die bildende Kunst erhärtet ist, auch für die darstellende zu Recht besteht: daß also mit dem Nachweise der besprochenen Zusammenhänge auch für die Musik wie die Dichtkunst wie die Mimik die Entwicklung der Ausdrucksfähigkeit als das entscheidende psychische Moment und als der eigentliche Kernpunkt des geschichtlichen Werdens nachgewiesen ist, ja daß das gleiche auch für die Religion gilt und für die Sittlichkeit und das Recht: so daß allein die Geschichte der Frömmigkeit, der sittlichen Vorstellungen und Begriffe und des Rechtssinnes, nicht aber die Geschichte etwa der Kirche oder der Sitte oder der spezifischen Rechtsmaterien in den Kern dieser Seiten menschlicher Entwicklung einführen.

Auf dem Gebiete der bildenden Künste aber und vornehmlich der Malerei wurde der Nachweis erbracht, weil diese Gebiete die anschaulichsten innerhalb aller Überlieferung sind und darum auch den anschaulichsten Beweis gestatten: anschaulich aber muß die Geschichtswissenschaft selbst da zu bleiben suchen, wo sie zur festen Begründung methodisch wichtiger Sätze in die untersten Schichten menschlicher Entwicklung hinabgräbt. —

2. „Jedes Land hat seine eigentümliche Kunst wie sein Klima und seine Landschaft, wie seine Kost und seine Getränke," heißt es in Heinses „Ardinghello". „Hochverrat ist es, wenn einer behauptet, daß die Griechen nicht übertroffen

werden können," schreibt Klopstock. Und Herder ruft im „Vierten Kritischen Wäldchen": „Was hat die Malerei für ein anderes Gesetz, als die große Tafel der Natur mit allen ihren Erscheinungen zu schildern? Und mit welchem Zauber tut sie das? Die sind nicht klug, die die Landschaftsmalerei verachten und dem Künstler untersagen. Ein Maler, und soll kein Maler sein! Bildsäulen soll er drechseln mit seinem Pinsel. Gewiß, die griechischen Denkmale stehen im Meer der Zeit als Leuchttürme da. Aber sie sollen nur Freunde sein und nicht Gebieter. Malerei ist eine Zaubertafel, so groß wie die Welt, in der gewiß nicht jede Figur eine Bildsäule sein kann. Es entsteht sonst ein mattes Einerlei langschenkliger, gradnäsiger griechischer Figuren. Auch wird uns unsere Zeit, die fruchtbarsten Sujets der Geschichte, alles Gefühl von einzelner Wahrheit und Bestimmtheit hinwegantikisiert."

Man sieht, aus welchem Lager diese Stimmen erschallen, deren Rufe sich leicht vermehren ließen[1]. Es ist der Geist der jungen Literatur der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges, der speziell nationalen Strömung auf literarischem Gebiete überhaupt, der aus ihnen spricht. Eine deutsche Kunst neben einer deutschen Literatur, keine blinde Abhängigkeit von der Antike, keine Lehrbarkeit der Kunst, die Kunst reine Phantasietätigkeit des modernen Geistes, das ist die Meinung. Und wie diese Forderungen auf dem Gebiete der Literatur aus den Kreisen des gebildeten Bürgertums heraus erschollen waren, so konnte auch die soziale Grundlage einer neuen Kunst, wie sie hier ersehnt wurde, nur da gesucht werden, wo sie von der Literatur gefunden worden war, vornehmlich im Bürgertum.

War nun aber das Bürgertum kräftig genug, eine solche künstlerische Bewegung zu zeitigen, zu nähren, zu hoher nationaler Bedeutung großzuziehen?

Die um 1750 herkömmliche Auffassung der Kunst als nichts denn einer schönen Wissenschaft der Nachahmung der Griechen war nicht ohne starke soziale Stützen.

---

[1] Die zitierten Stellen bei Muther, Gesch. der Malerei 4, 151—52

Im Mittelalter und in den Anfangszeiten der Renaissance war die deutsche Kunst noch eng mit dem Handwerk verflochten gewesen. Sie war demgemäß Kundenarbeit; das Publikum bestimmte zum guten Teile den Inhalt und auch die Form der Kunstwerke; nur äußerst selten setzte sich ein Maler für die Durchführung großer Schöpfungen ein nur ihm eigenes Programm, wie das etwa Dürer getan hat; der erste deutsche Meister, der im allgemeinen keine Aufträge mehr erledigte, sondern nur noch nach seinen Gedanken schuf, war doch erst Rembrandt. So blühte die Kunst an zahllosen Stellen in lokalen Schulen; beim Meister lernte der Gesell und das Lehrkind nur das Handwerksmäßige — alles übrige ergab die Individualität und die Umwelt der Natur, der öffentlichen Kunstmeinung und der Bedürfnisse. Und diese Umwelt war zumeist bürgerlich. Darum waren die entstehenden Schulen der Regel nach an große Städte geknüpft, und in den Bildern reflektierte dieser städtische Charakter vom gegenständlicheren Detail der Darstellung an bis hin zur Wiedergabe der bald feuchteren, an Widerscheinen reicheren, bald klaren und trockenen Luft der see- oder binnenstädtischen Umgebung. Bürgerliche Kunst also auf lokalem Boden in handwerklicher Tradition, das war die Kunst des späteren Mittelalters und zum großen Teile auch noch des 16. Jahrhunderts.

Aber darauf kam die Renaissance zu voller Entwicklung, und unter deren Ausbreitung seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begann an Stelle der bürgerlichen eine fürstliche, höfische Kultur zu treten. Die Kunst fing damit an, gelehrt zu werden und suchte ihre Stützen am Hofe. Wie aber ließ sich nun dieser neue Zustand befriedigend gestalten?

Die Stellung der Kunst an den romanischen Fürstenhöfen wies den Weg. Am römischen Hofe hatte man schon seit Nikolaus V., seit der Mitte des 15. Jahrhunderts eine Kunstpflege gehabt, die einen Teil der Methode der späteren Kunstakademien vorwegnahm. Noch mehr war das an dem Hofe Franz' I. von Frankreich der Fall gewesen. Das Entscheidende war dabei immer, daß man bedeutende Künstler, insbesondere

früh auch Maler, aus der Umwelt riß, in der sie bodenständig waren, sie an den Hof verpflanzte, ihnen spezielle Aufträge gab und versuchte, sie zu Lehrern einer zweiten Generation von Künstlern — und diese dann zu Lehrern einer dritten usw. — auszubilden.

In Deutschland kann man die Stellung Cranachs am Hofe der ernestinischen Wettiner und die ähnlichen Stellungen anderer Maler an anderen Höfen als den Beginn einer verwandten Entwicklung auffassen. Akademien aber erwuchsen aus diesen Anfängen zuerst in Italien und Frankreich. In Deutschland vollzog sich ein Abschluß in diesem Sinne erst spät seit dem 17. Jahrhundert: nun kam es in München, Dresden, Berlin und sonstwo zu wirklichen Pflanzschulen der Kunst.

Natürlich enthielten aber diese Pflanzschulen ihrem innersten Wesen nach für die Weiterbildung der Kunst ganz andere Voraussetzungen als die alten zünftlerischen Überlieferungsformen der Kunst. Ausbildung und Beschäftigung der Meister wurde hier zugleich geregelt; nicht bloß das Handwerksmäßige wurde gelehrt, auch der Geschmack, das Auge wurden gebunden. Und maßgebend für die damit verknüpfte Brechung der künstlerischen Persönlichkeit wurde eine fremde Kunst, da es eine heimische Tradition für diese Kreise nicht gab: die Renaissance. Das Ergebnis kann nicht überraschen. Die Künstler wurden sozusagen Beamte, liebe, stetige, fleißige Männer von guten Manieren, korrekt, wohlanständig, als Höflinge zumeist elastischen Rückgrats, als Künstler zeitlebens Lehrlinge fremden Geschmackes.

Im 18. Jahrhundert aber floh dann die wahre Kunst klar ersichtlich aus diesen Kreisen, und sie wurden zu Begräbnisstätten der noch lebendigen Kunst des 17. Jahrhunderts. Denn wo nur immer sie „aufblühten", da entartete die Kunst fast ausnahmslos zur „schönen Wissenschaft", blieb nichts übrig als Phlegma.

Diesem Gange der Entwicklung gegenüber konnte sich nun die Auffassung der Enthusiasten der zweiten Hälfte des 18. Jahr-

hunderts, des Sturmes und Dranges, der jungen Nationalen eigentlich nur auf zweierlei stützen: auf Akademien, die etwa dennoch nicht oder nicht ganz der fürstlichen, der „akademischen" Kunst zum Opfer gefallen waren, und auf die Produktion stiller Winkel, in denen das ältere, bürgerliche Leben der Kunst vielleicht noch nicht erloschen und neuen Aufflackerns fähig war. Aber wie wenige solcher Winkel mochte es noch geben! An der breiten Heerstraße der Entwicklung, in den Großstädten des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war ja auch die fürstlich-höfische Kultur und damit deren Kunst eingezogen: Leipzig hatte zur Zeit des jungen Goethe seine Akademie mit dem echt akademischen Oeser als Direktor, und in der Geburtsstadt Goethes baten die Maler den Rat im Jahre 1767 um die Errichtung einer Akademie, deutlich von der Überzeugung getragen, daß das Wesentliche der Kunst in Regeln gefaßt werden könne.

Im ganzen waren es daher nur die Grenzgegenden deutschen Wesens, wo frisches Leben noch von alters her fortsprudelte: die Schweiz und hier und da ein österreichischer Ort im Süden, im Norden vielleicht ein wenig das Danzig Chodowieckis, sicherlich Hamburg, und jenseit der südgermanischen Grenzen, aber damals deutscher Kultur voll, Kopenhagen, von denen eine nationale Fortbildung der Kunst zu erhoffen war. Und von hier aus regte sich denn auch leise, mit mancherlei Absenkern ins innere Deutschland, nach Berlin und Dresden zumal, eine neue Kunst, und zwar, wie sich versteht, eine bürgerliche.

Es war auf europäischem Gebiete nicht die erste neue bürgerliche Kunst des 18. Jahrhunderts. Wie im allgemeinen die bourgeoise Entwicklung der neueren Zeiten, so war von England auch die bourgeoise Kunst vorweggenommen worden: Hogarth, der leidenschaftliche Moralprediger, der Schöpfer der „Lebensläufe einer Dirne" (1723) und eines „Wüstlings", der „Mariage à la mode" (1745), des Cyclus „Fleiß und Faulheit", wurde dort schon zu ihrem ersten klassischen Vertreter. Und auch in Frankreich war man zur Zeit der Tragédie bourgeoise und der Comédie larmoyante in eine anscheinend

bürgerliche Kunst eingelenkt; damals, seit 1755, schuf Greuze seine berühmten bourgeoisen Bilder, erschienen eins nach dem anderen jene eleganten Büchelchen in Taschenformat, in denen Meister wie Gravelot, Cochin und Eisen Molières „Komödien" oder Ovids „Metamorphosen" oder die „Novellen des Boccaccio" für das lesende Publikum mit feinen Stichen illustrierten. Es war die doppelte Tätigkeit, die sich schon bei Hogarth findet: das Ölbild in kleineren, „bürgerlichen" Formaten für die reicheren Familien und das Kupfer oder sonst eine Art der reproduzierenden Kunst für die ärmere und doch bildungsbedürftige und bildungsfähige Masse. Nur daß da, wo es Hogarth heiliger Ernst war und ihm der Wahrheitseifer den strengen Stil der Karikatur eingab, die Franzosen vielmehr frivol und verlogen, pikant und anmutig-konventionell zu schaffen wußten.

Deutschland, das um einige Jahrzehnte später die Wege sozialer Entwicklung Englands und Frankreichs betrat, hat zu der eigentlichen Maltätigkeit Hogarths und Greuzes kaum ein volles Gegenbild aufzuweisen; für Ölmalerei war unser Bürgertum im allgemeinen zu arm, unsere Kultur zu philisterhaft. Im Kupfer aber wurde Chodowiecki unser Hogarth und unser Gravelot, unser Cochin und unser Eisen zumal — si parva licet componere magnis.

Chodowiecki wurde im Jahre 1726 in Danzig geboren und ist erst ziemlich spät, fast dreißig Jahre alt, zudem noch mit wesentlich autodidaktischer Bildung, in seine eigentliche künstlerische Heimat, nach Berlin gekommen; zur Illustration, seiner wichtigsten Tätigkeit, gelangte er gar erst um sein vierzigstes Jahr. Es ist das Gebiet, das ihn den Zeitgenossen vor allem lieb und wert machte; mit seinen Bildchen kleinen und kleinsten Formates ist er der erste Illustrator der Bändchen unserer Klassiker, aber auch englischer und französischer Duodezformate geworden: so konnte man ihn hübsch ständig mit sich herumtragen in einer Zeit, die ganz der Literatur lebte, und der ein literarisches Buch etwa in gleicher Art mit zur Kleidung gehörte, wie dem 15. Jahrhundert das Gebetbuch oder dem

19. Jahrhundert die Börse. Freilich: den vollen Witz und die prickelndste Grazie des Rokokos darf man bei ihm ebensowenig suchen wie etwa gar das anschauliche Pathos des Sturmes und Dranges. Er ist ein biederer, braver Philister, ein Mann von wackerer Wahrheitsliebe, der mit unbedingter Ehrlichkeit die meist recht stille Welt zu Papier bringt, die den Schauplatz des Bürgerlebens seiner Zeit bildete. Eins seiner bekanntesten Blätter, er selbst im Familienzimmer am Fenster zeichnend, die gute Mama mit den Kleinen um einen Tisch gruppiert zu geselligem Beieinandersein, an den Wänden des Zimmers Bild an Bild, das Ganze Werkstattsarbeit und Familienglück zugleich, so wie auch Chodowieckis Freund Graff im Familienzimmer malte und wohl malen mußte: das charakterisiert ihn am besten. Als Chronist einer frühen Entwicklungsstufe unseres modernen Bürgertums von kleinbourgeoiser Anmut, als jemand, der in den Zeiten eines im übrigen verschwommenen Klassizismus sehr genau sah und im Charakter der erfahrenen Stimmung sorgfältig berichtete, und insofern als einer der Väter der realistischeren Kunst des 19. Jahrhunderts wird Chodowiecki immer mit Ehren genannt werden.

Chodowiecki hat auch porträtiert, natürlich der Hauptsache nach mit dem Zeichenstift, der das einzige ihm ganz liegende Ausdrucksmittel war. Es sind kleine Blättchen, oft Familienszenen; wie viele Familien Norddeutschlands besitzen nicht noch jetzt die Bildnisse des dritten oder vierten Geschlechts vor ihnen in seinen sauberen Konterfeis! Und in eben solchen Handzeichnungen hat er auch mit unermüdlichem Griffel die Freuden und Leiden des eigenen, im Grunde ereignislosen Daseins niedergelegt; die Zeichnungen von seiner Fahrt von Berlin nach Danzig mit kleinen Reiseabenteuern und mit der gewissenhaften Aufnahme jedes Besuchs bei „berühmten" Danziger Leuten können geradezu ein Tagebuch in Bildern genannt werden.

Da treten denn Neigungen hervor, die sich in der deutschen Geschichte — wenn auch unter gewissen Abweichungen, wie sie anderen Kulturzuständen entsprachen —, schon zweimal hatten

beobachten lassen, in der Blütezeit des deutschen Bürgertums im 16. Jahrhundert und auf der Höhe der holländischen Geschichte im 17. Jahrhundert. Dem Bürgertum auch dieser Zeiten ist schon der Zug ins Sittenbildliche eigen, und zwar gern mit einem Stich ins Sentimentale, in den Humor der Tränen; selbst die große Zeit der deftigen Holländer und der kraftstrotzenden Vlaemen ist von diesem Zusatze nicht ganz frei; und neben der Neigung zum Genre steht die Neigung zum Porträt. —

Das Bildnis ist in der deutschen Kunst natürlich erst dann aufgetreten, als die Möglichkeit voller Wiedergabe wenigstens der Umrisse eines Kopfes bereits voll entwickelt war. Es war gegen Ende des 13. Jahrhunderts der Fall. Die ganze große Nonnenschar, welche Herrad von Landsberg in ihrem „Hortus deliciarum“ zur Zeit Kaiser Friedrich Rotbarts porträtiert hatte, mutet uns noch an wie eine Serie von Puppengesichtern aus einem Modejournal; König Rudolf von Habsburg dagegen, dessen gleichzeitiges Bildnis auf seiner Grabplatte im Speierer Dom wenigstens in einer leidlichen Kopie des 16. Jahrhunderts erhalten ist, wirkt ein Jahrhundert später schon mit der Ursprünglichkeit klar, wenn auch noch äußerlich erfaßter individueller Züge. Vom Ende des 13. Jahrhunderts an aber geht es über die Arnolfini des Jan van Eyck im Berliner Museum in reißendem Fortschritt der Wiedergabe des äußeren wie des inneren Lebens fort bis zu der schönen Offenburgerin Holbeins und dem Holzschuher Dürers.

Im ganzen aber blieb das freie, als selbständiges Kunstwerk auftretende Bildnis zunächst des Mittelalters doch noch Fürstenporträt; und erstrebt wurde bei ihm im Grunde und durchschnittlich mehr ein Erinnerungsbild, vor allem an teure Tote, als die treue Wiedergabe des Lebens. So sind die Bildnisse ganzer Figur auf den messingenen Grabplatten des 15. und auch noch des 16. Jahrhunderts oft gar nicht ähnliche Porträts, sondern nur symbolische Figuren etwa des Berufstyps des Verstorbenen, die nur ganz im allgemeinen das Gedenken an diesen wachzurufen geeignet sein sollten.

Inzwischen aber hatte sich auf einem Gebiete, wo auch der Bürger mitreden konnte, da er Christ war wie die Fürsten, eine andere Art des Bildnisses entwickelt. Es geschah auf den großen Andachtsbildern, die man für die Altäre von Kirchen und Kapellen stiftete. Da brachte man in der Regel die eigenen heiligen Patrone oder die des Altars zu Ehren; und die Sitte erlaubte es, daß man sich zu ihnen im Gebet aufblickend darstellen ließ. Gewiß ein noch in engen Grenzen der Darstellungsfähigkeit lebendes Porträt! Der Zug der Andacht hatte das Muskelspiel zu beherrschen, kniend erschien die ganze Figur: es war der Mensch in der Haltung der Religio, d. h. der Gebundenheit. Darstellungen dieser Art hielten sich in katholischen Ländern, z. B. in den vlaemischen Gegenden, bis tief ins 17. Jahrhundert, in den protestantischen hörten sie mit der tieferen Erfassung der neuen Lehre auf. Aber in sich entwickelten sie sich doch immer freier: welcher Unterschied etwa zwischen den Donatoren eines frühen Bildes der Kölner Schule und der Familie des Bürgermeisters Meyer schon auf der Darmstädter Lieben Frau Holbeins, geschweige denn den Donatorenbildern des Ildefonsoaltars eines Rubens!

Gewiß aber ist, daß daneben schon im 15. Jahrhundert das bürgerliche Porträt auch frei gemalt wurde, ja im inneren Deutschland des 16. Jahrhunderts schon eine wunderbare Blüte erlebte.

Seit dem 16. Jahrhundert aber hatte an der Seeküste Deutschlands, in den Niederlanden, wiederum noch eine andere in sich zusammenhängende Entwicklung begonnen. Auch hier war das Bildnis anfangs noch gebunden aufgetreten, aber laienhaft, genossenschaftlich gebunden. Da ließen sich wohl die Gefährten einer gemeinsamen Pilgerfahrt nach Jerusalem porträtieren oder die Vorsteher eines Hospitals oder die Angehörigen einer Rederijkerbruderschaft oder einer Zunft oder Schützenbrüder derselben Schießgesellschaft: es handelte sich um Gruppenporträts geistig oder beruflich eng miteinander verbundener, meist dem Bürgerstande angehöriger Leute.

Aber auch hier ging aus diesen Gruppenbildern, diesen

„Doelenstücken", das Einzelbildnis hervor in der machtvollen Ausgestaltung eines Rubens und van Dijk, eines Hals und Rembrandt.

Und diese Bildnisse unterschieden sich von denen des 16. Jahrhunderts dadurch, daß sie, eingetaucht in das Fluidum wohlgeleiteten Lichts, in das flimmernde Farbenleben des Innenraums, die vornehme silbrige Tonwelt etwa van Dijks oder das warme goldige Lichtmilieu Rembrandts, nicht bloß das Wesen des Dargestellten herausarbeiteten, sondern auch die besondere Stimmung: wie strahlt es nicht aus den zahlreichen Selbstbildnissen Rembrandts wider bald von jauchzendem Glück, bald von herber Enttäuschung; es ist als sähe man die selbe Natur im launischen Wechsel der Jahreszeit.

Das Bildnis war damit jetzt frei geworden, so weit es nicht impressionistischen Versuchen unterworfen wurde — und auch hierzu finden sich schon Anfänge bei Hals. Aber machte die Porträtkunst darum von nun ab noch eigentliche kunstgeschichtliche Fortschritte? Das spätere Barock schuf das Repräsentativbild mit schwer fallendem Vorhang, Säulenstellung und würdevoll purpurnem Ton, das Rokoko das frivole Vollporträt zarter Frauen in mehr oder minder mangelhafter Bekleidung unter dem Namen irgendwelcher Nymphe oder Göttin: im ganzen aber verfiel die Kunst des Bildnisses. Denn eine fürstlich-höfische Kultur herrschte, und das gute Bildnis ist ein intimes Kunstwerk; Intimität aber war in diesen Zeiten ein wesentliches Merkmal bürgerlicher Verhältnisse.

Es war der sozialgeschichtliche Grund, warum mit Sentimentalität und Sturm und Drang eine neue Porträtkunst einsetzen konnte. Freilich: das deutsche Bürgertum dieser Zeit war noch nicht wohlhabend; und ärmlich begann darum die neue Entwicklung. Wir kennen schon die Zeichnungen Chodowieckis. Daneben stellte sich die Miniatur auf Pergament und Porzellan, noch ein Erbteil der höfischen Kunst des Rokokos, nun bürgerlich abgewandelt. Auch der Kupferstich war beliebt. Das eigentlich bezeichnende Kunstwerk dieser ersten Periode eines neuen bürgerlichen Bildnisses aber ist der Schattenriß,

die Silhouette. Nach einem Minister Ludwigs XV. genannt, der 1759 die französischen Finanzen vergeblich zu reformieren beflissen gewesen, hat sie noch bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein die Rolle gespielt, in die von da ab das lithographische Porträt, dann die Daguerreotypie, endlich die Photographie mit ihren Tochterkünsten eingetreten sind. Vielleicht in ihrer raschen Verbreitung mit durch die gleichzeitige Beliebtheit jener griechischen Vasenmalerei älteren Stils gefördert, die schwarze Figuren auf rotem Grunde zeigt, nicht minder der antiken Medaillontechnik, insbesondere auch dem Gemmenportrait verpflichtet, war sie doch auch an sich eine der Zeit im höchsten Grade willkommene Kunst. Denn ihre Erzeugnisse waren billig, und die leichte Reproduktionsfähigkeit des einmal vorhandenen ersten Exemplars gestattete alle Bekannte mit einem Andenken auszustatten: eine süße Genugtuung für Zeiten enthusiastischer Freundschaft.

Es ist eine Entwicklung, die zu einem Vergleiche mit dem Gruppenporträt der Niederländer des 16. und 17. Jahrhunderts und dem Andachtsbildnis des 14. bis 16. Jahrhunderts auffordert. Dort schuf die scharfe geistige Gebundenheit an die Kirche, die lockrere an die Genossenschaft unter noch gering entfalteten Verkehrsverhältnissen, die den einzelnen ein für allemal einer bestimmten kirchlichen und menschlichen Gemeinschaft zuwiesen, Bildnisformen, die durch die in einem einzigen Kunstwerk erfolgende Zusammenfassung gewisser Interessen und Personen charakterisiert sind. Hier bestand eine der Form nach viel weniger feste, aber doch immerhin noch eine gewisse Bindung in den Zusammenhängen enthusiastischer Freundschaft; die Freunde aber wohnten nicht an einem Orte; in dem regegewordenen nationalen Verkehr wechselten ihre gegenseitigen lokalen Beziehungen; und dem entsprach nun eine Kunst, die auf möglichst billigem Wege Bildnisse in einer beliebigen Anzahl von Exemplaren herzustellen erlaubte und jedem Freunde die Anlegung einer Sammlung von Freundesporträts gestattete. Es war ein Beitrag der bildenden Kunst zur Entwicklung jener lockeren Formen freundschaftlicher Ge-

selligkeit, die im Stammbuch schon seit weit mehr als einem Jahrhundert einen ersten allgemeinen Ausdruck gefunden hatte. Und so entstanden denn in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vielfach ganze Sammlungen von Silhouetten, und es gab bürgerliche Kreise, die die Silhouetten berühmter Persönlichkeiten so zusammenbrachten, wie die Fürsten des 16. und 17. Jahrhunderts sich kleine Porträtgalerien ihrer Genossen angelegt hatten und der demokratische Staat des 19. Jahrhunderts öffentliche Museen mit den Bildnissen berühmter Männer der Nation zu schmücken sucht. Ja hier und da wurden sogar Anläufe genommen, solche Sammlungen von Freunden und Berühmtheiten nicht nur in Silhouetten anzulegen, sondern in dem viel kostbareren Materiale des Ölbildes. Dahin gehören der Gleimsche Freundschaftstempel und die schöne Sammlung zeitgenössischer Bildnisse, die Philipp Erasmus Reich, der Inhaber der Weidmannschen Buchhandlung, zusammenzubringen begann, und deren fertig gewordener Teil heute einen Schatz der Leipziger Universitätsbibliothek bildet.

Inzwischen hatte sich aber, wie früher neben dem Andachtsbild und neben dem Gruppenporträt, so jetzt neben der Silhouette das höhere Einzelbildnis entwickelt. Und auf diesem Gebiete ergab sich nun ein unmittelbarer Zusammenhang mit dem Rokokoporträt der fürstlichen Kultur. Denn abgesehen von dessen höfischer Ausbildung, wie sie hauptsächlich doch in Frankreich heimisch war, machte sich schon im Rokoko ein Zug zum Einfachen, Ländlich-Frischen geltend, der leise zur Intimität der neuen bürgerlichen Kunst hinüberführte. Und wenn diese dann langsam hellere Töne und ein gewisses Eintauchen der isoliert gegebenen Figur in still webendes Licht, in unbestimmte Reflexe eines Innenraumes vorzuziehen begann, so zeigte sich auch darin ein Anschluß an gewisse Neigungen des Rokokos, namentlich an die beliebte Pastellmalerei hellen Tones.

So erklärt es sich, wenn jetzt Meister des intimen Bildnisses auftraten, die, abgesehen vom Porträt, noch ganz im Geiste des Rokokos oder wenigstens der Palette des Rokokos, wenn auch in dessen klassizistischer Stilumbildung schaffen. In

diesem Zusammenhange hat z. B. Mengs (1728—1779) ganz ausgezeichnete Bildnisse sowohl in Öl wie in Pastell gemalt, am besten freilich in seinen jungen Jahren: die Dresdner Galerie, aber auch manche italienische Bildersammlung bietet hierfür die prächtigsten Belege. Und nicht minder hat Vogel (1759—1816) der Maler gespreizter Historien und frostiger Allegorien klassizistischen Stiles, im Bildnis seiner beiden Söhne ein schlagendes Beispiel ganz anderer Kunst hinterlassen. Es ist die Erscheinung eines Doppelseelentums, die wir von nun ab oft genug bei Meistern treffen werden, die der akademischen Kunst angehören und im Sinne der Alten schaffen: durch den mühsam erlernten Stil der Fremde bricht bei Arbeiten intimer Art, im Bildnis vornehmlich und in der Studie, immer wieder die Handschrift der eigenen Zeit hindurch und gelangt das lebendig künstlerische Auge der Gegenwart zur Wirkung.

Der bezeichnendste Meister der neuen Bildnismalerei aber war der in Dresden lebende Schweizer Anton Graff (1736 bis 1813). Dabei kommt er sowohl nach der Art wie nach dem Umfang seines Werkes an erster Stelle in Betracht; zwölfhundert Porträts, meinte er einmal selbst im hohen Alter, habe er gemalt; und unter den Gemalten befanden sich fast alle Berühmtheiten der Zeit, literarische Größen wie Herder und Schiller, fürstliche wie Friedrich der Große und sein Bruder Heinrich, Gelehrte wie Ramler und der Dresdner Hagedorn, von vielen zunächst nur gesellschaftlich und beruflich interessierenden Personen zu schweigen. Das aber, was Graff vor allem auszeichnete, war seine Wahrhaftigkeit. Er wußte nichts mehr von der Lehre des Rokokos, daß die Porträtmalerei die Pflicht habe, gewisse Fehler der Natur zu verbergen oder zu verbessern; und er malte seine Auftraggeber nicht mehr in Pose, im Staatsgewande, in unwahrer Umgebung. Wie sie leibten und lebten vielmehr, losgelöst von den Zufälligkeiten der Repräsentanz, nur sie und eben sie allein brachte er auf die Leinwand, einfach und doch mit vollster Herzenskündigung. Und er erreichte sein Ziel, indem er, soweit es die volle Deutlichkeit des Bildes noch eben zuließ, das Licht in den Vorder-

grund seiner Technik schob. In diesem Lichte, einer sanften, silbrigen, beruhigenden Beleuchtung, faßte er das Bildnis künstlerisch zu einer Einheit zusammen, indem er dem belichteten Kopf alles andere im Tone unterordnete und innerhalb des Kopfes wieder alle Kraft im Auge konzentrierte: und so erhielten seine Bildnisse jenes Sprudelnde, Lebendige, das sie fast ohne Ausnahme auszeichnet. Es ist eine Kunst, die in der Bewältigung des Lichts auf der Höhe der alten Niederländer steht und in gewissen Einzelheiten, in der Zulassung einer nicht künstlich geleiteten, sondern natürlich gesehenen Beleuchtung auch schon die Probleme der Freilichtmalerei des 19. Jahrhunderts ankündigt.

Aber war gerade das Porträt dazu geeignet, diese neuen Probleme zu erfassen und zu bewältigen? Gewiß war der Übergang vom Fresko und vom großen Galeriebild zu den kleinen Formaten notwendig, die der Bürger in der Wohnung noch brauchen kann, um die aller angenommenen, aller Renaissancekunst innelebende Pose zu beseitigen, um ganz wahrhaftig zu werden und das künstlerische Auge völlig zum eigenen Rechte kommen zu lassen. Und eben aus diesem Zusammenhange heraus wurde die bürgerliche Kunst für den Fortschritt der Malerei schon im 15. und 16. Jahrhundert, dann im 17. Jahrhundert, endlich wieder im 19. Jahrhundert entscheidend. Aber ließen sich Lichtwirkungen, und auf deren freieste Wiedergabe kam es doch eben an, gerade beim Bildnis leicht studieren? Es ist bezeichnend, daß der größte deutsche Bildnismaler jüngster Zeit, Lenbach, einer der letzten Meister gewesen ist, die dem Freilicht keine offenkundigen Zugeständnisse gemacht haben. Lichtwirkungen bedürfen, um stärker bemerkbar zu werden, der Fernsicht; ihre Wiedergabe muß deshalb Wege einschlagen, die auch zur verhältnismäßigen Fernsicht auf das Bild nötigen. Ein Bildnis aber will der Regel nach in der Nähe betrachtet sein; und das Original wird darum ebenfalls in der Nähe, ohne die Zwischenschicht stark wirkender Reflexe, gemalt.

Die impressionistische Porträtmalerei im freien Licht hat bei ihren Schwierigkeiten noch heute verhältnismäßig wenige

Anhänger gefunden; als der Kolorismus des 16. und 17. Jahrhunderts aufkam, verblieb das Bildnis konservativ den Zeichnern unter den Malern; unter den Koloristen der Reformationszeit ist keiner Bildnismaler gewesen. Wohl aber war unter ihnen der erste deutsche Landschaftsmaler, Altdorfer; und die Landschaft ist von da ab das eigentliche Versuchsfeld für alle Fortschritte der Malerei geblieben. Niemals aber wurde sie es mehr als in dem Augenblicke, da die Freilichtexperimente sich, wenn auch zunächst und auf lange Zeit hin nur leise ankündigten; wie die Malerei in den bildenden Künsten, so übernahm darum die Landschaftskunst in der Malerei des 19. Jahrhunderts die Führung.

Und hier, auf dem entscheidenden Gebiete, wurden nun die ersten Versuche fern von jenen Akademien gemacht, die nur noch die Reliefkunst der Figurenmalerei kannten; hat doch Lessing ganz im Sinne dieser Akademien die Landschaftsmalerei geradezu als eine ästhetische Verirrung bezeichnet. Die Grenzsäume deutschen Wesens waren es damit, die an die Spitze der Bewegung gerieten, die Schweiz und die Nordseeküste mit einer Abzweigung an die Ostsee, nach Kopenhagen.

In der Schweiz hat, namentlich in den sechziger und siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts, Salomon Geßner (1730—1788) Landschaften radiert, denen freilich noch ein starker Rokokozug innewohnt, die aber im Gegensatze zu den Werken der vollen Rokokomaler doch etwas wenn auch dilettantisch Natürliches haben, neben Bildern akademischer Gattung einfach deutsche Wald- und Wiesenmotive, alles stimmungsreich und nicht selten sentimental. Es waren neben vielem Alten doch leise Ahnungen ganz anderer Auffassung, wie sie auch schon in den idyllischen Gedichten Geßners zutage traten. Weiter belebt und entwickelt werden konnten diese aber nur im Ölbild — die Radiertechnik der Zeit versagte noch. Und hier ergaben sich eben für die Alpengebiete mit ihren begrenzten Horizonten und ihren geringen Feuchtigkeitserscheinungen besondere Schwierigkeiten. Aus der langsam erwachenden Malindustrie des Alpenpanoramas erhob sich Philipp Hackert (1737

bis 1807) doch nicht so weit, daß er Lichtstudien gemalt hätte; erst Ludwig Heß (1760—1800) hat dem heimischen Gebirge Töne freieren Lichtes abgewonnen. Jedenfalls konnte die Erkenntnis dessen, was not tat, viel eher durch die dunstige Landschaft des deutschen Nordens vermittelt werden, vor allem durch die malerischen Gegensätze der Seeküste, wo bei Westwind alles in Ton gehüllt, bei Ostwind alles klar und rein erscheint.

In der norddeutschen Malerei der Zeit, die, soweit die Landschaft in Frage kam, in der Tat eine Kunst der Küstenstriche war, läßt sich nun eine nordische und eine Hamburger Strömung unterscheiden; Strömungen, die freilich, wie das bei der Kulturstellung Hamburgs für die Nordgermanen in dieser Zeit selbstverständlich ist, gelegentlich ineinander übergingen.

Durchgangspunkt der nordischen Bestrebungen war Kopenhagen, wo unter dem Dänenkönige Friedrich V. (1746—1766) im Schlosse Charlottenborg eine Kunstakademie nach französischem Muster begründet worden war. Aus dieser Akademie sind Carstens und Thorvaldsen hervorgegangen: sie war also an erster Stelle klassisch. Aber daneben regten sich doch auch stille Anfänge einer heimischen Kunst, einer Kunst unmittelbarer Erfassung des dänischen Lebens und der dänischen Landschaft mit ihren weichen Akzenten. Sie führten hinunter zu der späteren Malerei Eckersbergs (1783—1853), des Begründers einer ersten nationaldänischen, von deutscher und französischer Übermacht gleichmäßig befreiten Kunst. Eine Generation früher aber war der Vertreter dieser Richtung in Kopenhagen ein Hamburger, Jens Juel (1745—1802), ein Schüler des Hamburger Amtsmalers Gehrmann.

Juel hat schon Landschaften gemalt, in denen die Umrisse im Lichte aufgelöst sind, doch neigte er im ganzen, trotz allem Studium des Lichtes, zur plastischen Auffassung: und so finden sich bei ihm schon die ersten, intuitiven Ahnungen jener Lösung des Lichtproblems in seiner Verbindung mit dem Raumproblem, die die Neuidealisten seit den achtziger und

neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts erstrebt haben. Ein Schüler Juels war Kaspar David Friedrich (1774—1840). Friedrich hielt sich im allgemeinen in der Richtung seines Lehrers; er war ein im Grunde der Form nach noch fester Maler besonderer landschaftlicher Stimmungen; mit dem Auge eines Bewohners des Flachlands hat er besonders den Himmel und seine Wolkenformen studiert. Aber daneben sah er doch auch bereits häufig die Landschaft nicht mehr im festen Umriß, überhaupt nicht mehr in den Gegenständen, sondern in dem Ganzen der sie durchlebenden Töne, im frei wallenden Lichte. Und in diesem Falle liebte er schon das Einfache, leuchtend Umflossene, die großgeschriebenen Formen der See oder die langhinstreichenden Landmassen der Ostseeküste in den verschwimmenden Tönen des Zwielichts.

Friedrich ist 1795 nach Dresden gegangen. Um vieles impressionistischer noch als er, aber freilich auch ein bei weitem schlechterer Maler, im Grunde ein technischer Experimentator, war der Dresdner Carus (1789—1869).

Neben diesen beiden aber lebte in Dresden zu jener Zeit noch ein dritter Fortgeschrittener, Johann Christian Clausen Dahl (1788—1857). Auch er war ein Kind des Nordens, ein Norweger; auch er ist 1818 nach Dresden gekommen. In der Dresdner Galerie hängt von ihm eine Alpenlandschaft mit stumpfer Luft und fernem Talnebel, von großer Tiefenwirkung, von vollständiger Aufhebung der alten drei Gründe und ohne den konventionell braunen Baumschlag der Akademien.

Und in Dresden hatte inzwischen schließlich nochmals ein anderer, und zwar der vielleicht merkwürdigste Schüler Juels geweilt und auch Friedrichs Einfluß erfahren: der im Jahre 1777 zu Wolgast geborene Runge. Runge kam noch nicht voll durchgebildet nach Dresden, lernte hier Tieck kennen und erstarkte an dessen Kunstlehren in einem schon vorhandenen Gegensatze zur Antike und zu deren kunstästhetischem Pfleger Goethe. Im übrigen blieb er freilich von den Kunstanschauungen Tiecks und seiner Freunde auch wieder vielfach getrennt. Von dem kunstakademischen Leben angewidert, ging er bald von Dresden nach Hamburg, wohl

hauptsächlich, um sich dort eine Erwerbstätigkeit zu schaffen; hat er doch sogar an die Gründung eines kunstgewerblichen Instituts gedacht. Jedenfalls aber hoffte er, hier, in einer Stadt, die noch keine Akademie besaß, während die Städte mit verwandter Entwicklung, Antwerpen schon um 1680, Amsterdam um 1700 Antikensäle errichtet hatten, seiner Kunst frei leben und mit der Zeit auch selbst ihr Handwerkliches aus dem Grunde lernen zu können. In der Tat ist er eigentlich auch in Hamburg erst Maler geworden, hat er sich namentlich die Öltechnik von einem obskuren Meister erst ordentlich angeeignet.

Der Dresdner Zeit Runges gehört die Konzeption der vier großen Wandgemälde der Tageszeiten (1803) an, deren Entwürfe in Kupferstich erschienen sind, und von denen in Hamburg „Der Morgen" als Ölgemälde ausgeführt wurde; außerdem schuf er in Dresden das Bild „Der Nachtigall Unterricht", ein Bildnis der Braut des Malers als Psyche mit beziehungsreicher ornamentaler Umrahmung nach der Idee einer Klopstockschen Ode: beides mystisch-symbolische Entwürfe von eigenartiger und siegreicher Formensprache und Erfindung.

Doch erst in Hamburg wurde Runge auch inhaltlich ganz er selber, ging er zugleich auf die Anregungen seines Lehrers Juel zurück. Juel hatte schon Bildnisse im Freien mit großem Raumgefühl und Sinn für bewegtes Leben gemalt: „Zwei junge Mädchen pflücken Blumen in ihrem Garten"; „Ein Knabe, der durch einen großen Garten rennt" usw. Runge ging auf diesem Wege weiter, indem er weiten Innenraum und noch lieber Landschaft und freies Spiel des Lichtes mit dem Porträt in großen Abmessungen verband; das Ideal seines Schaffens wurde jetzt das monumentale Bildnis. In dieser Art hat er 1804 sich und seinen Bruder mit dessen Frau in einem Parke stehend gemalt, 1805 die Hülsenbeckschen Kinder in dem Garten eines Hamburger Landhauses, 1806 seine Eltern, lebensgroß, wie sie ihr Haus in Wolgast zu einem Spaziergang verlassen. Es sind Bilder, in denen die Personen nach Räumlichkeit, Farbe, Luft und Licht der Wirklichkeit nachkonstruiert erscheinen: wo andere Maler der Zeit nur Trübung und Tönung kennen, da zeigen sie harte Farben

und zum Teil auch wirkliche Widerscheine: gelbgrüne, blaugrüne, lichtdurchsonnte Blätter; leuchtendes Fleisch mit grünen Blattreflexen; und hinter den scharfumrissenen Personen enden sie in die weiten Formen einer enthusiastisch wiedergegebenen Stimmungslandschaft von tiefem Horizonte.

Ist es nötig, hinzuzufügen, daß Runge in dieser Zeit anscheinend der einzige deutsche Maler gewesen ist, der wenigstens manche seiner Bilder in Farbenskizzen entwarf? Daß wir weiterhin bei ihm Klarheit darüber finden, wie es sich beim Schaffen eines Kunstwerks nicht um Nachahmung alter Meister, überhaupt nicht um Nachahmung und um Wissenschaft und Verstand handelt, sondern um das schöpferische Nachfühlen lebhaftester Bilder der eigenen Phantasie? Freilich sprachen ihm dabei stets symbolische Absichten mit, ja waren ihm sogar das Letzte und Höchste. Von hier aus, von dem durch intensivstes Studium der Natur geweckten Gefühl her will er daher Künstler werden, will er wiedergeben, was ihn bewegt: Licht und Farbe und völligstes Leben.

Runge hat damit alle wesentlichen Entwicklungsgedanken der Malerei des 19. Jahrhunderts ahnend vorweggenommen, wie er denn auch schon der modernen Ornamentik verwandte Formgedanken gehabt hat; in eigenen Schriften hat er sich darüber eingehend geäußert. Zudem wuchs ihm zu der Zeit, da er in Hamburg behäbiger seßhaft wurde, in seiner Umgebung eine Generation empor, die bald geeignet gewesen würde, von ihm zu lernen, die Speckter, Oldach, Milde, Morgenstern; und auch ein Kunsthistoriker und Theoretiker der neuen Richtung schien sich in Rumohr zu finden. Da ist er frühzeitig, 1810, gestorben.

Die Tätigkeit Runges bietet den Beweis dafür, daß ein Genie unbeirrt um Modebestrebungen seinen Weg im Zusammenhange mit den tiefsten Strömungen seines Zeitalters zu gehen vermag, Strömungen, die dem bloß wißbegierigen und nur talentierten Auge verborgen bleiben. So steht er einsam da in der Kunstgeschichte, anscheinend nur auf sich selber gegründet.

Denn die deutsche Malerei war weit davon entfernt, sich aus den soeben geschilderten dunkeln und instinktiv erfaßten An-

fängen nun in leuchtendem Aufschwunge zu einer neuen Kunst zu erheben.

Angedeutet war in dem bisher Geschehenen die Möglichkeit eines doppelten weiteren Entwicklungsganges. Eine zu vollem Freilicht fortschreitende Landschaftsmalerei konnte bis zum grundsätzlichen Impressionismus führen. Eine gegenüber dieser Bewegung zurückhaltende und ihr doch idealisierend folgende Kunst konnte zur monumentalen Behandlung des ganzen Menschen, sei es im Porträt, sei es in freier Schöpfung überleiten, zu seiner reliefartigen Wiedergabe mithin in einem Raum, dessen Tiefen dann, entsprechend den physiologischen Voraussetzungen unseres Auges, impressionistisch gehalten werden konnten.

Was dabei in der Landschaft hätte erreicht werden können, das zeigt die aus gleichen geschichtlichen Bedingungen her entwickelte, unter verwandten klimatischen Voraussetzungen gepflegte Malerei Englands. Hier lenkte Thomas Gainsborough den Sinn auf das Erfassen der landschaftlichen Massen im Licht; hier zeigte John Crome, daß der Luftton das Bild mache, und nicht der Gegenstand; hier beseitigte John Constable die alte kunstmäßige Kulissenkomposition und malte ein Stück Natur in deren hellen Tönen; hier schuf schließlich William Turner, der Maler hellblendenden, in bunten Farben schimmernden Lichtzaubers die moderne Landschaft.

Wenn der deutschen Entwicklung von alledem nichts wurde, so trägt daran nicht so sehr die Armut unseres Bürgertums die Schuld, die man auch hier anzuführen geneigt sein könnte: denn ist etwa Turner durch den Verkauf seiner Bilder reich geworden? Vielmehr hat in erster Linie das Übergewicht jenes klassizistischen Denkens, das die Landschaft am liebsten völlig verwarf, den dünnen Faden der bürgerlich-realistischen Entwicklung der Malerei zerrissen.

Und die Porträtmalerei, das große, monumentale Bildnis Runges? Das Barock hatte das monumentale Porträt auch in bürgerlichen Kreisen gekannt — in Nordniederland als Erzeugnis der heldenhaften Periode der Befreiung vom spanischen

Joch, in Südniederland als Abklatsch des fürstlichen Repräsentationsbildnisses. In der letzteren Form, so, wie etwa Cornelis de Vos seine biederen Bürger in Schloßsälen mit Säulenarchitektur und Seidenvorhängen gemalt hat, hatte es sich dann auch in das Rokoko, ja gelegentlich bis tief in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein vererbt. Aber konnte es noch als spezifisch bürgerlich gelten in einer Zeit, da Graffs Auftraggeber nicht mehr posierten, Graffs Bilder den Menschen allein, ja nur den Kopf, und an diesem wiederum nur das geistige Teil des Menschen wiedergaben? Da man intim sein wollte mit allen Fasern des Lebens? Das monumentale Rokokoporträt verfiel, und kein anderes trat an seine Stelle.

Ja mehr noch. Das Bildnis galt dem deutschen Maler, der auf sich hielt, bald überhaupt nicht mehr als eigentlich volle Malerei. Wer sich daher in Deutschland gut wollte porträtieren lassen, der wandte sich von nun ab an einen fremden Künstler; vaterländische Maler lieferten zumeist nur noch Dutzendware an den Mittelstand.

Denn ein verhängnisvoller Umstand hatte inzwischen den Verfall des Porträts entschieden: der Klassizismus hatte es verleugnet. Und in der Tat: wie hätte ein Akademiker ein Bild malen sollen ohne Apparat, ohne Pose, und vor allem ohne Idee! Wie hätte er stimmungsvolle Hintergründe, wie den Hauch der Intimität auf die Leinwand bringen sollen! Das Bildnis verschwand als wichtiger Teil der hohen Kunst; noch in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde es unter die Historienmalerei und das Sittenbild, ja sogar unter die Landschaft gestellt: die Porträtmalerei ward zur verachtetsten aller Künste.

3a. Aber nicht bloß den Angriffen und der Abneigung der klassizistischen Kunstlehre ist die junge nationale, bürgerliche Malerei unterlegen. Sie war auch in sich noch nicht gefestet, sie strebte noch zu rasch nach den höchsten Zielen, und ihrem Gedeihen fehlte der breite soziale und der gefestigte allgemeinpsychische Unterbau. Es ist einer der nicht seltenen Vorgänge

an den Pforten eines neuen Zeitalters, daß von frühreifen Geistern Versuche gemacht werden, Blüteerscheinungen der neuen Kultur schon im Augenblicke des Keimtreibens vorweg zu nehmen: so haben die Koloristen schon der Reformationszeit den Versuch gemacht, das Licht zu bannen, so die Wiedertäufer der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts ein subjektivistisches Religionsprogramm aufgestellt, und so haben weiter zurück, schon im 13. Jahrhundert, ein Dutzend Generationen vor Stevinus und Galilei, einige große Männer modern naturwissenschaftlich zu denken gewagt. Natürlich zunächst mindestens äußerlich erfolglos.

Ähnlich steht es mit den deutschen Frühimpressionisten um die Wende des 18. Jahrhunderts. Wenn man genauer zusieht, so bemerkt man, daß die tieferen Voraussetzungen einer wirklich neuen Malerei des Impressionismus und des freien Lichtes bei diesen Vorläufern doch im Grunde noch so wenig sicher vorlagen wie etwa bei den Koloristen des 16. Jahrhunderts die Voraussetzungen auch nur der Bewältigung künstlichen Lichtes. Der Instinkt, der dunkle Drang zum Neuen ist da, aber es fehlt noch die klare Erkenntnis des Weges, auf dem es restlos zu verwirklichen wäre. Die neue malerische Ausdrucksweise konnte schließlich nur aus einem gänzlich unvoreingenommenen, mit heiligem Ernst und nie nachlassendem Fleiße betriebenen Studium der Natur, unter Absehen von jeglicher Überlieferung hervorgehen. Die Art aber, so zu verfahren, die seelische Haltung der vollkommen freien Künstlerpersönlichkeit des 19. Jahrhunderts war doch noch nicht gezeitigt. Friedrich hat gewiß eifrig nach der Natur skizziert; gemalt aber hat er anders. Er selbst erzählt, wie er seine Bilder im Geiste mit geschlossenen Augen gesehen und das im Geiste Fertige auf die Leinwand übertragen habe. Er war also kein erbarmungsloser Naturalist, wie es dessen zunächst bedurft hätte. Er machte dem Idealismus Zugeständnisse — und zwar nicht einem Idealismus, wie er sich nach entschiedenem und grundsätzlich festgehaltenem Naturstudium, nach absolvierter Elementarschule einer neuen malerischen Ausdrucksfähigkeit hätte

entwickeln können und später entwickelt hat — sondern dem Idealismus seiner Zeit. Dieser Idealismus aber war der der Klassizität. Denn auch die akademischen Maler des Klassizismus skizzierten nach der Natur, um dann den Natureindruck im Geiste nach den angeblichen Regeln der Alten umzubauen und danach zu malen.

Und noch weniger als Friedrich kann Runge als naturalistischer Lichtmaler gelten. Ja er würde eine solche Bezeichnung mit Entrüstung von sich gewiesen haben. Denn er war in erster Linie nicht Abschreiber der Natur, sondern ästhetischer und psychologischer Grübler; in seinem Nachdenken über die Farbenwerte z. B. berührte er sich mit Goethe und späteren gelegentlichen Ausführungen Ludwig Richters. Indem ihm Weiß und Licht das Gute, Dunkel und Schwarz das Böse war, indem ihm auch sonst Farbenwerte mit allgemeinen seelischen Eindrücken und sittlichen Normen in Verbindung zu stehen schienen, wurde er zum Farbensymboliker, der vor allem in seinen „Tageszeiten" auch nach diesem Rezept gemalt hat. Und was ihn dabei zu allen Zeiten ausgezeichnet hat, das war das Suchen nach einer Form hinaus über die Zerflossenheit des naturalistischen Lichteindruckes: hier liegt sein Berührungspunkt mit dem modernen Neuidealismus, mit Meistern z. B. wie Thoma. Es steht deshalb ähnlich um ihn wie um Friedrich; er überspringt schließlich die nächstnotwendige, naturalistische Entwicklungsstufe; er vermeint ernten zu können, wo noch nicht gesät ist.

Aber man stelle sich freilich auch die ganze Schwierigkeit des Problems vor, das mit der Forderung eines neuen Naturalismus und dem Drange, aus diesem neuen Naturalismus wieder einen neuen Idealismus zu entfalten, eröffnet war! Schon in der Entwicklung der Dichtung war ein verwandtes Problem aufgetreten, als es sich um die reifere Bewältigung der naturalistisch-formlosen Errungenschaften der Zeiten der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges handelte. Und nicht nur aus eigenen Mitteln hatte die deutsche Dichtung dabei schließlich den Sieg errungen. Die Antike war zu Hilfe gerufen

worden, d. h. das Feingefühl der höchsten und abgeklärtesten Entwicklung der so überaus formbegabten alten Völker des Mittelmeers. Konnte man da von den so leisen impressionistisch-naturalistischen Anfängen der bildenden Kunst um 1800 erwarten, daß sie stracken Laufes und ohne fremde Hilfe alsbald zu einem klaren Idealismus überleiten würden? Das Problem, das der Dichtung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gestellt wurde, ist für die bildende Kunst, voran die Malerei, schließlich erst etwa ein Jahrhundert später dringlich geworden. Denn Form hineinzubringen in die gärende, wogende Masse des impressionistischen Naturalismus: das wurde zur Losung schließlich doch erst der modernsten deutschen Kunst. Kann man aber sagen, daß selbst in der Gegenwart der Kampf um einen neuen Idealismus so ganz ohne Unterstützung des Formgefühls der Alten gekämpft werde? Und unter diesen Umständen hätte der Ruf schon Runges nach Form für einen doch erst in den Anfängen befindlichen, in kleinen Kreisen versuchten Naturalismus auf die Dauer frei bleiben können von einem Hilfegesuch an die Antike? Zu einer Zeit, da die um so viel stärker entwickelte Dichtung dem Einfluß dieser Antike unterlegen war? Auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst überflutete die allgemeine nationale Oberströmung des Klassizismus zunächst weithin bedeckend alles Land.

Wohin sollte sich nun bei dieser Wendung die Kunst flüchten? Wohl mochte sie sich in einzelnen Fällen dem neuen Bürgertum bescheiden anpassen da, wo es sich besonders frisch oder groß entfaltete: an den wenigen Stellen, wo das geschah, sind die Anfänge der modernen großbürgerlichen Kunst zu suchen. Im übrigen aber blieb nur die Zuflucht zu den alten Mächten künstlerischer Kultur: zur Kirche und vor allem zu den vornehmsten Trägern der hergebrachten höfischen Bildung, zu den Fürsten. Und deutsche Fürsten, ein Ludwig I. von Bayern, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, Großherzog Alexander von Weimar, sind noch bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus die wichtigsten Mäcene deutscher Kunst geblieben.

Indem aber so die Kunst zum guten Teile sozial-aristokratisch blieb, war noch ein Grund mehr gegeben für den auch sonst schon sicheren Sieg des Klassizismus. Denn bei Hofe und in der Kirche war das Losungswort Kontinuität und Vermeidung jedes Bruchs mit dem Alten. Kirchliche und fürstliche Kunst hatten eine große Vergangenheit; und die Gegenwart erschien von ihrem Standpunkt nur als deren Fortsetzung. Und war denn für den Klassizismus nicht noch eine breite psychische Grundlage vorhanden? War denn wirklich so ganz mit der Aufklärung gebrochen worden? Mußte das ganz begreifliche Streben nach Form in der Kunst nicht das Bedürfnis nach einer gefesteten und erprobten geistigen Basis hervorrufen, wie sie in der wohlausgebauten Weltanschauung des individualistischen Zeitalters vorlag? Hatte Kant nicht die Vermittlung gefunden? War es so gänzlich absurd, daß in der Kunst doch auch die Tradition, die Lehre etwas bedeute? Ja viel bedeute, wenn man der erhabensten Lehre der Vergangenheit folge, der Lehre der Alten? Und eben sie hatte man ja, wie man rühmte, seit Winckelmanns Forschungen in lauterster Klarheit zu Handen.

So erschienen die Anfänge der bürgerlich-nationalen naturalistischen Kunst schließlich als eine Episode; schon vor 1800 begriff man im allgemeinen nicht mehr, wie Goethe sich einmal in der Dresdner Galerie zu den holländischen Meistern habe hingezogen fühlen und in seinem wirtlichen Schuster einen lebendigen Menschen ostadeschen Types habe verehren können; und unverständlich ward auf einige Zeit sogar sein Lob des Straßburger Münsters. Die Antike war es, die siegte, die Antike Winckelmanns mit ihrem Programme der stillen Größe und Einfalt der Alten. War ihre Lehre seit den sechziger Jahren immer lauter und eindringlicher verkündet worden, so fand sich nun, seit den achtziger und neunziger Jahren zu ihr auch eine gewisse Praxis ein, und aus dieser wiederum erwuchs eine förmlich aufs Leben hingewandte, von dem Bestreben, der Kunst unmittelbar voranzuleuchten, ausgehende Ästhetik. Deutlich ist sie entwickelt in den Vorträgen, die Fernow, der

Priester und Schüler Kants, in den Jahren 1794—1797 für Künstler zu Rom hielt: die Betonung der künstlerischen Persönlichkeit, ist da die Meinung, habe zum Verfall der Kunst geführt; der Unterordnung bedürfe es unter die idealische Formenreihe der antiken gleichsam objektiven, unpersönlichen, kanonischen Kunst. Es sind Lehren, die seitdem auf mehr als eine Generation hin nicht ausstarben, wenn sie auch von Zeit zu Zeit in neuem Gewande auftraten; so war noch Hegel überzeugt, daß Winckelmann die Kunstbetrachtung dem Gesichtspunkte gemeiner Zwecke und bloßer Naturnachahmung entrissen und in den Kunstwerken und der Kunstgeschichte die Kunstidee zu finden mächtig gefordert habe; und mit ihm huldigte seine Zeit der Ansicht, daß es in der Kunst jedenfalls nach Ideen, und zwar zumeist nach den Ideen der Antike zu schaffen gälte.

Was hieß das nun für die gesamte Kunst, und was insbesondere für die Malerei? Von der Antike kannte man im Grunde nur wenig Architektur, wenig und rein dekorative Malerei und viel Plastik. Es verstand sich demnach, daß zunächst die Plastik so viel als irgend möglich auf den antiken Fuß gebracht wurde; nirgends sind die Einwirkungen der Alten stärker und andauernder gewesen als auf diesem Gebiete. In der Architektur glaubte man, zumal unter Berücksichtigung der technischen Schriften der Alten, auch klassisch schaffen zu können; wo Beispiel und Lehre versagten, folgte man Inspirationen aus der Plastik. Wie aber gerade die führende Kunst, die Malerei nachahmend bewältigen? Gewiß wurden hier die pompeianischen Entdeckungen von Bedeutung. Im übrigen aber abstrahierte man die Gesetze der Malerei von der Plastik. Leichter möglich wurde das durch den besonderen Umstand, daß man als Meisterwerke der Blütezeit antiker Bildnerei eine Anzahl von Denkmälern verehrte, wie z. B. die Laokoongruppe oder den Apoll von Belvedere, die heute als, zumeist noch nicht einmal originale Denkmäler einer ins Malerische gehenden Verfallszeit antiker Plastik erkannt sind.

Aber selbst unter diesen Umständen wurde es schwer, die Malerei nur auf die Griechen und nur auf die Plastik ein-

zustellen. Um die außerordentliche Wendung zu ermöglichen, bedurfte es nicht bloß des gleichzeitigen Aussterbens fast aller Maltechnik, sondern auch einer gewissen Wendung der allgemeinen Ästhetik. Es läßt sich verfolgen, wie in dieser mit der zunehmenden Blüte der literarischen Entwicklung praktisch wie theoretisch immer mehr ein Zug ins Ruhige, Einfache, Große eintrat; wie dieser Zug als das eigentlich Charakteristische des Kunstwerks aufgefaßt wurde: und wie diese Lehre bei dem außerordentlichen Einflusse der Wissenschaft und der Literatur auf die Zeitgenossen auch in die bildende Kunst immer entschiedener überflutete. Konnte sie da aber in der Malerei anders wirken als im Sinne einer Reduktion der verwirrenden, noch nicht klar unter den Einheitspunkt des Lichts gestellten Farbenelemente und im Sinne einer starken Betonung des Umrisses?

Das aber war eben auch die Richtung des Einflusses der antiken Plastik. Die Farbe nur Lokalfarbe, nur Gewand gleichsam und Füllung des Umrisses: das Licht ausgeschlossen, der Umriß Wesen und gleichsam Körper des Bildes: so läßt sich darnach das technische Programm des Klassizismus zusammenfassen.

Es war der vollendete Widerspruch zum eigentlichsten, tiefsten Strom der malerischen Entwicklung. Denn diese ging, wie wir wissen, auf Licht und Luft und Farbe — die Periode des reinen Umrisses lag um ein Jahrtausend hinter ihr.

Würde nun, das war die Frage, bei aller möglichen individuellen Größe einzelner Schöpfungen, entwicklungsgeschichtlich aus dieser Grundlage eine freie Kunst von dauernder Bedeutung erwachsen können?

Die Antwort hätte bejahend lauten können, wenn der Einfluß der historischen Überlieferung, der Literatur, der philosophischen Ästhetik auf die Entwicklung des künstlerischen Auges von durchschlagender Bedeutung zu sein vermöchte. Allein davon kann in Wahrheit niemals die Rede sein. Tatsächlich geht vielmehr jeder wirkliche Fortschritt der Kunst hervor aus einer dem Schaffen unmittelbar entspringenden, dem Werdenden

sich entringenden Einsicht; und auch diese ist schöpferisch nur in dem erhabenen Augenblicke ihrer Geburt; jede andere Einsicht hat nur das Verdienst, Gegenwart und Vergangenheit zugunsten einer nicht voraussetzungslos zu denkenden Zukunft zu verknüpfen. Diese schöpferische Einsicht aber wird ganz ausschließlich der zeugungskräftigen Zusammenfassung jener Elemente verdankt, die das Seelenleben einer Zeit ausmachen; sie quillt empor aus tiefen Schächten, die bis zu dem Grundstrom der ständiger Veränderung unterworfenen psychischen Gesamtkraft einer menschlichen Gesellschaft hinabführen.

Der Klassizismus in der Architektur wie in der Plastik und Malerei bildet deshalb nur eine im übrigen gewiß lehrreiche Episode in unserer nationalen Entwicklung; er ist im Grunde nur ein besonders augenscheinliches Schwächezeichen, ein letztes Denkmal gleichsam jener ungeheuren geistigen Verblutung, die unsere damals schon vom Bürgertum geführte nationale Entwicklung durch die Einführung der Antike unter gleichzeitigem Verfall der Kräfte eigenen Fortschreitens seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erlitten hat — er hat ferner, im Sinne einer großen Generalrepetition der elementaren Kunstentwicklung, der späteren, nun eigentlich erst zeitgemäßen Kunst manche besondere Züge, vor allem den einer für sie recht notwendigen strengen Auffassung vermittelt — er entsprach auch auf dem Gebiete der Malerei dem besonderen Hange der deutschen Malerseele, mehr zu dichten und zu charakterisieren als zu formen und zu harmonisieren —: eine große, voll auf sich beruhende, selbständige und eigenartige, für das Volksleben als Ganzes schöpferische Bedeutung hat er nicht gehabt.

Dabei darf man freilich nicht meinen, daß seine ersten Erzeugnisse einen absoluten Bruch mit dem Rokoko und also mit der alten Renaissance des 16. Jahrhunderts bedeutet hätten. Gewiß: den Zeitgenossen erschien zwischen Klassizismus und Rokoko eine ungeheure Kluft befestigt, wie sie auch mit der Philosophie Kants eigentlich die lex continui gebrochen sahen. In Wahrheit aber waren zeitgenössische Meinungen von

dieser Art Erweiterungen relativer Gegensätze, wie sich deren ein begrenzter zeitlicher Horizont auf geschichtlichem Gebiete häufig schuldig macht. Und läßt sich denn die nächste entwicklungsgeschichtliche Nuance einer bestimmten Gegenwart wirklich jemals herbeiführen, ohne daß sie dem Haß und der Gunst der Zeitgenossen als etwas auch nur annähernd noch nie dagewesenes, als etwas absolut Neues vorgeführt würde?

Namentlich in der Malerei ist der Zusammenhang des Klassizismus mit dem Rokoko augenscheinlich; nur langsam reißt sich hier das Neue aus der Formgebung und aus der Farbenfeinheit des Alten los. Oeser, der geistige Pate, wenn nicht Vater des von Winckelmann geschriebenen ersten Programms des Klassizismus vom Jahre 1754, der „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke", ist hier die erste Erscheinung von größerem Interesse. Oeser ist auch Plastiker gewesen und hat durch seine Ratschläge die Baukunst in Dresden und Leipzig und darüber hinaus beeinflußt: an erster Stelle aber war er doch und glaubte er sich Maler. Seine Bilder, nicht selten frostige Allegorien, wie sie die Zeitgenossen liebten, zeigen noch gerade in ihrer tieferen Anlage alle Merkmale des Rokokos: die Wirkung auf ein Ganzes ist mit jener feinen Sicherheit erstrebt, welche die unregelmäßigen Stuckornamente des Rokokos gleichwohl künstlerisch abgewogen erscheinen läßt; die Palette ist die der ins Silbrige gebrochenen Halbtöne, wie sie Watteau meisterhaft gehandhabt hatte; der jetzt infolge von Farbenzersetzungen oft recht peinliche Eindruck muß einmal vornehm und behaglich gewesen sein. Aber daneben stehen schon hippokratische Züge: ein fatales Nachlassen des allgemeinen Farbensinns, eine Neigung zum Flauen und Verschwommenen und Kreidigen, eine gewisse Steifheit und Absichtlichkeit der Komposition: und zu alledem schülerhafte Versuche in hellenischer Pose und griechischer Gewandung.

Bei weitem höher steht Mengs. Seine Bildnisse, sei es in Pastell, sei es in Öl, sind Meisterwerke; unter glücklicheren Sternen geboren, würde er sich dauernd dem Ruhme haben nähern können, den ihm die Zeitgenossen so freigebig als

einem der größten deutschen Künstler spendeten. Aber sehr bald verfiel er der Nachahmung zuerst der Bologneser Schule, dann, im Anschluß an die Lehren Winckelmanns, mit dem er in Rom freundschaftlich zusammenlebte, der Antike. Das vollendetste Denkmal dieser Zeit ist der „Parnaß" der Villa Albani: ein Werk, das in Farbe und Zeichnung nach Art des Rokokos noch stark ist, auch noch nicht ganz die Verschwommenheit im Gesichtsausdruck zeigt, die später bedenkliches Kennzeichen des Klassizismus wurde, in dem aber doch schon die reliefartige Komposition, die statuenartige Auffassung der einzelnen Gestalten, der mathematische Aufbau für den klassizistischen Eindruck des Ganzen entscheidend sind.

Weitere Meister des Übergangs sind Angelica Kauffmann, Wächter und Schick. Von ihnen hat Angelica Kauffmann vielleicht schon als Frau noch besonders viel vom Rokoko, so namentlich in der sanften Harmonie der Farbe, während die Strenge des Aufbaus in ihren, freilich jetzt meist vergessenen Szenen aus der Antike schon stark klassizistisch gemahnt, wenn sie auch durch frauenhafte Grazie gemildert ist. Heute kennt noch jedermann ihren Winckelmann und ihren Goethe, lieben wohl auch noch die meisten ihre Sibyllen: und in der Tat zeigen diese vor allem die zarte Anmut und Liebenswürdigkeit ihres Pinsels, den sogenannten schönen Ton und eine Sauberkeit der Technik, die jede Erinnerung an die Werkstatt hinwegbannt. Schick und Wächter, die zu Römern gewordenen Schwaben — denn die neue Kunst suchte schon früh gern Rom auf — waren Schüler Davids, des antikischen Malers der französischen Revolution, und so waren sie, trotz lebhafter koloristischer Neigungen, doch in der Form schon ganz klassizistisch: sie komponierten plastisch, im Relief gleichsam und ohne daß die Linien sich überschnitten, sie zeichneten schon stark und fast mehr, als daß sie malten, und sie begannen zugunsten der großen einfachen Einheit das Detail zu vernachlässigen, den Ton der Haut, das Muskelspiel, das Stoffliche der Gewandung. So galten sie zu ihrer Zeit als die eigentlich modernen Maler; Bilder wie der „Hiob" Wächters oder

„Der harfenspielende David" Schicks wurden mit Enthusiasmus begrüßt.

Allein die ganze Fülle der klassizistischen Forderungen befriedigten sie noch nicht. Dies vermochte allein eine wesentlich nur noch zeichnerische Kunst zu tun, eine Kunst, die von der Plastik das Äußerste herübernahm, das herüberzunehmen der Malerei eben noch möglich war, nämlich die Zeichnung, und das hieß vornehmlich den Umriß, und die die Färbung nur noch als Füllung dieses Umrisses betrachtete. Der Meister, der diese Kunst brachte, war Asmus Carstens (1754—1798).

Carstens war ein Schleswiger; wie Thorvaldsen ist er von der Kopenhagener Akademie nach Rom gekommen[1]. Gemeinsam war ferner beiden, daß sie sich der Antike keineswegs literarisch näherten, sondern nur rein anschaulich auf sie eingingen — beide waren unstudierte Leute, ja, vom philologischen Standpunkte aus betrachtet Böotier. Auf dem Gebiete des rein Anschaulichen aber trafen sie sich wiederum darin, daß sie im Grunde zu spät geborene Hellenen waren; sie nahmen die Antike, wie sie aus Roms Vergangenheit in Stadt und Museum zu ihnen sprach, als etwas ihnen Selbstverständliches auf, nicht als etwas erst zu Erlernendes, zu Übertragendes; sie war ihnen mundgemäße Kost. Dabei war Thorvaldsen Plastiker und Lyriker, Carstens, der bei weitem ältere von beiden, Maler (d. h. Zeichner sowie allenfalls Illuminator) und Dramatiker.

Carstens war ein harter Kopf; sein Leben, klein beginnend, war ein erstaunlich und erhebend herber Kampf um Ideale: und selbstrichtig und eigen war auch seine Kunst. Er zeichnete nicht oder malte gar nach der Natur. Er verließ sich auf sein außerordentliches Formengedächtnis. Aus diesem heraus schuf er — und indem er schuf, stilisierte er, ein wenig unter Reminiszenzen an ihm kongeniale Meister der letzten Jahrhunderte, vor allem an Michelangelo, sehr selten mit einigen direkteren Anlehnungen an das Rokoko, in der Hauptsache aufs Entscheidende nach der Antike, und das heißt wiederum nach

[1] S. oben S. 606.

der antiken Plastik. So ward er zum Verächter der Farbe und zum begeisterten Vertreter der Formschönheit des Umrisses; nur wenig hat er gemalt, fast durchaus zeichnerisch geschaffen. War er dabei, vom Standpunkte der reinen Wiedergabe der Erscheinungen aus betrachtet, ein um vieles schlechterer Zeichner als Mengs, so wird er doch in seinen Schöpfungen jedem, der sie betrachtet, für immer im Gedächtnis bleiben: mit seiner Wucht der Umrißgebung, mit seiner zwingenden Kraft der Phantasie, mit seiner zum persönlichen Stil vordringenden Stärke endlich künstlerischer Aneignungsfähigkeit der Natur; und die stetig wiederkehrenden Fehler, die Verkleinerung der Glieder, die unrichtige Wiedergabe der Bewegungen werden bald den Eindruck hinterlassen, daß sie zur Eigenwilligkeit gerade dieser Kunst zu gehören scheinen.

Carstens hat auf seinem eigentlichsten Gebiete nur einen, spätgeborenen, Nachfolger gehabt: Genelli (1798—1868). Genelli steht der Farbe noch weniger hold gegenüber; sogar auf das Aquarell hat er den braunen Galerieton übertragen. Genelli war auch dem naturalistischen Zeichnen noch weniger geneigt. Im Grunde kennt er nur einen einzigen männlichen und einen einzigen weiblichen Typ; immer wieder erscheinen diese auf seinen Blättern und immer und immer wieder in denselben, teilweise an Carstens Stil gemahnenden Verzeichnungen. Und auch das Detail ist noch weniger beobachtet wie bei Carstens. Die Köpfe sind seelenlos; das Muskelspiel, oft wäre von Muskelgewoge zu reden, bleibt vielfach unverständlich. Dennoch erzielt auch Genelli mit seinen einfachen Umrissen, die oft den Hintergrund kaum noch in Linien andeuten, eine gewisse Wirkung. Denn er ist von beträchtlicher Gewalt der Komposition, namentlich da, wo er in rascher Begeisterung hinwirft; man möchte ihn fast den Melodiker der Linie nennen. Das, was ihn kennzeichnet, ist das tiefe Pathos, der Drang, den Umriß eigentlich zu überschreiten, ihn mit süßem Leben zu blühendem Dasein aufzufüllen: das ist es, was seine großen Kompositionen für Holzschnitt und Steindruck, die „Umrisse zu Homer“ (1844), das „Leben einer

Hexe" (1847), das „Leben eines Wüstlings" (1866) niemals ohne Teilnahme betrachten läßt. Freilich: erreichbar war das Ziel, das Genelli vorschwebte, mit Carstens Mitteln nicht. Genelli weist über sich selbst hinaus auf Licht und Farbe, und er hat noch die Anfänge von Freilicht und Impressionismus selbst mit erleben können.

In der Tat: ließ sich denn die Lehre vom reinen Zeichnen, so schön sie aus der Antike gezogen war, im 19. Jahrhundert wirklich halten? Charakteristisch ist, was schon einer der frühesten Theoretiker des Stils, Fernow, dazu bemerkt hat[1]. Die Zeichnung, meint er, gäbe gewiß Form, Rundung, Beleuchtung, Haltung, Helldunkel, ja bis zu einem gewissen Grade auch die Farbe. Lege man aber auf das Beiwerk Nachdruck und trete in die Welt des Farbigen, so sei freilich das Licht in seiner Wirkung unerreichbar. Aber im übrigen lasse sich immerhin im Kolorit die Überlegenheit des Künstlers über die Natur dartun. Er ordne die Beleuchtung planmäßig und verteile im Helldunkel und in den Luftpartien tieferer landschaftlicher Hintergründe Licht, Schatten und Mitteltöne derart, daß eine durch sich selbst gefällige Einheit für die Empfindung entstehe: und er werde die größte Wahrheit und Schönheit des Kolorits im einzelnen mit der größten Schönheit und Harmonie im ganzen vereinigt haben.

Das waren immerhin beträchtliche Zugeständnisse über die Zeichnung hinaus. Dabei ist es kein Zufall, wenn sie sich zunächst auf die Landschaft bezogen. Die Landschaft hatten strengste Vertreter des Klassizismus überhaupt beinahe verpönen wollen: von ihrem Standpunkt aus mit Recht. Aber ließ sich da etwas wie ein Verruf wirklich durchführen? — Der Klassizismus selbst hat dennoch eine Landschaft entwickelt — und gerade diese hat, als verhältnismäßig bei weitem modernster Zweig der klassizistischen Richtung, am längsten fortgelebt.

Freilich: da man wenig oder nichts von antiken Landschaften hatte, so setzte sich der Hinweis auf die Antike in

[1] Vgl. Gurlitt, Deutsche Kunst im 19. Jahrhundert, S. 57.

diesem Falle in die Beachtung der allgemeinsten Forderungen um, die jener zugrunde lagen: Umriß an erster Stelle, Vereinfachung des Umrisses wieder in das allein Große, Farbe demgemäß nur als Lokalfarbe und zur Eintragung einheitlicher großer Stimmungsmomente, in demselben Sinne, soweit man es verstand, Ton und Lichtwirkung: — und darüber hinaus vor allem Komposition der Landschaft derart, daß sie aus einzelnen, in der Natur beobachteten Requisiten, Bäumen, Bergen, Kulissen, zu etwas Neuem, nur in der Phantasie Bestehendem zusammengesetzt werde: das war die Lehre.

All diese Einzelheiten aber sollten nun nicht bloß zusammengebracht werden; sie sollten auch leben. Und nicht durch Wiedergabe der unbewußten Pulse des Lichtes, die durch die Erscheinungswelt gehen. Die waren ausgetrieben, soweit man sich ihrer Beherrschung überhaupt zu nähern verstand. Hier setzte jetzt vielmehr die Idee ein. Eine Landschaft sollte im Dienst einer höheren, dichterischen Idee stehen; es sollten in ihr „sittliche und leidenschaftliche Gegenstände mit den Szenen der Natur" verbunden werden, so hatte schon Sulzer gelehrt, so forderte noch einseitiger Fernow. Mit anderen Worten: Komposition und Einzeldurchführung sollten getragen sein durch ein ihnen einverleibtes, aus ihnen sprechendes Moment subjektiv-menschlichen Empfindens. Das war nun an sich eine einfache Forderung des Subjektivismus; sie hat sich daher im 19. Jahrhundert immer wieder erneut. Allein der Naturalismus befriedigt sie, indem er die Landschaft objektiv so darstellt, daß sie in uns diejenigen Stimmungen erregt, welche durch eben jene Landschaft objektiv erregt werden würden, die der Darstellung zugrunde liegt. Im Naturalismus erscheint also das subjektive Moment der Landschaft mehr innerlich eingeschrieben, ist ihr immanent; im Idealismus dagegen ist es ihr als Idee mehr äußerlich aufgelegt, und häufig genug bleibt diese sozusagen transzendent.

Der Antike speziell aber suchte man eine Landschaft von dieser Art noch dadurch anzunähern, daß man ihre Vorwürfe mit Vorliebe den Mittelmeerländern, Italien und auch Griechen-

land entnahm. Und es geschah das, indem man anfangs zwischen den antikisch stilisierten Landschaften, die sich schon bei Carstens finden, und der ziemlich schwunghaft betriebenen deutsch-italienischen Vedutenmalerei vermittelte. Von diesem Ausgangspunkte her etwa entwickelte sich der erste große Meister der neuen Kunst, ein Schüler von Carstens, Josef Anton Koch (1768—1839). Koch war Tiroler; in Rom lebend, das ihm zur zweiten Heimat geworden war, erhielt er sich doch viel von der herben Frische des Gebirgskindes. Indem er aber, wie Carstens, unmittelbar aus einer überaus glücklichen Erinnerungsgabe heraus schuf, gelangte er von selbst aufs Abkürzen und Zusammenfassen, und damit wiederum auf die Betonung des viel leichter zu behaltenden Umrisses und auf die Vernachlässigung der Farbe, sowie zu einem fast gänzlichen Übersehen des Lichtes, von dem nur kindliche Behandlungsversuche zeugen. In der idealistischen Wiedergabe der körperlichen Formenwelt dagegen ist er wahrhaft Meister; und seine Auffassung der landschaftlichen Umgebung Roms, der poesievollen Wüstenei der Campagna, vor allem aber der edlen Linien der Sabiner- und Albanerberge beherrscht noch heute die Kraft unserer Einbildung.

Hatte dabei Koch seine Landschaften vornehmlich zum Schauplatz für Götter- und Heldengestalten gemacht und demgemäß gleichsam mythisch und heroisch behandelt, während das Historische und das Idyllische, das menschlich Weite und das menschlich Begrenzte mehr zurücktraten, so ging Rottmann (1798 bis 1850) eben auf diesem Wege weiter: er vor allem ist daher zum Meister der sogenannten historisch-klassizistischen Landschaft geworden. Seine Gemälde sollen den idealen Typ gewisser Gegenden derart zum Ausdruck bringen, daß sie als harmonischer Schauplatz gewisser heroischer, vor allem aber historischer Ereignisse erscheinen, die sich auf ihrem Boden abgespielt haben oder abgespielt haben könnten: so daß diese Gegenden für den menschlichen Inhalt gleichsam vorherbestimmt erscheinen. Dabei begnügt sich Rottmann gelegentlich nicht einmal mit menschlichen oder menschlich gedachten Vorgängen;

auch die Bildungsgeschichte der Erde, vulkanische Umwälzungen z. B. zieht er in seinen landschaftlichen Idealismus hinein. Im übrigen ist er nicht mehr in dem Grade, wie Koch, ein Künstler vornehmlich nur des Umrisses; so sehr er die große Linie empfindet, so haben doch auch Farbe und Beleuchtung bei ihm schon Bedeutung, namentlich soweit er in seinen Hauptwerken, den heroischen Landschaften im Münchener Hofgarten (1829 ff.) und in der Neuen Pinakothek, von der Malerei al fresco zur Ausführung in Harzfarben auf Zementtafeln übergeht.

Noch anders erscheint ein letzter großer Vertreter der heroischen Landschaft, Friedrich Preller, der Farbe befreundet (1804—1878). Unter den Augen Goethes herangewachsen, ein eifriger Bewunderer der Renaissancelandschaften Poussins und Claude Lorrains, Schüler Kochs, hat er in den Jahren 1834 bis 1836 einen frühesten Zyklus von Odysseelandschaften im Römischen Hause zu Leipzig gemalt: von Anbeginn überwog bei ihm gegenüber dem Dramatiker Rottmann die epische Stimmung. Später kamen dann die Eindrücke von Studienreisen nach Rügen und Norwegen hinzu, um ihn, neben seinen idealistischen Konzeptionen, der realistischen Landschaft zuzuführen, ihn Licht und Farbe ganz anders schätzen zu lehren, als seine Vorgänger, und seinem landschaftlichen Idealismus zugleich jenen Zusatz des Schöpfungsmäßig-Uranfänglichen und Nordisch-Düstern zu geben bei aller Formenklarheit des Südens, der sein Hauptwerk, die Weimarer Odysseelandschaften (Kartons 1858 ff.) auszeichnet. Und auch insofern es sich in diesen Landschaften um den Ausgleich zwischen der einer heroischen Landschaft fast unumgänglich notwendigen Staffage und dem eigentlich Landschaftlichen handelt, bezeichnen diese Bilder einen Höhe- und Schlußpunkt der Entwicklung. Denn hier hat die Staffage eine Bedeutung, die das künstlerische und inhaltliche Gleichgewicht zum Landschaftlichen herstellt, und beide Teile sind so aufeinander gestimmt, daß sie inhaltlich vollkommen verwachsen erscheinen: wie erhebt sich z. B. in dem Leukotheabilde die Nymphe aus der aufbrausenden Meereswelle

gleichsam als ein letzter Bestandteil dieser, und wie bezeichnet Odysseus im Wogentale zugleich den Tiefpunkt von Schicksal und anschwellender und hinabsinkender Flut!

Nach Preller haben sein Sohn sowie andere Meister, Kanoldt, Hummel u. a., noch im alten Sinne fortzuschaffen versucht: vergebens. Höchstens Schirmer (1807—1863) und seinem Schüler Franz-Dreber (1822—1875) gelang es, der alten Melodie noch einen neuen Vers, einen rein lyrischen, unterzulegen. Aber Drebers Landschaften gerade der besten Zeit erinnern stark an die Jugendarbeiten Böcklins: der Grundsatz der idealistischen Formengebung aus dem Umrisse hatte sich erschöpft; die moderne idealistische Landschaft, die Landschaft Böcklins und anderer ist bei allem Formgefühl ihrer Meister eine Landschaft der Farbe.

b. Verhältnismäßig organisch, und schon insofern einfacher und mit der Gewähr fruchtbarerer Dauer vollzog sich der Übergang der Architektur zum Klassizismus.

Die Baukunst der Renaissance hatte sich im Barock zu einem massigen, trotz mancher Auflösungen zunächst noch würdevoll gebundenen, prunkenden Stil entfaltet; am römischen Petersdom kann man alle ihre Fortschritte verfolgen, bis für Italien mit der Zeit um 1580 etwa ein Höhepunkt erreicht ist. Dann begann, deutlicher mit Bernini, seit etwa 1630, eine Wendung ins Leichtere, Freudigere: bis schließlich, am vollendetsten auf französischem Boden, eine Auflösung aller tektonischen Formen ins Dekorative erreicht war und sich damit gleichzeitig, bei reichster Verzierung, die nüchternste Haltung des baulichen Gerüstes einstellte. Im ganzen war es ein Hergang, der hinsichtlich der einzelnen Bauglieder der Vernichtung der Renaissance nahe kam, hinsichtlich des Baukörpers die Reduktion aufs einfachste zur Folge hatte[1].

Man stand damit im Grunde vor einem unzweifelhaften Verfall aller der Elemente, welche die bisherige architektonische

[1] S. Bd. VI S. 268 ff.; VII, 1, S. 189 ff., 209 ff.

Entwicklung getragen hatten; es war abgewirtschaftet. Übrig geblieben war der bloße Zwang des Raumbedürfnisses und der Gesichtspunkt des Zweckmäßigen: die Baukunst war auf die einfachen Forderungen beschränkt, die der aufstrebende und praktische Stand des Bürgertums vornehmlich an sie stellte und bei seinen materiellen Mitteln auch allein an sie stellen konnte. Die Daseinsbedingungen des noch unglaublich nüchternen Bürgerhauses des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren geschaffen: Kasernenstil im kleinen wie im großen, für Familien- wie Zins- und Geschäftshaus. Erschien dieser Zeit aber eine architektonische Kunst über das bloße Bedürfnis des Bauens als solches hinaus als zulässig, so konnte eben der Hellenismus mit seiner edlen Einfachheit geeigneter als irgendein anderer Stil an diese Alltagsformen anknüpfen. Und schon war diese Verbindung in dem Lande des früheſt entwickelten Bürgerstandes, in England, hergestellt.

In England hatte man sich nie so recht für das Barock begeistern können; man war Palladio treu geblieben. Von hier schlug sich dann leicht die Brücke zum Hellenismus, als der allgemeine geistige Fortschritt auf anderen Gebieten zu diesem geneigt machte und als die großen wissenschaftlichen Entdeckungen Stuarts sowie Revetts (1750ff.) und anderer die verschüttete und vergessene Welt der griechischen Tempel wieder ans Licht zogen: jetzt schuf vor allem das englische Bürgertum eine erste junghellenische Architektur jungfräulich-herben, ja kargen Stils. Inzwischen aber war dieser Stil nach Frankreich übergegangen, wo man des tollen Rokokoüberflusses satt war und dem alten Streben schon des Zeitalters Ludwigs XIV. nach einfacher Erhabenheit jetzt nicht bloß im Baukörper, sondern auch in dessen Schmuck zu willfahren suchte. So wurde denn die zügellose Ornamentik, eine letzte Ausläuferin der Renaissancekunst, verlassen; auch im Innenbau wurden die Dekorationsmotive ins Antike vereinfacht, und für ihre Einordnung die strenge Gliederung der Wände durch stark profiliertes Rahmenwerk zurückerobert.

In Deutschland erhielt man diese neue Bauweise etwa

um 1780; das älteste ganz stilechte Werk ist der kleine dorische Tempel im Parke zu Gotha, der dem Grabe des Prinzen Ernst († 1779), einer jener nun aufkommenden, mit säuselnden Pappeln bepflanzten Grabinseln, gegenübersteht. Er ist den Aufnahmen athenischer Altertümer von Stuart und Revett nachgebildet; gebaut hat ihn Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorf, der 1761 in Rom unter den Einfluß Winckelmanns, später unter den des französischen Architekten Clérisseau gekommen und vermutlich durch diesen, einen Freund von Adam, auf die Engländer hingewiesen worden war. Und so erschienen denn schon bei Erdmannsdorf alle jene Einflüsse gemischt, die den Klassizismus in der deutschen Baukunst bedingten: die klassische Strömung in der Literatur und Wissenschaft der Nation und das Beispiel Frankreichs und Englands. Es ist eine Kombination, in der sich im Grunde doch die Führung der geistigen Kultur durch Gelehrsamkeit und Dichtung aussprach: schon in dem Kampfe, den Krubsacius in Dresden seinerzeit auf Grund der alten Lehren des Vitruv gegen den Ratszimmermeister Schmidt und seinen Kreuzkirchenbau unternommen hatte, wie nicht minder in dem Einflusse Oesers in Dresden wie Leipzig war sie als solche zutage getreten.

Der erste aber, der den kommenden neuen Stil in Deutschland in seiner Bedeutung klar erfaßte, war wohl Friedrich der Große; er hat aus den englischen Veröffentlichungen von Palladios, Jones und Kents Werken einzelne Blätter an baulustige Bürger Potsdams verteilt und diese gezwungen, die Schauseiten ihrer Häuser danach einzurichten, gleichgültig, wie sie über den inneren Ausbau dieser Häuser verfügten. Und Knobelsdorff hat dann in diesem Geschmack das Berliner Opernhaus geschaffen. Seitdem blieb Berlin einer der wichtigsten Schauplätze der neuen Baukunst; selbst in dem an Bauten überaus armen Menschenalter der Revolution und der Freiheitskriege sind hier so groß gedachte Schöpfungen wie das Brandenburger Tor von Langhans entstanden; und neben Langhans wirkte Gilly, der Schinkel und Klenze, die späteren Helden des Stils, beeinflußt hat.

Allein auch außerhalb Berlins faßte der neue Stil Fuß. Zwar in Süddeutschland hielt man noch länger an zopfig vereinfachten Formen des Rokokos fest; so hat in München Nikolaus Schedel von Greifenstein noch 1805 das Max Joseph-Tor im Zopfstil errichtet, und neben ihn stellte sich Peter von Nobile, der Erbauer des Wiener Burgtors. Auch F. Weinbrenner, der 1791 bis 1797 in Italien studierte, verblieb innerhalb palladiesker Formen, wie seine Bauten in Karlsruhe und anderswo zeigen. Allein daneben neigten sich doch wenigstens der Nordwesten und Mitteldeutschland dem neuen Stile zu; und wie in Hannover und Gotha, so wurde in Kassel in seinem Geiste geschaffen. Hier war es vor allem der Schloßbau von Wilhelmshöhe, der von dem Architekten Du Ry, dem Sprossen einer alten Hugenottenfamilie, seit dem Jahre 1785 nach dem Vorbilde der 1777 erschienenen Ausgabe der Bauwerke von Robert und James Adam durchgeführt wurde. Mit der Architektur aber verband sich in Wilhelmshöhe die Anlegung eines jener großen Parke, in denen die englische Gartenkunst Triumphe feierte; und den Parkanlagen von Wilhelmshöhe gingen die von Wörlitz und Weimar zur Seite. Noch rascher jedoch, wenn auch nur in seinen einfachsten Formen, drang der neue Stil in die bürgerliche Architektur ein; hier schossen jetzt jene nüchternen Wohnhäuser empor, deren sich noch heute in unseren größeren Städten zumeist eine Anzahl befindet, mit einer gänzlich vereinfachten antiken Säulenstellung am Türeingang, mit großen Halbkreisfenstern im Treppenhaus und an den Giebelseiten, mit verhältnismäßig geräumigen, aber noch niedrigen Zimmern in pompejanischer Ausschmückung. Und selbst in den Kirchenbau drang der neue Stil schon vereinzelt vor: so hat z. B. Dauthe die Leipziger gotische Nikolaikirche seit 1785 nach den Grundsätzen des neuen Stiles umgebaut. Dennoch handelte es sich bei alledem zunächst noch um Versuche und Anfänge; die wirkliche Blüte des Stils fällt erst in die beruhigte Zeit nach den Freiheitskriegen und nach der vollsten Durchbildung des literarischen Klassizismus, und ihr Beginn wird bezeichnet durch das Aufstreben Klenzes in

München 1814 und Schinkels in Berlin 1815. Klenze, ein Obersachse, der im Jahre 1864 starb, hat in München vornehmlich die Glyptothek (1816 ff.) und die Propyläen (1846 ff.), dazu die bayerische Ruhmeshalle hinter der Bavaria und bei Regensburg die Walhalla (vollendet 1842) gebaut, die Glyptothek mit einer ionischen Säulenstellung, dorische Säulen vor den anderen Bauten: sogar die Walhalla ist ein dorischer Tempel. Wie der Meister diese Bauten selbst ansah, läßt sich aus seiner Meinung ermessen, daß die Akropolis zu Athen der große Probierstein klassischen Kunstsinnes sei, und daß, wer in ihrem Anblick nicht geheilt werde von „individuellen und typisch nationalen Aberrationen", gerichtet sei vor dem Areopage der Nachwelt. Freilich hat er selbst diesen Worten nicht nachgelebt, nicht nachleben können. Gerade in München hatte sich noch bis ins 19. Jahrhundert hinein recht viel erhalten von dem alten Kunstbetriebe des Rokokos und Barocks; den neuen, auf absolute Reinheit gerichteten Absichten stellte sich diese Überlieferung entgegen, und ihr stilles Wirken führte dazu, daß gerade die Bauten des Münchener Klassizismus ein gutes Teil erhielten von jenem Malerischen der Anlage und der Wirkung, das man als einen der eingeborensten und durchgehendsten Züge der Architektur des 19. Jahrhunderts betrachten kann. Und gibt schon dies der Münchener Antike eine ganz besondere Prägung, so noch mehr der Umstand, daß sie im Grunde doch abhängig war von einem einzigen Willen, dem König Ludwigs I. Ludwig aber war doch nicht so antik, daß er nicht im Innersten seines Herzens lieber deutsch hätte sein wollen, und nicht so sehr Kunstfreund und dem herrschenden Stil verschworen, daß er nicht sein München in jeder Hinsicht hätte schmücken wollen und darum eben zu einem Stelldichein aller Stile, schon gedachter wie noch denkbarer gemacht hätte. Und so mußte schon Klenze selbst in dem Festsaalbau der Residenz zu einer Behandlung der Antike übergehen, der man später Palladianismus vorwerfen konnte, ja er mußte die Allerheiligen-Hofkirche nach dem Muster der Capella palatina zu Palermo aufführen, eines reizvollen Gemisches byzantinischer,

mauriſcher und nordiſcher Formgedanken. Und ſelbſt damit noch nicht genug. Neben die klaſſiſchen Bauten Münchens trat Zieblands angeblich altchriſtliche Bonifaziusbaſilika und Gärtners Feldherrnhalle (1841—1844) nach dem Vorbilde der Loggia dei Lanzi in Florenz, in der Vorſtadt Au erhob ſich Ohlmüllers gotiſche Pfarrkirche (1831—1839), und die Ludwigspfarrkirche in der Stadt (1830—1844) erhielt den Typ lombardiſch-romaniſchen Stiles. Man war in München bald in allen Sätteln gerecht, ja ſchuf ſich in dem Rundbogenſtil der Regierungsbauten in der Ludwigſtraße noch ſeine höchſteigene Bauweiſe. Natürlich wurde man bei alledem auch zuſehends akademiſch und langweilig. Aber immer blieb trotzdem eine gewiſſe Gelenkigkeit der Phantaſie und des handwerklichen Komponierens erhalten: und das war auch auf den Münchener Klaſſizismus von Einfluß.

In höherer Potenz gleichſam hat ſich die Münchener Entwicklung in Wien wiederholt. Denn hier, in der wohligen Luft der Donauſtadt, vermochte ſich der ſtrenge Stil der antiken Architektur erſt recht nicht in ungebrochener Reinheit zu entfalten, namentlich ſoweit dieſer als voller Gerüſtſtil auftrat: was man baute, wurde bei aller Wucht doch zugleich heiter, frei, feſtlich und farbig behandelt. Der größte Meiſter dieſer Kunſt aber war nicht ein eingeborener Wiener, ſondern ein Landsmann Thorvaldſens, Theophil Hanſen, ein Mann, der dieſem in dem klaren, oft etwas zu geraden Losgehen auf ſchematiſch-ſchöne Löſung der geſtellten Probleme wie in dem Sinne für äußere Anmut verwandt war: ganz richtig hat er ſeine Kunſt nicht mehr nachgeahmte Antike, ſondern helleniſche Renaiſſance genannt wiſſen wollen. Hanſen, 1813 geboren, hatte den Vorteil gehabt, ſeit 1838 längere Zeit in Griechenland zu weilen, und ſo ſchuf er mehr aus einer geſamten künſtleriſchen Lebenshaltung heraus als die Münchener. Im Jahre 1846 kam er nach Wien; ſein Hauptwerk wurde das Parlamentshaus (1874—1884), ein Bau von wunderbarer Symmetrie, wenn auch einer Symmetrie, der die innere Zweckmäßigkeit vielfach zum Opfer gefallen iſt. Was aber die Entwicklung in Wien neben der Weichlichkeit der Formen ebenſo

wie die in München kennzeichnet, das ist der Umstand, daß die Antike an beiden Orten, ja man kann sagen in Süddeutschland überhaupt, wenn auch zeitweise in den Vordergrund tretend, doch niemals auch nur annähernd allein geherrscht hat: immer entstanden neben ihr Bauten anderer historischer Stile.

Ein wenig anders war es in Berlin. Hier bestand um 1815 an sich schon eine mehr als dreißigjährige Tradition zugunsten der Antike; hier hatte das Herrscherhaus als Hauptbauherr im Verlaufe dieses Menschenalters ohne Wanken an dem einen Stile festgehalten, und hier erschien in Schinkel ein Meister, der die Fähigkeit besaß, die bei antiker Nachahmung noch eben denkbaren modernen Möglichkeiten zu entwickeln und zugleich schulbildend zu wirken. Schinkel († 1841), der Schöpfer des alten Berliner Museums (1824—1828), des Schauspielhauses (1818 bis 1821) und der Bauakademie (1832—1835), der geduldige Entwerfer von tausend gewaltigen, nur in der Phantasie projektierten Bauten, für deren Ausführung dem armen Preußen und Deutschland seiner Zeit das Geld mangelte, selbst soweit sie einfachen und praktischen Zwecken gewidmet waren, ist recht eigentlich der Klassizist der deutschen Architektur; bei ihm erinnert fast nichts mehr an den Zusammenhang mit der Renaissance und deren Tochterentwicklungen; höchstens im Stil der Gotik hat er zumeist in jungen Jahren neben dem der Antike mit einer gewissen Vorliebe und, nach der Kenntnis seiner Zeit, mit bemerkenswerter Reinheit geschaffen. Grundsätzlich aber und in dem Wichtigsten seiner Werke wurde er zum Hellenisten: die Säule, die Ordnung waren ihm heilige Traditionen, die es zu erneuern galt, wenn er auch, wo es irgend mit seinen Theorien vereinbar war, als Hellene in dem Bewußtsein moderner Bedürfnisse zu schaffen suchte. Eben in dieser Kombination gewann er dem Klassizismus eine menschliche Seite ab, und eben darum schuf er, eigentlich mit wenigen antiken Bauten, mit diesen aber auch aufs innigste vertraut, aus dem geringen alten Formenvorrat überraschend viel dem 19. Jahrhundert Eigenes: bis zu dem Grade, daß er Barock und Rokoko über-

wand. Dabei war wenigstens den Jahren seiner Manneszeit keineswegs eine volle, große, etwa gar üppige Phantasie verliehen; wesentlich zur Befriedigung des Sinnes für feine Verhältnisse, für wohlgebildete Formen, allenfalls für bauliche Anmut schien er geboren. Aber gerade damit war seinem Hellenismus eine lange Zukunft beschieden, um so mehr, als Boetticher diesen nach dem Tode des Meisters in seiner „Tektonik der Hellenen" (1843 ff.) in ein System brachte, das auf ein Menschenalter die allgemeinen Vorstellungen über die Baukunst der Alten beherrscht hat, bis es der realistischen Archäologie seit 1870, den Ausgrabungsergebnissen eines Schliemann und seiner Nachfolger und den daraus abgeleiteten Folgerungen erlag. Und so hat man denn in Berlin noch bis in die achtziger Jahre hinein unter der unmittelbaren oder mittelbaren Nachwirkung Schinkels gebaut, wenn sich auch seit den späteren sechziger Jahren neben Bauten wie Stülers Neues Museum (1855 vollendet) Schöpfungen aus ganz anderem Gusse, namentlich Renaissancebauten, zu stellen begannen. Vor allem blieb die Privatarchitektur, soweit sie künstlerische Richtung innehalten wollte, noch lange dem Schinkelschen Stile in seinen letzten Ausläufern getreu; so sind die Villen der fünfziger und sechziger Jahre in dem Viertel vor dem Brandenburger Tore in diesem Stile gebaut, nicht minder die kleinen Schlösser des Hofes um Potsdam, wenn bei ihnen auch daneben englische Gotik gepflegt ward. Spätere größere Denkmäler sind noch die Nationalgalerie und die Siegessäule Stracks. Es ist im ganzen eine Bauweise, die nicht eines gewissen gefälligen Maßhaltens und bescheidener Anmut entbehrt. Und das, was sie schließlich gestürzt hat, ist nicht eigentlich die Aufnahme eines anderen Stiles gewesen, obwohl man deren mittlerweile neben der Gotik der dreißiger bis fünfziger Jahre eine ganze Anzahl, so schließlich selbst wiederum Barock und Rokoko übernommen hatte, sondern die Unmöglichkeit, mit dem für die Ausbildung der antiken Baukunst maßgebenden technischen Material zahlreichen Raumbedürfnissen wenigstens der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gerecht zu werden. Denn wer kann sich eine hellenische Eisenbahnhalle vorstellen?

Und wer tausend andere eminent moderne Bauten, etwa Sporthallen, Ruderklubhäuser, Rathäuser, ja — trotz Hansens Wiener Bau — Parlamente? Der griechische Stil gibt nur schwer die Individualisierung der Räume her, deren unsere großen modernen Bauanlagen bedürfen, und vor allem: er gestattet mit den für ihn charakteristischen Steindecken nicht die notwendigen Raumweiten. Hier kann, handelt es sich um weite Decken ohne Gewölbe, nur das Eisen helfen; die Aufnahme von Eisen aber verändert alsbald die inneren Raumbeziehungen der griechischen Baukunst, wie schon die Deckenbildung im Treppenhaus des Neuen Berliner Museums beweisen konnte. Es kam unter diesen Umständen so weit, daß die hellenischen Formen nur noch als etwas vom Baustoffe Unabhängiges angewandt wurden, mit anderen Worten, daß sie ornamentalen Charakter erhielten: und das bedeutete den Untergang.

e. Der Gang der klassizistischen Bildnerei ist am Ende ein ähnlicher gewesen wie der der Baukunst. Auch hier zunächst ein starkes Hereinragen älterer, barocker, und späterer Elemente, wie in den Zeiten der Baukunst vor Schinkel. Dann ein scheinbar absolutes Nachschaffen der Antike durch Thorvaldsen. Und schließlich, wenn auch erst in der Gegenwart, nach langsamer Unterwühlung durch den steigenden Naturalismus, der Bruch infolge neuer Ideale, die freilich nur teilweise der Benutzung anderen Materials — auch in der Baukunst war dies ja gegenüber dem veränderten Raumsinn nur ein untergeordnetes Moment gewesen —, vornehmlich aber einem anderen plastischen Sinne ihr Erblühen verdanken.

Anschauungen einer anders gearteten Vergangenheit und daneben aufkommenden klassizistischen Sinn hat in der Bildnerei auf deutschem Boden wohl am frühesten Oeser miteinander verbunden. Oeser muß dabei freilich weniger nach seinem ausgeführten bildnerischen Werken beurteilt werden, für deren Roheit vielfach schlecht kopierende und ausführende Steinmetzen verantwortlich sind, als nach den Modellen für diese. In diesen Modellen aber zeigt er bei allem Streben, hellenisch zu sein,

doch noch feinen Sinn für die graziöse Linienführung des Rokokos, während er den barocken Elementen ferner steht. Und auf Geleisen, die der Auffassungsweise Oefers verwandt waren, hat sich der Hauptsache nach auch noch Dannecker (1758—1841) bewegt. Denn auch er verband den Klassizismus mit jener Anmut etwa, die Canova, der ihn während seines Aufenthalts in Rom stark beeinflußt hat, aus dem Rokoko in die neue Antike gerettet hatte; so zeigt ihn vor allem sein bekanntestes Werk, die „Ariadne" im Bethmannschen Hause zu Frankfurt, mit dem graziösen Bau ihrer sinnlich schwellenden Glieder. Daneben aber lebte in Dannecker doch schon ein Zug viel realistischeren Charakters; und der tritt denn vor allem da hervor, wo er sich in der Plastik, wie in der Malerei, überhaupt schwer vermeiden ließ: im Bildnis. So ist namentlich Danneckers realistische Schillerbüste ein wahres Meisterstück plastischen Wirklichkeitssinnes und weitaus die beste uns überlieferte Darstellung des Dichters. Freilich: nicht sie hat Dannecker für das Hauptwerk gehalten, sondern jene nach ihr geschaffene idealisierende Büste Schillers, die noch heute die in der Nation am besten bekannte ist.

Noch um einige Schritte weiter der Gegenwart zu und vom Rokoko ab rückte Gottfried Schadow (1764—1850). Schon Schadows Lehrer Tassaert (1727—1788), ein Meister, der im Jahre 1774 aus Paris von Friedrich dem Großen nach Berlin berufen wurde, war in einer für seine Zeit erstaunlichen Weise den Weg der Natur gegangen; und in den Statuen der Generäle Seydlitz und Keith (jetzt im Kadettenhaus zu Lichterfelde) war er dabei bis zu einem grundsätzlichen Realismus der äußeren Auffassung — die Generäle erscheinen in der Uniform ihrer Regimenter — und zu einer wunderbar gegenständlichen und ergreifenden Wiedergabe auch des inneren Wesens der Dargestellten vorgedrungen. Schadow schritt nun zunächst in diesem Sinne weiter; seine Standbilder Ziethens (1794) und des Alten Dessauers (1800) sowie die für Stettin geschaffene Marmorstatue Friedrichs des Großen (1793) gehören nach Tiefe der Charakteristik und Treue der äußeren Dar-

stellung zu den hervorragendsten plastischen Denkmälern der Wende des 18. Jahrhunderts. Und in dem Doppelstandbild der Königin Luise und ihrer Schwester (im Schlosse zu Berlin, der Gips in der Berliner Nationalgalerie), übertraf dann Schadow gleichsam sich selbst; hier ist ein ins Idealistische umschlagender Naturalismus in diskreter und wohliger Art an die besten Überlieferungen der Antike und ein klein wenig auch noch an das Rokoko angelehnt. Später, in seinem „Blücher" (1819), seinem „Luther" (1821, in Wittenberg), hat der Meister dann freilich, im ersten Falle infolge Einmischung Goethes, Alterszugeständnisse an die Antike gemacht, die der Auffassung seiner männlichen Jahre widersprachen.

In Schadow ist die eben im Entstehen begriffene moderne Bildhauerkunst von der Antike wie auch von den letzten Stilen der Vergangenheit, dem Barock und dem Rokoko, im Bereiche des irgend noch Möglichen abgewichen. Denn Schadow hat sich selbst in Rom, wo er 1785 war, gegenüber der Antike kritisch verhalten; und als sie in seinem Alter völlig und für immer gesiegt zu haben schien, da hat er sich verlassen gefühlt unter den Künstlern; einsam geworden vergrub er sich zum Teil in nur noch theoretische Betrachtungen über die Kunst. Aber auch dem Rokoko gegenüber stand er innerlich freier da als Dannecker oder gar Oeser. Darum bezeichnet das Schaffen seiner Höhezeit die Möglichkeit und Tendenz einer ähnlichen Entwicklung, wie sie die kurzlebige bürgerlich-naturalistische Malerei am Ende des 18. und im Beginne des 19. Jahrhunderts aufgewiesen hatte: Hinstreben allein zur Natur. Aber freilich: die Grundrichtung der neuen Zeit zur Weiterentwicklung des künstlerischen Auges konnte gerade auf dem Gebiete der Bildnerei am leichtesten erfolgreich überdeckt werden, denn die Errungenschaften höheren ästhetischen Verständnisses der Erscheinungswelt waren nicht zuerst auf deren Gebiete, sondern auf dem der Malerei zu gewinnen: und zwar durch Aufhebung des Umrisses und durch Beseitigung gleichsam gerade alles dessen, was man Plastik nannte und was auch Schadow Plastik genannt haben würde.

Trotzdem wirkte das naturalistische Drängen der Zeit auch bei solchen Meistern noch nach, die sich im übrigen ganz der Antike näherten. Der interessanteste unter diesen ist wohl Trippel (1744—1793). Er arbeitete seit 1778 in Rom, in starkem Gegensatz zu Canova, dem weichsten aller Vermittler zwischen Rokoko und Antike, nur auf sich gestellt, von gesunder Kraft, von feiner Empfindung für das Eigenartige, einer der bemerkenswertesten Porträtisten Goethes: in mehr als einer Beziehung ein Vorläufer Schadows. Trippel war ein Schweizer, seine Schule hat er in Kopenhagen und Paris durchgemacht; der unmittelbare Nachfolger in seiner Stellung in Rom war Heinrich Keller aus Zürich, also auch ein Schweizer. Es ist eine Beobachtung, die sich auch schon für die Malerei wie früher besonders eingehend für die Dichtung machen ließ: Träger des eigentlich Neuen sind beim Beginn des modernen Zeitalters vor allem die Grenzgebiete im Norden wie im Süden des Vaterlandes gewesen; hier die reichen Städte der Schweiz mit ihrer fast ununterbrochenen bürgerlichen Entwicklung, dort vor allem Hamburg mit seinem großen nordischen Einflußgebiet, dem besonders auch Dänemark angehörte. Und ein Däne war es dann, der, in seinen Werken in Deutschland nicht minder heimisch als in seinem engeren Vaterlande, eine erste Versöhnung zwischen dem modernen Naturalismus und der Antike gefunden zu haben schien: Thorvaldsen (1770—1844).

Schon sehr früh läßt sich die hohe bildnerische Begabung gerade der Nordgermanen nachweisen, wie denn auch innerhalb der Südgermanen die nördlichen Stämme, Sachsen und Thüringer, in der Plastik besonders hervorragen. Aus diesem Norden kam jetzt Thorvaldsen, vielleicht die größte naivplastische Kraft, die germanischer Boden bisher erzeugt hat. Denn ihm war anscheinend nur eine Sprache gegeben, eben die des Bildens. Wie er der Wissenschaft und allem begrifflichen Dasein fern stand, so fast sogar der Sprache — stundenlang konnte er stumm innerhalb reichen Menschenverkehrs sitzen; im klassizistischen Sinne ungebildet kam er nach Rom und blieb es bis zu seinem Tode — so war auch sein Verhältnis

zur Antike durchaus naiv; er schuf in antikem Geiste halb wie ein in der selbstverständlichen Befangenheit der Zeitgenossen verweilender Angehöriger der antiken Welt. Und er schuf so, weil die antiken Formen im Kerne seinem Sehen entsprachen. So lebte er dahin als ein spätgeborener Heide: eben in diesem Punkte berührte er sich mit dem seiner Zeit nicht minder fremden Winckelmann und im gewissen Sinne auch mit Goethe. Innerhalb seiner allgemeinen Begabung aber war er freilich wiederum nochmals begrenzt: dem Träumer waren die kraftvollen Seiten der Antike wenig zugänglich: Titanenkampf und Schlachtgeschrei der Ilias waren nicht seine Freude; still und ohne starke Erregtheit hat er seine anmutigfriedlichen Gestalten geschaffen, während sich draußen die Heere der Revolution und Napoleons schlugen und Deutschlands Volk auszog in den Kampf um Freiheit und Recht. So fehlte seiner Kunst der kraftvolle Nerv; sie verharrte im Idyll und den ihm eigenen und verwandten Stimmungskomplexen, traf aber damit freilich die Ruhseligkeit der Zeit nach 1815. Das nun folgende Menschenalter bis zu Thorvaldsens Tode (1844) ist darum recht eigentlich die Zeit seiner Anerkennung gewesen; in ihr stand er aufrecht neben Schinkel als der größte Künstler der neugeborenen Antike. Vor allem auch in Deutschland fand Thorvaldsen damals Anerkennung, und in Rauch (1777—1857) einen Anhänger, der zu ihm längere Zeit fast mit ebenso großer Bewunderung wie zur Antike aufschaute. Denn Rauch hat zwar, wenn es ihm äußere Umstände aufdrängten, in realistischerem Sinne kräftig und stark zu schaffen gesucht; im Grunde aber neigte seine Begabung zum Weichen, anmutig Geschwungenen und trat dadurch neben der Antike auch dem Rokoko nahe; und wo er aus diesen Gesichtspunkten her zu bilden vermochte, da hat er, wie in seinen kranzspendenden Viktorien, am meisten Persönliches und Dauerndes geboten. Nach Rauch aber lebte ein ins Tändelnde abgewandelter antiker Stil in Deutschland nur noch in untergeordneten Erzeugnissen längere Zeit neben den Schöpfungen einer Kunst fort, die zwar äußerlich auch vielfach am Anstriche der Alten festhielt, innerlich sich aber von

ihnen immer mehr zugunsten eines entschiedeneren Realismus entfernte.

4. Wir stehen am Ausgange der klassizistischen Plastik und der klassizistischen bildenden Kunst überhaupt. Wir haben ihr lange Betrachtungen gewidmet, und nicht leicht ergab sich ihr entwicklungsgeschichtliches Verständnis. Denn in ihr hallten noch am längsten, und in letzten Ausläufern bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus jene Schwierigkeiten fort, welche durch die Aufnahme der antiken Kultur in den nationalen Bildungsgang überhaupt immer wieder verursacht wurden und werden. Denn wer will mit Sicherheit behaupten, daß diese Aufnahmeschwierigkeiten der Antike in den Zeiten des Klassizismus in ihrer Art schon die letzten gewesen sind? Wenn auch in Abschwächung, so drohen doch noch immer unserer gesamten geistigen und seelischen Entwicklung gewisse Umwege und Hindernisse, locken ihr freilich auch Vorteile aus der möglichen Ablenkung ihrer eingeborenen Richtung — oder wenigstens der Nebenwege dieser Richtung — durch die Wucht der antiken Überlieferung.

Wie einfach, gerade, sicher zum Ziele führend erscheint demgegenüber der Verlauf der nationalen Kultur da, wo ihre Entfaltung nicht durch Indigestionen gleichsam infolge der Aufnahme fremdartiger Überlieferungen belastet erscheint! Und aus wie viel größerer Tiefe dringen die Fortschritte der nationalen Kultur auf solchen Gebieten empor: heraus aus dem einfachen Schoße nationalen Werdens!

Es sind Beobachtungen, die auf keinem Gebiete mehr zutreffen als auf dem der Tonkunst; und die sich in diesem Bereiche wiederum nie besser bewahrheitet haben als in der Zeit des aufsteigenden frühen Subjektivismus.

Zwar ist auch die Entwicklung der Musik in Deutschland von antikischen Einflüssen nicht ganz verschont geblieben; wir wissen, wie die Ausbildung des Madrigals des 16. Jahrhunderts aufs engste mit der musikalischen Begeisterung für die antike Ode zusammenhing; wie weiterhin die älteste Form der Oper,

das Dramma per musica, im Grunde auf nichts anderes hinauswollte als auf eine Wiedergeburt des griechischen Dramas. Und gehören diese Erscheinungen mehr den Anfängen und der Blüte des individualistischen Zeitalters an, so besteht doch auch noch in den Wiegenjahren des Subjektivismus zwischen der Gluckschen Opernreform und der neuen, hellenischen Renaissance ein gewisser Zusammenhang. Indes Madrigal und Dramma per musica waren doch zunächst Formen der italienischen Entwicklung, und nur in starken Umgestaltungen wurden sie, an sich schon alles andere als eine wirkliche Nachahmung der Antike, der deutschen Kultur vermittelt; und die Opernmusik wie die Operngestalten Glucks können wohl etwa den Forderungen Winckelmanns unterstellt werden; aber sie gehen nicht von ihnen aus und sind auch weit davon entfernt, in ihnen aufzugehen.

Im ganzen unterliegt es keinem Zweifel, daß sich die deutsche Musik des frühsubjektivistischen Zeitalters rein aus den eingeborenen psychischen Voraussetzungen der Zeit, sogar unter verhältnismäßig geringer Beteiligung italienischer und französischer Elemente, und das heißt eines um diese Zeit schon nicht mehr abweisbaren und in jedem nationalen Kulturelemente aufzufindenden Bestandteiles internationaler westeuropäischer Diosmose, entwickelt hat.

Will man diese Entwicklung in ihren Tiefen verstehen, so gilt es sich, ehe in die Darstellung des geschichtlichen Flusses der Einzelheiten eingetreten wird, zuvor in rohen Zügen der größten Gegensätze der Musik des individualistischen und des subjektivistischen Zeitalters überhaupt zu vergewissern. Sie liegen etwa im folgenden. Der Intensität der musikalischen Betätigung des 16. bis 18. Jahrhunderts hatte es im allgemeinen entsprochen, die Töne noch mehr als physikalische, denn als seelische Werte aufzufassen. Gewiß waren die mittelalterlichen Zeiten überwunden, in welchen die Töne verschiedener Stimmen polyphone Marschexerzitien neben- und vor allem gegeneinander ausgeführt hatten, bei denen es auf den Wohllaut in unserem Sinne nicht immer im besonderen ankam;

für das Tonschöne als solches war die Empfindung gewachsen. Allein die Schönheit, die man suchte, war, abgesehen etwa von der Kirchenmusik, wo fromme Begeisterung in den erhabensten Schöpfungen zu einem häufig ganz anderen Ergebnisse führte, nicht eigentlich die seelische gewesen. Es war die Schönheit an sich rein rhythmisch wohl zusammengereihter Schallwellen, die Schönheit etwa der Töne der Marschmelodie oder derjenigen des Tanzes. Mit einem Worte: der Ton als absolute, wenn auch schon schöne Größe, nicht aber als spezifische Ausdrucksform des Gemütes kam, vor allem für die weltliche Musik, in Frage.

Wie weit mußten nun unter diesen Umständen die Ausdrucksmittel entwickelt sein?

Von Bedeutung war hier an erster Stelle die menschliche Stimme. Ihr rang man in diesem Zeitalter, namentlich im Einzelgesange, jede Art der Modulationsfähigkeit und jede Art der Stimmbildung und der Stimmgewandtheit ab. Es ist die Zeit des Triumphes des verhältnismäßig seelenlosen bel canto mit seinen Kadenzen und Trillern, mit der ganzen Heerschaar seiner Mittel zur Entwicklung von „Blüten". In Italien vornehmlich wurde auf dieser psychischen Grundlage, die dem gemütvolleren Deutschen nicht so leicht einging, eine außerordentliche Virtuosität des Gesanges in tausend Schulen mit tausend Geheimmitteln der Kehlpflege gezeitigt. Und neben der Einzelstimme wurde auch ein Chorgesang verwandter Art zu hoher Vollendung gebracht: zu größerer in gewissem Sinne, als im 15. und 16. Jahrhundert.

Konnte nun die Instrumentalmusik mit dieser Volubilität und Versabilität der menschlichen Stimme wetteifern? Will man die Frage beantworten, so muß man von der heutigen Ausbildung des Orchesters völlig absehen: die großen dynamischen Wirkungen und Kontrastbildungen, die Mannigfaltigkeit der Schattierungen und das glänzende Farbenspiel des modernen Orchesters waren damals noch völlig unbekannt; läßt man Orgel und Cembalo beiseite, jene Tasteninstrumente also, die allenfalls einen allgemeinen Tonuntergrund für das Orchester herzustellen

gestatteten, so wurde der orchestrale Grundklangstoff wenigstens in den Kammerkonzerten, den Vorläufern der späteren Symphoniekonzerte, noch ausschließlich vom Geigenchor bestritten; und in ihn mischten sich erst schüchtern je nach Bedürfnis die zarteren Blasinstrumente, Flöten, Fagotte, Oboen, Hörner. Bedenkt man nun, daß bei einem nach unseren Begriffen so überaus dünnen Orchester zugleich auch noch Stimmenreinheit und regelmäßiger Anschlag viel zu wünschen übrig ließen: so wird man verstehen, daß, bei aller Entwicklung schon einer selbständigen Instrumental-, ja selbst Klaviermusik im Verlaufe der späteren Jahrhunderte des Individualismus, dennoch die menschliche Stimme, und sie wiederum immer noch zunächst als Klanginstrument, die führende Rolle behielt.

In diesen Zustand schlugen nun die seelischen Wandlungen des 18. Jahrhunderts verheerend und auf Grund bisher unerhörter Forderungen umgestaltend ein. Was zunächst gesucht wurde, das war gewiß noch immer der schöne Ton; aber schön verstanden im Sinne der Beseelung: so kam man von Glucks ausdrucksvoller Schönheit zu dem Haydnschen musikalischen Schönheitsbegriffe und von ihm zur Mozartschen Höhe der Kantabilität. Und auch dabei blieb man noch nicht stehen; immer gewaltiger hoben sich die Ansprüche, und erst der völlig beseelte Ton, der Ton nur noch als Ausdruck und Wiedergabe ganz bestimmter psychischer Erregung, nicht mehr der absolute physikalische, sondern der subjektive menschliche Ton, der Ton Beethovens brachte die Erfüllung der Zeiten.

War das aber der steile Weg, den die Entwicklung emporstieg zum musikalisch-subjektivistischen Klassizismus, so konnten seine ersten Stufen nicht so sehr in die Gebiete der Instrumentalmusik führen, wie in den Bereich der menschlichen Stimme.

Sicherlich unterliegt es keinem Zweifel, daß auch das Orchester alsbald von den neuen Forderungen ergriffen wurde. Schon in den letzten Zeiten des alten Bach, jedenfalls nicht lange nach der Mitte des 18. Jahrhunderts ist das geschehen. Die Instrumente wurden jetzt als immer intensiver zu entwickelnder Faktor der Tondarstellung fraglos anerkannt; der

Acapellastil begann auszusterben; wo der Gesang erscholl, da erschollen unzertrennlich von ihm zugleich die Instrumente. Allein eben nur mit ihm zunächst; ihm noch untergeordnet, als wichtige Begleitmittel musikalischen Ausdruckes der Empfindung. Und selbst da, wo das Orchester selbständig gestellt wurde, waren es doch nicht mehr so sehr die einzelnen Instrumente, die gegeneinander exerzierten, wie vielmehr ein Instrument oder eine Instrumentengruppe, z. B. die Geigen, die als Vertreterinnen gleichsam der menschlichen Stimme die Führung erhielten derart, daß sich die anderen Instrumente ihnen unterordneten.

Konnte es anders sein? Wenn es sich um Beseelung des Tones handelte, ja selbst wenn anfangs nur eine gewisse Veredlung des schönen Tones ins Auge gefaßt war: wie konnte sie sich anderswo vollziehen als im Bereiche der menschlichen Stimme, in die die Seele sozusagen unmittelbar überfloß? Es war ein so zwingender Zusammenhang, daß sich ihm sogar die Beseelung der Instrumente fügte; und die instrumentale Kantilene wurde damit zu einer Analogiebildung, zu einem Gegenstück der vokalen.

Indem aber der Drang, die Musik nicht bloß als Ausdruck und Gewebe objektiv gefälliger Tonerscheinungen dienen zu lassen, sondern sie vielmehr als Ausdrucksmittel tiefster subjektiv-menschlicher Empfindungen zu behandeln, dieses Weges führte, kam es zu einer völligen Revolution des bisherigen musikalischen Stiles. Aufgegeben werden mußte der polyphone Stil so vieler Jahrhunderte, in dem jede Stimme gleichberechtigte Hauptstimme gewesen war: mithin ein Zusammenklang objektiv gedachter und so geführter Stimmen stattgefunden hatte. Und eingeführt wurde — langsam natürlich, in tausend Übergängen, die selbst in ihren sichtbarsten Formen meist mehr als ein Menschenalter umfaßten — ein neues beherrschendes Stilprinzip, die Homophonie: eine Hauptstimme mit Begleitung, eine klare, das innere Leben des Tonstückes, das nun zur Dichtung wird, zum Ausdrucke bringende, durch Harmonisierung zur Wiedergabe auch schon sublimierter

Gefühlswendungen befähigte Melodie. Damit verschwindet der gebundene kontrapunktische Satz, und die auf die Formen der Fuge oder des Kanons oder des doppelten Kontrapunkts begründete thematische Arbeit des Vokalsatzes verwandelt sich in freie, schließlich alle instrumentalen Darstellungsmittel ausnutzende Arbeit.

Es war eine Revolution, deren Gegensätze, Polyphonie und Homophonie, sich in den Werken Johann Sebastian Bachs und Händels noch in den wunderbarsten Formen verschlingen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts aber beginnt leise die Homophonie ihren sieghaften Zug anzutreten. Charakteristisch für die Wandlung, für den Schritt sozusagen über die Paßhöhe der Vergangenheit hinein in eine neue Welt von Tal und Höhe, ist um diese Zeit zweierlei: einmal der beginnende rasche und unaufhaltsame Verfall der Kirchenmusik, welche die naturgemäße Trägerin des alten musikalischen Stiles gewesen war: ein negatives Element; und positiv das Emporkommen des einfachen Kunstliedes, der primitivsten und naivsten Form der leise einsetzenden musikalischen Beseelung.

Der Individualismus hatte in seinem Verlaufe das Lied, wie es bis dahin Volkslied und Gesellschaftslied gewesen war, fast ertötet; statt dessen hatte die Arie mit ihren künstlichen Formen zu herrschen begonnen und der aus ihr entwickelte mehrstimmig gesetzte Kammergesang, wie ihn z. B. noch das Händelsche „Amor, dir werd ich nie trauen" (1742) vergegenwärtigt; und neben ihn waren höchstens noch besonders in Frankreich gepflegte Melodien mit Liedertexten getreten: denn gesungen worden ist in Deutschland von jeher viel und gern; und nur von einem einzigen deutschen Stamme, den Friesen, heißt es seit alters: non cantat.

Demgegenüber erwachte nun seit der Mitte etwa des 18. Jahrhunderts das neue deutsche Lied. Anfangs noch in Rokokoformen gebettet, z. B. bei Philipp Emanuel Bach noch zierlich verschnörkelt, und bis auf Zelter noch die spezifische Stimmung des Rokoko-„Muntern" aufweisend, ging es von vornherein auf einfachste musikalische Wiedergabe reiner Emp-

findung. Dabei blieb es anfangs vielfach noch an alte Zusammenhänge und größere musikalische Kunstformen gebunden: erzählte es, so kamen wohl Anlehnungen an den alten Bänkelsängerton zum Vorschein; war es Bestandteil eines dramatischen Zusammenhanges, so entnahm es der alten Oper leise musikalische Elemente. In dieser Art wirkt etwa die durch mehrere Generationen hindurch gesungene Romanze „Als ich auf meiner Bleiche ein Stückchen Garn begoß" aus der „Jagd" (1771) von Hiller; und noch in Zumsteegs Balladen finden sich Reminiszenzen an den Bänkelsang, wie denn die früheste Form der subjektivistischen Balladendichtung zum Teil aus dem Bänkelsang hervorgegangen war[1]. Das eigentliche Ideal der neuen Liedform aber wurde in voller Reinheit erst da erreicht, wo ein großer Dichter und ein großer Musiker von verwandter Begabung zusammenwirkten; so haben Gluck und Klopstock das Lied zum Gefäß einfachsten und zugleich tiefsten Empfindens gemacht; und Kompositionen Klopstockscher Oden von Gluck wie die „Frühen Gräber" oder der „Jüngling" (1764, im Göttinger Musenalmanach von 1775 erschienen) wirken noch heute auf uns mit der Gewalt elementarer Stimmung. Von solchen Ausgangspunkten ab gedieh das deutsche Lied, getragen von der Lyrik unserer großen Dichter, seinen ersten blühenden Zeiten entgegen: Zumsteeg, der Leibkomponist Schillers, war der erste Meister der durchkomponierten Ballade mit wechselnder Situationsmalerei; Reichardt wuchs an Goetheschen Texten aus der einfachsten Liedform zu der Höhe der Melodik, die seine Komposition des Mignonliedes kennzeichnet, und Zelter fand neben manchen altertümlichen Zügen, die ihn, abgesehen von der Durchsichtigkeit seiner Komposition, Goethe besonders wert gemacht haben mögen, in seinem „König von Thule" oder dem tief empfundenen „Fülleſt wieder Busch und Tal" Töne, die ihm immerhin die Stellung des schließenden Meisters einer ersten Periode des modernen Liedes sichern.

Voll freilich entfaltete das Lied seine Schwingen erst in der duftenden Atmosphäre der Romantik. Aber ihr näherte es

[1] S. oben S. 454 ff.

schon Beethoven, indem er hinaus über die noch instrumental empfundenen vierstimmigen Gesänge Haydns und die zu dramatischen Szenen umgestalteten Schöpfungen Mozarts in seinem Mignonliede oder in der Komposition der Tomba oscura eine nie zuvor empfundene Macht des Pathetischen entfaltete.

Das Lied hat damit alle jene Phasen der psychischen Entwicklung des 18. Jahrhunderts mit durchlaufen, die wir, vornehmlich aus der reichen Geschichte der Dichtung, schon kennen; wie sich hier, etwa in den Mondversen des einzigen Dichters Goethe, von dem spielenden

Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephirs melden ihren Lauf,

bis zu dem tiefaufatmenden „Füllest wieder Busch und Tal" die ganze Entwicklung abspiegelt[1], so passiert das musikalische Lied von der letzten, spielenden und auch mit der Empfindung noch tändelnden Phase des Rokokos die schwermütigen Tage der Empfindsamkeit, tobt aus in Sturm und Drang und erringt in den schönsten Schöpfungen Beethovens, wenn auch rhythmisch noch stärker gebunden, ja eben durch diese rhythmische Gebundenheit die stolze Höhe des Klassizismus.

Aber noch vorher, aus der Entwicklung des Rokokos und der angehenden Empfindsamkeit her, hatte das Lied, die Urzelle gleichsam der Musik des Subjektivismus, zu einer höheren Bildung geführt: es trat in Zyklen auf, die dramatisch gegliedert wurden; es verwob sich durch Zwischensätze wohl gar schon zu den Anfängen einer laufenden dramatischen Musik: es wurde Komponente des Singspiels. War damit die primitivste Form der späteren nationalen Operette gefunden, so hat zu deren Entwicklung allerdings anfangs auch der Einfluß der sprudelnden französischen Operette, wie sie schon auf zwei Menschenalter einer wechselreichen Geschichte zurücksah, vor allem aber auch der Widerwille gegen die Unnatur der italienischen Oper beigetragen. So finden sich Anfänge eines deutschen

[1] S. oben S. 459 ff.

Singspiels seit der Mitte des Jahrhunderts in verschiedenen größeren Städten; am frühesten vielleicht in dem lebenslustigen Wien, wo Haydn schon um 1751 die Operette „Der neue krumme Teufel" komponiert hat. Maßgebend aber für die früheste Entwicklung wurde schließlich Leipzig. Hier kam auf Veranlassung des Schauspieldirektors Koch im Jahre 1752 zunächst eine englische Operette zur Aufführung, Coffeys „The devil to pay", die 1743 von dem preußischen Gesandten in London, Herrn von Borck, unter dem Titel „Der Teufel ist los" übersetzt worden und durch Standfuß mit neuer Musik versehen worden war. Bald aber wurde für die Operettenbühne in Johann Adam Hiller (1728—1804) ein quellendes Komponistentalent entdeckt, dem zur Seite Christian Felix Weiße (1726—1804), ein Leipziger Steuerbeamter und Freund Lessings, im Anschluß an die alte muntere Weise der Leipziger Dichtung und im Sinne der Ausstattung etwa der Gellertschen Poesie für heitere Librettos sorgte. Es handelte sich dabei um Lustspiele in Prosa mit eingelegten Gesängen, die sich bald einer außerordentlichen Popularität erfreuten. „Lottchen am Hofe", „Die Liebe auf dem Lande" und andere Stücke Weißes, daneben Schiebeler-Hillers „Lisuart und Dariolette" fanden überall enthusiastische Aufnahme; lange noch sang man auf den Gassen: „Ohne Lieb' und ohne Wein was wär' unser Leben?" und dergleichen; und der Anfang eines Liedes: „Morgen, morgen, nur nicht heute! sprechen immer träge Leute" hat sich bis zur Gegenwart als geflügeltes Wort hindurchgerettet.

So überschritt denn die neue Kunstform als deutsches Singspiel bald das Weichbild Leipzigs; zum letzten Male übte das Klein-Paris der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus den Tiefen der eigenen dichterischen Entwicklung her, wie von der Basis der besonders hohen musikalischen Bildung Obersachsens aus, einen umfassenden Einfluß.

Auf seinem Wege durch Deutschland aber empfing das Singspiel an dem Orte und in dem Lande, die jetzt bald übermächtig in den Entwicklungsgang der deutschen Musik

eingreifen sollten, erst recht seine eigentliche Weihe. Im Jahre 1767 wurde „Lisuart und Dariolette" in Wien gegeben; und 1768 komponierte der junge Mozart auf österreichischem Boden sein graziöses Singspiel „Bastien und Bastienne", das man heute gelegentlich wieder zu hören bekommt. Kaum ein Jahrzehnt später aber konnte man in Wien die Klage hören, daß die Operette alle Tragödien und Komödien verdränge; ja 1778 wurde in der Kaiserstadt auf Anregung Josephs II. ein eignes deutsches Nationalsingspiel, eine Art deutscher komischer Oper, eröffnet. Es war zu der Zeit, da sich seit 1786 in Wien Karl Ditters von Dittersdorf († 1799) zugleich als ein überaus geschickter Komponist zu regen begann. Sein Hauptwerk, „Doktor und Apotheker", das noch heute gegeben wird und die Vollendung der Gattung vor dem Eingreifen Mozarts bedeutet, enthält, trotz aller possenhaften Elemente etwa im Sinne Molières, doch schon die Züge, die zur eigentlichen komischen Oper hinüberführen. Die Musik ist sangbar und den Situationen angepaßt, während das musikalische Charakterisierungsvermögen gegenüber den Personen der Handlung noch versagt, es sei denn, daß ihm ein Ausflug in die Karikatur erlaubt wird. Als Ganzes ist das Stück mehr eine Aneinanderreihung einzelner Sätze, als daß ein organischer Aufbau der Musik hervorträte; namentlich im Finale des ersten Aktes zeigt sich noch das Ursprüngliche der Anlage. Neben den possenhaften kommen dabei wohl auch sentimentale Züge vor, doch sehr in der Minderzahl; die Mischung ist etwa schon dieselbe, wie man sie aus Lortzings Opern kennt. Freilich: von all den sonstigen Vorzügen Lortzings: der klaren Organisation des Ganzen, der sicheren Personencharakteristik, dem feineren Humor bei aller Ausgelassenheit, zeigen sich nur erste Spuren. Und auch bei dem Durchschnitte der übrigen Singspieldichter der Zeit, bei Georg Benda in Gotha, bei Peter von Winter in München, bei Ignaz Holzbauer in Mannheim, bei Johann Friedrich Reichardt in Berlin fehlen sie; wenngleich Reichardt (1752 bis 1814), ein echter Liederkomponist, die spielerischen Formen schon mehr ins Ernste umschuf: während Mozart aus dem

losen Gefüge in „Belmonte und Konstanze“ (1782) erstaunlich rasch und erfolgreich die vollen und größeren Formen der älteren komischen Oper entwickelte.

Mit alledem war nun das Lied außerordentlich fruchtbar geworden; es hatte seine ganze reiche Empfindungsskala und seine Gemütstiefe einer einfachen dramatischen Form mitgeteilt, und es hatte dadurch diese Form zu einer wahrhaft musikalischen gemacht. Nicht mehr im Anschluß an imaginäre Heroen der klassischen Zeit, deren Taten sich schließlich in hohle Gefühle auflösten, sondern in der Ausprägung sicherer Empfindungen der Liebe, des Frohsinns, der Munterkeit, mochten sie gelegentlich und namentlich anfangs auch noch in eine nicht völlig natürliche Schäferszenerie verlegt werden, entwickelte sich diese neue dramatische Musik; und in ihrem Meister und Überwinder zugleich, in Mozart, fand sie die volle Identität der musikalischen Empfindung und der Charakteristik nicht bloß der Gefühle, soweit diese einzelne Handlungen begleiten, sondern der handelnden Personen selbst in ihrer Ganzheit.

Aber während sich auf dem Gebiete des niederen dramatischen Lebens die Musik als ein neues Darstellungsmittel von ungeahnter Biegsamkeit und Feinfühligkeit durchsetzte, eroberte das neue Empfinden auch das ernstere musikalische Drama. Und auch hier war der Zusammenhang mit der Entwicklung des Liedes, wenn auch bei der schon weit fester entwickelten Form der Oper keineswegs gleich eng wie beim Singspiel, so doch im Grunde nicht zu verkennen: Gluck, der Reformator auf diesem Gebiete, ist zugleich einer der frühesten großen Komponisten des ernsten gefühlvollen Liedes gewesen; und Mozart, der Vollender, hat Lieder komponiert, die sehr wohl als Bestandteile seiner Opernmusik würden gelten können. Das sukzessiv Vermittelnde aber zwischen neuem Lied und neuer Oper war wiederum jene Abfolge psychischer Momente, die wir schon kennen: Empfindsamkeit und aus der Dissoziation der alten psychischen Haltung in Sturm und Drang abgeklärter neuer, frühsubjektivistischer Klassizismus: nur daß in der Oper Zusätze der gleichzeitigen hellenischen Renaissance zur Empfind-

samkeit Glucks und eine gewisse Beimischung noch von Rokokoelementen zum Mozartschen Klassizismus im allgemeinen stärker als in der Entwicklung des Liedes anklingen.

Als charakteristisch für den engen Zusammenhang, in welchem auf diesem höchsten Gebiete vokaler und instrumentaler Betätigung zugleich Dichtung und Musik stehen, kann schon die Tatsache gelten, daß sich die Dichtung allmählich einer immer tieferen Würdigung der Musik und ihrer Beziehungen zur Dichtung näherte. Hatte Gottsched und die literarische Kritik seiner Zeit und Art noch kein inneres Verhältnis zur Musik gehabt, ja eben die Oper als ästhetische Mißbildung verworfen, so wurde die Haltung der neuen subjektivistischen Kritik, wie sie seit den fünfziger Jahren erwuchs, immer freundlicher. Ja selbst die Aufklärung schwenkte jetzt ein; sogar Nicolai hat die Sache der Oper auf gute Weise geführt. Bei den Helden des neuen Lebens aber findet sich dann überraschend früh ein Verständnis dafür, daß Musik und Dichtung zusammengehen müßten; und damit eine entschiedene Würdigung der Oper im Sinne eines erahnten und erwünschten Dramas der Töne und Sprache zugleich. Hierher gehörige Äußerungen Herders sind bekannt[1]. Aber auch schon bei Rousseau, der übrigens der Schöpfer des modernen Melodramas war, findet sich das gründliche Wort: „Ein großes und schönes Problem liegt in der Frage, wie weit es die Sprache im Singen, wie weit es die Musik im Reden bringen kann. Von einer richtigen Lösung dieses Problems hängt die ganze Theorie der dramatischen Musik ab[2]." Und früh hat es selbst Lessing ausgesprochen, daß die Natur Poesie und Musik nicht sowohl zur Verbindung als vielmehr zu ein und derselben Kunst bestimmt zu haben scheine. Voll überzeugt von der Notwendigkeit intimsten Zusammenhanges und zwar wiederum auf den Brettern der Bühne sind dann unsere Dichterheroen gewesen. Von Schiller hat man den Ausspruch, er habe immer ein gewisses

[1] Vgl. dazu den Geistesgeschichtlichen Ergänzungsband S. 55.
[2] Liszt, Werke [2], 3, 2, 150.

Vertrauen zur Oper gehabt, daß sich aus ihr, wie aus den Chören des alten Bacchusfestes, das Trauerspiel in einer edleren Gestalt loswickeln solle; und daneben steht sein monumentaler Satz, daß die Musik in ihrer höchsten Veredlung Gestalt werden müsse. So nimmt es kein Wunder, von Schiller das Geständnis zu hören, seine eigenen poetischen Ideen seien immer „aus einer gewissen musikalischen Gemütsstimmung" hervorgegangen. In der Tat hat er die „Jungfrau von Orleans" unter dem unmittelbaren Eindrucke einer Gluckschen Oper konzipiert und in seiner „Braut von Messina" eine Art Gegenstück zu Beethovens Symphonie mit Chören geschaffen. Wie aber wäre es nötig, noch von Goethes innigem Verhältnisse zur Musik ausführlich zu reden? In seinen besten Stunden hat er von einem innigen Ganzen der Poesie, der Malerei, des Gesanges, der Musik und der Schauspielkunst geträumt: „wenn alle diese Künste und Reize von Jugend und Schönheit an einem einzigen Abend und zwar auf bedeutender Stufe zusammenwirken, so gibt es ein Fest, das mit keinem andern zu vergleichen".

Es ist der Boden von Stimmung und Gesinnung, auf dem die frühsubjektivistische Oper, die Oper von Gluck und Mozart, in gewissem Sinne auch noch Beethovens „Fidelio" erwachsen ist.

Christoph Willibald Gluck (seit Annahme einer päpstlichen Ehrung, der sich übrigens auch Mozart unterzog, Ritter von Gluck) ist am 2. Juli 1714 zu Weidenwang in der Oberpfalz geboren und gestorben zu Wien am 15. November 1787. Er war längst als Opernkomponist im italienischen Sinne tätig, ehe er dreiundfünfzigjährig, in vollster Klarheit über die Bedeutung seines Schrittes, mit der herkömmlichen, und das hieß mit der italienischen Oper des individualistischen Zeitalters brach und zunächst in „Orpheus und Eurydice" (1762), dann ganz ausgesprochen in der „Alceste" (1767) neue Wege ging. Es war in den Jahren, da Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Altertums" erschien, da das ernste Lied der Empfindsamkeit, die Ode, schon entwickelt war. Seine neue

Auffassung spricht Gluck in der Zueignungsschrift der „Alceste" an den Großherzog von Toskana (1769) selbst aufs deutlichste aus[1]. „Als ich den Entschluß faßte, die Oper ‚Alceste' in Musik zu setzen, nahm ich mir vor, alle Mißbräuche, welche die übel angebrachte Eitelkeit der Sänger und die zu nachgiebige Gefälligkeit der Komponisten in die italienische Oper eingeführt, und womit sie aus dem prachtvollsten und schönsten der Schauspiele das langweiligste und lächerlichste gemacht, zu vermeiden. Ich versuchte es, die Musik auf ihren wahren Beruf zurückzuführen, nämlich die Poesie zu unterstützen, um den Ausdruck der Gefühle, das Interesse der Situationen zu kräftigen, ohne die Handlung zu unterbrechen und sie durch überflüssige Verzierungen kälter zu machen. Ich glaubte, die Musik müsse der Poesie geben, was einer richtigen und vernünftig komponierten Zeichnung die Lebendigkeit des Kolorits, die glückliche Übereinstimmung der Lichter und Schatten verleiht, welche nur dazu dienen, die Figuren zu beleben, ohne ihre Umrisse zu verändern. Ich habe mich daher wohl gehütet, einen Schauspieler im Flusse seines Dialogs zu unterbrechen, um ihn ein langweiliges Ritornell anhören oder ihn in der Mitte seiner Rede auf einem günstigen Vokale ruhen zu lassen, sei es, um in einer langen Passage die Geläufigkeit seiner schönen Stimme zu entwickeln, sei es, um zu warten, daß das Orchester ihm die Zeit gebe, Atem zu holen, um eine Kadenz zu machen. Auch habe ich nicht geglaubt, rasch über den zweiten Teil einer Arie hingehen zu müssen, wenn dieser zweite Teil der wichtigste war, um regelmäßig viermal die Worte der Arie zu wiederholen, noch die Arie endigen zu dürfen, wenn der Sinn nicht beendigt ist, um dem Sänger die Möglichkeit zu geben, zu zeigen, daß er nach seinem Gutdünken irgendeine Passage in mehreren Weisen variieren kann. Endlich habe ich alle die Mißbräuche verbannen wollen, gegen welche sich schon seit so langer Zeit der gesunde Verstand und

[1] Ich gebe im folgenden den Text nach der schönen Übersetzung Liszts, Werke [2], 3, 2, 139—140.

der gute Geschmack aussprachen. — Ich habe mir vorgestellt, daß die Ouvertüre die Zuhörer über den Charakter der Handlung, die sich vor ihren Augen entwickeln soll, belehren und ihnen das Sujet derselben angeben müßte; daß die Instrumente nur in Anwendung gebracht werden müssen im Verhältnis des Grades des Interesses und der Leidenschaft, und daß besonders zu vermeiden wäre, im Dialog einen zu schroffen Übergang zwischen der Arie und dem Rezitativ vorwalten zu lassen, um nicht die Perioden ganz unverständig zu verstümmeln und störend die Bewegung und das Feuer der Szene zu unterbrechen. — Ich habe auch noch geglaubt, daß der größte Teil meiner Arbeit sich darauf beschränken müßte, eine schöne Einfachheit zu suchen, und ich habe es wohl vermieden, mit Schwierigkeiten auf Kosten der Klarheit Parade zu machen; ich habe keinen Wert auf die Entdeckung irgendeiner Neuerung gelegt, wenn sie nicht natürlich, durch die Situation gegeben und mit dem Ausdrucke verbunden war; endlich gibt es keine Regel, welche ich nicht ohne Widerstreben zugunsten der Wirkung opfern zu müssen geglaubt habe."

So ist deutlich, was Gluck wollte. Vor allem kannte er keinen völlig absoluten Ton mehr, und die Musik war ihm alles andere als objektiver Selbstzweck. Er haßte die Gesangsformen der hergebrachten Oper, die Töne einer Musik, die nur einschmeicheln wollte und die nur um ihrer selbst willen und zu nichts als dem Ohrenschmaus der Zuhörer vorhanden schien. Musik war ihm Ausdrucksmittel der Empfindung gleich der Poesie; aber ein Ausdrucksmittel, das, wenngleich aufs engste noch an die Dichtung angelehnt, doch über diese hinaus und ihre Wirkung steigernd Wahrheit und Wirklichkeit im schönsten Scheine wiedergeben sollte. Und dazu, dies hohe Ziel zu erreichen, forderte er Reinheit der musikalischen Mittel und künstlerische Keuschheit des Komponisten.

Es waren die primitiven Ziele der neuen subjektiven Kunst überhaupt. Aber nicht mehr mit der feurigen Begeisterung der Jünglingsjahre hat Gluck sie erfaßt. Bei weitem mehr in weiser Kritik hat er sich ihnen genähert, als in unbewußt

schöpferischer Empfindung, und darum hat er sie mehr auf den äußeren Gegensatz zu dem ihm wohlbekannten Alten herausgearbeitet, als innerlich ahnungsvoll erlebt. Es war eine so merkwürdige Stellung eines großen Neuerers, wie sie selten vorgekommen ist. Und sie wurde noch stärker dadurch betont, daß sich Gluck, wie schon bemerkt, wohl nicht ohne Einfluß der Theorie von der Einfalt und stillen Größe des Altertums, in dem Gebrauche der Kunstmittel die äußerste Beschränkung auferlegte. Schon in seinen Liedern ist das der Fall, höchst auffallend z. B. in den Kompositionen zu Klopstock, in denen sich nichts von der sentimentalen Kantilene findet, die man nach dem Vorgange des Dichters vielleicht erwarten könnte. Gewiß schließt dabei diese gewollte Beschränkung Wärme und verhaltene Leidenschaft nicht aus: eben mit den einfachsten Mitteln weiß der Meister aufs innigste zu rühren. Aber dabei bleibt doch bestehen, daß der ganze Reichtum der Tonmittel gerade für die neue Auffassung der Musik noch nicht entdeckt ist und damit auch die notwendigen technischen Voraussetzungen der neuen Kunst nur erst primitiv zur Entfaltung gelangen: ja, um neue Stimmungen zu charakterisieren, schließlich doch wieder Mittel der alten Kunst, z. B. akkordische Füllung durch Tonleitern oder andere „Blüten", in Anspruch genommen werden. Unter diesen Umständen begreift sich auch von der technischen Seite her, oder versteht es sich vielmehr als auch ein Ausdruck der Primitivität, daß sich Gluck in der Wiedergabe der Empfindung noch ganz an das einzelne dichterische Wort gebunden hält: zu schwer fällt es ihm noch oft, der Empfindung eines ganzen Satzes in einheitlicher Kraft gerecht zu werden: es ist in der Tat, wie er es geschildert hat: er tuscht die Poesie nur aus, statt Empfindungsinhalte schon frei in Tönen von unerschöpflicher Selbständigkeit über ihr schweben zu lassen; er bleibt in dem Bestreben befangen, wie er es wiederum selbst ausgedrückt hat, „mehr Maler und Dichter als Musiker zu sein".

So gelang es ihm nicht, die alten Formen der italienischen Oper schon innerlich vollends zu sprengen; nur von ferne sah er das Land der Zukunft. Aber wie unendlich weit reichte

gleichwohl schon sein Blick, gemessen an dem Verständnis seiner Umgebung und seines Volkes! Die Nation verstand seine Neuerungen nicht. Die „Alceste" stieß in Wien auf Widerspruch; von der norddeutschen Kritik wurde sie erbarmungslos zerzaust; und des Meisters höchste Offenbarungen, die „Iphigenie in Aulis", die „Armida" und die „Iphigenie in Tauris", haben das Licht der Rampen in Paris erblickt (1774, 1777, 1779).

Was Gluck geplant und gesichtet hatte, hat Mozart unbewußt, mit der Selbstsicherheit des Genius, für die oberflächliche Betrachtung sogar ohne die Formen der italienischen Oper zu sprengen, erreicht und vollendet.

Wolfgang Amadé Mozart ist am 27. Januar 1756 zu Salzburg geboren worden. Seine Jugend war glücklich, denn die Jahre des Wunderkindes wurden, trotz aller äußeren Zerstreuung durch Kunstreisen (seit 1762), von dem Auge eines gütig-strengen Vaters und dem Worte einer phantasiereichen Mutter bewacht. Aber mit der frühen Verselbständigung — schon mit dreizehn Jahren wurde Mozart erzbischöflich salzburgischer Konzertmeister — begann das äußere Mißgeschick. Die Stellung unter einem sittlich harten und ästhetisch verwahrlosten Herren und seinen noch roheren Dienern wurde auf die Dauer unerträglich; spätere freie Jahre in Wien brachten die häßlichsten Intrigen italienischer Neider. Aber der Genius ließ sich nicht unterdrücken; und dem geplagten Herzen entquollen ohne Unterlaß die süßesten Melodien, Zeugen innerer Freiheit. Früh, 1791, ist Mozart gestorben; in einer Armengrube wurde er bestattet, da Mittel zu einem würdigeren Begängnis fehlten; vergebens hat man später die sterblichen Reste gesucht.

Mozart, ewig bewegt, lebensfroh, jedem Eindrucke offen, war der geborene Dramatiker; und so hat er sich schon überaus früh, sobald es seine musikalische Erziehung zuließ, in dramatischen Formen bewegt. Diese Formen waren dabei anfangs natürlich die italienischen. In Italien war mit Alessandro Scarlatti, dem Haupte und Begründer der neapolitanischen Opernschule, um etwa 1700 ein gewisser Abschluß der Opernform erreicht worden. Die mehrstimmigen Äußerungen der

Ensembles erschienen seitdem zurückgedrängt; ganz in den Vordergrund war die Monodie getreten, sei es als Rezitativ, soweit es sich um die Wiedergabe rasch fortschreitender Gefühlsmomente handelte, sei es in der Arie, dem Kantabile, soweit diese Gefühle mehr zuständlich auftraten. Scarlatti hatte dabei diese monodischen Formen so reguliert, daß er das Kantabile zur dreiteiligen Da-capo-Arie ausgestaltete und dem Rezitativ zwei Formen zuwies, die des Seccorezitativs, der fortlaufenden Gesangesrede mit bloßer harmonischer Unterlage des Orchesters oder Cembalos, und die des Recitativo accompagnato, mit der Unterbrechung instrumentaler Zwischenspiele. Seitdem waren die Formen der italienischen Oper im ganzen fest geblieben, wenn auch Piccini, dessen Schule den Aufführungen Gluckscher Opern in Paris aufs ärgerlichste entgegentrat, die Arie in der Rondoform ausgestaltet und das Finale stärker durchgebildet hatte.

In diese festen Formen also wuchs der jugendliche Mozart hinein. Und er hat sie auch, darin konservativer fast als Gluck, äußerlich Zeit seines Lebens nicht eigentlich gesprengt; nur daß sich in späterer Zeit auch noch französische Einflüsse aus der Oper namentlich Rameaus in der stärkeren Betonung der Chöre wie in einigen anderen Dingen bemerklich machten. Und so wäre, in Anbetracht der bloßen Form, Mozart bis zu einem gewissen Grade wohl ebensosehr als ein italienischer oder auch französischer, als ein deutscher Meister anzusprechen; und sicherlich hat dieses äußere Festhalten und Verbinden fremder Formen viel zu jener frühen internationalen Verbreitung seiner Opernmusik beigetragen, mit der der Triumphzug der deutschen dramatischen Musik durch die Welt begann.

Aber wie erscheinen nun diese alten Schläuche in all den reifen Opern des Meisters, die bis heute fortleben, mit neuem, brausendem Inhalte gefüllt! Und dieser Inhalt ist deutsch, und er ist es, der der Muse Mozarts ihre geschichtliche Stellung anweist.

Die erste Oper, die Mozart auf neuen Wegen zeigte, war der „Idomeneo" vom Jahre 1781. Zwar ist die Form hier

der Hauptsache nach noch ganz italienisch; nur daß in der Arie sogar schon die Form der Da-capo-Arie gelockert erscheint und in den Ensemblesätzen nicht mehr der absolute Ton überwiegt, sondern die Personen aus ihrem Charakter heraus singen: was denn alsbald eine Abschattierung der musikalischen Mittel von früher ungehörter Schärfe bedingte. Es war eine Richtung hinein in das Intensivieren und Subjektivieren der Stimmung, die sich auch in der Instrumentation zeigt; weit mehr als bisher spielte das Orchester eine Rolle und begann schon mit den menschlichen Stimmen der Tendenz nach zu einem einzigen Ausdrucksmittel zusammenzuwachsen.

Einen wesentlichen Fortschritt bedeutete dem „Idomeneo" gegenüber die „Entführung aus dem Serail" (Belmonte und Konstanze) vom Jahre 1782 zunächst nur insofern, als hier der Stoff eine Anknüpfung an die jüngste, so reiche Entwicklung des Singspieles erlaubte; dabei wurde zugleich der Charakter des Singspieles in so hohem Grade veredelt, daß der Typ der komischen Oper erreicht schien.

Als die mittlere Gruppe der Meisteropern wird man den „Figaro" von 1786, den „Don Juan" von 1787 und „Così fan tutte" von 1790 bezeichnen können. In ihnen vor allem entfaltete sich der ganze dramatische Schönheitssinn, die volle und doch hurtige Kantabilität des Meisters: überaus berückend besonders in „Così fan tutte", einer Oper, in der der Zauber der Musik den häßlichen und albernen, übrigens Mozart aufgedrungenen Stoff vergessen läßt. Als Ganzes aber charakterisieren namentlich „Figaro" und „Don Juan" diese Periode: mit ihrer vollen musikalischen Individualisierung der Personen, die um vieles über Glucks bloße Typisierung hinausgeht, mit ihrer glänzenden, teilweise französischem Einflusse verdankten Erweiterung der Ensembles und mit ihrem leisen Zuge des Instrumentalen schon hin zum symphonischen Gebilde, wie er z. B. in dem Finale des ersten Aktes des „Don Juan" mächtig hervorbraust. Und „Don Juan" am besten zeigt, welches der Erfolg dieser inhaltlichen Umbildung der alten Formen schon war und immer mehr sein mußte: die Empfindung in jedem

Sinne wurde bewältigt; nicht mehr erfreuen bloß oder gar bloß unterhalten will jetzt die Musik, innerlich in den verschiedensten Schattierungen ergreifen soll sie, und kein Zug des Menschlichen, auch auf des Lebens Schattenseite, soll ihr fern sein. So erwuchs aus der italienischen Opera die musikalische Tragödie, und der Spruch, der das Motto der Leipziger Gewandhauskonzerte bildet: res severa verum gaudium: wurde zur Wahrheit.

Der Gipfel aber aller Opern Mozarts, zugleich sein dramatischer Schwanengesang, ist die „Zauberflöte" (1791). Das Libretto der Oper, deren Entstehungsgeschichte im einzelnen eine der wunderlichsten Episoden der deutschen Musikgeschichte bildet, mutet, auf den ersten Augenblick wenigstens, den Menschen der Gegenwart fast mehr als sonderbar an; zudem ist es mit echt wienerischer Unbesorgtheit gearbeitet und leidet an klaffenden Widersprüchen, die sich nur zum Teile daraus erklären, daß zur Feststellung des Textes außer Liebeskinds Märchen „Lulu" auch Henslers „Sonnenfest der Brahminen" und von Geblers „Thamos, König in Ägypten", von dem Dichter des Ganzen, Schikaneder, benutzt wurden. Sieht man indes über tausend mehr äußerliche Ungeschicktheiten hinweg, so erscheint der Stoff doch als musikalisch höchst dankbar; und mehr: man kann sagen, daß er auch wichtige Strömungen der Zeit seiner Entstehung naiv zu Worte kommen läßt; ja, es ist begreiflich, daß Goethe im Verfolg seiner langjährigen vergeblichen Bemühungen um eine deutsche Spieloper die „Zauberflöte" fortsetzte.

Den Inhalt bildet im Grunde eine Apotheose der Aufklärung, jener um 1790 immer noch weit verbreiteten seelischen Haltung der Nation. Die weite Welt der Menschen wird umgeben gedacht von zwei Idealwelten: der Götterwelt einer gereinigten Vernunftreligion, wie sie dem Freimaurertum der Zeit in der Isis und dem Osiris des alten Ägyptens verkörpert erscheinen konnte, und einer Idealwelt der Gestalten des alten mythologischen Aberglaubens, dem Reiche der Königin der Nacht. Diese beiden Welten haben nun Anteil am Menschenreiche; die mythologische Welt beherrscht die Menschen sinn-

licher Triebe, als deren Typus Papageno erscheint; die Welt der Vernunftreligion die Weisen dieser Erde, wie sie sich um Sarastro als Typus gesammelt haben. Aber die Welt der Vernunft schreitet vorwärts; und wir sehen, wie sie das Reich der Mythologie besiegt und stürzt, indem sie in Pamina, der Tochter der Königin der Nacht, eine Braut heranzieht, die eines künftigen Vernunftherrschers unter den Menschen würdig sein wird, und in Tamino, dem Prinzen eines menschlichen Fürstenhauses, einen solchen Vernunftherrscher findet: worauf beide, Tamino und Pamina, durch allerlei läuternde und stählende Gefahren hindurch zusammengeführt werden, auf daß sie ein weises und tugendsames Herrscherpaar seien des aufzuklärenden Erdballs. Ja selbst Papageno wird von diesen Fortschritten der Vernunftreligion und der rationalen Tugend wenn auch weniger eingenommen als betroffen: seine ungeordneten Triebe werden zärtlicher und sanfter im Hinblicke auf die Ehe mit einer gleichgesinnten Genossin und die daraus zu erhoffenden lieben „Kinderlein".

Ein solcher Triumphgesang der siegenden Vernunft wäre für eine Oper an sich wenig brauchbar gewesen, hätte nicht der Librettist durch tausend Mittel für liebenswürdige Erregung und sich überbietende theatralische Effekte gesorgt. War er auch sicherlich kein Dichter im hohen Stil, so war er doch gewiß ein geschickter, auch poetischen Verständnisses nicht barer Handlungs- und Verwandlungskünstler. Mozart aber wurde es auf diese Weise noch am Schlusse seines Lebens gegeben, mächtigste Zeitgedanken mit dem Gewande einer unsterblichen Musik zu umkleiden. Keine Handhabe bald ernster bald heiterer musikalischer Ausprägung entging ihm dabei; stimmungsvolle Abwechslung täuscht über alle Mängel des Textes hinweg; die musikalische Charakteristik der Personen, soweit sie folgerichtiger gezeichnet sind, gelingt trefflich; Papageno und Papagena, Sarastro und Tamino, allenfalls auch noch die Königin der Nacht leben; und wo der Text keinerlei charakteristische Durchbildung gestattet, da tritt, wie bei den drei Damen und den drei

Genien, der reine musikalische Wohllaut entzückend hervor und beugt alle Bedenken. Und wie durchaus deutsch ist nun auch äußerlich diese Oper! Zum ersten Male ist die Deklamation eines deutschen Textes auch deutsch empfunden, und da, wo der begeisterte Freimaurer Mozart für die Priester des Reichs Sarastros Töne religiöser Weihe sucht, da hallt wohl die Weise des alten Chorals „Ach Gott im Himmel sieh darein" von der Bühne herab, und kontrapunktisch gesetzte Stimmen in der Art des großen Bach umspielen ihr Gefüge. Nach der weltlichen Seite hin aber welche Fülle des Volkstümlichen! Neben dem schwermütig-strengen Liede „In diesen heil'gen Hallen" stehen die losen Melodien Papagenos — bis sie im Vorgefühl der Elternfreude mit seiner Papagena in die Ausgelassenheit silbenmäßigen Plapperns übergehen.

In der Tat: Mozart hat nie so rein, so ungegängelt durch letzte Reste fremder Tradition, so liebenswürdig und so begeistert, so ganz deutsch in Tönen gesprochen; und nicht umsonst ist die „Zauberflöte" eine der Lieblingsopern unseres Volkes geworden, während die Romanen sie weniger verstehen und schätzen.

Freilich: eine zeitliche Umgrenzung hat auch dieses letzte und größeste Werk des Meisters. Für eine ganze große Stimmungsgruppe hat es, vergleichen wir es etwa mit Webers „Oberon", einen spezifischen Ton noch nicht geschaffen: für die der Wesen, die sich um die Königin der Nacht gruppieren, und bis zu einem gewissen Grade auch für diese selbst. Wie würde Weber, wie am Ende jeder Romantiker die musikalischen Elemente dieser Gruppe entwickelt haben! Hier die noch in der italienischen Arie steckende, Koloraturen singende Königin der Nacht, mit ihren „Damen" und Genien, so sehr sich schon Keime romantisch-dämonischer Musik finden, dort Oberon, der schmachtende, in den Tönen des voll entwickelten deutschen Liedes sich ergehende Herrscher des duftig-verklärten Elfenreiches: welcher Gegensatz zwischen einem noch rokokomäßig gebundenen Klassizismus und der Romantik! Und bedeutet der Gegensatz nicht zugleich auch einen Gegensatz in der In-

tensität der Charakteristik überhaupt? Würde es Mozart, dem Rafael der Musik, möglich gewesen sein, die verinnerlichten Charakterschattierungen Webers zu geben, der sich zu ihm etwa stellt, wie zu Rafael Correggio?

Webers „Freischütz" ist genau dreißig Jahre nach Mozarts „Zauberflöte" auf die Bühne gekommen; zwischen beiden aber zeitlich ziemlich genau in der Mitte liegt Beethovens „Fidelio".

Indes auch ohne Heranziehung der späteren Entwicklung, rein und allein aus seinen Werken heraus ist Mozarts Stellung in der Entwicklung der Oper sehr wohl zu beschreiben. Denn Mozart sang keineswegs bloß, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet; er war vielmehr, wie seine Briefe beweisen, ein in hohem Grade denkender Künstler. Von diesem Standpunkte aus aber wäre zunächst generell zu sagen, daß Mozart die klassische deutsche Oper schuf, indem er, nach unbewußter Analogie zu der in der Entwicklung der klassizistischen Dichtung vorliegenden Kombination von fortschreitenden und geschichtlich gegebenen Tendenzen, Charaktere wie Situationen bei allem Festhalten noch an den alten Formen der individualistischen Oper wie allem Sicheinschließen in gewisse, namentlich in einem besonderen Rhythmus gegebene Schranken des Rokokos voll in den Subjektivismus der musikalischen Empfindung tauchte. Von da aus empfängt bei ihm schon jede Nummer der Opern ihre eigene Tonart, ihre eigene Instrumentation, ihren eigenartigen Rhythmus und ihre eigentümliche melodische und harmonische Behandlung. Und sieht man vom Einzelnen aufs Ganze, so zeigt sich die Wirkung darin, daß die Musik nicht mehr bloß, wie bei Gluck, zur Erhöhung des seelischen Ausdruckes der Handlung dient, sondern vielmehr das dramatische Gebilde von innen heraus zu beleben beginnt. Dadurch entsteht denn, vornehmlich unter dem Einflusse bisher unerhörter symphonischer Wirkungen des Orchesters, eine wirkliche Einheit des Ganzen: die Oper ist nicht mehr ein in Musik gesetztes Drama, sondern ein in sich unauftrennbares musikalisch-dramatisches Kunstwerk. Es ist der Zusammenhang, von dem aus die italienische Oper innerlich überwunden wird: und es

entsteht diejenige Kunstform, die seitdem als deutsche Oper fortgelebt hat, und als deren vollkommen ebenbürtige, ja schon höher stehende Erscheinung auf etwa gleichem Entwicklungsniveau Beethovens „Fidelio" zu verzeichnen wäre.

5. Die Entwicklung des musikalischen Dramas, mag es komischen oder ernsten Inhalts sein, wird bis zu einem gewissen Grade immer zugleich die Entwicklung der musikalischen Werte der menschlichen Stimme bleiben. Und sie war es noch in besonders hohem Maße in der frühsubjektivistischen Periode, in einer Zeit, die aus der Vergangenheit her noch nicht eine stark und mannigfach entfaltete Instrumentalmusik ins Feld zu stellen vermochte.

Allein inzwischen war für das erweiterte Gebiet musikalischer Empfindungen, das jetzt immer mehr über das Reich des nur Musikalisch-Formschönen in die unendlichen Fernen der persönlichen Stimmung hinein verlief, auch die Instrumentalmusik zu schattierungsreicher Ausdrucksfähigkeit entwickelt worden. Und es zeigte sich, daß sie unter den neuen seelischen Verhältnissen schließlich noch reicher fast an Wirkungen sein konnte als selbst die menschliche Stimme.

Schon die Instrumentalmusik des 17. Jahrhunderts hatte sich das Gebiet eines rein musikalisch-kunstmäßigen Auswirkens erobert; und ihre Poesie ist darum diejenige, die sich aus dem reinen Wohlgefallen an Tönen und kunstgerechten Verbindungen dieser ergibt. Wohlklang also und Einheit objektiven Selbstauslebens der Töne noch ohne wesentliche Beeinflussung durch die künstlerische Persönlichkeit: dementsprechend ein polyphoner gebundener Stil, der seine Gesetze, die einer objektiven Musik, in sich selber trägt: das war das Erreichte und Regelmäßige; und nur solche musikalische Formen, die als der Phantasie ganz besonders geweiht bekannt und anerkannt waren, wie die Toccata oder das Präludium, überschritten diese Grenze.

Jetzt dagegen, in dem neuen Zeitalter des Subjektivismus, begann die Instrumentalmusik sich in viel weiterem Ausleben zu entfalten. Die Themata wurden nach dem Empfindungs-

gehalte ausgestaltet, ihre Modifikationen und Kontraste schufen sich musikalisch freiere Bahn; im Zusammenhange damit zerbrach die alte gebundene Form; und kräftig traten Homophonie und Harmonisierung an Stelle des polyphonen Baues. Damit wurde die Einheit des musikalischen Kunstwerks immer mehr nicht in seiner Struktur, sondern in seinem Empfindungsgehalt gesucht: dessen Charakter, Werden, Umschlagen, Vergehen, überhaupt Entfaltungsweg darzustellen, wird Aufgabe des Komponisten. Musik heißt jetzt musikalisch reproduziertes lebendiges Gefühl, heißt Wiedergabe eines folgerichtig entwickelten musikalischen Erlebnisses, das ahnungsreich von neuem zu erleben der Hörer veranlaßt werden soll. Nicht als Ausdruck musikalischen Gemeingefühls, wie die alte Musik der Volkslieder und Choräle, sondern als Ausdruck subjektiver musikalischer Empfindung beginnt also die neue Instrumentalmusik emporzuleben.

Doch geschieht das anfangs noch nicht in vollkommenster Freiheit. Vielmehr schafft sich die neue Musik, noch immer zugleich auch als Mittel zur Hervorrufung reiner, gleichsam physikalischer Freude an den Tönen gefaßt, zunächst und sehr mannigfaltig Formen, die vor allem dieser Auffassung noch entsprechen. Und das Neue spricht sich einstweilen nur darin aus, daß diese Formen die des empfindungsvollen Auf und Ab, des assoziativen Wechsels menschlicher Stimmungen werden. Aus diesem Zusammenhange her wird die zyklische Form der vier Sätze entwickelt, wie sie der klassischen Sonate und Symphonie, dem Trio und dem Quartett in gleicher Weise eigen ist; Hebung und Senkung, Anspannung und Beruhigung, Einheit und Gegensatz sollen in ihr auf Grund großer, meist schon im Beginn angeschlagener musikalischer Motive wechseln. So folgt wohl einem leidenschaftlich erregten Satze ein Scherzo, das durch heiteren Humor und anmutigen Frohsinn die Seele entlastet, und diesem ein Adagio, das milde, sanfte Stimmung hervorruft: bis in einem imposanten Finale alles, was den Hörer in Schmerz und Freude bewegt hat, noch einmal beruhigend zusammen- und abgeschlossen wird.

Aber auch selbst diese freiere und ihren tiefsten Gesetzen nach gleichwohl noch immer bindende Form des zyklischen Instrumentalsatzes hat sich nicht auf einmal entwickelt. Vielmehr ist sie, im wesentlichen den Elementarvorgängen unseres einfachsten assoziativen und affektiven Lebens nachgebildet, erst langsam im Verlaufe der geschichtlichen Erscheinungen, in denen diese ins Bewußtsein gelangten, entsprechend also dem Verlaufe der sozial-psychischen Entwicklung von der Empfindsamkeitsperiode bis zum Klassizismus, ins Leben getreten. Und je mehr dies der Fall war, um so mehr hat sie der unendlich reichen Entfaltung der Instrumentalmusik, vornehmlich von Haydn bis Beethoven, zugrunde gelegen. Dabei entwickelte sich schon allmählich in ihr latent, jedenfalls aber sie noch nicht sprengend, ein weiterer höchst folgenreicher Subjektivismus der einzelnen Tondichter im wandlungsvollsten Um- und Ausbiegen der zunächst scharf und fest entwickelten Klammern und Bänder der neuen Formen; wie bei Wunderpflanzen schießen aus den ursprünglich einfachen musikalischen Gebilden der viergeteilten Zyklen immer launischer, rascher, fruchtbarer neue Blätter und Blüten hervor: bis die Form, aber endgültig erst in einer neuen Zeit, der Zeit nach Beethoven, in der Periode der modernen Symphonie, und auch da noch nicht völlig, gesprengt wird.

Will man die Entwicklung dieses quellenden Lebens im einzelnen verfolgen, so bedarf es indes vorher noch einer Verständigung über die Leistungsfähigkeit und den Gebrauch der Instrumente, die etwa der Mitte des 18. Jahrhunderts und den folgenden Menschenaltern zur Verfügung standen. Denn eben durch den Charakter dieser Instrumente war der Verlauf der ganzen Bewegung vielfach im einzelnen umschrieben.

Die Kunstmusik, soweit sie Instrumentalmusik war, ist in ihrer technischen Entwicklung ursprünglich nicht so sehr durch die einzelnen Instrumente begrenzt worden, wie durch das Generalinstrument des früheren Mittelalters und noch des 15. bis 18. Jahrhunderts, die Orgel. Denn sie hatte die am meisten mechanische Spieltechnik; sie allein gehörte ursprünglich

der Kirchenmusik, und das heißt der künstlerischen Instrumentalmusik höchsten Charakters an; und sie allein verbürgte auch eine gewisse durchschnittliche Reinheit des Tones. Daraus erklärt sich, daß die Einzelinstrumente, als sie schließlich zu einem Orchester für Kunstmusik zusammengestellt wurden, zunächst eine Behandlung einfach nach Analogie der Orgel erfuhren. Wie die Orgel ihre Register hatte, so erhielt das Orchester seine Spiele, deren jedes aus einer Anzahl gleicher Instrumente zusammengesetzt war, so daß z. B. neben vier Streichern vier Bläser standen usw. Und mit diesen Spielen als den vorhandenen technischen Einheiten operierte nun der Orchesterleiter ähnlich wie der Orgelspieler mit den Registerzügen; und dem paßte sich natürlich auch der Komponist an: noch Händel und Johann Sebastian Bach haben in dieser Weise instrumentiert. Dabei gab diese gleichsam choristische Behandlung den Instrumenten natürlich noch nicht die Freiheit individueller Betätigung; nicht eigentlich in dem, was wir Konzert nennen, nicht in dem individuellen Austausche ihrer besonderen Eigenschaften, in der Ausnutzung ihres besonderen Empfindungswertes verkehrten sie miteinander.

Diese gebundene Form wurde nun, einmal infolge der besseren technischen Herstellung der Instrumente, die ihre Verselbständigung gestattete, vor allem aber doch aus dem Bedürfnisse nach einer schattierungsreicheren und mannigfaltigeren Instrumentalmusik, gesprengt. Und es läßt sich genau angeben, wer die neue Form, die sich zuerst vornehmlich in Mannheim entwickelt zu haben scheint (wobei aber auch der Anteil Glucks nicht zu übersehen ist), künstlerisch voll ausbildete: Haydn. Haydn, kein in der alten strengen Schule der Polyphoniker und Generalbaßleute groß gewordener Musiker, ein Wildling gleichsam, der nach eigener Neigung grünte und schoß, hat die starre Orgelbindung des Orchesters endgültig gelöst und das Orchester definitiv zu einer freieren Gesellschaft individueller Instrumente umgebildet. Kern und Grundlage des Tonkörpers war fortan das Streichquintett (erste und zweite Geige, Bratsche, Cello, Baß). Die Streicher machten also einen Chor (Spiel) aus, wie früher die einzelnen Instrumentalgruppen des alten Orchesters; aber sie waren jetzt

der einzige vollständige Chor. Alle übrigen Instrumente (Holz- und Blechbläser, Schlagwerk) wurden diesem Streicherchore solistisch beigefügt, und zwar waren von den früheren in allen Stimmlagen vertretenen Bläsern auch nur einzelne übrig geblieben. Ihre Instrumente wurden meistens nur doppelt besetzt; d. h. zum Streicherchor traten zwei Flöten, zwei Oboen, zwei Klarinetten, zwei Fagotte, zwei Hörner, zwei Trompeten, ein Paar Pauken. Das war das sogenannte kleine Orchester. Wurde es noch um zwei weitere Hörner, drei Posaunen und unter Umständen noch um Pickelflöte, Triangel, Becken und große Trommel vermehrt, so entstand das große Orchester: das Orchester der Klassiker und auch noch der Symphoniker des 19. Jahrhunderts unmittelbar nach Beethoven[1].

Indem sich aber so das Orchester, bisher gleichsam nur eine zwar starke, aber an Nuancen arme Farbenskala, in eine unendlich reiche, unzähliger Schattierungen fähige Palette verwandelte, trat daneben zugleich, sozusagen ein kleines Orchester für sich, das Klavier.

Das Orchester als Kunstwerkzeug hatte, wenigstens in der kirchlichen Musik, vielfach ebensowenig allein gestanden als die Stimme: es war auf die Orgel fundamentiert worden; diese hatte sozusagen den Kanevas, den Grundton abgegeben, auf dem sich die orchestralen Töne erhoben, in den sie ihr Muster, die Melodie, einstickten. Dann waren hierfür an Stelle der Orgel bei weltlicher Musik das Cembalo und das Spinett getreten, und von ihnen hatte schließlich das Klavizymbel gesiegt, ein Instrument, dessen Saiten mechanisch durch Rabenfederkiele gerissen wurden. Trat damit für die Fortentwicklung der Musik insofern, als sie mit dem neuen Zeitalter wesentlich weltliche Musik wurde, zugleich die Orgel zurück — ein Moment, das es z. B. erklärt, wie Johann Sebastian Bach auf längere Zeit so gut wie in Vergessenheit geraten konnte —, so verbesserte sich anderseits das Klavizymbel zum Klaviere. Es war eine zunächst rein mechanische Ver-

[1] Merian, Gesch. der Musik S. 236–37.

änderung: an die Stelle der Rabenfederkiele traten kleine, anfangs mit Leder, dann mit Filz überzogene Hämmerchen (woher auch der Name Hammerklavier), mit denen die Saiten nicht gerissen, sondern geschlagen wurden. Diese Hammermechanik war 1711 von Christofori in Toskana und 1717 von Schröter in Sachsen erfunden worden; 1728 fertigte der Orgelbauer Gottfried Silbermann in Deutschland die ersten Hammerklaviere; und in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts etwa verdrängte das neue Klavier die älteren Formen und erhielt 1823 durch Sébastien Erard in dem double échappement (der Repetitionsmechanik) seine letzte große Verbesserung. In der Zeit des Emporkommens der subjektivistischen Musik und in deren erster großer Periode bis zu Beethovens Tod begann also das Hammerklavier älterer Art ein technisch vollkommener entwickeltes Instrument zu werden. Was bedeutete das nun psychisch? Das Hammerklavier hat auch den bezeichnenden Namen Fortepiano erhalten: es war das erste Saiten-Tasten-Instrument, in welchem man durch stärkeren oder schwächeren, härteren oder weicheren Anschlag den Ton genauer forte und piano nehmen, und damit ausreichend nuancieren konnte. Und das war um so wichtiger, als gleichzeitig der Ton voller wurde und auch die Mittel zur Dämpfung und damit wiederum auch zu klarem Spiele beträchlich verstärkt erschienen. Und selbst damit noch nicht genug. Auch der Rhythmus wurde freier. Denn es liegt auf der Hand, daß jedem Rhythmus ohne dynamische Akzente, z. B. noch dem Orgelrhythmus gegenüber dem Klavierrhythmus etwas Schwerfälliges anhaftet. Das ging nun verloren: mit dem Tone wurde auch der Rhythmus ausdrucksvoller, mannigfaltiger, lebendiger: und eine Sicherheit und Fülle musikalischer Bewegungsfreiheit wurde erreicht, die bis dahin, auf jederlei Instrument wie selbst in der menschlichen Stimme, unerhört war.

Die Folgen waren beträchtlich. Zunächst war das Klavier, so vervollkommnet, jetzt nicht mehr als verhältnismäßig unbelebte Basis gleichsam des Orchesters haltbar; das Orchester emanzipierte sich, ging seine eigenen Wege und verlor den

Generalbaß. Weiterhin aber wurde das Klavier jetzt in seiner Tonfülle und Tonmannigfaltigkeit, wie schon gesagt, gleichsam selbst zu einem kleinen Orchester: es begann sich zum Instrumentalorchester etwa wie die Radierung zum Ölgemälde zu verhalten, es schilderte nur in zwei Farben, stufte diese aber aufs reichste ab. Dabei kann der Vergleich mit der zweidimensionalen bildenden Kunst noch weiter ausgedehnt werden: wie die Radierung zur Reproduktion von farbigen Gemälden zu dienen vermag, so ist das Klavier imstande, ein Orchester gleichsam im Auszuge, ein wenig reduziert, etwas abstrakt, aber doch an sich ziemlich vollkommen zu vertreten. Unter diesen Umständen ist es denn klar, daß man das Klavier auch selbständig, in Originalkompositionen, gleichsam als Orchester behandeln kann: und nachdem der ältere Klavierstil vielfach nur ein Analogiestil zur Behandlung des wichtigsten Tasteninstrumentes, der Orgel, gewesen war, wurde der neuere nun in vieler Hinsicht zum Orchesterstil schon der klassischen Zeit, insbesondere unter der Einwirkung Beethovens. Aber das Klavier kann auch seinen eigenen Stil entwickeln, und vor allem in der Richtung auf große Beweglichkeit der Töne ist das schon früh geschehen: und dann kann, bei dem besonderen Verhältnis zum Orchester, dieser Stil wiederum auf die Behandlung des Orchesters zurückwirken.

Man sieht: ein unendlicher Reichtum selbst grundsätzlich stark voneinander verschiedener neuer Möglichkeiten war mit der technischen Entwicklung des Klaviers gegeben. In *einem* aber trifft all dieser Reichtum zusammen: in dem Punkte, daß durch diese Entwicklung das Bedürfnis nach höherer und umfänglicherer Ausdrucksfähigkeit im höchsten Grade befriedigt wurde. Dies ist aber das Moment, auf das sich auch alle Fortentwicklungsformen des Orchesters beziehen ließen, so verschieden sie im übrigen technisch von dem Gange der Verbesserung des Klaviers waren: und so beweist dieser verschiedenartige Verlauf der Entwicklung des Klaviers und des Orchesters mit dem Ergebnisse dennoch gleicher Zielpunkte — wenn dies noch bewiesen werden muß —, daß nicht das technische Motiv der Verbesserung an sich das entwicklungs-

geschichtlich Entscheidende war, sondern das psychische Bedürfnis nach Differenzierung des musikalischen Ausdrucks im weitesten Sinne und damit auch der Werkzeuge, die diesem Ausdrucke dienten.

Indem aber auf diese Weise doch zunächst äußerlich und von technischer Seite her Bahn gebrochen wurde, begann das erste große Zeitalter der deutschen subjektivistischen Klavier- und Orchestermusik.

Das Klavier war dabei, im ganzen betrachtet, früher am Platze: begreiflich genug: um wie viel leichter ist es zu handhaben. Dieser Zusammenhang erhellt schon aus der Tatsache, daß eine der einfachsten Formen der viersätzigen Zyklen, die Sonate im klassischen Sinne des Wortes, vornehmlich auf dem Klavier zur Durchbildung gelangt ist. Dabei trat für den Geschmack des Publikums die Sonate vor allem an die Stelle der Orgelfuge. Hatte sich aber in der Fuge noch alles in gediegener Gebundenheit aus einem einzigen Thema entwickelt, so erblühte nun die Sonate, ganz anderer dramatischer Belebung fähig, aus dem viel empfindungsreicheren Kontraste zweier Themen: bis zuletzt das Ganze, zur ursprünglichen Fassung des ersten Themas zurückkehrend, beruhigt, versöhnt, in geläuterter Steigerung ausklang.

Der größere Reichtum an Themen und damit zugleich eine mehr gelockerte Form überhaupt bezeichnete so den Anfang zur Differenzierung der subjektivistischen Musik. Aber es kam ein weiteres hinzu, um die Empfindungsfähigkeit gleichsam der Sonatenform und der Klaviermusik noch zu stärken. Die ältere deutsche Klaviermusik noch des individualistischen Zeitalters, wie sie etwa durch Buxtehudes Klaviersuite oder Kuhnaus Sonaten (um 1700) charakterisiert wird, hatte im Grunde den Orgelstil auf das Klavier übertragen und erging sich daher, zur Füllung der gegenüber der Tonstärke der Orgel an sich noch dünnen Musik des Klaviers in entschiedenerem Laufwerk und in Figurationen, die im Grunde nur eine äußerliche Ornamentation des alten gebundenen polyphonen Stiles bedeuteten. Es ist wie wenn die Baumeister des deutschen Über-

gangsstiles im 12. und 13. Jahrhundert den romanischen Stil im Grunde beibehielten, wenn sie ihn auch durch tausend eigentlich ornamentale Einfälle, andere Fenster- und Friesformen u. dgl. ins Reichere hinein variierten. Demgegenüber waren nun die Franzosen einen anderen Weg gegangen: genau wie sie neben dem deutschen ornamentalen Übergangsstil des 12. und 13. Jahrhunderts in der Baukunst ein neues konstruktives Prinzip, das der Gotik, entwickelt hatten, so hatten sie es auch jetzt schon früh zu einer neuen strukturellen Bildung der Klaviermusik gebracht, indem sie den polyphonen Stil durch einen homophonen ersetzten. Der Übergang ist charakteristisch genug. Er knüpft an die Lautenmusik an. In dieser war schon früh gegenüber der Gleichberechtigung aller Stimmen im polyphonen Stil, der, auf ein Instrument übertragen, dies gleichsam nur als den Träger einer Genossenschaft gleich wichtiger, gegeneinander exerzierender Töne erscheinen läßt, eine Stimme als die Trägerin der Melodie hervorgehoben worden, und die anderen hatten sich zu ihr als dienend, begleitend, nuancierend in Verhältnis gesetzt. Dieser Stil wurde nun auf das Klavier übertragen: eine Hauptstimme trug klar und einfach die Melodie vor, die anderen gruppierten sich um sie in der bloßen Form der Ausmalung und Ausschmückung, als Voluten, Cornichen, Schnörkelchen im Stile etwa des architektonischen Rokokos. So entstand ein erster wirklicher Klavierstil der Homophonie, der sogenannte stile galant; und sein Hauptmeister war der jüngere François Couperin (1668—1733). Indem dies geschah, entwickelte sich neben der thematischen Differenzierung zugleich eine Stimmführung, die der stärksten Schattierung musikalischer Empfindungen fähig war: die Grundelemente des subjektivistischen Klavierspiels waren gefunden.

In Deutschland hat schon Johann Sebastian Bach, namentlich in seinen französischen Suiten, angefangen, dem neuen Geiste zu huldigen, wenn auch unter stärkster Beibehaltung polyphonen Satzes. Zum Durchbruch aber haben neben dem lange in Vergessenheit geratenen Mannheimer Johann Stamitz (1717—1757) und zum Teil auf Grund seiner Arbeit erst Johann Sebastians

Söhne Wilhelm Friedemann, der hochbegabte, aber leider zügellose Hallesche Bach (1710—1784), und vor allem Karl Philipp Emanuel, der Hamburger Bach (1714—1788), dem neuen freien Stile verholfen. Insbesondere hat der Hamburger Bach die Entwicklung der klassischen deutschen Sonate tief beeinflußt; ein unmittelbarer, von den Meistern selbst dankbar bezeugter Weg führte von ihm zu der Musik Haydns und Mozarts.

Was Philipp Emanuel charakterisiert, ist vor allem die Tatsache, daß er die neue werdende Form, neben manchem gelegentlichen Festhalten an polyphoner und thematischer Arbeit, mit einem unbändigen Subjektivismus der Empfindung erfüllte: sein Ausspruch, „Mich deucht, die Musik müsse vornehmlich das Herz rühren," kann als Losung seines Kunstlebens gelten; und nicht selten gemahnt seine Klaviermusik an den Sturm und Drang der Dichter. Gewiß war er dabei noch etwas leer und dünn in der Instrumentation; wer moderne Vollgriffigkeit bei ihm suchen wollte, würde schwer enttäuscht werden; und auch die Erfindung gemahnt gelegentlich noch an die Plattheit des Rationalismus: in dieser Hinsicht steht er Haydn bei weitem näher als seinem stets bis auf den Grund schöpfenden Vater. Nicht minder wirkt die Innehaltung eines minutiösen Rhythmus und die Entfernung der Koloraturen als eines spielerischen Elementes einigermaßen ernüchternd, da gleichzeitig die singenden Partien noch nicht eigentlich an das Liedhafte etwa Haydns heranreichen. Allein bei der mit alledem gegenüber den Klassikern noch geringeren Differenzierung der Empfindung: welch sinnvolles Spiel, welches Auswirken in neuen musikalischen Bildern, welche Freiheit im wechselnden Satze, der alle Stufen vom Improvisatorischen bis zu strengster archaischer Bindung durchläuft, und vor allem: welche Summe von Kokettem, Kapriziösem, Bizarrem: kurz auf alle Fälle Rührendem und Unterhaltendem! So ist der Hamburger Bach zum Vater des subjektivistischen Klavierspiels geworden, des Salonspiels con amore, und nur darin zeigt er sich gegenüber seinen nächsten Nachfolgern auf dem Klaviere als der Frühere und damit zugleich als zeitlich bedingt, daß er noch immer wieder Elemente des gebundenen Stiles durchbrechen

läßt, und daß er, ein psychisch dissoziierter Charakter der Sturmes- und Drangeszeit, in Aphorismen empfindet, statt in der Art des vollen inneren Programms der Klassizisten: in Aphorismen, die ihm zugleich der Wechsel alter und neuer Stilformen ebenso erlaubte wie nahelegte.

Der erste wahrhaft klassische Vertreter der neuen Instrumentalmusik aber war Haydn; und bei ihm verlief der fortschreitende Weg der Entwicklung zugleich der Hauptsache nach aus der Klavier- in die Orchestermusik; wir kennen ihn schon als geradezu den Schöpfer des klassizistischen Orchesters. Franz Joseph Haydn ist 1732 zu Rohrau, an der ungarischen Grenze Niederösterreichs, in kleinen Verhältnissen geboren; seine Jugend war äußerlich traurig und dennoch nicht freudenlos; in einer Kapellmeisterstelle im Dienste des Fürsten Esterhazy hat der fromme und zufriedene Meister dann seit 1761 ein bescheidenes Glück gefunden, bis ein höheres Alter, seit den achtziger Jahren des Jahrhunderts, Ehren und Würden die Fülle brachte. Im dankbaren Genusse der Erinnerungen an eine stetig aufsteigende Lebenslinie, noch im hohen Alter durch zunehmende Erfolge zu so großen Werken, wie der „Schöpfung" (1798) und den „Jahreszeiten" (1801) ermuntert, hat Haydn rüstig über die Wende des alten Jahrhunderts hinausgelebt; erst 1809 ist er gestorben.

Im Jahre 1808 besuchte Tomaschek den Meister. Er fand ihn im Sorgenstuhle sitzend. „Eine gepuderte, mit Seitenlocken gezierte Perücke, ein weißes Halsband mit goldener Schnalle, eine weiße, reichgestickte Weste von schwerem Seidenstoff, dazwischen ein stattliches Jabot prangte, ein Staatskleid von feinem kaffeebraunen Tuche, gestickte Manschetten, schwarzseidene Beinkleider, weißseidene Strümpfe, Schuhe mit großer, über den Rist gebogener silberner Schnalle, und auf dem zur Seite stehenden Tischchen neben dem Hute ein Paar weißlederne Handschuhe, waren die Bestandteile seines Anzuges." Versetzt man dies Bild um einige Jahrzehnte zurück, in die Zeit, da seine Einzelheiten der allgemeinen Mode entsprachen, so enthüllt es ein gutes Teil, wenn auch mehr der äußerlichen Seiten des Haydnschen Wesens. Im Sinne des guten Rokokos

gesellschaftlich elegant, zierlich, geschmackvoll, dabei von feinster Sauberkeit der Empfindung und des Handelns, das vor allem ist die Musik des Meisters. Und so fehlt ihr auch der Frohsinn und die Heiterkeit, die sinnige Munterkeit und die hurtig huschende Gemütsbewegung des Rokokos nicht: eben für diese Eigenschaften hat er die vollendetsten, neckischsten, glänzendst bewegten Ausdrucksmittel gefunden. Aber daneben stehen doch auch noch andere Züge. Sind sie in dem Distichon Lavaters richtig bezeichnet:

Etwas mehr als Gemeines erblick ich im Aug' und der Nase,
Auch die Stirne ist gut, im Munde was vom Philister?

Gewiß: erscheint uns Haydn zopfig, so kommt das zunächst auf Rechnung des allgemeinen Wesens seiner Zeit. Aber daneben hatte er doch wirklich auch einige Züge des deutschen Philisters, vor allem dessen Sentimentalität. Nirgends tritt das deutlicher hervor als in seinen Liedern: hier ist die einfache Munterkeit gelegentlich mit einem Übermaß von Gemüt, wenn nicht Empfindsamkeit belastet.

Was aber dem Rokoko Haydns noch mehr entwicklungsgeschichtlich eine Schattierung gibt, die über den Durchschnitt hinausgeht, das ist das sogenannte Volksmäßige. Im Grunde trifft diese Bezeichnung freilich so wenig ganz zu, wie etwa für gewisse Lieder Schubarts, Bürgers oder Lenzens, ja selbst Goethes, so oft auch Haydn Melodien des sangesfesten Stammes seiner Heimat und vor allem der Wiener Bevölkerung, insbesondere auch Tanzmelodien in seinen Schöpfungen verwendet haben mag. Denn alle diese Melodien sind doch verändert; und kann man auch nicht gut schon von einem persönlichen Melos des Meisters sprechen, so sind sie doch geistreich in die Empfindungslage einer höheren Gesellschaft hineingehoben. Zutreffender erscheint es, von der langgezogenen und dadurch volksmäßig erscheinenden Melodie Haydns zu sprechen. Der Unterschied ist, an den Sachs, Vater und Söhnen, gemessen, außerordentlich: dort der melodiöse Fluß noch unterdrückt durch die alte gebunden-musikalische Erziehung oder durch die aphoristische

Anlage einer Übergangszeit zum Klassisch-Neuen, hier dieser Fluß so ruhig, anhaltend und sangerfüllt, daß sich ihm der Regel nach geradezu ein Text unterlegen ließe. Ein wichtiger Punkt. Denn in diesem Zusammenhange zeigt sich, daß erst jetzt die Übergangszeit aus dem Individualismus zum Subjektivismus mit ihrer Dissoziation des Alten und ihrer erst versuchsweisen und rohen Erfassung des Neuen abgeschlossen ist: eine neue musikalische Schönheit taucht aus der Flut der Töne empor, und Haydn ist ihr erster heiter-frommer Priester.

Dabei fehlt freilich das sogenannte Volkstümliche nicht, wie denn der fortschreitende Subjektivismus sich auf allen Gebieten, weil dem Ganzen des seelischen Lebens zugewandt, auch in sozialpsychische Tiefen senkt: und das Wienerisch-Österreichische tönt aus tausend Melodien vornehmlich der Mittelsätze, wie nicht minder oft aus den tanzartigen Finales hervor. Hängt es hiermit zusammen, daß Haydn niemals eigentlich tief wird und mehr unterhält, mehr „plauscht", als redet? Persönliche Anlage und Stammesgefühl gingen hier wohl unauflöslich zusammen.

Gegenüber all diesem Neuen erscheinen die Rokokomomente bei Haydn doch mehr als letzte, zu gemessener Schönheit bindende Überlebsel einer absterbenden Kultur, denn als elementarer Bestandteil. Dementsprechend treten sie auch keineswegs überall hervor. In den Eckssätzen, wenn es besonders munter zugeht und die Musik an sich dick genug erscheint, fallen sie fast weg; und der Hauptsache nach nur dann, wenn die Melodie variiert wird, werden letzte Sedimente der alten Kunst zur Füllung verwendet. In den Mittelsätzen dagegen, in den sentimentalen Larghi vor allem, erscheinen noch zahlreiche Blüten zu rokokomäßiger Einrahmung der Melodie, und trotz aller Sangbarkeit sind selbst Erinnerungen an die alten Kirchenstile nicht ausgeschlossen.

So erscheint Haydn als ein erster, in gewissem Sinne liebenswürdigster, dem absoluten Tonsystem noch nahestehender, der alten Musik nicht grundsätzlich abgeneigter, vor allem aber doch homophonischer Meister von langgezogener Melodie und

neuem Schönheitssinn: und unsterblich wird er bleiben in den Zeiten des Subjektivismus. Und wie hat er dessen frühe Entwicklung durch mehr als ein Menschenalter, immer höher steigend und tiefer grabend, begleitet! Bereits aus dem Jahre 1759 stammt seine erste Symphonie, aus den Höhenzeiten der Empfindsamkeit, und schon zeigt sie deren Elemente. Aber nicht an der großen Form der Symphonie, obwohl er etwa anderthalbhundert Symphonien geschrieben hat, erprobte Haydn zuerst vornehmlich die neuen Kräfte, sondern an dem kleinen Zyklus des Quartettes: ihm vor allem hat er in den Jahren etwa 1755 bis 1780 gehuldigt, wenn auch der glänzende Abschluß seiner Quartettkunst erst in dem Kaiserquartett von 1796 („Gott erhalte Franz den Kaiser", „Deutschland, Deutschland über alles") erfolgt ist. Von der Kammermusik ist er dann, deren Form immer mehr erweiternd, zur Orchestermusik übergegangen: und nun brach die große Zahl seiner Symphonien hervor, darunter schon aus den Zeiten höheren Alters als die schönsten von allen die zwölf Londoner Symphonien, die gelegentlich seines englischen Aufenthaltes (er war zweimal, 1790 und 1794 in England) entstanden sind. Den Schluß aber seiner Lebensarbeit bildeten die beiden Oratorien an der Wende des 18. Jahrhunderts, in denen zuerst der voll weltliche Charakter der Gattung gewonnen wurde.

Was Haydn auf dem Gebiete der Instrumentalmusik begann, hat Mozart in gewissem Sinne vollendet. Freilich: wer will die Unsumme von Anregungen ermessen, die zwischen den beiden Meistern hin und her gingen: eben in ihnen wurde der klassischen Musik unserer Nation die spezifisch österreichische, ja wienerische Färbung, wie denn mit ihnen auch nach langen Zeiten begrenzt nationalen Charakters die deutsche Musik zum ersten Male wiederum internationale Bedeutung errang und namentlich in Paris und London unauslöschliche Eindrücke hervorrief. Was aber die gegenseitige Beeinflussung angeht, so hat Haydn, soviel auch Mozart von ihm gelernt hatte, dennoch den jüngeren, lange vor seinen Greisenjahren heimgegangenen Meister wie seinen Lehrer verehrt. Und gewiß

ging Mozart weit hinaus über die innere Ausstattung, die Haydn den neuen Formen gegeben hatte.

Zunächst emanzipierte er sich innerlich noch weit mehr als Haydn vom Rokoko, wenngleich auch ihm noch etwas von der hurtigen Gebundenheit des Stiles, soweit diese seiner eigenen Anlage entsprach, geblieben ist. Vor allem aber individualisierte er die Wirkungen der einzelnen Instrumente mehr, als Haydn dies getan hatte; hier, auf dem Klavier wie im Orchester, bewies er dieselben Fähigkeiten der Differenzierung der Tonwirkungen und ihrer Ausnutzung zu tieferer Charakterisierung von Gefühlen, durch die sich seine Opernmusik auszeichnete. Damit hing es denn zusammen, daß seine Musik weit enharmonischer wurde als die Haydns: selbst Beethoven hat sie darin nicht übertroffen, wenn er auch in der Richtung der Dissonanzen weiter und nicht selten sogar bis zur Kakophonie ging. Und nicht minder ergab es sich aus diesem vermehrten Charakterisierungsbestreben, daß der Klaviersatz voller und die Orchestermusik dicker wurde. Es war eine Entwicklung, die sehr leicht an dem Übermaß der Tonwirkungen hätte scheitern können. Aber hier war es nun die vielleicht bezeichnendste Eigenschaft Mozarts, daß ein eingeborener Schönheitssinn dieses Übermaß nicht zuließ. Denn nichts charakterisiert die Musik des Meisters mehr als die berühmte Kantabilität, jene Sangbarkeit, mit der er alle instrumentalen Wirkungen auszustatten verstand, vor allem die Instrumentalmelodie selber.

Indem er sich aber so im Besitze und in der Herrschaft bedeutend verstärkter und verfeinerter instrumentaler Wirkungen sah, ging er unwillkürlich auch über die Einfachheit der Melodiebildung hinaus, die für Haydn noch so bezeichnend gewesen war. Zwar war ihm die Melodie keineswegs schon gelegentlich etwas unmittelbar Aphoristisches — wohl nie hat er bereits einen Tonsatz mit Bruchstücken einer Melodie begonnen —: aber dennoch zog er schon, weit über Haydn hinweg, z. B. die Tanzmelodie gern derart in die Kunstform, daß man nach ihr nicht mehr zu tanzen vermag: idealisierte also das sinnliche Element der ursprünglicheren musikalischen Empfindung. Da

sieht man denn wohl, wie hier ein Klassizismus zu erstehen begann, der die Formen seiner Bindung nicht mehr der früheren Kunst verdankte: hier eben entwickelte sich die höhere Freiheit vom Rokoko und den letzten Einwirkungen des gebundenen und galanten Stiles. Und nun läßt sich verfolgen, wie unter diesem Zuge zur Idealisierung, diesem spezifisch künstlerischen Triebe zur Ausbildung der Melodie und der Musik überhaupt Satz und Harmonie höher, ja fast künstlich organisiert werden, wie volksmäßige Motive nur noch als Gedächtnishintergrund erscheinen, wie diese Musik den Erdgeruch gleichsam verliert und sich aufbaut ins persönlich Stilgemäße, subjektiv Wirksame. Gewiß geschieht das nicht ohne den Hinzutritt fremder Einflüsse; so erinnert z. B. die Weitung der Melodie namentlich in den Adagios leicht an italienische Vorbilder, und die französische Rhythmik wurde namentlich seit dem Pariser Aufenthalte von 1778 von Bedeutung: seitdem verbinden sich auch mit der Schönheit und der Innerlichkeit der Melodien häufiger als früher Ernst und erhabenes Pathos. Aber im ganzen bleibt doch Mozart auch in dieser Zeit der Vollendung seines Stiles er selber. Sein Eigen ist es, wenn jetzt alle Kunstmittel zusammengenommen und, im Streben nach dem Charakteristischen, zu Überraschungen ausgenutzt werden, die Haydn erschreckt haben würden; sein Eigen der häufige Wechsel des Temperaments, von dem die „Sonata quasi fantasia“ eines der lehrreichsten Beispiele bietet; sein Eigen auch die Variation als eine Kunstform, die nicht mehr auf bloße Verwendung von Arabesken hinausläuft, sondern das Thema derart subjektiv abwandelt, daß es nur eben noch erkennbar bleibt. Von hier ist bis dann bis zum leisen Durchbrechen der einfachsten alten Formen wie namentlich des zyklischen Kreises der vier Sätze nicht mehr weit; es kommt vor, daß bei Wiederholung einer Melodie Takte in sie eingeschoben werden, ja daß sich der Meister in den Themen der Allegrosätze wohl gar in Sinnen und Träumen verliert: und allbewältigend beginnt so ein subjektives Moment hervorzutreten, dessen volle Herrschaft den Triumph des frühen

Subjektivismus bedeutet und der Größe des letzten Vollenders, Beethovens, vorauseilt. Gewiß treten diese Eigenschaften bei Mozart, wie sie sich teilweise überhaupt nur angedeutet zeigen, erst spät hervor; so in den herrlichen Arbeiten des Jahres 1788, der Es-dur-Symphonie (Schwanengesang), der G-moll-Symphonie und der Jupitersymphonie (D-dur; mit der Schlußfuge). Aber doch sind sie vorhanden; und nirgends haben sie an sich vielleicht umgestaltender gewirkt wie in einem der letzten großen Werke des Meisters, in dem unvollendet hinterlassenen Requiem. Und wie der Bruch mit dem gebundenen Oratorium noch Händels und Bachs in der Entwicklung Haydns in gewissem Sinne den Gipfelpunkt bedeutet, so läßt sich sagen, daß Mozart hier, in einer ersten Versubjektivierung einer sehr alten Form kirchlicher Musik, ganz abgesehen von der unsterblichen Schönheit gerade dieses Werkes, vielleicht den bis dahin höchsten Sieg der subjektivistischen Tonkunst über frühere gebundene Formen gefeiert hat. —

Es war die Zeit, in der die Musik zugleich, auf Grund der Erfolge der letzten großen Meister, eine ganz andere soziale und damit doch auch entwicklungsgeschichtliche Bedeutung zu erhalten begann als bisher.

Die älteste große soziale Form der Kunstmusik war die Kirchenmusik gewesen. Es ist naturgemäß, daß sie mit dem Zurücktreten der einzigartigen Bedeutung der Kirche als sozialpolitischer Einrichtung seit dem 16. Jahrhundert auch ihrerseits schwand: das 17. und 18. Jahrhundert hatte nicht so sehr Kirchenmusik im ursprünglichsten und ersten Sinne des Wortes wie geistliche Musik hervorgebracht. Aber auch die spätere geistliche Musik, ja die Chormusik der Oratorien, Passionen und Kantaten Händels und Bachs mit ihren dramatischen Bindegliedern der Arie und des Rezitativs, verfiel trotz ihrer verhältnismäßig modernen Form mit dem Ausgange des Zeitalters des Individualismus. Was blieb, war eine geistliche Musik zunächst noch der Aufklärungsperiode, ohne kirchlichen Ernst, ein wenig süßlich, ein Parallelerzeugnis gleichsam des galanten Stiles. In ihr verflachte das Oratorium sogar in

seinen besten Offenbarungen, wie in den Schöpfungen Haydns, zu einer fromm-weltlichen Auffassung; und die strengen alten Formen der eigentlichen Kirchenmusik erhoben sich, soweit sie noch in neuen Erzeugnissen fortwährten, eigentlich nur in Mozarts Requiem und einzelnen Stellen seiner Messen über das Niveau des Verfalles.

Es versteht sich, daß unter diesen Umständen das Interesse an der geistlichen Musik überhaupt abnahm; erst das vollendete Zeitalter des Subjektivismus hat es von neuem belebt, aber dann von ganz veränderter Auffassung aus: die erhabene Eingangshalle zu dieser neuen Musik bildete Beethovens „Missa sollemnis". Und mit dem Interesse schwand auch der soziale Halt, den die Kirche Komponisten und ausübenden Musikern geboten hatte: wo finden sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch Orgelspieler von dem auch gesellschaftlichen Ansehen, das ein Sweelinck oder ein Buxtehude genossen hatten.

An die Stelle war das musikalische Interesse zunächst jenes Standes getreten, der seit dem späteren Mittelalter überhaupt die Führung der geistigen Geschicke der Nation angetreten hatte: des Bürgerstandes. Es ist schon erzählt worden, wie er sich von vornherein einer familiären Musik widmete: wer kennt nicht die traulichen Lautenstunden des 16. Jahrhunderts? Und neben die in den Städten bürgerlich fortgepflegte kirchliche und geistliche Musik war in einer ganzen Anzahl deutscher Städte schon seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Oper getreten[1]. Aber auch die Formen der Musik, aus denen die Instrumentalmusik des neuen Zeitalters hervorgegangen ist, kamen beim Bürgertum verhältnismäßig früh in Gebrauch, wenn sie auch nur seitens der wohlhabenden Kreise, seitens der uns wohlbekannten frühesten Unternehmeraristokratie gewisser Großstädte, vornehmlich Leipzigs, reichlicher entwickelt wurden: seitens jener Schichten also, die um 1700 vieles von der Kultur des homme du monde angenommen hatten. Da

[1] S. dazu u. a. Bd. VI S. 227.

wurden denn sogenannte Collegia musica begründet, und in ihnen ertönte immer heiterer und schließlich auch in zunehmender gesellschaftlicher Stimmung die Kammermusik. Schneller aber fast noch als sie entwickelte sich aus ihnen und aus dem kleinen Orchester das große und das öffentliche Konzert: tauchten leise die Anfänge des modernen Musiklebens empor.

Ehe diese Wandlung aber, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, deutlicher hervortrat, hatte sich neben dem Orchester das Klavier Anspruch auf selbständige instrumentale Geltung errungen. Es war, auch sozialgeschichtlich betrachtet, ein Vorgang von außerordentlicher Bedeutung. Denn jetzt erst zog die instrumentale Musik in allen Weiten wenigstens ihrer Konzeption, wenn auch nicht ihrer Durchführung in das Haus jedes Gebildeten, und vor allem in die Salons und die Stuben auch des mittleren Bürgertums ein; und ein musikalisches Treiben erwachte, das schon Kant zu dem bösen Worte von der Musik als einer aufdringlichen Kunst den Anlaß gab.

Inzwischen aber war an einer besonderen Stelle deutschen Lebens auch eine besondere musikalische Entwicklung im Bereiche eines besonderen Standes eingetreten: in Österreich hatte sich der höhere Adel des Mäcenats der Musik bemächtigt. Es war in Zeiten, in denen das Klavier noch nicht seine orchestrale Gewalt entfaltet hatte, sondern erst in der Keimform des Cembalo vorhanden war: so kamen für die Aufführung höherer Musik als Tonwerkzeuge zunächst nur die menschliche Stimme und das Orchester in Betracht. Mußten unter diesen Umständen zur Pflege höherer Musik auf dem Lande besondere Sänger und Instrumentalisten gehalten werden, so war von vornherein klar, daß dazu nur ein reicher Adel imstande war. Aber sollte selbst dieser sich da, wo zahlreiche Fürstenhöfe mit Kapellen italienischer Musik dicht beisammen lagen, wie das vielfach im Westen und Norden Deutschlands der Fall war, dem kostspieligen Vergnügen hingeben? Eigentlich nur Österreich kam hierfür in Betracht, wo vornehmlich seit dem 17. Jahrhundert ein reicher Adel über weite Flächen Landes sozial alleinherrschend verstreut saß.

Für die Entwicklung der Musik aber gerade an diesen Adelssitzen war noch ein anderer Umstand wichtig. Die Kapellen an den fürstlichen Höfen waren groß; sie pflegten auch die Oper und schon mit ihr vornehmlich italienische Musik. Die Kapellen des Adels dagegen und selbst die reicherer landsässiger Fürsten wie etwa der Esterhazys hielten sich in gemessenen Grenzen. So ging ihr Bedürfnis nicht so sehr auf große repräsentative, als gesellige, als Kammermusik; und eben hierin kamen sie der sich bildenden Instrumentalmusik des neuen Zeitalters entgegen: nicht an den Fürstenhöfen darum, sondern in den einfacheren Schlössern des Hochadels ist diese groß geworden und hat hier auch noch ihre Fortbildung aus dem Quartett zur Symphonie erlebt.

Freilich: indem diese Entwicklung eintrat, wurden die Musiker zu fürstlichen Dienern und Dienern selbst dem Range nach geringeren Adels. So hat Haydn das fürstlich Esterhazysche Hofkleid getragen; und die traurigen Schicksale Mozarts am Salzburger Hofe sind bekannt: selbst der Fußtritt eines adligen Schranzen ist ihm nicht erspart geblieben.

Demgegenüber bedeutete es denn allerdings einen gewaltigen Umschwung, als neben die alten Collegia musica der Städte und die Kapellen der Adelssitze das öffentliche Konzert und nicht minder die private Musikpflege vornehmlich des mittleren Bürgerhauses auf dem Klaviere zu treten begannen. Denn es ist klar, daß diese Wendung vor allem auch der sozialen Stellung der Musiker und Komponisten zugute kommen mußte. Bisher Diener der Aristokratie in persönlicher Bindung wurden sie nunmehr Diener des Publikums, der Öffentlichkeit, und insofern frei. Schon Haydn hat von dieser Wandlung der Dinge genossen, und auch Mozart ist von ihr nicht unberührt geblieben. Dennoch sind beide noch auf dem älteren Niveau zu Männern gereift: und so hat ihre Musik immer noch etwas Aristokratisch-Dienendes, ist eine Musik des wohligen Schloßsaales, will vor allem doch auch unterhalten. Und nur da, wo diese Umwelt absolut verlassen erscheint, in der Oper und der geistlichen Musik, schaffen beide

Meister freier. Aber der junge Musiker, der Musiker, der um die Wende erst des 18. Jahrhunderts groß wurde: konnte er sich diesem alten Milieu noch völlig fügen? Für ihn begeisterte sich schon neben der alten, noch fortwährenden Musikwelt eine neue Welt, die der Gebildeten überhaupt: und alles persönlichen Dienstes frei trat er als moderner Komponist neben den Dichter.

Es sind Richtungen der Entwicklung, deren Ziele Beethoven instinktiv gesichtet, deren Wege er stolz beschritten hat.

6. In Ehrfurcht beugen wir uns vor dem Namen Beethoven, dem die Schlußbetrachtung dieses Bandes gewidmet sein soll.

In Ehrfurcht vor allem vor dem Menschen. Denn wenn ein Mensch ein Kämpfer gewesen ist, so war er es. Sein Vater war ein Trunkenbold, und auch ihm selber hat der Wein verführerisch gewinkt. Er ist der Gefahr Herr geworden; und erblich belastet ist er mit einer Willenskraft den Weg zu den Sternen gezogen, die flüchtigen Schlachtenmut aufwiegt. Dazu drohten seinem Genius feinere, nicht minder verderbliche Gefahren. Eine übertriebene Gewissenhaftigkeit ließ ihn zeitlebens für Verwandte sorgen, die seiner Hilfe nicht wert waren, und unzählige Disharmonien der täglichen Lebensführung waren die Folge. Eine glühende Liebe zum Weibe hat ihn von Schwärmerei zu Schwärmerei geführt: wie hat er sich stets nach einer glücklichen Ehe gesehnt: es kam nur zu leidenschaftlichen Ergüssen in der Weise der Briefe an die unsterbliche Geliebte: dauernd einsam zog der Einsame seines Weges. Und zu alledem noch das furchtbare Schicksal, daß das größte musikalische Genie der west- und mitteleuropäischen Welt früher Schwerhörigkeit und bald der Taubheit verfiel! Und dies, aus den edelsten Beweggründen, jahrelang selbst den Freunden verschwieg! „Noch war's mir nicht möglich, den Menschen zu sagen: Sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub! Ach wie wär' es möglich, daß ich dann die Schwäche eines Sinnes angeben sollte, der bei mir in einem vollkommenern

Grade als bei andern sein sollte, einen Sinn, den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß haben, noch gehabt haben! O, ich kann es nicht! Drum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gerne unter euch mischte. Doppelt wehe tut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß. Für mich darf Erholung in menschlicher Gesellschaft, feinere Unterredungen, wechselseitige Ergießungen nicht statthaben . . . Welche Demütigung, wenn jemand neben mir stund und von weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte, oder jemand den Hirten singen hörte, und ich auch nichts hörte! Solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung; es fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben. — Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück! Ach, es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte. Und so fristete ich dieses elende Leben, — wahrhaft elend, einen so reizbaren Körper, daß eine etwas schnelle Veränderung mich aus dem besten Zustande in den schlechtesten versetzen kann. Geduld, — so heißt es, sie muß ich nun zur Führerin wählen! Ich habe es. — Dauernd, hoffe ich, soll mein Entschluß sein, auszuharren, bis es den unerbittlichen Parzen gefällt, den Faden zu brechen. Vielleicht geht's besser, vielleicht nicht; ich bin gefaßt. — Schon in meinem achtundzwanzigsten Jahre gezwungen, Philosoph zu werden, ist es nicht leicht, für den Künstler schwerer als für irgend jemand. — Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es, du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohltun darin hausen! O Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir Unrecht getan, und der Unglückliche, er tröste sich, einen seines Gleichen zu finden, der, trotz allen Hindernissen der Natur, doch noch alles getan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden." [1] — Und so ist er seines Weges gegangen, unverwandt, dieser echt

[1] Aus dem Heiligenstadter Testament Beethovens vom 6. Oktober 1802.

moderne Märtyrer und Held: und unter seinen Fußtritten sind Blumen hervorgesproßt, wilde Blumen, Blumen aller Jahreszeiten, Blumen mit herbbizarren Kelchen, Passionsblumen ohne Zahl.

Ludwig van Beethoven, Sohn eines Mitgliedes der kurfürstlich kölnischen Hofkapelle, ist am 17. Dezember 1770 zu Bonn getauft worden. Nachdem er in derselben Kapelle gedient hatte, nahm er, früh als genial erkannt, auf Veranlassung edler Freunde, die seine bessere Durchbildung wünschten, seit 1792 seinen ständigen Aufenthalt in Wien, als freilich ziemlich widerwilliger Schüler Haydns, als Bewunderer der älteren Musik Bachs, Händels und früherer Meister bis zurück auf Palestrina, die er im Hause van Swietens, des geistig beweglichen und hochgebildeten Leibarztes der Kaiserin Maria Theresia, kennen lernte. Seit 1795 war er als Komponist tätiger, seit 1803, von der Schöpfung der „Eroika" an, erlebte er ein Jahrzehnt freiester Vollendung seines Schaffens, das mit der A-dur-Symphonie des Jahres 1813 schloß; dann folgte etwa ein Jahrfünft geringerer Fruchtbarkeit, bis der in sich Gezogene, immer höheren musikalischen Ideen zustrebend, noch die herrlichste Spätblüte seines Genius erlebte. Am 26. März 1827 ist er gestorben.

Das Geschlecht Beethovens war vlaemischer Herkunft; in der Gegend von Löwen war es zu Hause. Beethoven hatte, wie so viele große Deutsche, den echten Charakter seines Stammes. Der Vergleich mit Rubens liegt nahe: bei beiden die selbe Energie der Gefühlsäußerung, die selbe unerschöpfliche Phantasie, das gleich Berauschende des Vortrages. Aber Beethoven ist von beiden der tiefere, wie er der unglücklichere war. Seine Gefühlswelt ist unermeßlich; er hat als Künstler persönlich eine Riesenentwicklung erlebt, und nie hat ihm die Gefahr, die Rubens nahetrat, in Manier zu verfallen, auch nur von ferne gedroht.

Aus diesem unendlich reichen Inneren, aus dieser unglaublich starken Aktualität der Seele quoll bei Beethoven eine nicht minder gewaltige Unendlichkeit von Tönen. Er war

unerschöpflich, aus dem geringfügigsten Motive in anmutigstem Zauber die wunderbarste thematische Arbeit hervorgehen zu lassen, denn auch das Kleinste ward ihm zum Gleichnis des Ganzen. Und er war hart genug, in der Furchtbarkeit des Erhabenen Felsblock über Felsblock aufeinanderzutürmen; sein musikalischer Kosmos ist grenzenlos. So über der Masse und über der Feinheit der Töne stehend, war er zum Herrscher geboren; und herrschend spielte er mit den Formen, zur humorvollen Feier des vielleicht persönlichsten aller Triumphe. Aber neben dem Humor steht bei ihm das Pathos — ja sein Humor selbst ist herb und pathetisch —: die große, die erhabene Leidenschaft. In ihrer Herrschaft häuft der Meister Motiv auf Motiv und Satz auf Satz und ergeht sich in den brausenden Akkorden seiner Finales. Denn von Heldengefühlen pflegt er am Schluß jeder größeren Komposition Abschied zu nehmen, indem er seine innerste Natur eröffnet.

So war er im Grunde Dramatiker; seinen Kompositionen fehlt oft zum Drama nichts als die sichtbare Form der Darstellung. Indem er sie aber vermied, machte er die Musik erst völlig zu dem, was sie in einem Zeitalter des Subjektivismus sein muß: zu einer Kunst des Ausdruckes innersten Lebens. Bildeten Haydn und auch Mozart noch das schöne Sein als solches und errangen dadurch einen besonderen Kanon musikalischer Schönheit, wie einst Raffael einen solchen der malerischen erreicht hatte, so gleicht Beethoven eher Michelangelo, denn die Empfindung setzt sich bei ihm um ins Bewegte. Daraus folgt denn, daß er die musikalische Tektonik der viersätzigen Zyklen aufs äußerste füllt, wenn nicht gar schon lockert, daß Gemütsbewegungen die Form auch im einzelnen durchbrechen, daß neben den harmonischen Zusammenklang der Töne häufiger als früher die Zwischengefühle darstellende Dissonanz tritt, soweit sie den Schönheitskanon der Zeit noch nicht aufhebt, daß in den Harmonien entferntere Beziehungen und Übergänge bevorzugt werden, und daß endlich bereits in der ersten Periode des Schaffens allmählich alle nur schönen Verzierungen und Blüten hinwegfallen, soweit sie nicht dem unmittelbaren Aus-

druck des inneren, dichterischen Programmes dienen, dessen bewegte Bewältigung erste Sorge des Meisters bleibt.

Bei alledem werden von Beethoven die hergebrachten musikalischen Formen nicht eigentlich fortgebildet. Sie erscheinen vielmehr in einer auch für seine Musik noch ausreichenden Entfaltung schon von Haydn und Mozart geschaffen. Und so läßt sich von diesem Gesichtspunkte aus wohl behaupten, daß Beethoven, rein musikalisch, nur die Musik Haydns und Mozarts zu einem Neuen verschmolzen habe. Von Mozart würde er für eine solche Betrachtung die bekannte Kantabilität im Allegro hergenommen haben, jene unmittelbare Verbindung kräftig bewegter und sentimental ruhiger Elemente, die von den Zeitgenossen zuerst als Stilvermischung getadelt worden war. Und von Haydn hätte er das Prinzip der thematischen Entwicklung ergriffen, eine neue instrumentale Rhetorik, deren Wesen auf der größten Ausnutzung der kleinen und kleinsten Satzteile und Gedankenglieder beruhte. Von dem einen wäre er auf Innigkeit hingewiesen worden und von dem anderen auf Meisterschaft der Exegese. Und Haydns Einfluß wäre dabei der stärkere gewesen.

Aber nicht so erklären sich die Taten des Genius. Beethoven gehörte der ganzen Umwelt seiner Zeit an und holte weiteinatmend aus all ihrer Luft das Lebensprinzip seines Daseins. Im übrigen aber gehörte er sich selbst; und es ist gänzlich verfehlt, ihn mit den Destillierapparaten der üblichen Ableitungstheorien als Kompositum einiger vorhergegangener menschlicher Größen erweisen zu wollen. Schon eine einfache Nachrechnung sollte dieses törichte, aber noch immer als wissenschaftlich geltende, ja noch herrschende Verfahren vernichten. Man leite nur ab und ab, von Generation zu Generation rückwärts — bis auf den ersten Menschen und frage sich dann, wie sich aus einem ursprünglich einzigen schöpferischen Prinzip die komposite Divergenz der späteren erklären solle.

Beethoven war er selber, wie Haydn und Mozart sie selber waren: und nachschaffend zu umfangen, nicht aber berechnend einzuzirkeln ist ihre Größe.

Was Beethoven vor allem charakterisiert, ist die Fülle der Gesichte und die absolute Herrschaft über sie. Wir wissen, wie er seinen inneren Reichtum ständig in Skizzenbücher, die er immer bei sich trug, ableiten mußte, um nicht zu ersticken. Und wir sehen ihn in ständiger Souveränität, auf Grund eines erstaunlichen Gedächtnisses, über diesen Reichtum verfügen. Er ist ein Herrscher und Schöpfer zugleich, dessen abschließende Dispositionen und dessen Werkstattsakten vorliegen: und von unvergleichlichem Reize ist es, zu sehen, wie aus den dürren Blättern die Flammen des Genius emporzüngeln und zu den Feuermassen jener vollendeten Werke zusammenlohen, die wir kennen. In dieser Fülle und Herrschaft ist Beethoven wohl nur mit Shakespeare zu vergleichen: wie er ihm deshalb auch gleicht in dem langatmigen Zuge der Phantasie und in der virtuosen, mit tausend Mitteln einer kunstreichen Technik durchgeführten Vorbereitung wichtiger Effekte. „Wie bei Shakespeare, scheint bei ihm die bunteste Fülle von Modulationen zu herrschen ... Tritt man näher hinzu, so bewundert man die Einheit, wie vorher die Mannigfaltigkeit, die Notwendigkeit wie vorher die Kühnheit der Willkür. Lange vor dem wirklichen Eintritt der Modulation in die Tonart der Dominante oder in die verwandte Durtonart zeigt der Komponist diese schon. Er strebt ihr zu, die noch herrschende Tonart zieht ihn immer wieder zurück, jenes Streben wird immer dringender, der Widerstand immer schwächer. Wir haben schon das vollständige Gefühl der neuen Tonart, während wir noch in der Gewalt der alten zu sein scheinen. Dennoch überrascht uns das wirkliche Faktum des Übergangs. Durch das vorhergegangene Zögern erscheint uns die nun doch unvermeidliche Tat als eine freie, kühne, wie die offene Erklärung eines Schrittes, der eigentlich schon getan ist.“ [1]

Soll die Stellung Beethovens in der Geschichte der musikalischen Formgebung — und das heißt in der Entwicklungsgeschichte der Musik — gekennzeichnet werden, so ge-

[1] Otto Ludwig, selbst bekanntlich auch Musiker, Werke 2, 92.

nügt es nicht, zu sagen, er sei der erste, der dem Ausdrucksbedürfnis subjektiven Gefühlslebens musikalisch voll gerecht geworden sei: und bei dem deshalb eben so die Formenwelt bereits der eigentlichen Romantiker, eines Weber etwa oder Schumann, wie die Richard Wagners, ja wie endlich zum großen Teil sogar schon die der Neueren und Neuesten keimhaft vorgebildet zutage trete. So richtig das ist, so charakterisiert es den Meister doch nicht völlig. Man muß ihm vielmehr noch in die Einzelheiten seines Wirkens folgen, um aus ihnen heraus den Eindruck des Spezifischen seiner künstlerischen Persönlichkeit zu erhalten. Und da tritt nun bei Beethoven etwas auf, das sich in dieser Höhe und Stärke bei keinem der früheren Meister überhaupt vorfindet: die reinste Subjektivität, das, was man Melos genannt hat. Es hängt zunächst mit dem hastenden Quellen einer überreichen Phantasie zusammen. Beethoven ist einer der glänzendsten Improvisatoren gewesen, die die Welt gehört hat. Wenn er im vollen Sinne schöpferisch tätig war, trat daher gleichsam ein Überschwang der Erfindung ein; die Phantasie produzierte auf einmal zu viel und erhielt dadurch etwas Sprunghaftes, Nervöses. Gewiß findet man bei Beethoven tausend ausgereifte Melodien von unerhörter Stimmungstiefe. Aber daneben stehen noch, wie die Auswürflinge eines Vulkans, tausend und abertausend Melodienfragmente. Und sie durchbrechen, schmücken, charakterisieren, unterstreichen, verwirren den einfachen Fluß der melodiösen Grundstimmung: als Ausbiegungen von einigen Takten, als unvermittelte Einschiebungen, als Protuberanzen aus der Begleitung, wenn diese einen melodiösen Fluß annimmt, als ... Fermaten in leeren Takten, die nicht selten unterdrückte Melodien oder Bruchstücke von solchen andeuten: schwere musikalische Gedankenstriche, wie sie sich schon in den frühesten Werken, namentlich den Sonaten, finden.

Indem nun so die melodiöse Verdichtung und zugleich Verflechtung ins unendliche geht, wird sie ihrem Stimmungscharakter nach ganz durch die moralische Persönlichkeit des Meisters bestimmt. Und da ist der Grundzug der der tiefsten,

furchtbarsten Tragik. Daher die jähen Stimmungswechsel, die Zerklüftungen, der spielende und doch springende Rhythmus, der wilde Humor, das herbe Pathos des gefangenen, an sich selbst gefesselten Löwen. Und daher das tiefe Atemholen und der weit, zum Brechen weit gespannte Bogen der Melodie; der Unendliches anzudeuten, Unendliches zu sagen weiß. Wohin waren für diesen Helden die ruhigen Tage Haydns? Wo flossen seine Melodien noch in stets geschlossener Munterkeit, kanonisch gleichsam, ohne Abwechslung auf Kosten elementarer Gemütsbewegung, keimfähig für unterhaltende Kammermusik und den epischen Tändelton primitiver Symphonien? Jetzt waren es Offenbarungen, die aus heißem Herzen emporloderten und aufs unmittelbarste Gefühltes zum Tönen brachten, rücksichtslos wurde der Hörer in ihren Empfindungsgehalt eingebannt: und die melodiösen Keime trugen mit Windeseile hinüber in den schwermütigen Bereich eines unerforschlichen Schicksals.

Wer wird da denken, daß sich ein Meister dieser Art in den schönen Ton eines Haydn, ja auch eines Mozart habe einspinnen können! Hier überwiegt das Gefühl den Ton und der Charakter die Schönheit. Denn dieser Meister deklamiert; mit einer Dynamik ohnegleichen rührt er an jeder Faser des Herzens; und immer groß, immer monumental, auch wo er scherzt im leichten Verzichte schmerzlicher Reflexionen, weiß er nicht bloß zu erfreuen, sondern zu erschüttern, fromm zu machen, zu trösten. Und nie wird er dabei dünn in der Form und klimpernd im Tone. Dick und verwachsen gleichsam, der jung aufsprossende Urwald einer neuen musikalischen Welt, ist seine Musik; und indem er durch unerhörte Begleitungen seine Melodien in bald königlich triumphierenden, bald zu tiefstem Mitleid rührenden Erfolgen einherschreiten läßt, zwingt er Gehör und Auge gleichsam suggestiv heran an das Drama seiner Affekte. So wird die gewöhnliche Akkordbegleitung durch tausend Einfälle unterbrochen und wenn sie melodiös wird, wohl gar als Melodie fortgeführt: nicht einfach und glatt ist der Rahmen, in dem die berückenden Bilder dieser

unverwüstlichen Phantasie erscheinen, sondern schon bestickt und bemalt und durchwirkt mit Elementen, die das Bild charakterisieren und im weiteren Sinne ihm zugehören. Und wenn das Melos der Melodie bittersüß sein sollte oder schicksalsschwer im Gegensatze tragischer und heiterer Empfindungen, dann erscheint wohl gar eine zum Charakter der Melodie antithetische Harmonisierung: ein zitterndes Spannungsgefühl wird erreicht; und wir glauben uns Zerstörungen nahe und Katastrophen.

Bewegt sich der Meister so in allen Welten einer Stimmung, die völlig frei ist und unberührt von gebundener Macht, die an die Sterne tastet und an die Schatten der Unterwelt, so fehlt, bei mancher vlaemischen Derbheit im einzelnen, die aus den Spalten einer mächtigen Persönlichkeit hervordringt als ein ahnenreicher Atavismus, dennoch nicht eine Bindung, ein inneres wie äußeres Maß, bestehen Elemente künstlerischer wie sittlich-religiöser Erzogenheit. Es sind die Elemente, die Beethoven erst zum Klassiker gemacht haben bei aller glücklichen Stellung in der Entwicklungsgeschichte der Kunst und bei aller Hochflut persönlicher Begabung. Beethoven war selbsterzogen in Frömmigkeit, wenn auch nicht kirchlich: sein schriftlicher Nachlaß ist durchsetzt mit dem edlen Metall kurzer Gebete, Symbolen einer tiefen und unaussprechlichen Hingabe an das Unendliche; und wer vernimmt nicht über und unter den musikalischen Fluten der „Missa solemnis“ den Orgelton religiösen Ringens und endlich sieghaft gebliebener Überzeugung? So besaß der Meister schon früh, mindestens als Disposition, ein inneres Maß der Dinge; und wo seine Ansicht gleichsam exzentrisch zu werden scheint zu dem künstlerischen und affektiven Kosmos der Zeit, spricht dennoch eine letzte und leise Stimme aus ihm das fromme Wort: „Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest!“ Da kann denn auch eine gewisse äußere Bindung nicht fehlen. Man versuche, Schumann wie Beethoven zu spielen oder Beethoven nach Schumanns Art, und man wird sie empfinden. Nichts schon von der verschwommenen Weichheit der Romantik, kein Verlassen der alten Herbigkeit des 18. Jahrhunderts: und vor allem, entschiedenes Festhalten

an der Hurtigkeit des Rokokos, diesem elementar-stimmungsmäßigen Ausdrucke eines gläubig-optimistischen Herzens. Es ist der stille Zug von Gebundenheit, der nicht einem Takte der Musik Beethovens fehlt, der auch da vernehmlich anklingt, wo der Meister in sentimentalen Stimmungen und volkstümlichem Tone die Romantik weniger vorbildet, als ihre gemütliche Disposition in seiner Weise streift: es ist der elementare Zug, der heute auf den Hörer wie das leise Mithallen militärischer Schritte wirkt und ihm das Wohlgefühl gibt: diese Musik werde niemals straucheln.

Hat nun Beethoven, bei dieser entschiedenen Ausstattung seines Inneren, die ihn erhob und auf ihm lastete als sein Schicksal, eine starke innere Entwicklung erlebt? In gewissem Sinn kann man die Frage verneinen. Schon seine frühesten Werke, die des sogenannten Jugendstils, Klaviersonaten, Violinsonaten, Quartette, rufen vernehmlich ex ungue leonem; und insbesondere die Klaviersonaten zeigen bereits die orchestrale Behandlung des Instrumentes, die musikalische Mitteilung gleichsam wie aus einem Urgrund von Melodienreichtum, die deklamatorische Eigenart, und die schweren Akzente wie die Nervosität des Empfindens. Am deutlichsten aber ergeben vielleicht die nicht allzuzahlreichen Lieder des Meisters das sich ständig gleichbleibende Element seines Grundempfindens. Zwar nicht in positiver Weise. Beethoven war selbst ein viel zu großer Dichter, als daß er sich oft und gern an fremde Stoffe ausgeliefert hätte, die Anschluß an ein außer ihm Quellendes und Blühendes erforderten: es ist der Grund, warum er dem Drama und der Kirchenmusik im ganzen fernblieb, warum seine Hauptwerke auf diesem Gebiete, der „Fidelio", die „Messe", obwohl objektiv gemeint, dennoch durchsetzt erscheinen von persönlichster Empfindung. So konnte ihm auch an der Komposition fremder Lieder wenig liegen; und im allgemeinen nur den größten der von ihm verehrten Dichter hat er musikalisch gehuldigt. Seine Kompositionen aber werden nicht eigentlich dem Dichter gerecht, sie drücken nicht aus, was dieser, sondern was der Musiker empfand, und insofern erlauben sie

kein Urteil über einen sich je nach verschiedener Gelegenheit wandelnden Stil. Um so mehr aber reden sie von der innersten Seele des Komponisten selbst. Und hier zeigt sich, daß sie eine fast unveränderte Sprache führen durch alle Jahrzehnte der schöpferischen Tätigkeit des Meisters hin; manchmal noch ein wenig der Phraseologie des Rokokos verwandt sind sie doch vor allem einfach und darum geeignet, tief auf das Gemüt zu wirken. Ja man kann von den besten von ihnen behaupten, daß ihr Ton nicht bloß die ganze Schaffenszeit des Meisters fast indifferent überspanne, sondern daß sie auch, gleich den schönsten Liedern Goethes, mindestens für die ganze Kultur des Subjektivismus gleichsam zeitlose Schöpfungen seien. Oder wer empfindet nicht heute noch so pathetische Lieder wie in „In questa tomba oscura", oder so melancholische, wie „Trocknet nicht, Tränen der ewigen Liebe", oder so geheimnisvoll sehnende wie „Kennst du das Land" als modern und als von gleichsam jüngster Geburt wie vor hundert Jahren?

Dennoch hat auch dieser ausgesprochene Geist seine Entwicklung gehabt; ja sie war in sich sogar von einem fast unglaublichen Reichtum; und mindestens zwei Perioden seines Wirkens müssen unterschieden werden, da sie durch ein Jahrfünft verhältnismäßiger Unfruchtbarkeit, die Zeit von 1813 bis etwa 1817 oder 1818, unterbrochen sind.

Die erste Periode begann etwa mit der Wende des Jahrhunderts. Sie zeitigte die ersten acht Symphonien und den „Fidelio", sie blühte ab mit den Goetheliedern und auch wohl der achten Symphonie vom Jahre 1812. Ihr Höhepunkt wurde erreicht in den Jahren 1804 bis 1808: „Eroika", „Fidelio", „Appassionata", C-moll- und F-dur-Symphonie.

Das noch vor dieser ersten Periode liegende Jahrfünft hatte Beethoven vornehmlich der Klaviermusik und damit zunächst der Sonate gewidmet. Und schon hier zeigte sich der Meister. So wie etwa Giotto die alten typischen Gestalten der herkömmlichen Bilder zum Alten und Neuen Testamente mit ihren stereotypen Gesten persönlich belebt und dadurch erst zum Sprechen bringt, so daß du betroffen zurückprallst, siehst

du dieses plötzlich durch einen einzigen Genius in reifer Zeit aus seinen Traumzuständen zum vollen Dasein erweckte Leben, etwa in dem Bilderzyklus von Santa Maria dell'Arena zu Padua, vor dir: so fühlen wir auch Beethoven in der hergebrachten Sonatenform alsbald sich persönlich regen, so wird uns unter seiner Hand jede Floskel, jede Koloratur, jede Blüte der älteren Musik bedeutend, so verliert in seiner Phantasie der musikalische Ausdruck alsbald das Spielende: und das Klavier erscheint nicht mehr als ein einziges Tonwerkzeug, sondern als eine Bühne gleichsam, auf der unsichtbar ein Orchester in tausend Zungen redet. Es ist eine alsbald monumentale Richtung, die sich in der orchestralen Klaviermusik Webers und Schuberts einigermaßen fortgesetzt hat gegenüber der rein klaviermäßigen Behandlung des Instrumentes etwa bei Chopin und Schumann. Aber schon wird aus ihr der Übergang zu der ersten vollen Blütezeit gewonnen; und unter den Werken, die diesen Übergang zeigen, ragt sogar noch eine Klaviersonate hervor, die „Pathétique" (C-moll; Op. 13).

In der ersten Periode selbst spielt dann freilich schon die Kammermusik als Ausgangspunkt etwa dieselbe Rolle, wie vorher das Klavier: ja bereits in den Quartetten noch früherer Zeit war der Übergang vorbereitet. Aber die eigentlichen Repräsentantinnen der neuen großen Zeit im Verlaufe des ersten Jahrzehnts des neuen Jahrhunderts wurden doch die Symphonien; und die erste (C-dur; Op. 21) ist schon im Jahre 1800 zur Aufführung gelangt. Es war der Moment, da Beethoven, bereits unter den harten Erfahrungen zunehmender Schwerhörigkeit, zum Manne heranreifte: sehr spät im Verhältnis zu der Frühreife anderer Meister und namentlich auch der der klassischen Zeit, und nach seiner Gewohnheit nicht ohne die gründlichsten technischen Vorbereitungen hat er sich der höchsten, aus der Kammermusik heranwachsenden instrumentalen Form genähert. Aber nur wenige Jahre, und schon folgte die „Eroika" (1804, Es-dur; Op. 55). Das Neue an ihr war, daß jetzt jede Erinnerung an die bloße Schönheit der alten absoluten Musik und damit auch jede soziale Bindung der

musischen Kunst an irgendwelche speziellen gesellschaftlichen Ansprüche, seien es die des Adels, seien es die des Bürgertums, mit einem abgestreift erschien. Denn diese Symphonie zeigt nicht mehr in der herkömmlichen Weise typische Stimmungen ihrer einzelnen Sätze, deren Gefühlswert in Einzelheiten ja wechseln mochte, im ganzen aber festgelegt war: sondern ihr liegt ein einziger großer poetischer Plan zugrunde. Den Gang des Genius in dieser Welt der Unvollkommenheiten zu schildern, den heroischen Kampf um sein innerstes Dasein und dessen Auswirkung, den Augenblick des scheinbaren Unterliegens, dann aber doch freudigen Aufschwungs und endlichen Sieges in einer idealen Welt in Tönen darzustellen: das war die Aufgabe. Man weiß, wie überwältigend sie Beethoven gelöst hat. Wie setzt das Ganze elementar ein, fast lieblos im Ausdrucke, starr, die musikalischen Eindrücke wie Stahlblöcke geschleudert; wie durchdringen den Trauermarsch schrille Klage, grollende Trauer, und doch fromme Hoffnung auf den Sieg des Großen, kein Ton zuviel und kein Ton um des Tones halber: bis die späteren Sätze durch humoristische und parodistische Elemente hindurchdringen zur seligen Anschauung des Heldenwerkes und jubelnd die Lebensregel des Meisters verkünden: „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen, und sie ist auch die meinige." Bekannt ist, daß Beethoven die fertige Schönschrift des Manuskriptes der „Sinfonia eroica, composta per festeggiare il sovvenire di un grand' uomo" mit der Aufschrift „Buonaparte" versehen hatte; daß er aber, als ihm die Nachricht wurde, Bonaparte habe sich zum Kaiser erklärt, in Wut geriet und ausrief: „Ist der auch nicht anders als ein gewöhnlicher Mensch!" — an den Tisch ging, das Titelblatt oben anfaßte, bis unten durchriß und zur Erde schleuderte.

Nach der ersten Aufführung der „Eroika" im Januar 1805 erschien unter den Berichten über sie der folgende. Die Symphonie „ist eigentlich eine sehr weit ausgeführte kühne und wilde Phantasie. Es fehlt ihr gar nicht an frappanten, schönen Stellen; sehr oft aber scheint sie sich ins Regellose zu verlieren. Des Grellen und Bizarren ist zuviel, wodurch die

Übersicht erschwert wird und die Einheit beinahe ganz verloren geht." Verfasser der Kritik war Karl Maria von Weber: nicht nur über seine Zeit, auch über die Besten des kommenden Geschlechtes schon war Beethoven hinausgewachsen.

Über die „Eroika" haben die folgenden Symphonien dieser Periode bis zur achten einschließlich in mancher Hinsicht nicht hinweggeführt. Charakteristisch ist, daß die Skizzen zu der ausgeglichensten und gedankenreichsten unter ihnen, der in C-moll, bis zum Jahre 1801 zurückreichen. Freilich: die Kunst der musikalischen Durchführung wuchs außerordentlich; auf diesem Gebiete hat der überaus genaue und technisch kaum je mit sich zufriedene Meister niemals gerastet und ununterbrochene Fortschritte gemacht; und in dieser Hinsicht vermittelt wohl die achte Symphonie den Eindruck der größesten Reife.

Charakteristisch ist bei alledem, daß im Verlaufe dieser Kompositionen gewisse Jahre hindurch, etwa um 1805 und 1806, das romantische Element, sonst bei Beethoven nur ein Stimmungstyp neben vielen anderen, etwas stärker durchklingt; so namentlich in der Einleitung der vierten Symphonie, so auch in der um die gleiche Zeit entstandenen großen Klaviersonate in F-moll (Op. 57), der „Appassionata". Es war ein Durchgangsmoment, wie sich deren außer bei Schiller vornehmlich auch bei Goethe eingestellt haben: hat man die C-moll-Symphonie mit dem Faust verglichen, so mag man in diesem Zusammenhange wohl Wilhelm Meisters gedenken. Und wie hier innere Berührungen der größten deutschen Phantasiekünstler der Zeit stattfanden, so brachte der Schluß dieser Periode, das Jahr 1812, auch ihre persönliche Begegnung. Es war eine Zeit, da Beethoven sich ganz dem Genius Goethes mit aller, seinem Charakter noch eben möglichen Aufopferung genähert hatte; im Jahre 1810 war die Musik zum „Egmont" entstanden, danebenher liefen die schönsten Kompositionen Goethischer Lieder („Mignon", „Neue Liebe, neues Leben"). Daß die beiden Großen einander verstehen würden, war freilich ausgeschlossen. Goethe blieb auf musikalischem Gebiet wie auf so manchem anderen ein Mann der Mitte des 18. Jahrhunderts

und also im Grunde Anhänger der absoluten Musik; die äußerlich sonderbare Erscheinung Beethovens hätte ihn wahrhaft nur aus einem innigen Verständnisse seiner Schöpfungen her fesseln können. „Beethoven habe ich in Teplitz kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt. Allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar nicht unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andere genußreicher macht".

Die herrlichste Frucht der symphonischen Zeit im Momente ihrer leisen Anbiegung an fast überwiegend romantische Stimmungen ist der „Fidelio" (1805). „Fidelio" ist vor allem ganz deutsch. Liszt hat einmal bemerkt[1], daß alle großen deutschen Opernkomponisten bis auf Richard Wagner mit Ausnahme Beethovens ihrem eigenen Lande gewissermaßen ferngeblieben seien: Mozart habe wohl in tragischen Momenten den deklamatorischen Akzent merklich seinem Rechte genähert, doch verlangten seine Opern darum doch Sänger, die nach der italienischen Schule gebildet seien; Gluck und Meyerbeer hätten für das Pariser Publikum geschrieben; Weber würde, hätte er länger gelebt, höchstwahrscheinlich für England gewirkt haben. Ist dies Urteil auch übertrieben, so bleibt doch bestehen, daß „Fidelio" in der Tat die erste ganz deutsche Oper ist: und zwar ganz unbewußt, nur aus dem Zusammentreffen des Charakters des Meisters mit dem tiefsten Gange der national-psychischen Strömungen entstanden: leise Romantik und leises Nationalgefühl, so zart und wunderbar in ihren Anfängen um das Jahr 1800, sie spielen hier in verstohlener Seligkeit mit. Es ist einer jener wichtigen Unterschiede von den Opern Mozarts, die sich auch sonst verfolgen lassen und für den „Fidelio" alle entwicklungsgeschichtliche Fortschritte bedeuten. Mozart hatte zuerst Opernfiguren musikalisch scharf umrissen; er war zum Realisten der Operncharakteristik geworden. Beethoven bildete die Personen schon zum Typus um; ihm erscheint das einzelne schon in allgemeiner, idealer Beleuchtung. Damit werden denn

[1] Werke [2], 3, 2, 241.

die wesentlichen Züge der Handlung, jener schönsten aller Verherrlichungen der Frauentreue, schon als im Bereiche der eigenen Stimmungswelt jedes Zuhörers und Zuschauers liegend betrachtet; das Allgemeinmenschliche tritt hervor und ergreift mit ganz anderen Akzenten als die objektivere Instrumentation der Handlung bei Mozart. Und hiermit, bei einer idealisierenden Charakteristik der einzelnen Personen, hält die Kunst Beethovens nicht inne. Weiter vor dringt sie zur Wiedergabe der Gesamtstimmung sowohl der Einzelpersonen wie der ganzen, das Stück umfassenden Umwelt. Wie ist doch die Leidensstimmung, in der wir uns den Gemahl Leonorens vorstellen müssen, ohne ihn lange Zeit hindurch gesehen zu haben, von vornherein vorgebildet und später, da wir ihn sehen, vertieft durch die Klagen, mit denen der Gesang der Gefangenen unser Herz erschüttert! Es ist eine Anwendung der Milieuschilderung von keuschester und zugleich vollkommenster Ursprünglichkeit. Und dieser Zug steht nicht allein; völlig durchwebt ist die Oper mit verwandten Motiven.

So konnte auch ihr musikalischer Stil nicht der alte bleiben. Schon begann sich die orchestrale Begleitung des Gesanges zu symphonischer Kraft und zyklischem Zusammenhange auszuweiten, und wurden auch die alten Gesangsformen der italienischen Oper noch nicht völlig gesprengt, so erlitten sie doch eine Einordnung in die Gesamtheit des musikalischen Gefüges, die den Singstimmen nach der Auffassung der Zeit nicht selten Gewalt tat.

Unter diesen Umständen ist leicht zu begreifen, daß die Oper trotz der elementaren Gewalt, mit der sie die Herzen erfaßt, bei ihrer ersten Aufführung im Jahre 1805 durchfiel. Im Jahre 1814 war dann, nach einem etwas günstigeren Schicksale im Jahre 1806, ihre Wiederaufnahme zwar von Erfolg begleitet; aber in ihrer vollen Bedeutung erkannt und anerkannt wurde sie doch erst 1822, als die Rolle der Leonore in der Schröder-Devrient einer Dolmetscherin von außerordentlicher Begabung zufiel.

Es waren die Zeiten, da der alternde Meister am Aus-

gange seiner zweiten fruchtbaren Periode stand. Schindler, der hingebende Freund der späteren Jahre Beethovens, erzählt uns eben von jener Neuinszenierung des „Fidelio" im Jahre 1822 eine Episode, die einen erschütternden Einblick in das Seelenleben des Meisters in dieser Zeit gewährt. Beethoven wollte die Oper selbst dirigieren und leitete daher die letzte Probe. Aber schon nach den ersten Szenen ergab sich, daß es unmöglich war: Beethoven hörte nichts mehr. Doch niemand wagte, ihm das Furchtbare zu sagen. Da endlich fragte er selbst; und Schindler schrieb ihm wenige Worte auf. Er eilte aus dem Theater, warf sich zu Hause aufs Sofa, stumm, und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Schindler schließt seinen Bericht mit dem Satze: „Von der Einwirkung dieses Schlages hat er sich nie mehr ganz erholt."

Der taube Meister dieser Jahre und der vorhergehenden Zeit, der Periode von etwa 1818 bis 1824, war es, der der Welt die Neunte Symphonie und die „Missa solemnis" geschenkt hat.

Man hat wohl gesagt, daß die musikalischen Perioden Beethovens mit durch sein Gehörleiden bestimmt gewesen seien. Es ist möglich. Sicher erscheint, daß die unfruchtbare Periode (etwa 1813 bis etwa 1818) die Zeit ist, in der die Schwerhörigkeit in Taubheit überging; die ältesten erhaltenen Konversationshefte stammen etwa aus dem Jahre 1816. Doch sicher ist es oberflächlich, die Perioden der inneren seelischen Entwicklung Beethovens nach der Zunahme allein des Gehörleidens abzustufen. Beethoven war eine tief pathologische Natur; und erst eine Biographie, die den pathologischen Prozeß klarlegt, wird es vielleicht einmal ermöglichen, die Änderungen des musikalischen Stiles in unmittelbare Beziehung zu tieferen biopsychologischen Motiven zu setzen.

Fest steht, daß in der letzten Periode des Meisters ein neuer Stil auftritt, der sich am einfachsten an den Klavierwerken dieser Zeit, schon der Hammerklaviersonate von 1818, namentlich aber den letzten Klaviersonaten (1820 bis 1822), in manchen Richtungen eingehend auch an den Quartetten (1822) verfolgen läßt. Was

hier äußerlich zunächst auffällt, ist die ungeheuere Verwachsenheit des Melodiösen; tausend Melodien und Teile solcher sind durcheinandergewoben: es ist, als sprächen nicht Stimmen, sondern Gesellschaften von Stimmen und Chören. Dabei ist der sinnliche Körper der Musik auf das geringste Maß beschränkt, und die früher noch nicht seltenen Blüten mehr reiner Tonschönheit sind abgestreift und verweht; kaum daß man noch ihre Spur findet. Da ist alles der Ausdruck eines tiefen Grübelns und tragischen Träumens, der bloße Ernst von einstmals mit seinen noch immer wunderbar frischen Spiegelungen in Humor und Groteske ist von ihnen abgelöst; ganz fast ist die vlaemisch-rheinische Heiterkeit geschwunden, und an der Stelle des einst pathetischen Erzählers waltet und kündet der Philosoph. Und was er ausspricht, ist feierlich, mystisch, religiös, fast kirchlich im Sinne der Kultusformen einer erst zukünftigen, neuen Gemeinde der Heiligen; wer wird nicht Töne des Parsifals hier vorgeahnt, ja, angeschlagen finden!

Natürlich, daß damit eine neue musikalische Formgebung, ein Rütteln schon an den Lehren der herkömmlichen Harmonie verbunden war. Schildern wir zugleich den Eindruck der letzten großen Orchesterwerke, so sehen wir, wie sich unter genialer Abwandlung der Formen einer archaisch gewordenen Musik eine neue kontrapunktische Schreibweise durchbildet, wie die Anfänge der modernen Fuge und fugenartige Sätze auftauchen, die nicht mehr nach der strengen Schulformel der Quintenfuge durchgeführt sind, wie endlich die Modulation das Gängelband des regelmäßigen Wechsels zwischen Tonika und Dominante abwirft. Dabei weiten sich die Satzformen: immer neue Glieder und Zwischenglieder sprießen hervor; immer tiefer wird das Atmen der Musik unter der Belastung durch einen unendlichen Gefühlsgehalt. Und alledem wird nun der herkömmliche Zirkel der Harmonie nicht mehr gerecht; ein wahres Wühlen in den Tonelementen beginnt, und Dissonanz auf Dissonanz entwindet sich dem Streben nach Charakteristik des Unendlichen.

Es ist das letzte Herrschaftsringen eines Meisters sonder-

gleichen; und insofern schließt der neue Stil ein Heldenleben. Aber es ist doch zugleich auch Vorahnung eines künftig Werdenden. Wer diesen Stil mit dem neuester Musik, der ausgespochenen Musik der zweiten Periode des Subjektivismus vergleicht, der findet tausend Ähnlichkeiten und tausend Anlässe wenigstens zur Erinnerung: ihm erscheint dieser letzte Stil Beethovens wie ein Vorläufer dessen, was in der Gegenwart werden will, nur von der dünnen und schlanken Keuschheit des eben erst Keimenden, vielleicht auch ein wenig von der Leere des Alters. Um einen Vergleich zu wagen: wie sich Runges symbolische Blätter, der Morgen etwa oder der Abend, in ihrer schwankend-zerbrechlichen Ornamentik, in der schüchternen Verwendung von Gänseblümchenmotiven und Motiven der blauen Blume und in ihrer bescheidenen Farbigkeit von der Ornamentik des Impressionismus mit seinen Lilienstengeln und Orchideen und der dichten Glut seiner Farbengebung unterscheiden: so stellt sich die letzte Musik Beethovens, wenigstens was die Klavier- und Kammermusik betrifft, zur Musik der jüngsten Zeiten.

Die größten Werke dieser Spätzeit waren die „Missa solemnis“ (1818—1823) und die Neunte Symphonie (1817 bis 1824).

Zu der Zeit, da sich Beethoven mit der großen D-dur-Messe beschäftigte, schrieb er in sein Tagebuch das kurze Gebet: „O höre stets, Unaussprechlicher, höre mich, deinen unglücklichen, unglücklichsten aller Sterblichen!“ Und Schindler versichert, Beethoven „sei vor und niemals nach jener Zeit mehr in einem solchen Zustand absoluter Erdenentrücktheit“ gewesen. Denn Beethoven war es ernst mit seinen religiösen Gefühlen, doppelt ernst, wenn er sie in die Formen eines für ihn archaischen Glaubensbekenntnisses zu gießen hatte. Er hatte sich aus Champollions „Gemälde von Ägypten“ zwei Aufschriften vom Tempel der Göttin Neith abgeschrieben und eingerahmt auf seinen Schreibtisch aufgestellt: „Ich bin, was da ist. Ich bin alles, was war und was sein wird; kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.“ Und: „Er ist

einzig von ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig." Durchgedrungen war er zu jenem enthusiastischen Pantheismus, wie er doch deistische Elemente nicht ausschloß, der als das gemeinsame Glaubensbekenntnis der Großen der frühen Zeiten des Subjektivismus bezeichnet werden kann.

Aus diesem Glauben, aus dieser frommen Haltung heraus hat Beethoven, demütig auch vor den Offenbarungen des Christentums, seine Messe gedichtet. Und welcher wenn auch subjektiven Versenkung in die Geheimnisse selbst dieser Welt erwies er sich fähig! Welche Stufenleiter von Empfindungen von dem bittenden Kyrie Eleison des Anfangs zu dem jubelnden Gloria, von dem festen und doch in seiner Gewißheit alle Zweifel überwundener Kämpfe offenbarenden Credo zu dem sanft erregten Benedictus, qui venit in nomine domini, mit dem das Überirdische sinnlich Einzug hält in gefühlvolle Herzen! Und wie sie zum Herzen geht, so ist diese Musik mit Herzblut geschrieben: wo sonst erscheint das Credo gleich majestätisch in seinen kosmologischen Grundlagen, gleich innig in seinen geschichtlichen Heilstatsachen, gleich jubelnd in seinen künftigen Hoffnungen gedolmetscht?

Dennoch: was den Meister letzten Endes und höchsten Zieles bewegte, was sein persönliches Glaubensbekenntnis war und seine künftige Gewißheit, das hat er erst in der Neunten Symphonie als unvergänglichstem Denkmal seiner Persönlichkeit hinterlassen. Und es hat sich, eine Prophezeiung des Genius, als die spes erwiesen venturi saeculi.

Beethoven war, bei aller Tragik seines Lebens, wie jeder große Künstler, im Grunde Optimist. Denn er schuf; und Schaffen heißt Seligkeit. Und so suchte er das Glück nicht erst jenseits der dunkelnden Horizonte dieser Erde: auf ihr selbst schon wollte er es genießen und genoß es in der stillsten aller Einsamkeiten, dem Alleinsein des Schöpfers. Das ist ihm die große Freude, die Freude, an die er glaubte als eine dereinst allen erschließbare diesseitige Seligkeit, von der er meinte, daß sie in den schönen Tagen Griechenlands schon

einmal herabgestiegen sei auf diese schmerzensreiche Erde. Und in diesem Sinne wurde ihm der Kultus der Freude das Symbol einer künftigen, als möglich gedachten, weil schon einmal erlebten Regeneration der Menschheit: und früh schon suchte er, dem dunklem Drange seines Wesens folgend, diesen Zusammenhang; schon 1793 wollte er Schillers Freudenlied komponieren, und im Beginne des neuen Jahrhunderts, in dem Heiligenstädter Testament, einem der tragischsten Denkmäler unserer Geschichte, bittet er Gott verzweiflungsvoll um „einen reinen Tag der Freude". Was aber sein Herz durch Jahrzehnte bewegte, hat er in vollstem Herzenserguſse tönend erst erlebt und tönend offenbart in der Neunten Symphonie. Denn die Erlösung zur Freude ist der bewegende Grundgedanke dieses Kathedralbaues unter den symphonischen Werken der letzten Jahrhunderte: zur Freude nicht im Dienste der Sinnlichkeit, nicht im lustvollen Ausruhen griechischer Religion in Gott, sondern zur Freude schöpferischen Wirkens. In ihr wird die Welt dereinst siegen, in ihr der Mensch erhöht werden über den Jammer der Vergangenheit, in ihr sich die Menschheit verbrüdern zu einer einzigen Humanität und einem Gedanken Gottes. —

Bei aller Tragik seines Lebens darf Beethoven doch wahrlich glücklich gepriesen werden. Denn er hat sich vollenden dürfen. Mochte er auch noch eine zehnte Symphonie und andere Dinge planen: in der Neunten hat er als in einem klaren Testamente der Nachwelt vermacht, was er ihr sein konnte. Und wer sieht nicht, daß er mit seiner Philosophie der Freude, wie schon Schiller und Goethe in anderer Art, die Brücke schlägt von der ersten Periode des Subjektivismus zur zweiten: zu Richard Wagner und seiner Regenerationslehre, zu den Ahnungen schon Ludwigs und Hebbels und zu der halsstarrigen Gewißheitslehre vom Übermenschen Nietzsches? Jenes Sehnen nach einer neuen Sittlichkeit und nach einem neuen Glauben war in ihm, wie es die volle Entfaltung des Subjektivismus einmal zu befriedigen bestimmt ist: einer der Frühesten war er, der da die Augen aufhob zu den neuen Bergen, von denen die Hilfe kommen soll; und so werden seine Melodien die

Menschheit auf ihrem Pilgrimszuge zu diesen Bergen begleiten, bis sie dem Triumphliede weichen werden, daß der Gipfel erreicht sei. — —

Sehen wir aber jetzt von dem mit Beethoven erreichten Standpunkte rückwärts auf die Entfaltung der Phantasietätigkeit und des Denkens unseres Volkes von der Mitte bis über das Ende des 18. Jahrhunderts: welch unglaublich reicher Verlauf tritt da uns entgegen! Welches Drängen von tausend Gestalten, welcher Zug von Genies und Talenten, welches Hasten nach vorwärts und welche Erträge! Aber es kann hier nicht die Aufgabe sein, diese Erträge in reich gebundenen Garben noch einmal zusammenfassend in weiter Scheuer zu sammeln; und noch weniger ist es möglich, den Zug der gesamten Entwicklung noch einmal auch nur in seinen Hauptphasen an uns wie eine Prozession von unerhörter Pracht vorüber zu führen. Ja selbst der höchsten Gipfelpunkte der Entwicklung, der Taten Herders und Kants, Goethes und Schillers, Mozarts und Beethovens kann hier nur im monumentalsten Sinne, durch bloße Namenskündung, gedacht werden; denn der Verlauf unserer Erzählung bedarf einer Zusammenfassung der Kultur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an anderer Stelle, da, wo von dem weiteren Ausbau unseres geistigen Lebens die Rede sein wird, und eilt zunächst ganz anderen Zielen, der Schilderung der äußeren, öffentlichen, politischen Entwicklung des frühen Subjektivismus zu.

I. Sachregister.

A.

Abenteurerromane 283.
Absolutismus 12 f. 123. 130. 193. 286. — in England 101.
Achatindustrie 156.
Adel, im Beamtentume 222 f. — beim Ausgange des individualistischen Zeitalters 14. — sein Anteil an der Bildung 224 ff.
Adelsgenossenschaften 75.
Adreßbücher 208.
Adriatisches Meer, Handel 145. 151.
Akademie der Wissenschaften siehe Gesellschaft der Wissenschaften.
Alamodetum 126.
Alkoholgenuß 199.
Amerika, Entdeckung 100. — Handel 178.
Amsterdam, Bevölkerung 182. — Handel 134. 137. 148. — Industrie 117. — bildende Kunst 608. — Theater 18.
Anakreontiker 234. 242. 410. 439. 449. 457. 460.
Anhalt, Hofleben 227.
Ansbach, Handel 127.
Anthropologie 318.
Antike 54. 64. 82. 283. 483. 494 bis 500. 514. 520. 530. 575. 592. 607. 613. 615 f. 620 f. 631 ff. 638 f.
Antwerpen 109. — Börse 106. 133. — Handel und Industrie 101 f. 106 f. 109. 117. 134. 141. 147. — Malerei 252. 608.
Apolda, Industrie 178.
Arbeitseinstellungen 168.
Archäologie 494.
Architektur im Zeitalter des Individualismus 14 bis 17. — des Subjektivismus 36 53. 568 bis 572. 586. 627 bis 635.
Armenpflege 191.
Assoziationspsychologie 307.
Ästhetik im Zeitalter des Subjektivismus 52. 311. 314 bis 318. 380.
Astrologie 10. 303.
Astronomie 10.
Athenäum, Zeitschrift 210 Anm. 292. 293 Anm. 356 Anm. 406 Anm. 499 Anm.
Aufklärung 10. 20. 81. 203. 245. 272. 286. 307. 438. 651. 659. 679.
Augsburg 128. 131. — Handel und Gewerbe 98. 107. 110. 116 f. 127. 140. 147. 168. 212. — Verfassung 131.

B.

Baden (Großherzogtum), Hofleben 227. — Tabakbau 199 Anm. — Abschaffung der Folter 285.
Bader 122.
Balladen 454. 458. 545.
Bandweberei 118. 165.
Bänkelsänger 410. 454. 545. 646.
Banken 109.
Barchentweberei 117.
Barden 425.
Barock 14 ff. 570 ff. 577. 600. 610. 627. 631. 633. 636 f.
Barrieretraktat von 1715 149.
Basel, Aufblühen im 17. u. 18. Jahrhundert 138 f. 141. 416. — Baukunst 190. — Buchhandel 212. — Dichtung 141. — Handel und Industrie 117 f. 132. 139 f. 148. 159. 164. — Patrizierfamilien 138. — Schulwesen 141. — Verwaltung 140.

Bauerbach bei Meiningen 522. 526. 559.
Bauernstand 7. 219.
Baukunst siehe Architektur.
Baumeister 167.
Baumwollweberei 115. 151. 158.
Bautzen 146.
Bayern, Beamtentum 222. — Bürgertum 99. — Handel und Industrie 99. 140. 165. — Protestantismus 211. — Städte 99. — Stände 99. — Zünfte 170.
Bayreuth, Handel 127. 165.
Beamtentum 221 ff.
Becken (musikalisch) 667.
Bergwerke 147. 174.
Berlin 133. 146. 293. — Bevölkerung 153. 182. — geistiges Leben 227. 490. 554. — gesellschaftliche Verhältnisse 214. — Handel 149. 152. 166. 212. — Kunst 594 ff. 629. 633 f. 649. — Schulwesen 300. Universität 494. — Zeitungen 208.
Berliner Monatsschrift 214.
Bern, Aufblühen im 18. Jahrhundert 416. — Handel 132. 141. — Zünfte 122.
Bibliothèque des Dames 291.
Biedermann, Der, Zeitschrift 209.
Bierstuben 289.
Bildende Künste im Zeitalter des Individualismus 13 f. — des Subjektivismus 51. 53. 190. 215. 306. 409. 568 bis 640.
Bildnismalerei 189. 598 bis 605. 610.
Bildungsgenossenschaften 75.
Bingen 96.
Blechbläser 667.
Blechschmiede 119.
Blutrache 22.
Bodensee, Handel 149.
Böhmen, Handel 104. 133. 145. 152. — Zünfte 170.
Bologna, Kunst 620.
Bordeaux, Handel 137.
Börsen 106.
Böttcher 116.
Brandenburg siehe Preußen.
Bratschen 666.
Braunschweig (Herzogtum), Handel 168. — Hofleben 227.
Braunschweig (Stadt), Buchhandel 212. — sonstiger Handel 103. 144. 151.
Breisach, Gewerbe 118.
Breisgau, Tabakbau 199 Anm.
Bremen 128. 136. 138. 141. — Börse 133. — Dichtung 141. — Handel 103. 126. 131 ff. 137. 150 f. 159. — Verfassung 131. — Zölle 96.
Brennerpaß 145.
Breslau, geistiges Leben 190. — Handel 142. 144 f. 149. 152. 155.
Brokatstoffweberei 163. 165.
Brügge, Industrie 117. — Liebfrauenkirche 190.
Buchdruck, Erfindung 588.
Buchdrucker 116.
Buchführer 548.
Buchführung, doppelte 111.
Buchgewerbe 127.
Buchhandel 116. 208 f. 212. 293.
Buchhorn siehe Friedrichshafen.
Bückeburg 227. 276. 324.
Budapest, Handel 133.
Bürgerstand, wirtschaftliche Entwickelung in den letzten Jahrhunderten 14. 93 bis 179. 589. 592. — bürgerliche Offiziere 223. — Musik 680 f.
Burgfrieden, Der, siehe Eschke, Ernst Adolf.
Burgund 101.

C.

Cabinet des princes de l'Europe 224.
Calw in Württemberg, Industrie 157 f.
Cello 666.
Cembalo 642. 657. 667. 681.
Châlons 162.
Charlottenborg, Schloß in Dänemark 606.
Chartres 162.
Chemie 10.
Chemnitz 494. — Baumwollweberei 151. — Industrie 145 f. 151.
Christentum im individualistischen Zeitalter 47 bis 51. — im subjektivistischen 271. 275 f. — Einfluß der Alten 277.
Collegia musica 681 f.
Cyclopaedia Paracelsica Christiana 299.

D.

Daguerreotypie 601.
Dänemark 255. — Handel 103. 136. — Kunst 606. 638.
Danzig 141. — Bevölkerung 182. — Handel 103. 132. 149. — Kunst 595 ff.
Darmstadt (siehe auch Hessen, Großherzogtum), Buchhandel 212. — Kunst 599.
Demokratismus im Zeitalter des Subjektivismus 57 f.
Dessau 227. — Philanthropinum 296.
„Deutsche Chronik" von Chr. F. D. Schubart 208.
Deutsches Museum 233.
Dichterschulen, schlesische 146. 292. 482.
Dichtung als Teilgebiet universalgeschichtlicher Entwickelung 77. — im Zeitalter des Individualismus 16 bis 19. — im Zeitalter des Subjektivismus 51 ff. 204. 235. 265 bis 269. 406 f. 409 bis 567.
Doelenstücke 600.
Donau, Schiffahrt 142. 145.
Drahtziehereien 117.
Drama, Anfänge 17. — des Subjektivismus 410. 448. 463. 515 ff. bis 548. 553 bis 567.
Dramma per musica 641.
Dresden, Bevölkerung 182. — Handel 144 f. 150. 152. — Kunst 514. 594 f. 603. 607. 613. 619. 629. — Zeit Schillers 529. — Zölle 96.
Düsseldorf 156.

E.

Eastland Company 102.
Edelmetallproduktion 109.
Edinburgh Review 434.
Eger, Handel 145.
Ehe, ihre Bewertung im 18. Jahrhundert 291 ff.
Eisenach 502. — Handel 143. 146.
Eisenindustrie 114 f.
Elbe, Schiffahrt 144. 152. — Zölle 96.
Elementarschulen 298 f.
Elfenbeinschnitzerei 127.
Elsaß, Tabakbau 199 Anm.
Empfindsamkeitszeitalter 81. 87. 89. 214. 232. 240. 244 bis 248. 250. 259. 269. 279. 284. 289. 294. 297. 308. 311. 317 f. 333. 374. 402. 419. 421. 423. 435. 437. 439 f. 442 bis 445. 448. 454. 482 bis 485. 490 f. 499. 506 f. 516. 531. 592. 600. 613. 647. 650. 652. 665.
Empirestil 434. 586.
England, geistiges Leben 205. 251. 253. 309. 335. 364. 398. 417. 433 ff. 548. — Zeitalter des Individualismus 9. — Kunst 434. 595. 610. 628. — Handel und Industrie 59. 94. 98. 100 ff. 105 bis 108. 123. 134. 137. 147 f. 155. 161. 178 f. 181. 184. — Volkswirtschaft 86.
Epos 547 f.
Erfurt 50. — Handel 143. 146. 150. 152.
Erlangen, Handel 127. 178. — Universität 357.
Erzgebirge, Handel 143.
Erziehung 26 ff. — im 18. Jahrhundert 82. 289 f. 296 bis 302.
Ethik im Zeitalter des Individualismus 11 f. — des Subjektivismus 47. 49. 272.
Ethnologie 309.
Ettersberg und Ettersburg bei Weimar 462. 559.
Eulenspiegel 204.
Europäische Fama 224.
Eutin 212. 227.

F.

Fabriken 113 f. 140. 181. 185.
Fagotte 643. 667.
Fahrende Leute 410.
Familie in der deutschen Urzeit 68. 74. — am Ende des 18. Jahrhunderts 286 bis 294.
Färberei 118. 122. 157. 165
Fichtelgebirge, Handel 142. 145.
Fischerstechen 218.
Flandern, geistiges Leben 252. — gesellschaftliche Verhältnisse 187. — Handel 144. 147. — Tuchmacherei 123.
Fliegende Blätter von deutscher Art und Kunst 447. 489.

Florenz, Handel 103 f. 107.
Flöten 643. 667.
Folter 23. 285.
Fortepiano 668.
Franken, Industrie 159. 178.
Frankfurt a. Main, Aufblühen im 17. und 18. Jahrhundert 138. 141. 215 f. 514. 547. — Börse 147. — Buchhandel 212. — sonstiger Handel 140. 143 f. 147 f. 152. 159. 215 f. Kunst 595. — sonstiges geistiges Leben 255. — Zeit Goethes 510. 526. — Messen 147 f. — Polytechnische Gesellschaft 216. — Städelsches Institut 216. — Verfassung 129. 131.
Frankfurt a. d. Oder, Handel 152.
Frankreich, Finanzwesen 86. 110. — Zeitalter des Individualismus 9. — geistiges Leben 251. 309. 312. 330. 373. 415. 434 f. 548. — Kunst 16. 434. 594 f. 628. 636. 641. 671. — Musik 645. 647. 657. 671. 678. — Kirche 25. 164. — Handel und Industrie 59. 94. 100. 106. 108 f. 117. 126. 132. 137 f. 140. 143. 147. 161 bis 164. 179. 181.
Frauenarbeit 115. 118.
Frauenemanzipation 291 f.
Freiberg (Sachsen), Handel 145.
Freiburg im Breisgau, Gewerbe 118.
Freiburg an der Unstrut 502.
Freihandel 59.
Freiheitskriege, Einfluß auf die Bildung 216. — auf das Nationalgefühl 59.
Freimaurer 218. 659.
Fremdwörter 141.
Freundschaftskultus 261 f. 281 f. 601.
Friede, Stettiner (1570) 103.
Friede, Westfälischer 415. — handelspolitische Folgen 149. — Bremen kommt an Schweden 136. — Bestimmungen über Zölle 95.
Friedensburg (Dorf, Reg.-Bezirk Stettin) 419.
Friedrichshafen (früher Buchhorn) 131.
Friesen 645.
Frühromantik 84.
Fugen 670. 700.
Fürsten, Verhältnis zu den Städten 95. 99. — beim Ausgange des individualistischen Zeitalters 14. — Verhältnis zum Großkapital 104 f. 107. 147. — zu den Bildungsfortschritten des 18. Jahrhunderts 226 f.

G.

Galanteriewaren 137.
Gartenbaukunst 630.
Gazeweberei 117.
Geburtsrecht 75 f.
Gegenreformation, Wirkung auf die Malerei 16.
Geheime Gesellschaften 218 f.
Geigen 644. 666.
Geisteswissenschaften im Zeitalter des Individualismus 11. — des Subjektivismus 43 f. 84.
Geldhandel, Geldverkehr 104 bis 111. 133. 147.
Gemäldegalerien 190.
Genossenschaften, mittelalterliche 75.
Gent 580. 588.
Genua, Fabriken 113. — Handel 103 f. 107. 109.
Genußmittel im 18. Jahrhundert 199.
Gesang 642 ff.
Geschichtswissenschaft im Zeitalter des Individualismus 11.
Geschlecht in der deutschen Urzeit 68. 74.
Geschlechtertänze 289.
Gesellenverbände 121. 124 f. 168 f.
Gesellschaft der Wissenschaften, preußische 341.
Gesellschaftshäuser 289.
Gesellschaftsromane 247.
Gewandschneider 115.
Gewerbe 112 bis 179.
Gewürzhandel 149.
Gilden 75.
Goldfädenfabrikation 117.
Goldhandel 163.
Goldschmiedekunst 116. 156. 165.
Görlitz 144. 146.
Goseck bei Weißenfels 502.
Gotha (siehe auch Sachsen-Coburg und Gotha) 629 f. 649. — Buchhandel 212.

Gotik 14. 671.
Göttingen, Buchhandel 212. — geistiges Leben 235. 490. 494. — Universität 225. 416.
Graubünden im dreißigjährigen Kriege 139.
Graz, Handel 140.
Großglockner 256.
Großindustrie 140.
Großlichterfelde 636.
„Gründeutschland" 444.
Guinea Company 102.
Gymnasien 300.

H.

Haarlem, Industrie 117.
Hafner 122.
Hain 55. 234 f. 432. 439.
Halle (Saale) 257. 502. 671. — Handel 142 f. 150 f. — Tabakbau 199 Anm. — Universität 494.
Hamburg 128. 141. — Admiralität 135. — Bevölkerung 136. 182. — bildende Kunst 190. 595. 606 ff. 638. — Börse 133. 135. — Buchhandel 212. — Dichtung 141. — geistiges Leben 255. 435. — Girobank 134. — Handel 96 ff. 102 f. 131 bis 137. 141. 144 f. 149 bis 152. 159. 163. 165. 178. — Handlungsakademie 185. — Kaufmannsrat 135. — Kommerzdeputation 135. — Merchant Adventurers 98. 102. 123. 134. — Musik 190. 672. — Patriotische Gesellschaft 138. — Seeversicherungsgesellschaften 137. — Theater 17 f. 190. — Verfassung 129. 131. 137. — Zölle 96.
Hammerklaviere 668.
Hammerwerke 117.
Hanau, Handel 165. — Tabakbau 199 Anm.
Handel der letzten Jahrhunderte 94 bis 179. 197 f. 216.
Handelsgesellschaften, englische 102.
Handelsstraßen 141 bis 153. 181.
Handschuhfabrikation 118. 165.
Handwerk 112 bis 179. 181. 194 f.
Hannover, Königreich, Handel 168. — Zölle 96.
Hannover (Stadt), Künste 630.
Hanse 98. 100 bis 103.
Hansestädte, Verfassung 131.
Härter (Klingenschmiede) 115.
Harz 143.
Hausierer 122. 154.
Hausindustrie 113 f. 154. 156 bis 159. 168.
Havel, Handel 152.
Heidelberg, Bevölkerung 193. — Buchhandel 212.
Heiligendamm, Seebad 257.
Heimarbeit 154 f. 176 f.
Helgoland 132.
Herrnhut 9. 273.
Hessen (Großherzogtum), Handel 146. 165. 168. — Hofleben 227.
Hessen-Kassel, Handel 146. 165. 168.
Hildebrandlied 456.
Hirschberg in Schlesien, Handel 156.
Hochschulen 298.
Hof (Stadt) 145. 150.
Hohen-Asperg bei Stuttgart 449 f.
Holland siehe Niederlande.
Holstein, Adel 134. 225 f. — Buchhandel 212.
Holzbaukunst 569 f.
Holzbläser 667.
Holzschnitt 588.
Holzschnitzerei 127. 159.
Hörner (musikalisch) 643. 667.
Hörseltal bei Eisenach 143.
Hosenstricker 115. 122.
Hugenotten 127. 138.
Humanismus 7. 228. 300.
Hutmacherei 115. 163. 165.
Hüttenwerke 147.

J. (Vokal.)

Idartal, Industrie 156.
Illustratorenschulen 589.
Indigohandel 137.
Individualismus 3 bis 24. 61 bis 81. 201. 250. 270. 273. 279. 295. 471. 641. 679.
Industrie der letzten Jahrhunderte 111 bis 180. 216.
Innungen 155. 158.
Instrumentalmusik siehe Musik.
Instrumente, musikalische, siehe Musik.
Intellektualismus des 16. bis 18. Jahrhunderts 272.

Intelligenzblätter 208.
Italien, Baukunst 16. — Handel und Industrie 103 ff. 108 f. 117. 127. 132. 138. 147. 162 f. 180. — geistiges Leben 255. — Malerei 594. — Musik 641. 647. 652. 655 ff. 662. 682.

J. (Konsonant.)

Jagd 188.
Jauer, Handel 155.
Jena (siehe auch Schiller, Friedr. von) 293. — Universität 357. 400. 422. 505 f. 532.
Journal von und für Deutschland 208.
Journalisten 208.
Jugend, Zeitschrift 583.

K.

Kabarette 454.
Kabinett, Eröffnetes, des gelehrten Frauenzimmers 291.
Kaffeehandel 137. 199.
Kaffeehäuser 242. 289. 293.
Kaltschmiede 122.
Kannengießer 116.
Kap der guten Hoffnung 450.
Kapitalismus 167. 218.
Karikatur 434.
Karlsruhe 227. — Bauten 630.
Karreten 188.
Kassel, Handel 165. — Künste 630.
Katholizismus im Zeitalter des Individualismus 9. 16. — des Subjektivismus 36. 211.
Kesselschmiede 122.
Kirchenbußen 285.
Kirchenlied 9. 19. 410.
Klarinetten 667.
Klassizismus 82 f. 88 f. 247 f. 269. 374. 378. 381. 383. 396. 401. 406. 439. 442. 488. 501 bis 567. 630. 665. — der Malerei 612 f. 615. 617 ff.
Klavier 215. 643. 667 bis 671. 681. 693 f.
Klavizymbel 667.
Kleidung 28.
Klingenschmiede 115.
Kneiplied 19.
Knopfmacherei 118.
Koalitionen 168.
Koblenz 96.
Kolmar (Elsaß) 138.
Köln 127. — Börse 147. — Handel 103. 127. 130. 144. 147. — Industrie 117. — Kunst 599. — Patrizier 129.
Kolonialwarenhandel 137.
Königsberg i. Pr. 141. 323. 357. — Handel 132. — Kants Zeit 490
Konstantinopel 149.
Kontrapunkt 19. 645.
Konzerte 215. 289. 294. 643. 666. 681 f.
Kopenhagen 595. 605 f. 621. 638.
Korduanschuster 113.
Kösen 503.
Kosmopolitismus siehe Weltbürgertum.
Krakau, Handel 145.
Krankenkassen 168.
Kreditwesen 199.
Krieg, Dreißigjähriger 6 f. 111. — Wirkung auf die Bevölkerungszahl 182. — auf die Sitten 292. — auf Handel und Industrie 135. 147 f. 151. 154. 174. 180 ff.
Krieg, Siebenjähriger 223. 231. — Einfluß auf Handel und Gewerbe 153. 170.
Kriminalistik 88.
Krossen 125.
Kuchengärten 215.
Kulturgeschichte 44.
Kunst, als Teilgebiet universalgeschichtlicher Entwickelung 77. — im Zeitalter des Individualismus 13. — des Subjektivismus 25. 36. 87. 314 ff. 394 bis 398. — Bildende, siehe unter Bildende Künste.
Kunstakademien 215 f.
Kunstgeschichte 494.
Kunstgewerbe in den letzten Jahrhunderten 14. 36. 112. 127. 216.
Kupferschmiede 122.
Kupferstich 589. 600.
Kuriositätenkabinette 190.
Kurzwarenindustrie 127.

L.

Landeshut in Schlesien 156.
Lautenmusik 671. 680.

Lausitz, Handel 152.
Landstädte, Handel 96 f.
Landschaftsmalerei 605 bis 627.
Landkartendruckerei 127.
Lederindustrie 165.
Leihbibliotheken 85. 206 f.
Leinwandmanufaktur und -handel 115. 117. 127. 133. 152. 155 bis 158. 161. 178.
Leipzig, Bevölkerung 194. — Börse 151. — Buchhandel 148. 151. 202. 212. — sonstiger Handel 142. 144 ff. 148 bis 153. 159. — Leihbibliotheken 207. — Messen 150. 159. — gesellschaftliche Verhältnisse 186 f. 189. 191. 217 f. 224. 680. — Musik 215. 648. 659. 680. — andere Künste 190. 595. 619. 626. 629 f. — Theater 243. 246. 270. 554 — Universität 217. 422. 506. 602. — sonstiges geistiges Leben 190. 204. 207. 235. 240. 490. 514 — Goethe in Leipzig 510. — Schiller in Leipzig 529. 554. — Völkerschlacht 143.
Levantehandel 149.
Lex Salica 59.
Lexika 206.
Liberalismus 60.
Litöre 199.
Literarische Gesellschaften 294.
Literaten 208 f. 216.
Literatur im Zeitalter des Individualismus 14. — neuere 190. 204. 213.
Lithographie 601.
Livland 255.
Locarno 138. 163.
Lohnarbeiter 114. 124.
Lombardei, Industrie 162.
London 417. 435. — Bevölkerung 182. — Handel 107. — Künste 676.
Lorenzodosen 255.
Loschwitz bei Dresden 527.
Löwen, Stadt in Belgien 685.
Lübeck, 141. — Börse 133. — Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit 138. — Handel 103. 132 f. 137. 152.
Lüneburg, Handel 152.
Luthertum zur Zeit des Individualismus 8 f. 62. — des Subjektivismus 272.
Luxusindustrie 119. 137 f. 174. 178.
Lyon, Bevölkerung 164. — Börse 106 f. — Industrie 162.
Lyrik beim Ausgange des individualistischen Zeitalters 18. — im Zeitalter des Subjektivismus 52. 410. 448 bis 463.

M.

Madrigal 640 f.
Magazin für Erfahrungsseelenkunde 241. 330.
Magdeburg, Handel 151 f. — Tabakbau 199 Anm. — Zölle 96. — Zünfte 122.
Magie 10 f.
Mähren, Handel 133.
Mährisches Gesenke 143.
Mailand, Handel 110.
Main, Schiffahrt 142. 145 f.
Mainz, Industrie 168.
Malerei im Zeitalter des Individualismus 14 ff. 63. — des Subjektivismus 25. 30. 53. 570 bis 627. 637. — siehe auch Bildnismalerei, Landschaftsmalerei.
Mannheim, Handel 148. — Zeit Goethes und Schillers 514. 525 f. 528. 649. — Musik (Mannheimer Schule) 666. 671.
Manufaktur 112. 114 bis 131. 137. 142. 153 bis 160. 171. 174 ff. 178. 181.
Markgenossenschaften 75.
Markgrafenkrieg 108.
Märkte 111.
Marocco Company 102.
Marquinschuster 113.
Maschinenbau 184 f.
Maskeraden 289.
Materialismus 330.
Mathematik im Zeitalter des Individualismus 10. — des Subjektivismus 342 f. 351.
Mechanik 10. 342. 389.
Mecklenburg, Abschaffung der Folter 285. — Zölle 96.
Meiningen (siehe auch Sachsen-Meiningen), Buchhandel 212.
Meißen, Fürstenschule 219. — Porzellanmanufaktur 151.
Melodrama 651.

Merchant Adventurers 98. 102. 123. 134.
Merinoschafe 178.
Merkantilismus 13. 96. 157.
Merkur, Zeitschrift 245.
Messen (Handelsmessen) 111. 147. 503.
Messerschmiede 115. 122. 155.
Meßcontro 147.
Metallverarbeitung 127.
Metaphysik, subjektivistische 46. 49. 308 f. 311. 353.
Milchgärten 215.
Miniaturmalerei 600.
Ministerialität 228.
Minnesang 489.
Missionswesen 283.
Mittelschulen 213. 298 ff.
Mittelstand, Emporkommen 193.
Monarchie, absolute 5.
Monismus 321 f. 324. 327. 329.
Montblanc 256.
München, Künste 594. 630 ff. 649. — sonstiges geistiges Leben 211. 234. — Industrie 160.
Münster (Westfalen) 234. — Buchhandel 212.
Münzwesen 98.
Musenalmanache 206. 239.
Musik im Zeitalter des Individualismus 14. 16. 19. — des Subjektivismus 30. 51 ff. 82. 215. 244. 265. 268. 358. 408. 640 bis 704. — Kirchenmusik 642. 645. 666. 679. — Kammermusik 681 f. 694. — Instrumente 663 bis 683.
Musselinweberei 158.
Mystik, Mystizismus 9. — des subjektivistischen Zeitalters 62. 274. 375 f. 379 f.

N.

Nantes 126. — Edikt 164.
Narwa 103.
Nationalismus 59 f. 81. 285 f.
Nationalökonomie im Zeitalter des Individualismus 11 ff.
Naturalismus 256. 265. 267 bis 270.
Naturgefühl 30 ff. 231. 256. 297.
Naturphilosophie 303. — des Subjektivismus 221.
Naturrecht 21 f.
Naturwissenschaften im Zeitalter des Individualismus 10. — des Subjektivismus 44. 84. 274. 328. 341. 356 Anm. 357. 377.
Naumburg an der Saale 502 f.
Neapel, Capella palatina 631. — Handel 107.
Neckar, Schiffahrt 146.
Neuenburg bei Freiburg an der Unstrut 502.
„Neuer Graben" zwischen Oder und Spree 152.
Neuhaus in Böhmen 161.
Neukantianismus 48.
Nibelungenlied 489.
Niederlande 23. — Freiheitskämpfe 163. — geistiges Leben 253. 433. — gesellschaftliche Verhältnisse 187. — Handel und Industrie 94. 100 f. 105. 109. 117. 137. 143. 146. 148 ff. 155. 163. 178. 181. — die Niederlande im Zeitalter des Individualismus 9. — Malerei 219. 610.
Nürnberg 128. 131. — Bevölkerung 127 f. 182. — Buchhandel 212. — sonstiger Handel und Gewerbe 98. 104. 108. 110. 116 f. 119. 123. 127. 142. 145 f. 148 f. 158 f. 164. — Patriziertum 130. — Verfassung 131.

O.

Oboen 643. 667.
Oden 652.
Oder, Handel und Schiffahrt 144. 149. 152.
Offenbarungsreligion 47. 49.
Oldenburg, Buchhandel 212. — geistiges Leben 225.
Oper 18. 190. 640. 647 bis 663. 682. — komische 650. 658.
Operette 647 f.
Optik 578.
Oratorium 679.
Orchester 642 f. 657 f. 662. 666. 668 f. 673. 676. 681.
Orgeln 642. 665 ff.
Ornamentik im Zeitalter des Subjektivismus 570.
Ortler 256.
Osnabrück, Handel 103. — geistiges Leben 490. — Intelligenzblätter 207.

Österreich, Adel 222. — Beamtentum 222. — Bürgertum 99. — Industrie und Handel 99. 127. 140. 153. 160 f. 168. — Schulwesen 301. — Städte 99. — Stände 99. — Abschaffung der Folter 285. — Türkenkriege 23. — Zünfte 170.
Ostindien, Entdeckung des Seeweges dahin 100.

P.

Pädagogik siehe Erziehung.
Padua 386. 694.
Pandynamismus 63. 184. 319. 475.
Panpsychismus 8 f. 319.
Pantheismus 447. 475.
Papiermanufaktur 116.
Papiermühlen 117.
Paris 324. 417. — Bevölkerung 182. — Industrie 162. — Kunst 638. 656. 676.
Parkanlagen 31.
Passementmacherei 118. 165.
Päpstum 515.
Paternostermacher 116.
Patrizientum, städtisches 129 f.
Perückenmacher 189.
Pfalz, Bevölkerung 182. — Industrie 160. — Abschaffung der Folter 285.
Pfeifer 122.
Phänomenalismus 332 ff.
Philanthropinismus 191. 296.
Philologie im Zeitalter des Individualismus 11 f. — des Subjektivismus 493 f.
Photographie 578. 601.
Phrenologie siehe Schädellehre.
Physik 10. 309.
Physiognomik 263.
Pickelflöten 667.
Pietismus 9 ff. 81. 190. 273. 308. 422. 438.
Pirna 142.
Plastik im Zeitalter des Individualismus 14. 63. — des Subjektivismus 30. 53. 570. 577. 616 f. 635 bis 640.
Plauen i. V., Industrie u. Handel 158.
Polen, Handel und Industrie 147. 152. 179 f.
Polypolium 174.
Pommern, Bevölkerung 179. — Handel 152.
Pompeji 616.
Popularphilosophie 297.
Portugal, Handel 94. 105. 108 ff. 137. 148. 181.
Porzellanmanufaktur 151.
Posaunen 667.
Posse 18.
Potsdam 629. 634. — Sanssouci 505.
Prag, Handel 142. 145.
Präludium 663.
Preußen (auch Brandenburg), Beamtentum 222. — Bevölkerung 178. Gewerbe und Handel 122. 133. 153. 161. 165. 168 bis 171. 177. — Preußen unter Friedrich dem Großen 23. — Politik im 19. Jahrhundert 85. — Schulwesen 300 f. — Tabakbau 199 Anm. — Abschaffung der Folter 285. — Zünfte 169 ff.
Privatrecht im Zeitalter des Individualismus 12.
Protestantismus, Verhältnis des Hauses Habsburg zu ihm 99.
Psychologie im Zeitalter des Subjektivismus 34. 41 f. 221. 263 f. 303 bis 408. — astrologische 303. — Assoziationspsychologie 307.

Q.

Quarterly Review 434.
Quedlinburg 421.

R.

Rationalismus 11. 20. 34. 41 f. 44. 62 bis 65. 81. 201. 203. 245. 251. 257 f. 270. 274. 283. 308. 315. 330 f. 334. 338 f. 341. 345. 353. 367. 438. 488. 491 ff.
Rauchen 199.
Realismus des 19. Jahrhunderts 84 f. 90.
Realschulen 300.
Rechtswissenschaft im Zeitalter des Individualismus 11 f.
Rederijkerbruderschaften 599.
Reformation 228. 277. 286.
Reformierte Kirche im Zeitalter des Individualismus 8. 66. 278.

Regale 174.
Régence, Trachten 188.
Regensburg 127 f. 234. — Buchhandel 212. — sonstiger Handel 97. 142. — Walhalla 631. — Zünfte 122.
Reglementierung industrieller Betriebe 175 f. 178. 183.
Reichsstädte, Bürgertum 128 bis 131. — Handel 96 f. — Verfassung 130 f.
Reichstag zu Regensburg 127. 129.
Reider (Klingenschmiede) 115.
Reifröcke 241.
Reisen 198. 256. — Reisebeschreibungen 283.
Religion als Teilgebiet universalgeschichtlicher Entwickelung 77.
Religionsflüchtlinge, ihre Wirkung auf Handel und Industrie 163 bis 166.
Religionskriege, Wirkung auf den Handel 163.
Renaissance 593 f. 627. — ihre allgemeine Kultur 228. — Einfluß auf den Individualismus 6. 11. — Hellenische 64.
Rentenbriefe 108.
Revolution, Französische 84. 357. 403.
Revue des deux mondes 434.
Rheims, Industrie 162.
Rhein, Schiffahrt 140. 143 bis 148. — Zölle 95 f.
Rheinberg am Niederrhein 95.
Riga 324. — Handel 155.
Ritterbünde 75.
Rittergüter 224.
Rittertum, Vergleich mit dem 18. Jahrhundert 229.
Robinsonaden 253. 256. 295.
Rohproduktenhandel 133. 142.
Rohrau bei Wien 673.
Rokoko 16 f. 192. 199. 242. 570 ff. 577. 586. 600. 602. 605. 611. 618 f. 621. 630 f. 633. 636 f. 671. 674. 677 f. 692. — Trachten 188.
Rom, Bevölkerung 182. — Handel 107. — Kunst 620 f. 627. 629. — Goethes italienische Reise 515.
Roman 547 bis 553. — bürgerlicher 214.
Romantik 32. 83 f. 89 f. 245. 248 ff. 253. 291. 293. 374. 383. 406. 439. 483. 485 f. 489. 516. 552 f. 560. 646. 661. 689. 691. 696.
Rosenkreuzer 218.
Rostock, Handel 103.
Rouen 162.
Rousseaugrabinseln 629.
Rudelsburg 503.
Ruhla bei Eisenach 155.
Russia Company 102.
Rußland, Handel und Industrie 147. 179 f.

S.

Saale, Handel 153.
Saaleck 503.
Sachsen (Königreich), Bevölkerung 178. — Handel und Gewerbe 111. 118. 122 f. 150. 152 f. 159. 161. 163. 165. 168. 177 f. — Abschaffung der Folter 285. — Schulwesen 299. Zünfte 169 f.
Sachsen-Coburg und Gotha, Hofleben 227.
Sachsen-Meiningen, Hofleben 227.
Sachsen-Weimar, Großherzogtum, Hofleben 227. 294.
Sackpfeifen 435.
Safranhandel 163.
Saint-Etienne, Bevölkerung 164.
Salinen 174.
Salzburg 656.
Sammetweberei 150. 163. 165.
San Francisco 533.
Säuften 188.
Sankt Gallen, Gewerbe 116. 140.
Sanssouci siehe Potsdam.
Satire 17 f. 411.
Schädellehre 263. 306.
Schafe, Elektoralschafe 178. — Merinoschafe 178.
Schaumburg-Lippe, Hofleben 227.
Schauspiele, Schauspieler 17 f. — bürgerliche Schauspiele 214.
Schelde, Handel 149.
Schicksalsidee im Drama 468 bis 472. 481. 554 ff. 560. 562.
Schlagwerk 667.
Schleierindustrie 156. 158. 178.
Schleifer 115.
Schlesien, Handel und Industrie 144 f. 149 f. 152. 155. 159. 178. — Tabakbau 199 Anm.
Schlosser 122.

Schnäpse 199.
Schneider 115 f.
Schnupftabak 199.
Schuhmacher 113. 116. 125. 168.
Schulpforta 422. 430. 502.
Schulwesen 298 bis 302.
Schützenfeste 218.
Schutzzollsystem 153. 161 f.
Schwank 17.
Schwarzfärber 122.
Schwarzwald, Uhrenindustrie 156.
Schweden erhält das Herzogtum Bremen 136. — Handel 103.
Schweiz 23. — geistiges Leben 252. 415 f. 419. 430. — Handel und Industrie 117. 127. 139. 141. 143. 147. 163. — ihre landschaftliche Schönheit 32. — Literatur 190. 314. — Zeitalter des Individualismus 9. — Kunst 595. 605. 638. — wirtschaftlicher Fortschritt im 18. Jahrhundert 416.
Schwertfeger 115.
Schwertschmiede 115.
Seehandel, deutscher 98.
Seelenliebe 280. 293.
Seidenindustrie 116 f. 139 f. 150. 160 f. 163 ff.
Seiler 116.
Sesenheim 447. 458.
Silberbergbau 104.
Silhouetten 601 f.
Singspiel 648 f.
Sizilien 255. 386.
Skandinavische Länder, Handel und Industrie 137. 179.
Skeptizismus 338 bis 341.
Solingen, Industrie 115. 156.
Sommerfeld (Lausitz) 125.
Sonaten 670 ff. 689. 693 f.
Sonneberg in Thüringen 159.
Sortimenter 548.
Sozial-Aristokratismus 57.
Sozialismus 56.
Sozialpolitik 294.
Spanien, Handel und Industrie 94. 105. 108 ff. 136 f. 149. 165. 178. 181. — der königliche Hof 226.
Spätromantik 84.
Speier, Dom 598. — Tabakbau 199 Anm.
Spielleute 122.
Spielwarenindustrie 127. 159.
Spinette 667.
Spiritismus 241.
Spitzenklöppelei 165.
Sport 38. 188.
Sprachreinigungsbestrebungen 193.
Spree, Handel 152.
Städte, wirtschaftliche Entwickelung in den letzten Jahrhunderten 93 bis 179.
Stapelrecht 96. 150.
Steinkohlenindustrie 115.
Steinmetzen 122.
Stettin 636. — Handel 152.
Steuerwesen im 18. Jahrhundert 218.
Stockholm, Handel 155.
Stoizismus 10. 468.
Strafrecht 22. 27 f.
Straßburg i. E. 324. — Aufblühen im 17. und 18. Jahrhundert 138. 141. — Geistesleben 190. 415. 446. — Goethe in Straßburg 447. 510. — Handel und Industrie 95 f. 98. 117 f. 132. 139 f. 147. 149. 159. — Universität 415. — Münster 447. 615. — Zollwesen 95 f. — Zünfte 122.
Strickerei 118. 165.
Strumpfindustrie 117 f. 178.
Sturm und Drang 33. 82 ff. 87. 89. 219. 230. 237. 239 ff. 245 bis 252. 259. 269. 285. 289. 294. 297. 308. 317 ff. 321. 324. 333. 374. 396. 402. 406. 437 bis 502. 507. 516. 524. 528. 531. 592. 595. 600. 613. 647. 650. 672 f.
Stuttgart, Buchhandel 212. — Industrie 168. — Karlsschule 398. 524. — Theater 525.
Subjektivismus 3. 14. 19 f. 24 bis 90. 201. 210. 220. 225. 247 f. 250. 253. 258. 260 f. 268. 271. 283. 295 f. 302. 318. 330. 334. 356. 374. 381. 398. 406. 409. 443. 456. 465. 471. 484. 494. 497. 530. 641. 663. 675 f. 679 f. 686. 703.
Sudeten 143.
Symbolismus 72 f.

T.

Tabakindustrie 118. 165. 199 Anm.
Talion 23.

Tanz 189. 215. 289.
Tee, Einführung 199.
Teplitz 697.
Territorien, Handel 93.
Teutoburger Wald 143.
Textilindustrie siehe Weberei.
Theater 17. 215. 242 f. 294.
Theatrum Europaeum 224.
Theologie im Zeitalter des Individualismus 8.
Theosophie 255.
Thüringen, Handel und Industrie 104. 143. 152. 159. 178. — seine landschaftliche Schönheit 32. — Tabakbau 199 Anm.
Tierpsychologie 320.
Tiers état 216.
Tirol, Silberbergbau 104. — Zünfte 170.
Toccata 663.
Todesstrafe 285.
Tortur siehe Folter.
Toskana, Handel 110.
Touraine, Industrie 164.
Tours 162.
Trachten 188. 191 f. 241.
Triangeln 667.
Trier (Kurfürstentum), Protestantismus 211.
Triest, Handel 151.
Trommeln 667.
Tübingen 212.
Tuchhandel und -industrie 122 f. 162 f. 178.
Türkenkriege 23.
Turkey Company 102.

U.

Überbrettl 454.
Überlingen 131.
Uhrenindustrie 156. 165.
Ulm 127 f. — Handel und Gewerbe 98. 116. 127. 147. 157. 163. — Verfassung 131.
Ungarn, Handel 104. 140. 145. 147.
Universitäten als Gemeinschaften 75.
Unternehmertum 86. 120. 167. 175. 181. 183 ff. 197. 199.
Unterrichtswesen 191. 213.
Unterstützungskassen 168.
Utrecht, Industrie 117.

V.

Vaterlandsliebe 283. 285 f.
Venedig, Bevölkerung 182. — Fabriken 113. — Handel und Industrie 103 f. 110. 145. 162.
Vereinigte Staaten von Nordamerika, Befreiungskrieg 357.
Vereinswesen, jetziges 74 f.
Verkehr am Ende des 18. Jahrhunderts 260.
Verleger (Warenverleger) 115 bis 119. 154 bis 161. 172 f. 175 ff.
Vernünftigen Tadlerinnen, Die 209.
Vierter Stand 118.
Vogtland, Industrie 151. 158 f. 178.
Völkerpsychologie 309.
Volkswirtschaft der letzten Jahrhunderte 86. 94 f. 180 ff.

W.

Wachsfigurenkabinette 190.
Waldenser 163.
Wartburg 503.
Weberei 114. 117 f. 127. 150 f. 155. 157 f. 178.
Weidenwang in der Oberpfalz 652.
Weidmannsche Buchhandlung 602.
Weimar (siehe auch Sachsen-Weimar, Großherzogtum, sowie Goethe, Joh. Wolfgang) 291. 293. 324. 626. — Buchhandel 212. — Park 630. — Goethehaus 532. — Theater 543.
Weinbau und -handel 137. 161. 163.
Weißbinder 578.
Weißenfels 502.
Weißenhorn bei Ulm 117.
Weißkunig 489.
Weltbürgertum 58. 61. 283.
Weltliteratur 59.
Weltpolitik 45.
Weltverkehr 120.
Werra, Handel 146.
Weser, Zölle 96.
Westfalen, Handel und Industrie 149. 159.
Westindien siehe Amerika.
Wetterau 143.
Wetzlar 234. 441. 510.

Wien 234. — Bevölkerung 182. — geistiges und gesellschaftliches Leben 211 f. 226. — Handel und Industrie 133. 140. 142. 149. 160 f. 167 f. — Künste 257. 630. 632. 635. 648 f. 656. 674. — Liechtensteinsche Galerie 257. — Zünfte 122.
Wilhelmshöhe bei Kassel 630.
Wirtschaftsleben, modernes 86 f.
Wissenschaft als Teilgebiet universalgeschichtlicher Entwickelung 77.
Wittenberg 504. 506. 637.
Wochenschriften 205. 208. 290.
Wolfenbüttel, Lessings Zeit 490. — Wolfenbütteler Fragmente 320.
Wolgast 607 f.
Wollweberei 115. 123. 139. 160. 165. 178.
Wörlitz 630.
Worms 128.
Wörterbücher 206.
Wuppertal, Bevölkerung 178.
Württemberg, Bevölkerung 178. 182. — Geistesleben 415. — Handel und Gewerbe 122. 159. — Zünfte 170.
Würzburg, Industrie 168.

X.

Xenien 209.

Z.

Zeitschriften 205 f. 208,
Zeitungen 208.
Zittau 146.
Zölle 95. — am Rhein 95 f.
Zuckerhandel 137.
Zünfte 75. 114. 117 bis 121. 155. 158. 164. 166 bis 179. — Zunfthäuser 289.
Zürich, Aufblühen im 17. und 18. Jahrhundert 138 f. 141. 416. — Dichtung 141. — Handel und Industrie 117. 122. 132. 139 f. 159. — Schulwesen 141.
Zwickau (Sachsen), Handel 145.

II. Personenregister.

A.

Abbt, Thomas 193. 222. 254. 264.
Adalbert von Bremen 502.
Adam, James, Baukünstler 630.
Adam, Robert, Baukünstler 629. 630.
Adelung, Johann Christoph, 254 Anm.
Affligio, Wiener Schauspieldirektor 648.
Ahlefeld, holsteinsches Adelsgeschlecht 134.
Alba, Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von 150, 163.
Alexander I., Kaiser von Rußland, sein Charakter 247.
Altdorfer, Albrecht, Maler, 605.
Altenstein, Karl Freiherr von Stein zum, preußischer Minister 301.
Anna, Kurfürstin von Brandenburg 222.
Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar 504. 507 f.
Ariovist 143.
Arnd, Johann 410.
Arndt, Ernst Moritz, 253.
Aschylus 560.
Auerbach, Berthold 220.
August 1. (Vater August), Kurfürst von Sachsen 299.
August der Starke, Kurfürst von Sachsen knüpft Handelsbeziehungen mit Holland an 150.

B.

Bach, Johann Sebastian 20. 643. 645. 661. 666 f. 671 f. 674. 679. 685.
Bach, Karl Philipp Emanuel 645. 672. 674.
Bach, Wilhelm Friedemann, Musiker 671, 674.

Bacon, Francis (von Verulam) 101. 335.
Bary, de, Handelsfamilie 138. 146.
Basedow, Johann Bernhard 194. 296.
Baumgarten, Siegmund Jakob 257. 402.
Bayle, Pierre 206.
Beauchamps, Tanzmeister 189.
Becker, Johann Joachim 160.
Beethoven, Ludwig van 58. 82. 268. 408. 519. 643. 647. 652. 662 f. 665. 667 ff. 677. 679 f. 683 bis 704.
Behaim, Georg Friedrich 288.
Benda, Georg, Singspieldichter 649.
Bernini, Giovanni Lorenzo 627.
Bernouilli, Basler Patrizierfamilie 138.
Beyer, Adrian 167.
Bitzius, Albert (Jeremias Gotthelf) 220.
Blücher, Gebhard Leberecht von, Fürst von Wahlstatt 637.
Blumauer, Aloys 454.
Boccaccio, Giovanni 596.
Böcklin Arnold 416. 547. 582. 584. 627.
Bodmer, Johann Jakob 190. 314. 416. 489.
Boerhaave, Hermann 274. 417.
Bohse, August (Talander) 292.
Boie, Heinrich Christian 206.
Boileau-Despréaux, Nicolas 267. 419 Anm. 496.
Borck, von, preußischer Gesandter in London 648.
Boettticher, Karl, Archäolog 634.
Boucher, François, Maler 53. 434.
Branconi, Marchesa 234.
Brederoo, Gerbrand Adriaenszoon 187.
Breitinger, Johann Jakob 190. 314. 416.
Brockdorff, holsteinisches Adelsgeschlecht 134.
Brockes, Barthold Heinrich 190. 258. 410.
Brunhilde, Gattin König Sigiberts von Austrasien 467.
Bruyn, Barthel, Maler 34.
Bry, Theodor de Künstler 34.
Buddeus, Joh. Franz 206.
Buffon, George Louis Leclerq Graf von, Naturforscher 26. 258. 323.
Bünau, Heinrich Graf von 225.
Burckhardt, Basler Patrizierfamilie 138.
Bürger, Gottfried August, 195. 204. 235. 238 f. 241. 243 267. 448. 452 bis 456. 460. 545. 674. — seine Frau Elise geb. Hahn 262.
Burgheim siehe Miller, Johann Martin.
Büsch, Johann Georg, Gründer der Hamburger Handlungsakademie 185.
Büsching, Anton Friedrich 198.
Buxtehude, Dietrich, Musiker 670. 680.

C.

Calderon de la Barca, Don Pedro 468.
Campe, Joachim Heinrich 296.
Canova, Antonio, Bildhauer 636. 638.
Carlos, Infant von Spanien (1545 bis 1568) 110.
Carstens, Asmus Jakob, Maler 581. 606. 621 ff. 625.
Cartesius siehe Descartes, René.
Carus, Karl Gustav, Arzt u. Maler 607.
Castiglione, Giovanni Benedetto 394.
Cellarius, Christoph 221.
Champollion, Jean François 701.
Cherbury, Herbert von 333.
Chlodowech I., König der Franken 467.
Choderlos de Laclos, P. A. F. Les liaisons dangereuses 204.
Chodowiecki, Daniel Nikolaus 595 ff. 600.
Chopin, Friedrich Franz, 694.
Claudius, Matthias 267 Anm. 275.
Chlérisseau, Charles Louis 629.
Clive, Lord Robert 97.
Cochin, Charles Nicolas, Kupferstecher 596.
Coffey, Charles, englischer Singspieldichter 648.
Colbert, Jean Baptiste 110. 163.
Constable, John, englischer Maler 610.
Cooper, James Fennimore, englischer Dichter 435.

Cornelius, Peter von 581.
Cotta Freiherr v. Cottendorf, Johann Friedrich 208. 212 291 Anm.
Couperin, François, Musiker 671.
Cranach, Lukas (der Ältere) 594.
Creutz, Friedrich Kasimir Karl Freiherr von 231. 310. 313. 343. 402.
Cristofori, Bartolommeo, Klavierbauer 668.
Crollalanza, Industrieller 157.
Crome, John, englischer Maler 610.
Crusius, Christian August 309.

D.

Dahl, Johann Christian Clausen, Maler 607.
Dalberg, Wolgang Heribert Reichsfreiherr von, Intendant des Mannheimer Theaters 525.
Dannecker, Johann Heinrich von, Bildhauer 636 f.
Darjes, Joachim Georg 309.
Darwin, Charles 44. 388.
Dauthe, Johann Friedrich Karl, Baukünstler 630.
David, Jacques Louis, Maler 434. 620.
Debary siehe Bary, de.
Defoe, Daniel 253.
Demme, Hermann Christian Gottfried, der Pächter Martin 204.
Denenfville, Handelsfamilie 146.
Descartes, René 10. 21. 305 f. 311. 320 f. 331 ff 358.
Deffoir, Max 319 Anm. 346 Anm.
Dickens, Charles 434.
Dijk, Anton van, siehe Dyck.
Dilthey, Wilhelm 333 Anm.
Ditters von Dittersdorf, Karl 649.
Dou, Gerard, Maler 187.
Dreber, Heinrich, Maler 627.
Dubos, Jean Baptiste 315.
Düntzer, Heinrich 462 Anm.
Dürer, Albrecht 15. 394. 573. 593. 598.
Du Ry, Karl, Baukünstler 630.
Dyck, Anton van 187. 600.

E.

Eberhard, Johann August 52. 260 264 Anm. 312. 316. 318.
Eckersberg, Christopher Wilhelm, dänischer Maler 606.
Einem, Lotte von 234.
Einsiedel, Friedrich Hildebrand Freiherr von 225.
Eisen, Charles, Kupferstecher 596.
Elisabeth, Königin von England, Handel unter ihr 101. 136. — Krieg mit Philipp II. von Spanien 136.
Elisabeth, die heilige, von Thüringen 503.
Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans 291.
Engelhard, Regner 23.
Erard, Sébastien, Klavierbauer 668.
Erdmannsdorf, Friedrich Wilhelm von, Baukünstler 629.
Ernesti, Johann August 498.
Ernst, Prinz von Sachsen-Gotha und Altenburg 629.
Fichte, Ernst Adolf, der Burgfrieden 204.
Esterhazy, Nikolaus Joseph Fürst von 673. 682.
Euripides 561.
Eybisch, Hugo 330.
Eyck, Hubert und Jan van 580. 588. — Jan 598.

F.

Falke, Gustav, Dichter 87.
Falke, Johannes 199 Anm.
Faßmann, David 207.
Fay, du, Handelsfamilie 146.
Feder, Johann Georg Heinrich 330.
Ferdinand I., deutscher Kaiser, seine Handelspolitik 97.
Ferguson, Adam 398.
Fernow, Karl Ludwig 615. 623 f.
Feuerbach, Anselm von, Maler 582. 584.
Fichte, Johann Gottlieb 42. 195. 205 211. 291 Anm. 498. 532.
Fiedler, Konrad 574 Anm. 585.
Fielding, Henry 434 f. 485.
Florenz, Herzöge von, siehe Medici.
Forster, Georg 198. 253.
Francke, August Hermann 422.
Franz I von Frankreich, Kriege gegen Karl V. 104. — Kunst unter ihm 593.
Franz, Kardinal von Lothringen 110.
Franz-Dreber, Heinrich, siehe Dreber, Heinrich.

Fredegunde, Gattin König Chilperichs I. 467.
Freytag, Gustav 434. 473 Anm.
Friedrich, Kaspar David, Maler 607. 612 f.
Friedrich III., deutscher Kaiser (1440—1493), die ihm zugeschriebene Reformation aus den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts 119.
Friedrich V., König von Dänemark 606.
Friedrich II., der Große, König von Preußen 23. 169. 231. 444. 449. 473. 505. 603. — Beamtenstand unter ihm 222. — Heer 223. — Kunst 629. 636. — Eroberung Schlesiens 156. — Verhältnis zur Bildung seiner Zeit 226 f. — Zeitungen unter ihm 208.
Friedrich Christian, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg 55.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, Handel unter ihm 152. — schützt Bremen 128.
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, Beamtenstand unter ihm 222. — Handel unter ihm 168.
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 357. 360.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, Kunstpflege 614.
Fries, Jakob Friedrich 276.
Fugger, Handelsfamilie 100. 106 f. 110. 117. 131. 146.
Fürstenberg, Franz Friedrich Wilhelm Freiherr von, Minister 234.

G.

Gainsborough, Thomas, englischer Maler 610.
Galilei, Galileo 10. 184. 327. 612.
Gall, Franz Joseph 263.
Gallitzin, Adelheid Amalia Fürstin von 234. 275.
Gärtner, Friedrich von, Baumeister 632.
Garve, Christian 34. 244. 398.
Gaßner, Johann Josef 241.
Gatterer, Johanna 235.
Gebhard, Johann Nepomuk 256.
Gebler, Freiherr von 659.
Gegenbauer, Karl 387.
Gehrmann, Hamburger Amtsmaler 606.
Geibel, Emanuel 50.
Gellert, Christian Fürchtegott 55. 190. 228. 238. 294. 297. 411. 648.
Genelli, Bonaventura, Maler 622 f.
Gerhardt, Paul 266.
Gerstenberg, Heinrich Wilhelm von 474.
Geßner, Salomo, 234 Anm. 410. 498. 605.
Gilly, Friedrich, Baumeister 629.
Giotto di Bondone, Maler und Baumeister 693.
Gleim, Johann Wilhelm Ludwig 212. 244. 264. 280. 294. 316. 410. 454. 602.
Gluck, Christoph Willibald 20. 244. 265. 641. 643. 646. 650 bis 658. 662. 697.
Göckingk, Leopold Friedrich Günther von 208.
Gogel, Handelsfamilie 146.
Goldsmith, Oliver 434 f. 447.
Gontard, Handelsfamilie 146.
Goethe, Johann Kaspar 288. 511. 534. — die Frau Rat 534.
Goethe, Johann Wolfgang von 27. 29. 40. 51. 59. 82 f. 191. 199. 202 f. 208. 222 f. 227 f. 230. 240. 246 f. 251. 254 Anm. 259. 268 f. 281. 286. 291. 297. 322. 324. 358. 409. 452. 456. 485. 488. 595. 620. 626. 637 ff. 646 f. 659. 674. 704. — Charakter und Weltanschauung 32 f. 38. 184. 231. 237. 243 f. 261 f. 271. 273. 374 bis 396. 401 f. 407. 437. 444. 446 ff. 459 bis 463. 495 f. 498. 502 bis 522. 528. 530 f. 541 f. 607. 615. 703. — seine Werke im allgemeinen 474. 480. 693. — Lyrik 544. — Sprache 483. — Naturforschung und Naturanschauung 384 bis 394. 512. 515. 542. — Liebe zur Kunst 652. 696. — Freundschaft mit Schiller 33. 324. 530 bis 567. — mit Karl August 55. 402. — Begegnung mit Beethoven 696 f. — Achilleis 546. — Alexis und Dora 515. 545 f. — Balladen 545. — Clavigo 475. — Dichtung und Wahrheit 214 230. 264. — Egmont 476 481. 513. 515. 517 ff. 696. — Farben-

lehre 613. — Faust 184. 241. 271. 375. 382. 392 f. 447. 475. 489. 511. 553. 696. — der Geselligkeit gewidmete Lieder 544. — Götz von Berlichingen 250. 271. 448. 473. 475. 477 f. 489. 511. — Hermann und Dorothea 195. 219. 515. 545 ff. — Iphigenie 284. 481. 513. 515. 517 bis 521. 530. — Italienische Reise 514. — Der ewige Jude 475. — Mahomet 475. — Wilhelm Meister 187. 513. 544 f. 550 bis 553. 696. — Prometheus 475. — Reineke Fuchs 545. — Römische Elegien 515. 545. — Sizilianische Briefe 500. — Sprüche in Prosa 377. — Stella 474 f. — Tasso 481. 513. 515. 517 bis 521. — Wahlverwandtschaften 552 f. — Die Leiden des jungen Werther 34. 233. 243. 246. 254. 275. 281. 284. 432. 436 Anm. 437. 440 ff. 477. 507. 511. 549. 553. — Xenien 209. 543. — seine Frau Christiane geb. Vulpius 531. —
Gotter, Friedrich Wilhelm 206.
Gottsched, Johann Christoph 190. 206. 209. 226 ff. 294. 314. 491. 651.
Gow, Neil Musiker 435.
Graff, Anton 549. 597. 603. 611.
Gravelot, Hubert Franz, Künstler 596.
Gregory 254 Anm.
Greuze, Jean Baptiste 596.
Grillparzer, Franz 562 f.
Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, Simplizissimus 256. 295. 414.
Guise, Herzog Heinrich I. von 110.
Günther, Johann Christian 19. 411 bis 414. 452. 482.
Gurlitt, Cornelius 623 Anm.

H.

Habsburg, Kaiserhaus, Hofhaltung im 18. Jahrhundert 226. — Verhältnis zur Reformation 99.
Hackenschmidt, Johann Christian 493 Anm.
Hackert, Philipp, Maler 605.
Hagedorn, Christ. Ludwig 603.
Hagedorn, Friedrich von 190. 419 Anm.
Hagen der Nibelungensage 467.
Haller, Albrecht von 19. 26. 32 252 f. 256. 274. 295. 309. 312. 323. 329. 411. 415 bis 419. 421. 437. 450. 482. 492 Anm. 583.
Hals, Frans, Maler 187. 600.
Hamann, Johann Georg 232 f. 236 f. 252. 254 Anm. 263. 273. 275. 323. 445 ff. 491.
Hamerling, Robert 43.
Händel, Georg Friedrich 20. 645. 666. 679. 685.
Hansen, Theophil, Baukünstler 632. 635.
Hartley, David 307.
Haydn, Franz Joseph 82. 643. 646. 648. 665 f. 672 bis 680. 682. 685 ff. 690.
Haym, Rudolf 322. 326.
Hebbel, Friedrich 30. 484. 703.
Hebel, Johann Peter 492 Anm.
Hederich, Benjamin 206.
Hegel, Georg Friedrich Wilhelm 42. 616.
Heidenreich, Erbauungen 204.
Heine, Heinrich 455. 458. 486.
Heinrich von Veldeke s. Veldeke.
Heinrich I., deutscher König 430.
Heinrich VI., deutscher Kaiser 227.
Heinrich VIII., König von England, Handel unter ihm 101.
Heinrich, Prinz von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen 603.
Heinse, Johann Jakob Wilhelm 244. 264. 591.
Heinze, Max 348 Anm. 367 Anm.
Helmholtz, Hermann Ludwig Ferdinand von 356 Anm.
Hensler, Karl Friedrich 659.
Herbart, Johann Friedrich 42. 307. 309.
Herder, Johann Gottfried von 44. 88. 126. 195. 221 f. 227. 230. 244 ff. 252. 265. 275. 388 439. 509. 514. 529. 603. 651. 704. — sein Charakter 26. 31. 34. 42. 55. 59. 237. 275 bis 280. 284. 322 bis 329. 374. 378. 381. 392. 401. 444. 446. 496. 499 505. 510 f. 528. — Briefe zur Beförderung der Humanität 498. — Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele 329. — Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit 34. 282. 324. 497. — Wirkung auf Goethe 447. —

Pädagogik 298. 344. — Älteste Urkunde des Menschengeschlechts 276. 326. 446. — Volkslieder 446. 494 f. — Kritische Wälder 446. 497. 592.
Herder, Karoline von, geb. Flachsland 237. 280. 324.
Hermann, Landgraf von Thüringen 503.
Herrad von Landsberg, Äbtissin des Klosters St. Odilien 573. 598.
Herwegh, Georg 30.
Heß, Ludwig, Maler 606.
Hettner, Hermann 420 Anm.
Heusler, Basler Patrizierfamilie 138.
Heyne, Christian Gottlob 195. 494. 499.
Hildebrand, Ernst, Maler 585.
Hiller, Johann Adam, Musiker 646. 648.
Hobbes, Thomas 21. 358.
Hoffmann, Basler Patrizierfamilie 138.
Hogarth, William 434. 595 f.
Hohenheim, Theophrastus Bombastus Paracelsus von 299.
Hohenthal, Grafen von 224.
Hohenwart, Sigismund von, Bischof von Linz, Naturforscher 256.
Holbein, Hans 598 f.
Hölderlin, Friedrich 498.
Hölty, Ludwig Heinrich Christoph 440. [649.
Holzbauer, Ignaz, Singspieldichter
Homann, Vorfahr der Grafen von Hohenthal 224.
Homer 64. 313. 433. 435. 447. 494 f. 514. 546.
Horaz 419 Anm.
Hörnigk (auch Hornick oder Horneck), Philipp Wilhelm von 159. 161.
Hounald, Ernst Christoph Freiherr von 562.
Hübner, Johann 206.
Hülsenbeck 608.
Humboldt, Alexander von 225. 252.
Humboldt, Wilhelm von 225. 244 259. 263. 532. — seine Weltanschauung 382 498. 502. — seine Staatslehre 83. — seine Frau Karoline geb. von Dachröden 280.
Hume, David 41. 307. 323. 337 bis 340. 355.
Hummel, Karl, Maler 627.

J. (Vokal.)

Ibsen, Henrik 295.
Iffland, August Wilhelm 554.
Imhof, Handelsfamilie 100. 105.
Immermann, Karl Leberecht 434.
Iselin, Basler Patrizierfamilie 138.

J. (Konsonant.)

Jablonski, Johann Theodor 206.
Jacobi, Friedrich Heinrich, Philosoph 42. 254. 274. 276. 390.
Jacobi, Johann Georg 254 f. 262.
Jahn, Friedrich Ludwig 201.
Jean Paul siehe Richter, Johann Paul Friedrich.
Jeremias Gotthelf siehe Bitzius, Albert.
Jöcher, Johann Gottlieb 206.
Jones, Inigo, Baukünstler 629.
Joseph II., Deutscher Kaiser, geistiges Leben unter ihm 211. 649. — Toleranzedikte 46. — Zünfte 170.
Juel, Jens, dänischer Maler 606 f.
Jung-Stilling, Johann Heinrich 275.

K.

Kalb, Charlotte von 526. 528.
Kanoldt, Edmund, Maler 627.
Kant, Immanuel 40. 45. 48. 51. 82. 88. 195. 211. 221. 232. 236. 246. 278 f. 295. 305. 331. 339 bis 378. 392. 490 ff. 616. 618. 704. — Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft 360. — Ästhetik 318. 615. — Ethik 47. 63. 82. 399. 681. — Grundlegung zur Metaphysik der Sitten 359. — Einfluß auf Schiller 399 bis 403. 406. 492. 530. — Einfluß auf Herder 323 f. — Kant-Laplacesche Hypothese 45. — Idee zur einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht 196 f. — Kritik der praktischen Vernunft 360 bis 373. — Kritik der reinen Vernunft 40 f. 46. 67. 72 f. 88. 331 Anm. 339 bis 373. — Kritik der Urteilskraft 360. 400. — Von der Macht des Gemütes 358. — Pädagogik 298. — Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft

360. 369 bis 373. — Transzendenztheorie 554. 557.
Karl V., deutscher Kaiser 104. 187. — seine Handelspolitik 97.
Karl VI., deutscher Kaiser, Handel unter ihm 165.
Karl I., König von England 187.
Karl Alexander, Großherzog von Sachsen, Kunstpflege 614.
Karl August, Großherzog von Sachsen 55. 385. 504. 507. 512.
Karl Eugen, Herzog von Württemberg 450. 524 f.
Karl Wilhelm Ferdinand, Erbprinz (später Herzog) von Braunschweig-Lüneburg 234.
Karsch, Anna Luise 280.
Kästner, Abraham Gotthelf 411. 417.
Kauffmann, Angelica 620.
Kaufmann, Christoph 239.
Kehrbach, Karl 299 Anm. 362 Anm. 363 Anm. 364 Anm. 365 Anm.
Keith, Jakob, preußischer Feldmarschall 636.
Keller, Gottfried 33. 45. 416. 484. 493 Anm.
Keller, Heinrich, Bildhauer 638.
Kent, William, Künstler 629.
Kettner, Gustav 480 Anm. 557 Anm.
Keyßler, Johann Georg, Reiseschriftsteller 128.
Kleist, Ewald von 410.
Kleist, Heinrich von 484. 486.
Klenze, Leo von 629 ff.
Klettenberg, Susanne Katharine von 275.
Klinger, Friedrich Maximilian von 237. 241. 243. 474. 487.
Klinger, Max, Künstler 547. 573. 585. 587.
Klopstock, Friedrich Gottlieb 194. 209. 227 f. 235. 266 f. 291. 418 bis 437. 439. 444. 452. 456. 592. 646. 655. — Messias 243 f. 250. 418 bis 437. 509. — Oden 431. — seine Sprache 418. 483.
Knaus, Ludwig 434.
Knebel, Karl Ludwig von 225.
Knobelsdorff, Georg Wenzeslaus von, Baukünstler 629.
Knutzen, Martin 357.
Koch, Gottfried Heinrich, Schauspieler 648.
Koch, Josef Anton, Maler, 625 f.
Konstantin, Prinz von Sachsen-Weimar 508.
Koppernikus, Nikolaus 45. 431.
Körner, Christian Gottfried 262. 399. 527. 532.
Kotzebue, August von 247. 507. 552. 554.
Kriemhild 467.
Krubsacius, Friedrich August, Baumeister 629.
Krüger, Johann Gottlob, Naturforscher 42.
Kuhnau, Johann, Musiker 670.

L.

Lafontaine, August Heinrich Julius 247. 552.
Lambert, Johann Heinrich 341 bis 344.
Langhans, Karl Gotthard, Baukünstler 629.
Laplace, Pierre Simon Marquis de 45.
Laster, Eduard 200.
Laun, Friedrich, siehe Schulze, Friedrich August.
Lavater, Johann Kaspar 233 f. 239 f. 241. 263. 274 f. 674.
Leerse, Handelsfamilie 146.
Leibniz, Gottfried Wilhelm von 5. 52. 126. 276. 283. 305 f. 308. 312. 315. 318 f. 321 ff. 325. 328. 332 f. 339. 358. 380. 398. — Nouveaux essais 310. — Monadenlehre 310. 319 f. 322. — sein Rationalismus 8. — Theodicee 313.
Leisewitz, Johann Anton 239. — Julius von Tarent 246. 474.
Lenbach, Franz von 582. 604.
Lengefeld, Charlotte von, siehe Schiller, Friedrich von.
Lenz, Jakob Michael Reinhold 239. 241. 448. 452. 456 bis 459. 474. 674.
Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau 636.
Lessing, Gotthold Ephraim 33. 40. 209. 211. 246. 274. 289. 483. 490 f. 496 498. 514. 528. 648. — seine Ästhetik 315. 397. 605. 651. — Emilia Galotti 411. — Erziehung des Menschengeschlechts 372. — Hamburgische Dramaturgie 496.

— Minna von Barnhelm 478. — Nathan der Weise 223. 284. 519 f. — Miß Sara Sampson 213 f.
Lichtenberg, Georg Christoph 40. 246. 411. 490.
Liebeskind, Verfasser von „Lulu" 659.
Lindau, Adolf Wilhelm 247.
Liselotte siehe Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans.
Liszt, Franz 651 Anm. 653 Anm. 697.
Locke, John 41. 290. 307. 310 ff. 335 f. 338 f. 345 f.
Lohenstein, Daniel Kaspar von 412. 417.
Lorrain, Claude, Maler 626.
Lortzing, Albert 649.
Lossius, Johann Christian 334. 342.
Lothringen, Franz, Kardinal von, siehe Franz.
Ludwig, Otto 397. 470 Anm. 471. 484. 486. 558. 688 Anm. 703.
Ludwig I., König von Bayern, Kunstpflege 614. 631.
Ludwig XIV., König von Frankreich, seine Kriege 140.
Luise, Königin von Preußen 637. — ihr Charakter 247.
Luther, Martin 286 f. 371 f. 503. 637. — das Gefühl in seinem Glauben 272. 277 f. — seine Mystik 274.

M.

Macchiavelli, Niccolò 271.
Macpherson, James 251. 253. 435.
Maeterlinck, Maurice 252.
Makart, Hans 582.
Manteuffel, Ernst Christoph Graf von 225.
Marées, Hans von 585.
Maria, die Katholische, Königin von England 163.
Maria, Gräfin von Schaumburg-Lippe 324.
Maria Theresia, deutsche Kaiserin 291. — Handel unter ihr 165. — Zünfte 170.
Martin, der Pächter, siehe Demme, Hermann Christian Gottfried.
Matthisson, Friedrich von 541.
Max I., deutscher Kaiser 104. — seine Handelspolitik 97.
Max Joseph, Kurfürst von Bayern 211. 222.
Medici, Cosimo I., Herzog von Florenz 110.
Meiners, Christoph 341.
Mencke, Johann Burkhard 206.
Mendelssohn, Moses 25. 207. 310 ff. 402. 490.
Mengs, Raphael 549. 603. 619.
Menzel, Wolfgang 253.
Merck, Johann Heinrich 262. 521.
Merian, Hans 667 Anm.
Mesmer, Franz (Friedrich Anton) 241.
Meunier 252.
Meyer, Konrad Ferdinand 416.
Meyerbeer, Giacomo 697.
Michelangelo 190. 621. 686.
Mieris, Frans van, Maler 187.
Milde, Julius Karl, Maler 609.
Miller, Johann Martin 234. 439. — seine Romane Xaver Siegwart und Karl von Burgheim 207. 245.
Millet, Jean François, Maler 547.
Milton, John 253. 430. 435.
Molière, Jean Baptiste Poquelin 522. 596. 649.
Monberry, Walter von, siehe Naubert, Benediktine Christiane.
Montesquieu, Charles de Secondat, Baron de la Brède et de 216. 490. 528.
Moreau, Jean Victor, französischer General 547.
Morgenstern, Christian, Maler 609.
Moritz, Karl Philipp 241. 330.
Moritz, Kurfürst von Sachsen 149.
Moscherosch, Hans Michael 414.
Moser, Johann Jakob 273.
Moser, Karl Friedrich von 216.
Möser, Justus 97. 126. 178. 222. 447. 490. — Osnabrückische Intelligenzblätter 207.
Moucheron, Balthazar de 190.
Mozart, Wolfgang Amadeus 82. 643. 646. 649 ff. 652. 656 bis 663. 672. 676 bis 680. 682. 686 f. 690. 697 f. 704.
Mühl, Gustav, Dichter 493 Anm.
Müller, Friedrich (= Maler Müller) 219. 239. 474.

Müllner, Amandus Gottfried Adolf 562 f.
Münchhausen, Gerlach Adolf Freiherr von 225.
Muther, Richard 592 Anm.

N.

Napoleon I., Bonaparte 84. 695. — nach der Völkerschlacht 143.
Naubert, Benediktine Christiane, Walter von Monberry 204.
Neidhardt, Kaufmann im 16. Jahrhundert 110.
Neukirch, Benjamin 187.
Newton, Isaak 184. 389.
Nicolai, Christoph Friedrich 438. 490. 651.
Niebuhr, Carsten 198.
Nietzsche, Friedrich 295. 703.
Nikolaus V., Papst 593.
Nobile, Peter von, Künstler 630.

O.

Oberlin, Johann Friedrich 415.
Ohlmüller, Joseph Daniel, Baumeister 632.
Oldach, Julius, Maler 609.
Oeser, Adam Friedrich 510. 595. 619. 629. 635 ff.
Ossian 250. 285. 435 f. 511.
Ostade, Adriaen van 615.
Overbeck, Friedrich, Maler 581.
Ovid 596.

P.

Palestrina, Giovanni Pierluigi da 685.
Palladio, Andrea, Künstler 628 ff.
Pallas, Peter Simon 198.
Paracelsus siehe Hohenheim, Theophrastus Bombastus Paracelsus von.
Pasch, Tanzmeister 189.
Passavant, Handelsfamilie 138. 146.
Paulsen, Friedrich 201.
Paumgartner, Handelsfamilie 106 f.
Percy, Thomas 435.
Persius 371.
Perthes, Friedrich Christoph 212.
Pestalozzi, Johann Heinrich 82. 299. 493 Anm.
Petit de Julleville, Louis 251.
Philipp II., König von Spanien, Krieg mit England 136.
Piccini, Nicola 657.
Pichler, Adolf, Besteiger des Ortler 256.
Pindar 514.
Plato 447.
Ploucquet, Gottfried 333 f.
Pöllnitz, Karl Ludwig Freiherr von 127.
Pope, Alexander 33. 253.
Poussin, Nicolas, Maler 626.
Preller, Friedrich (Vater), Maler 626 f.
Preller, Friedrich (Sohn), Maler 627.
Protagoras 332.
Pufendorf, Samuel Freiherr von 491.

R.

Raabe, Wilhelm 484.
Rabener, Gottlieb Wilhelm 411.
Raffael 394. 686.
Rameau, Jean Philippe, französischer Musiker 657.
Ramler, Karl Wilhelm 603.
Ramsay, Allan 435.
Ranke, Leopold von 383.
Rantzau, holsteinsches Adelsgeschlecht 134.
Rauch, Christian Daniel, Bildhauer 639.
Reich, Philipp Erasmus 602.
Reichardt, Johann Friedrich 646. 649.
Reimarus, Hermann Samuel 320.
Reinwald, Christophine, Schillers Schwester 262.
Reinwald, Wilhelm Friedrich Hermann, Schillers Schwager 262.
Rembrandt 15. 53. 565. 573. 580. 593. 600.
Reuter, Fritz 434.
Revett, Nicolas, englischer Reisender und Archäolog 628. 629.
Richardson, Samuel 253. 435. 549.
Richter, Johann Paul Friedrich (Jean Paul) 245. 247. 265. 293. 484 bis 487. 507.
Richter, Ludwig, Maler 613.

Riehl, Alois 336.
Riehl, Wilhelm Heinrich von 434.
Rietschel, Ernst 533.
Robertson, William 207.
Rochow, Eberhard Freiherr von 296.
Rohr, Julius Bernhard von 292.
Rottmann, Karl, Maler 625 f.
Rousseau, Jean Jacques 250 bis 253. 256. 275. 285. 295 bis 298. 321. 337. 364. 436 f. 485. 511. 528. 549. 651.
Rubens, Peter Paul 15. 53. 187. 565. 580. 582. 599 f. 685.
Rüdiger, Otto 423 Anm.
Rudolf I. von Habsburg, sein Grabmal 598.
Rudolphi, Karoline, Dichterin 423 Anm.
Ruhmohr, Karl Friedrich von 609.
Runge, Otto Philipp, Maler 607 bis 611. 613 f. 701.

S.

Sachs, Hans 194. 463. 489 516.
Salzmann, Christian Gotthilf 296.
Sarrasin, Handelsfamilie 138. 146.
Saussure, Horace Bénedicte de 256.
Scarlatti, Alessandro 656.
Schadow, Gottfried 636 ff.
Schäffle, Albert Eberhard Friedrich 291 Anm.
Schaumburg-Lippe, Gräfin Maria 276.
Schedel von Greifenstein, Nikolaus, Künstler 630.
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von 42. 221.
Scheuchzer, Johann Jakob 256.
Schick, Gottlieb, Maler 620 f.
Schiebeler, Daniel 454.
Schikaneder, Emanuel, Dichter 660.
Schiller, Friedrich von 55. 58. 82 f. 195. 208. 210 Anm. 211. 228. 246. 254 Anm. 260. 262. 269 f. 281. 284. 291. 297. 372. 500 bis 509. 522 bis 567. 603. 636. 646. 696. — Weltanschauung 374. 378. 382. 392 bis 408. 476. 498. 500 ff. 538 bis 541. 703 f. — Freundschaft mit Goethe 33. 324. 530 bis 567. — seine Werke im allgemeinen 444 456. 474. 476. 479. 500. — Sprache 418. 483. 561. — Ästhetik 82. 215. 285. 316. 318. 394. 397. 400 bis 408. 492. 530. 551. 558. 651. — Die Braut in Trauer 560. — Die Braut von Messina 543. 560 f. 563. 652. — Demetrius 480. 543. 562. 565. — Don Carlos 55. 261. 399. 474. 519 f. 522 f. 526. 556. — Geschichte des Dreißigjährigen Krieges 556. — Über naive und sentimentalische Dichtung 421 Anm. 500. 539. — Fiesco 474. 481. 526. — Lied an die Freude 703. — Geisterseher 528. — Lied von der Glocke 544. 547. — Die Götter Griechenlands 530. — Hero und Leander 546. — Horen 207. 543. — Die Ideale 543. — Jungfrau von Orleans 270. 543. 554. 559. 652. — Kabale und Liebe 226. 474. 476 f. 481. 525 f. — Kassandra 546. — Musenalmanach 207. 543. — Philosophische Briefe 528. — Die Räuber 24. 46. 243. 474. 476. 478 bis 481. 524. 560. — Der Ring des Polykrates 546. — Die Schlacht 538. — Maria Stuart 543. 558 f. — Wilhelm Tell 538. 543. 564 ff. — Verbrecher aus verlorener Ehre 528. — Wallenstein 303. 480. 536. 543. 554. 556. 558. — Xenien 209. 543. — seine Eltern 534. — seine Frau Charlotte geb. von Lengefeld 280. 529. 538.
Schilling, Friedrich Gustav 247.
Schilter, Johann 415.
Schimmelmann, Graf Ernst von, dänischer Finanzminister 55.
Schindler, Anton Felix, Musiker und Schriftsteller 699. 701.
Schinkel, Karl Friedrich 629. 631. 633. 635. 639.
Schirmer, Wilhelm, Maler 627.
Schlegel, August Wilhelm von und Friedrich von 499. — Friedrich 293. 500. — seine Gattin, Dorothea geb. Mendelssohn 293.
Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst 278 f. — Reden über die Religion 83.
Schliemann, Heinrich 634.
Schlosser, Johann Georg 233. 456.
Schmidt, Dresdener Ratszimmermeister 629.

Schmidt, Michael Ignaz, Geschichtschreiber 25.
Schmolck, Benjamin 412.
Schmoller, Gustav 200.
Schnabel, Johann Gottfried (Gisander) 253.
Schönborn, Gottlob Friedrich Ernst 440.
Schopenhauer, Arthur 52. 394.
Schöttgen, Johann Christian 206.
Schröder-Devrient, Wilhelmine 698.
Schröter, Christoph Gottlieb, Klavierbauer 668.
Schubart, Christian Friedrich Daniel 195. 208. 212. 234. 448 bis 452. 454. 456. 460. 524. 545. 674.
Schubert, Franz, Tonsetzer 694.
Schultheß, Johann Georg 234 Anm.
Schulz, Franz Albert 308.
Schulze, Friedrich August (= Friedrich Laun) 247.
Schulze, Johannes, Schulmann 301.
Schumann, Robert 689. 691. 694.
Schütz, Heinrich, Tonkünstler 20.
Scott, Walter 434.
Seneca, der Ältere, 18.
Servede, Michael 67. 333.
Seydlitz, Friedrich Wilhelm von, preußischer General 636.
Shaftesbury, Anthony Ashley Cooper Graf von 309. 315. 398. 433.
Shakespeare, William 238. 246. 250 f. 253. 268. 424. 435. 447 f. 467 bis 473. 478. 522. 688.
Siegwart siehe Miller, Johann Martin.
Silbermann, Gottfried, Orgelbauer 668.
Smith, Adam 337.
Smollet, Tobias 435.
Socin, Basler Patrizierfamilie 138.
Sokrates 237. 445.
Sommer, Hugo 312 Anm. 313 Anm. 343 Anm.
Sophokles 64. 557. 561. — Ödipus 557 f.
Spalding, Johann Joachim 207.
Speckter, Erwin und Otto, Maler 609.
Spener, Philipp Jakob 190.
Spielhagen, Friedrich 56.
Spinoza, Baruch (Benedikt) 8. 231. 271. 305. 322. 325. 332. 358. 376. 380. 511.
Sprickmann, Anton Matthias 234. 241.
Städel, Johann Friedrich 216.
Stamitz, Johann, Musiker 671.
Standfuß, Musiker 648
Stein, Charlotte von 462. 512 f. 529. 531.
Stein, Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom, Reformen 183.
Stein, Karl Heinrich von 395 Anm.
Steiner, Rudolf 387.
Steinhausen, Georg 243 Anm. 262 Anm.
Stephan, Horst 322.
Sterne, Lorenz (Yorick) 250. 253 ff. 435. 447. 485.
Stetten, Hans von 104.
Stevin, Simon 612.
Stöber, Daniel Ehrenfried 493 Anm.
Stolberg, Auguste Gräfin 262.
Stolberg, Christian und Friedrich Leopold Grafen von 55. 204. 225. 243. 257. 440. — Friedrich Leopold 258. — seine Geschichte der Religion Jesu 275.
Strack, Johann Heinrich, Baumeister 634.
Stromer, Ulman, Nürnberger Unternehmer 116.
Stuart, James, englischer Reisender u. Archäolog 628. 629.
Stüler, Friedrich August, Baukünstler 634.
Stumpf, Karl 362 Anm.
Sulzer, Johann Georg 263. 312. 315 f. 321. 343. 402 f. 624.
Süßmilch, Johann Peter, Soziologe 182.
Sweelinck, Jan, Orgelspieler 680.
Swieten, Gerhard van, Leibarzt Maria Theresias 685.
Swift 447.

T.

Talander siehe Bohse, August
Tannhäuser 503.
Tassaert, Johann Peter Anton, Bildhauer 636.
Tetens, Johann, Nikolaus 299. 311 ff. 320. 341 f. 402.

Teuber, E. A. 19 Anm.
Thoma, Hans, Maler 584. 613.
Thomasius, Christian 190. 203. 491.
Thomson, James 435.
Thorwaldsen, Bertel 606. 621. 635. 638 f.
Thümmel, Moritz August von 214. 225.
Thurneysen, Basler Patrizierfamilie 138.
Tieck, Ludwig 560. 607.
Tizian 187.
Tomaschek, Wenzel Johann, Tonkünstler 673.
Trippel, Alexander, Bildhauer 638.
Tschirnhausen, Ehrenfried Walther von 224.
Tucher, Nürnberger Handelsfamilie 104. 131.
Tudor, englische Königfamilie 101. 226.
Turner, William, englischer Maler 610.

U.

Überweg, Friedrich 348 Anm. 367 Anm.
Unzer, Johann August 312.

V.

Vaihinger, Hans 319 Anm. 339.
Valois, Königsfamilie 226.
Veit, Dorothea, geb. Mendelssohn, siehe Friedrich von Schlegel.
Veldeke, Heinrich von 502.
Vergil 313. 417.
Vertemate siehe Wertemann.
Vitruv 571. 629.
Vogel, Christian Leberecht, Maler 603.
Voltaire, François Marie Arouet de 251. 437. 537.
Vos, Cornelis de, Maler 611.
Voß, Johann Heinrich 219. 225. 440. 514. 546.
Vulpius, Christiane, siehe Goethe, Johann Wolfgang von.

W.

Wächter, Georg Friedrich Eberhard von, Maler 620.
Wackernagel, Wilhelm 253.
Wagner, Heinrich Leopold 241. 474. 487.
Wagner, Richard 56 f. 295. 408. 568. 689. 697. 703.
Waldmann, Gustav, eine deutsche Geschichte 204.
Walter von der Vogelweide 428. 503.
Watteau, Antoine, französischer Maler 53. 619.
Weber, Karl Maria Freiherr von 661 f. 689. 694. 696 f.
Weinbrenner, Friedrich, Baukünstler 630.
Weiße, Christian Felix 648.
Welser, Handelsfamilie 100. 106 f. 110.
Werner, Zacharias 562 f.
Wertemann (Vertemate), Basler Patrizierfamilie 138.
Wickram, Jörg, Dichter 493 Anm. 518.
Wieland, Christoph Martin 204. 209. 212. 238. 244 f. 251. 437 f. 447. 483. 489. 508. 511 f. 529.
Wilhelm, Graf von Schaumburg-Lippe 324.
Wiltie, David 434.
Winckelmann, Johann Joachim 195. 225. 495 f. 498. 520. 615 f. 619 f. 629. 639. 641. 652.
Windelband, Wilhelm 393 Anm. 472 Anm.
Winter, Peter von, Singspieldichter 649.
Wolf, Friedrich August 25. 195. 206. 494 f.
Wolff, Christian Freiherr von 63. 190. 290. 297. 305 bis 308. 318. 319 Anm. 332. 346. 398. — seine Schüler 318.
Wölfflin, Heinrich 234 Anm.
Wöllwarth auf Neubronn, Reichsfreifrau von 225.
Wolzogen, Frau von, Freundin Schillers 526. — deren Tochter Charlotte 526.
Wouwerman, Philipp 25.
Wychgram, Jakob 558 Anm.

Y.

Yorick siehe Sterne, Lorenz.
Young, Edward 253. 315. 433. 435.

Z.

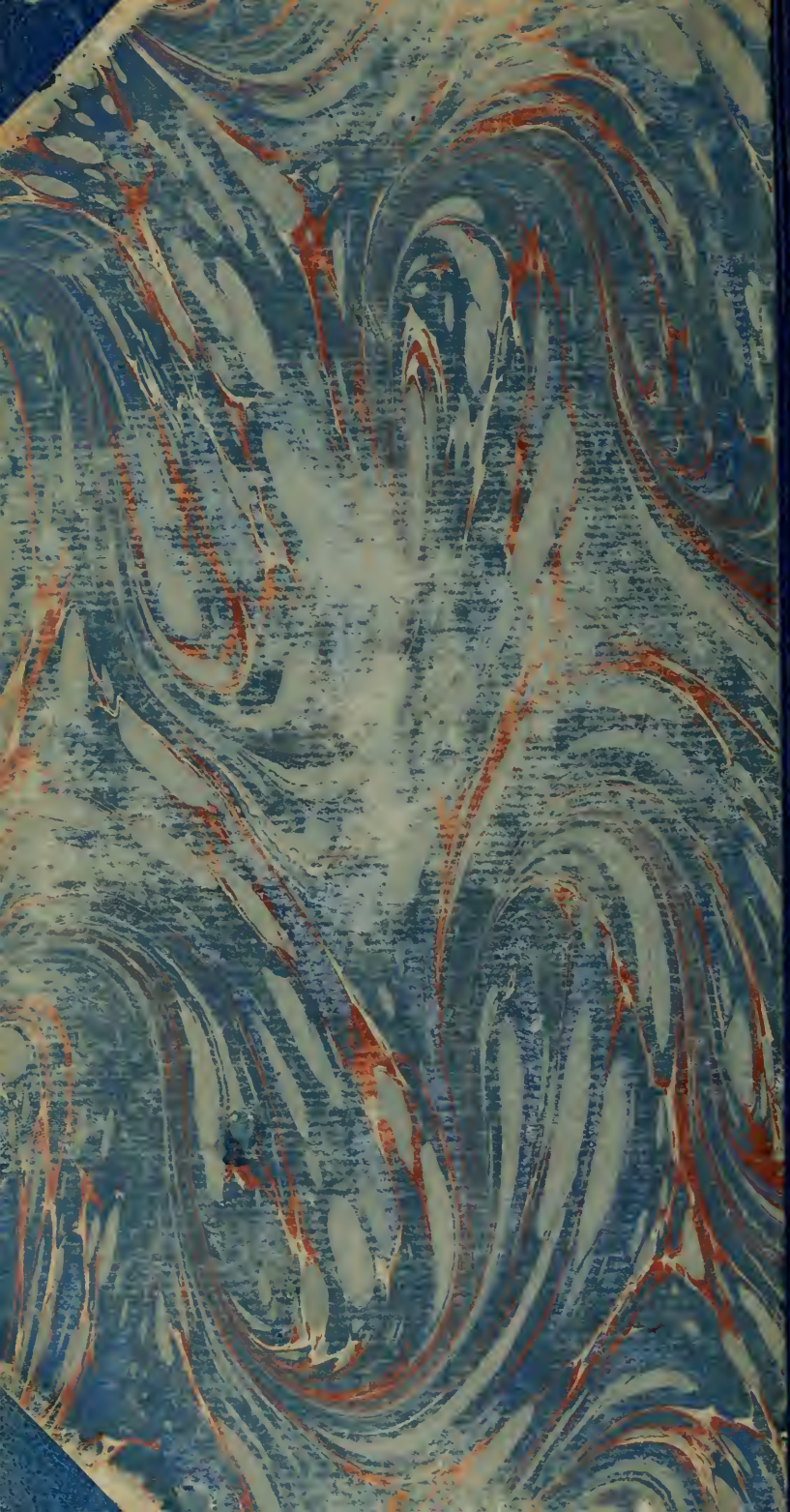
Zachariä, Just Friedrich Wilhelm 411.
Zelter, Karl Friedrich, Musiker 645.
Zesen, Philipp von 209.
Ziebland, Georg Friedrich, Baumeister 632.
Zieten, Hans Joachim von, preuß. General 636.
Zimmermann, Johann Georg Ritter von 243.
Zinzendorf, Nikolaus Ludwig Graf von 273.
Zumsteeg, Joh. Rudolf, Musiker 646.
Zwingli, Ulrich 67. 286.

This book is **DUE** on the last date stamped below

JUL 31 1952

Form L-9-35*m*-8,'28

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 407 110 6

DD89
L19d
v.8

UNIVERSITY of CALIFORNIA
AT
LOS ANGELES
LIBRARY